This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

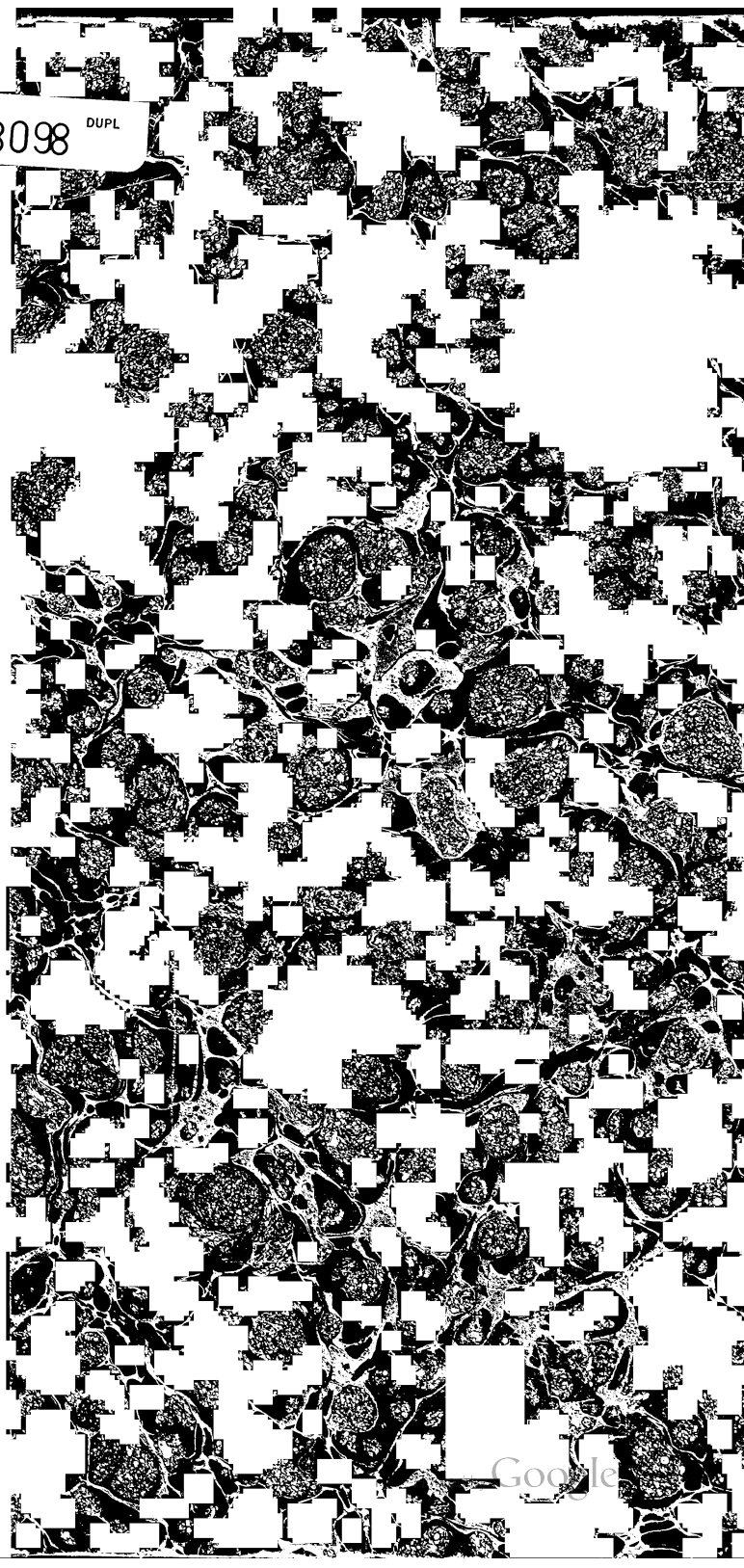
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

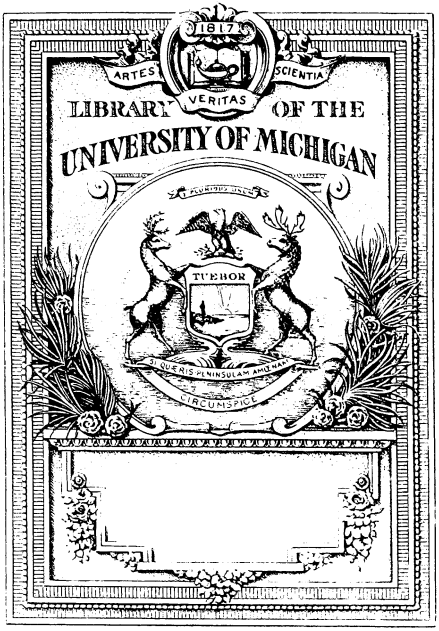
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

A 598098 DUPL



Google



Hosted by Google

Hosted by Google

Hosted by Google

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Vierundzwanzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1898

Hosted by Google

Hosted by Google

Rer. Hist.
Harvard
4-28-81
23211

Inhalt.

Amerikas Sieg 313
Aufsätze, drei 32
Aufstand, der, in Italien . . . 22
Ausgleich, der österreichisch-ungarische 279
Asylrecht, Genfer 263
Bismarck 225
Bismarckbriefe, neue 407
Bismarckfeier 273
Bismarcks Memoiren s. Notizbuch 400.
Boom, der 572
Börsenleben, pariser 485
Buddhismus 54
Bund der Landwirthe s. Notizbuch 351.
Bye, Ivar 204
Byzantinismus s. Notizbuch 490.
Chemie, aus dem Reich der . . . 438
Dienstzeit, wider die zweijährige 364
Diskontogesellschaft, die 396
Distel, die 403
Einfall-Fabrikantin, die 175
Eliesers, Rabbi, Weib 392
England, Portugal, Deutschland 534
Feenpalast, der 1
Fegefeuer, im s. Theaternotizbuch 133.
Ferienbörse 130
Folgen, wirthschaftliche, des Krieges 317
Frage, die soziale, im Mittelalter 119
Frauendrama, ein 511
Frauen, schreibende 324
Goethes Weltanschauung 549
Gratifikationen s. Notizbuch 399.
Großvaters Uhr 306
Gruß, letzter 250
Harmonie, die, der Menschheit . 458
Haussestimmung 347
Haussestimmungen 270
Hebbel als Prophet Bismarcks . 62
Herbsttendenz 446
Herostrats Tagebuch 575
Hobson, Cid 137
Hunhilde 518
Jahrhundert, das neue 449
Industriesorgen 178
Johanna s. Frauendrama.
Kaiser, der, im Orient 97
Kaiserrede in Hannover s. Notizbuch 488.
Kerl, der stumme 294
Kreuzzeitung s. Notizbuch 352.
Kriege, nach dem 491
Kulturfortschritt? 191
Kunst, die, des Wohnens 503
Kunstausstellung, in der 110
Latierbäumen, zwischen lonsdaler 570
Latifundien-Marx 106
s. a. Soziologischer Pessimismus.

Hosted by Google

Leonore, die dritte 353
Lieutenant von Bismarck 537
Lippe 185
s. a. Notizbuch 350.
Mörder, der 88
Mythologie, vergleichende 144
Narren, des, Waldgang 302
Nervenheilstätten (Eulenburg) . . 27
Nervenheilstätten (Möbius) . . . 171
Nieße, Hansi s. Theaternotiz-buch 133.
Notizbuch . . 45, 222, 350, 399, 488
Offizier-Capes s. Notizbuch . . 489
Ordnung und Recht 101
Partikularismus, industrieller . . 42
Pessimismus s. Soziologischer.
Ploetz, Berthold von s. Notiz-buch 222.
Prokurator, der, von Judaea . . 254
Resurrection Co. 72
Schlaucherl, der, vom Berge . . 36
Selbstanzeigen 91, 214, 266, 394, 532 567
Sie konnten zusammen nicht kommen 557
Skoteinos, Nikolai 401
Sozialpolitik im Mittelalter . . 49
Soziologischer Pessimismus . . . 472
s. a. Latifundien-Marx.
Staatsrecht s. Theorie.
Stand, ein neuer 252
Stempel, falsche 94
Stillstand oder Niedergang? . . 219
Strauß, seit 79
Tagebuch, aus dem, eines Schau-spielers 331
Teufelsinsel, die 451
Theaternotizbuch 133
Theorie, eine moderne, des Staatsrechtes 383
Tolstoi, die Familie 480
Trim, der Abenteurer 125
Unfug, der, der Presse 11
„Unser Kaiser" s. Notizbuch 46.
Vergessen 157
Verkaufsverbot der Zukunft auf den preußischen Bahnhöfen s. Notizbuch 224.
Viktoria-Park-Theater 181
Wahrheit, der, Rache 47
Warnungsignale, transatlantische 200
Weshalb ich mein letztes Drama zerriß 564
Wie die Jungen zwitschern . . . 450
Willensschwäche 469
Wirthschaft, italienische 158
Yankeesieg, nach dem 303
Zuchthausordnung 539
Zwiespalt 67

(Das Autoren-Register zu Band 13—24 der „Zukunft" befindet sich am Schluß dieses Bandes.)

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Juli 1898.

Der Feenpalast.

Neben der berliner Börse liegt, an der träg und schmutzig dahinschleichenden Spree, der durch den katholisirenden Stil des neuen Dombaues verunstalteten Museumsinsel gegenüber, ein gräuliches Haus, dessen unschöne Front auf einer an Meßschaubuden mahnenden Riesentafel die Inschrift trägt: „Feenpalast". Das häßliche, immer mit allerlei bunten Plakaten beklebte Gebäude gleicht ganz und gar nicht einem Palast und hat niemals den Zwecken gedient, denen die Paläste bestimmt wurden und heute noch werden. Auch ein Feenheim war es wohl nie; nicht, als es der Schauplatz des schnell wieder entschlummernden Waarenbörsenlebens war, und erst recht nicht, als nach den Händlern und Spekulanten später die Akrobaten, Duettisten und Tricotdamen einzogen, statt der am hellen Tage zu prüfenden und zu erhandelnden Waare bei trüb flackerndem Gaslicht nun Frauenfleisch geringer Qualität feilgeboten wurde und ein kleinbürgerliches Publikum die froh begrüßte Gelegenheit fand, im trauten Familienkreis und bei billigem Bier Zoten zu hören. Von den guten Feen wenigstens folgte gewiß auch keine den vor dem Börsengesetz über die Straße flüchtenden Getreidehändlern, die in dem Jongleurtempel ein Weilchen verschnauften, ehe sie in dem ersehnten Dunkel der Heiligegeiststraße einen sicheren Unterschlupf suchten. Götter und Genien blieben dem gräulichen Hause fern und ganz selten nur, an besonderen Feiertagen, entstand zwischen den roh getünchten Mauern eine Feenpalaststimmung: wenn eine politische Partei in dem Schuppen der Burgstraße über die Schaar der Getreuen Heerschau hielt. Dann schwand, in dem muffigen Kneipendunst, der über dem großen, von

Hosted by Google

Rängen umringten Saale lagert, jede Erinnerung an die durch schwere Thüren abgesperrte Alltagswirklichkeit, dann versank Alles, was im hellen Sonnenschein vor Aller Augen draußen doch eben geschehen war, und eine Traumwelt that sich in üppiger Blüthenpracht den entzückten Sinnen auf, die stürmisch eifernde Stimmen ins Fabelreich der Feen und der Wunder riefen. So war es, als der Bund der Landwirthe im grauen Haus neben der Börse tagte und einzelne Redner verständig, andere hitzig sprachen und wieder andere nur durch des dröhnenden Basses Grundgewalt wirkten. Kopf an Kopf saßen und standen, bis unter das Dach, damals die Landleute, Junker und Bauern, lauschten andächtig dem Wort der gestern noch unbekannten Herren, die sich zur Führerschaft aufgeschwungen hatten, und überließen sich willig dem holden Rausch, der die von einem Gedanken Beseelten, um eine Fahne Geschaarten so leicht ergreift. Wer die leidenschaftlich erregt scheinende Versammlung in jenem Jahr des niedergehenden Caprivismus sah, durfte glauben, nun müsse die goldene Agrarzeit dämmern, das Ende der Exportpolitik nahen und der Schutz des inneren Marktes wieder das wichtigste Ziel aller wirthschaftlichen Bestrebungen werden; wenn diese Hoffnung noch einmal trog, dann, so mußte der Hörer wähnen, würde das Landvolk sich wie ein Mann erheben, in gewaltigem Anprall die von der Thorheit gethürmten, von blinden oder leichtfertigen Wächtern behüteten Dämme und Schranken brechen und die Sicherung seines Lebensrechtes erzwingen. Es ward anders: Leo ging und Chlodwig kam, die Feenpalaststimmung wich dem Kiautschou-Boom, vor dem bekränzten Bilde des Exportgötzen wurde der Kult mit erhöhtem Eifer fortgesetzt und die zur entscheidenden Schlacht aufgerufene Landmannschaft ließ sich, da schlaue Medizinmänner den Grimm der Erregten mit kleinen Quacksalbermitteln für ein Weilchen gesänftigt hatten, ruhig wieder ins Lager führen. Sie tagt seitdem alljährlich im Cirkus Busch; und es muß sich bald zeigen, ob sie sich länger noch mit Zügel und Zaumzeug kirren und zum spanischen Hoftritt dressiren läßt oder ob sie störrisch zu werden beginnen, den adeligen Bändiger auf den Manegesand setzen und nur der eigenen Kraft noch, aller zärtlichen Rücksichten auf Herrenwünsche ledig, im erwachten Bewußtsein ihrer Stärke vertrauen wird. Die Partei, die nach ihr in den Feenpalast einzog, wird eines nicht allzu fernen Tages vielleicht für die Kämpfe der nächsten Zukunft ihre Verbündete sein und Beide werden in furchtbarem Vorstoß den Industriefeudalismus dann das Zittern lehren. Noch blicken die beiden Haufen mit Haß oder mindestens mit dumpfem Mißtrauen

Hosted by Google

auf einander, wie am Anfang der Jacquerie die Bauernschaar und die städtische Garde des pariser Bürgermeisters Marcel thaten; doch auch sie werden, wie jene, einst wohl merken, daß sie nur vereint auf einen Sieg ihrer Sache hoffen dürfen, — und dann erst wird sich der im Dividendentaumel gezeugten Bourgeoisie der jetzt noch so heitere Frühsommerhimmel herbstlich umdüstern, dann erst wird in den drei Gebäuden, auf die aus den Fenstern des Feenpalastes das Auge fällt, im Dom, im Schloß und in der Börse, die bange Dienerschaft in röthlich heraufdämmernde Nachtschatten starren.

Wer will heute schon sagen, wann im Lande der Verzögerungen diese schwarze Stunde schlagen wird, ob sie je überhaupt schlagen kann? Wo die politische Leidenschaft fehlt, da können die scheinbar schärfsten Gegensätze immer wieder versanden. Wo das Temperament der Entbehrenden, der allein gefährlichen Feinde, einmal in ein modernisirtes Fabelreich der Feen und der Wunder abgelenkt worden ist, da braucht kein im Besitzrecht Wohnender vor dem jähen Ausbruch eines unbezähmbaren Massengrolles zu erbeben.

* * *

Es war am Abend des vierundzwanzigsten Junitages. Die sozialdemokratische Partei hatte zur Verkündung der Stichwahlergebnisse die Anhänger in den Feenpalast geladen. Von der Arbeit waren die Genossen erst in die meist fernen Wohnungen geeilt, hatten sich hastig umgezogen und warteten nun im Sonntagsrock der Dinge, die da kommen sollten. Auch Frauen und Mädchen waren da, Arbeiterinnen, Ladengehilfinnen und die Gattinnen, Bräute und Liebchen der harrenden Männer; fast alle waren gut, mitunter sogar ein Bischen kokett angekleidet, fast alle mit einem bunten Band oder einer frischen Blume geschmückt. Selten nur sah man ein grobes Umschlagetuch oder einen fleckigen Arbeitkittel; für den höchsten Feiertag, den einzigen, der in jedem fünften Jahr dem Proletariat die Möglichkeit bringt, politische Rechte zu üben und an der Schicksalsgestaltung des Vaterlandes mitzuwirken, hatte fast Jeder und Jede das beste Gewand angethan. Sie saßen still auf den Strohstühlen, tranken ihr Bier, rauchten und kauften sozialistische Blätter, am Liebsten die illustrirten: den Süddeutschen Postillon, den Wahren Jakob und den bei den Arbeitern schnell beliebt gewordenen Simplicissimus, der diesmal mit Heines genialisch keckem Wahlsiegesfest der Ordnungparteien einen solchen Gaumen besonders schmackhaften Leckerbissen bot. Allmählich kamen die Nachbarn ins Gespräch, alte Bekannte schüttelten einander die Hände, tauschten bedächtig ihre Ansichten über das zu erwartende Ergebniß des Tages aus und das junge Frauenvolk rührte die flinke Zunge. Als das

Hosted by Google

Stimmengeschwirr laut zu werden begann, schritt der Polizeioffizier mit seinem Schutzmann stramm durch den Saal, ließ sich im Vordergrunde der Spezialitätenbühne nieder, öffnete das Rapportbuch und spitzte den Bleistift. Dem in solchen Versammlungen nicht heimischen Betrachter stieg, als er die uniformirten Gesetzeswächter vor der schäbigen Walddekoration sitzen sah, unwillkürlich die Erinnerung an alte, längst verschollene berliner Possen auf, in denen Polizeibeamte oft die Bühne zu betreten pflegten; die Genossen waren an das Schauspiel offenbar so gewöhnt, daß sie kaum noch den Kopf nach den blauen Männern hoben. Ein Glockenschlag: tiefe Stille im Saal. Auf der Bühne sind ein paar Herren erschienen, die Zettel und Telegramme sichten und von denen Einer nun mit dünner, brüchiger Stimme zu sprechen beginnt; es ist keiner von den geübten Rednern: er ist befangen, stammelt und stockt und verräth dem erfahrenen Ohr bald, daß er einstweilen nicht allzu viel Gutes zu verkünden hat. Man habe sich, nach dem glänzenden Ausgang der Hauptwahl, in der Partei auf Enttäuschungen gefaßt machen müssen, die denn auch nicht ausgeblieben seien. Die Furcht vor der unaufhaltsam wachsenden politischen Macht der Arbeiterschaft habe die gestern noch einander gehässig befehdenden Gegner vereint und den verbündeten Bürgerheeren habe das Proletariat nicht überall Stand halten können. Dieser Einleitung, die beklommen angehört wird, folgen zuerst einige tröstliche Meldungen: alle drei dresdener Wahlkreise sind gewonnen, Zittau, Karlsruhe, Darmstadt sind den Arbeitern sicher. In den Jubel mischt sich schnell aber die bange Frage: Und Berlin? Ja, stottert oben der Herr, gerade Berlin habe Enttäuschungen gebracht. An einen Sieg im ersten Wahlkreise, dem Erbsitz der Plutokratie, sei ja nie ernstlich zu denken gewesen; den dritten, am Meisten bedrohten Wahlkreis habe man gegen den feindlichen Ansturm gehalten, aber der fünfte sei leider verloren und sogar im zweiten, den man für völlig sicher hielt, sei der schwarze Fischer von einer geringen Mehrheit der Sammelleute geschlagen worden. Die Botschaft klingt so unglaublich, daß sie den Hörern für ein paar Sekunden die Sprache raubt; dann erst bricht das Wetter los. „Pfui!“ „Schande!“ „Gemeinheit!“ „Verrath!“: so schallt es von allen Seiten durch den Saal und der Redner, der die zürnenden Gemüther beschwichtigen soll, kann sich kaum Gehör verschaffen. Es ist der unterlegene Kandidat des ersten Wahlkreises; er spricht besser als der Vorredner, weiß die Jedem vertrauten Schlagwörter des Parteiphrasenschatzes geschickt zu gruppiren und gewinnt auch den Ungläubigen durch einen frischen Ton ehrlicher Ueberzeugung. Er höhnt die

Hosted by Google

Sammelei, die alle Freiheitfeinde zu einer reaktionären Masse vereint, den Freisinn, der die Sache der Demokratie schmählich verrathen habe, und erspart auch der Genossenschaft die Vorwürfe nicht: mancher berliner Arbeiter sei säumig gewesen und habe von seinem wichtigsten Recht, dem einzigen, das ihn aus der Kapitalistenfrohn befreien könne, keinen Gebrauch gemacht. Gerade dieser Theil der Rede findet den lautesten Beifall; in heftigen Zwischenrufen macht der verhaltene Groll sich Luft und von Mund zu Mund geht die zornige Klage, daß dieser Tag für die Reichshauptstadt eine schwer wieder zu tilgende Schmach bedeute. Ruhig sieht, ohne mit der Wimper zu zucken, der bärtige Polizeioffizier in den vom Cigarrenqualm umnebelten Saal hinab. Der Redner spricht, da noch keine neuen Wahlresultate gemeldet sind, geläufig weiter; man merkt, daß er mühelos noch Stunden lang sprechen könnte, — über Militarismus und Marinismus, über die Nothwendigkeit verstärkter Agitation, über die Pflicht, alle Lauen und Trägen aus ihrem Schlummer zu scheuchen und den letzten Mann an die Urne zu schleppen, über die Gewißheit des endlichen Sieges und die Triumphe, die der Partei schon heute beschieden seien. Eben hat er, ganz verständig, tröstend erklärt, der Verlust des zweiten berliner Wahlkreises sei natürlich, weil der nach höherer Bodenrente lechzende Kapitalismus die Arbeiter aus dem Stadtgebiet mehr und mehr in die Vororte dränge. Da keucht ein Bote herbei: der zweite Wahlkreis ist nicht verloren, die erste Meldung war falsch, Richard Fischer hat mit ungefähr hundertundfünfzig Stimmen über den Mischmaschkandidaten gesiegt. Wie der noch vom Schmerz durchzitterte und doch schon frohe Erlösungschrei einer Wöchnerin jauchzt das Jubelgeheul durch den Saal; es ist, als wäre ein Alb von den Herzen genommen, ein verloren geglaubter Posten im letzten Augenblick dennoch erobert, die Ehre des Tages gerettet. Ein Klatschen, Stampfen, Brüllen, das auch den Kühlsten erregen muß, weil es der Ausdruck heißer politischer Leidenschaft scheint... Was nun noch kommt, kann kaum mehr interessiren; mag Stettin, Kiel, Solingen, Dortmund verloren sein: die Masse bleibt hoch gestimmt, denn über vier berliner Wahlkreisen flattert die rothe Fahne.

Auf der Straße erfährt man von den Zeitungverkäufern bald, daß die zweite, nicht die erste Nachricht falsch war: der Kandidat der noch immer freisinnig genannten Partei ist, mit der Hilfe der Konservativen und Antisemiten, gewählt und der schwarze Fischer wird, wenn die Wahl nicht für ungiltig erklärt wird, dem Reichstag fern bleiben müssen. Die Genossen aber sitzen selig im Feenpalast. Und wenn sie morgen hören, daß ihres Jubels

Hosted by Google

Mühe umsonst war, dann wird sie schnell der Gedanke trösten, wie gut es im Grunde doch sei, daß die Einigung der Gegner nun erreicht und ein Irrthum über das Wesen der einen reaktionären Masse nicht ferner mehr möglich ist. Hier Proletariat, dort Bourgeoisie: dahin mußte es einmal kommen. So weit sind wir jetzt; und der thörichte Versuch, die Sozialdemokraten für die Landtagswahlen als Hilfstruppe des Freisinns mobil zu machen, wird, ehe er noch wirksam ward, endgiltig aufgegeben werden. Die feindlichen Welten haben sich schroff geschieden, die Gegner schaaren sich mit schlotternden Knien um das farblose Ordnungpanier, — und für alles Uebrige wird die Entwickelung sorgen. Ein großer Kapitalist schlägt hundert kleine tot, dem Privateigenthum läutet die Sterbeglocke, und wenn die Zeit erfüllt ist, führt die Diktatur des Proletariates die vom Joch Befreiten in neue, des Menschenrechtes würdige Gesellschaftformen hinüber. Das hat Marx verheißen und hinzugefügt, die Entwickelung vollziehe sich, ohne äußeren Anstoß, ohne die Gefahr möglicher Hemmungen, ganz von selbst. Er kannte seine Landsleute, denen im Blute der schäumende Sektgeist fehlt, und wußte wohl, was er that, da er aus Mystik und Wissenschaft ihnen eine berauschende Bowle braute.

... Eines sanfteren Sozialisten muß man gedenken, wenn man von der Burgstraße in den berliner Südwesten vordringt, wo, im Vereinslokal der jungen Kaufleute, die freisinnige Volkspartei ihre Siege feiert. Ein wirkliches Siegesfest: zwar hat die Partei nur ein einziges Mandat aus eigener Kraft zu erstreiten vermocht, zwar hat sie sich so tief erniedert, von den Todfeinden, die sie täglich geräuschvoll bekämpft, Hilfe zu erwinseln; da diese Hilfe ihr aber dreißig Reichstagssitze eingebracht hat, glaubt sie sich zum Jubel berechtigt und preist mit schönen Reden die Lebenskraft des Liberalismus in Stadt und Land. Wäre es ihr mit dem Kampf gegen Absolutismus, Militarismus, Agrarismus, Antisemitismus, und wie ihre Schreckbilder sonst heißen mögen, Ernst gewesen, dann hätte sie die Sozialdemokraten nachdrücklich unterstützt und die alten Staatssäulen zu entwurzeln versucht. Aber sie ist in erster Reihe eine großbourgeoise Partei, die mit politischen Phrasen ihre wirthschaftliche Rückständigkeit gern bemänteln möchte, und sie würde den kargen Rest ihrer Anhänger verlieren, wenn sie die Macht der Arbeiter stärken wollte. Rodbertus hat ihr Schicksal vorausgeahnt, als er sagte, man könne den Kapital-Liberalismus in seinem verderblichen Gange nicht aufhalten, so lange er noch einige seiner falschen Ideale der Masse als Lockspeise vorzuhalten habe; erst wenn er selbst ans Ruder gekommen sei, werde sich seine ganze ruchlose Heuchelei offenbaren: er werde dann alle angeblichen Ideale von Freiheit und

Hosted by Google

Gleichheit verleugnen und in eine unbarmherzige Reaktion umschlagen, die mit Polizei, Strafrichter und in letzter Instanz mit Bajonnetten jede widerstrebende Regung unterdrückt. Der so naturgetreu geschilderte Liberalismus ist in Deutschland nicht, wie in anderen kapitalistischen Großstaaten, in Nordamerika, Frankreich, Italien und Oesterreich-Ungarn, zur politischen Herrschaft gelangt; wirthschaftlich aber herrscht er auch bei uns seit mindestens vierzig Jahren fast allmächtig und selbst ein Blinder muß seines innersten Wesens Art endlich nun erkennen. Er schützt die heiligsten Güter der Bourgeoisie, hat den Kampf gegen den Militarismus aufgegeben, der wilde oder zurückgebliebene Völker ja zwingen kann, deutsche Waaren zu kaufen, würde sich im Nothfall auch mit dem Absolutismus abfinden und schämt sich nicht, das „Volk", das er zur Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu führen versprach, schmählich im Stich zu lassen und unter dem Kommando der von ihm so oft gebrandmarkten Reaktionäre gegen die Arbeitermasse zu fechten. Durch solche erbärmliche Heuchelei hat er das Recht auf Mitleid verwirkt, wie es den Bedrängten sonst wohl gespendet wird; er ist politisch tot und auf sein geputztes Grab fällt keines ehrlichen Menschen Thräne. Die Thorheit der adeligen und bürgerlichen Gegner, die ihm zu Scheintriumphen verhalfen, mag ihm die letzte Heuchlerfreude einer Siegesfeststimmung sichern: mit dem Glauben an seine Ideale ist es für immer vorbei, und wenn er wieder einmal gegen die ihm eben noch verbündeten Sammelbrüder vom Leder zieht, wird man den Rasenden den goethischen Spruch zurufen: „Es hat mit Euch eine Beschaffenheit wie mit dem Meere, dem man unterschiedliche Namen giebt, und es ist doch endlich Alles gesalzen Wasser." Bis sie von dem heute noch geblendeten Häuflein der Wähler dieses Scheidewort hören, mögen die Freisinnigen im Feenpalast ihrer Träume Siege feiern, die eine allen bourgeoisen Parteien gemeinsame Angst ihnen ruhmlos erstreiten half.

* * *

Die Regirung hat diese Angst geschürt. Ihr bangte vor dem Ergebniß der letzten fünf Jahre: deshalb rief sie die botmäßigen Parteien zur Sammlung. Wäre der Parole überall willig gehorcht worden, dann hätten die Sozialdemokraten, denen Graf Posadowsky in der letzten Stunde noch agitatorisch verwerthbaren Stoff schenkte, mehr als sechsundfünfzig Sitze gewonnen. Sie sind in einzelnen großen Städten besiegt worden, weil die Arbeiterbevölkerung nach und nach durch die hohen Miethpreise an die Peripherie gedrängt wird und weil die unkluge Absicht, für die nahenden preußischen Landtagswahlen ein Bündniß mit der bürger-

Hosted by Google

lichen Demokratie zu schließen, den sonst nie ermattenden Elan der Massen diesmal gelähmt hat. Einem Kompromißkandidaten der Sammelparteien aber hätten, das frankfurter Beispiel lehrt es, sehr viele außerhalb der Sozialdemokratie stehende Wähler ihre Stimme versagt und der rothe Werber hätte dann schon im ersten Wahlgange als Stärkster das Treffen gewonnen. Es war für die Regirung ein Glück, daß erst kurz vor der Stichwahl das Sammelsur fertig wurde; so hat sie erreicht, was sie wollte, den unbequemen Agrariern eine Niederlage bereitet und einen Reichstag bekommen, mit dem die Mächler noch leichteres Spiel als mit dem vorigen haben werden, — dem er übrigens, wie vorauszusehen war, in den wichtigsten Wesenszügen gleicht. Daß an der Spitze der Beamtenschaft der Kanzler des Reiches an die Urne trat, um für den Vertreter der freisinnigen Volkspartei zu stimmen, ist immerhin bemerkenswerth. Aber soll man sich über irgend ein Thun oder Unterlassen dieser Regirung noch wundern? Sie hat keinen Plan, keinen Wunsch als den, möglichst mühelos über die Schwierigkeiten und Klippen des nächsten Tages hinwegzukommen und die Dinge so treiben zu lassen, daß vom Thron herab kein weithin hörbarer Tadel erschallt. Sie sieht seit Jahren, daß ihr Schicksal von der Antwort auf die Frage abhängt, ob mit dem Centrum eine Verständigung erzielt werden kann, und ist, um an dieses Ziel zu gelangen, zu jedem Opfer des Intellektes und der Traditionen bereit. Herr Brisson hat in der französischen Kammer neulich gesagt, man könne auf die Dauer nicht gegen, man müsse für eine Sache regiren. Das ist ein gutes Wort; aber soll der Fürst zu Hohenlohe sich auf seine alten Tage etwa noch darum kümmern, was irgend ein Franzose sagt? Bei uns wird weiter gegen die Sozialdemokratie regirt werden, — ohne die Spur einer schöpferischen Politik. Zwar hat das Umsturzgeschrei sich als nutzlos erwiesen, die rothe Rotte zieht um zwölf Köpfe stärker als im Jahre 1893 jetzt in den Reichstag ein und ernsthafte Politiker sollten allgemach überlegen, ob es einen Sinn hat, auf dem betretenen Pfade, dem doch kein dürftiges Hälmchen entkeimt, fortzuwandeln. Wenn aber in einem Lande die politische Leidenschaft so gering ist, daß sie nach fünf solchen Jahren, wie wir sie erleben mußten, nicht einmal die Vernichtung der Parteien herbeizuführen vermag, die ihre Grundsätze schnöde verathen und sich vor der Gewalt schamlos prostituirt haben, dann braucht selbst die schwächste, unfruchtbarste Regirung nicht für ihr armes Bischen Leben zu zittern. Wieder werden fünf Jahre vergehen. Die Sozialdemokratie wird im Reichstag dann

Hosted by Google

sechsundsechzig oder siebenzig Sitze haben, das Centrum wird die Weltanschauung des 1903 neuesten Kurses bestimmen, die Konservativen werden, wie immer, thun, was die Regirung heischt, — und Alles wird auch dann noch beim Alten sein. Nur vom Ausland oder aus der empörten Bauernschaft kann ein entscheidender Anstoß kommen. So lange in diesen Wetterwinkeln die heitere Ruhe gewahrt bleibt, können Minister und Parteiführer in ihren Feenpalästen auf weichem Pfühl von erfochtenen Siegen träumen.

* * *

Es ist tief in der Nacht, recht die Zeit holder Träume. Das Straßenpflaster ist mit den Extrablättern des Lokalanzeigers bedeckt, das Straßenleben ist unverändert. Kontrolmädchen streifen umher, sprechen da oder dort einen lüstern Scheinenden an, nehmen, wenn der Handel geschlossen ist, seinen Arm oder fegen, wenn aus dem Geschäft nichts wurde, ärgerlich weiter. Aus den Kneipen kehren die Familien heim, Bummler suchen die Nachtkaffeehäuser auf und verblühte Weiber bieten noch immer „frische Rosen" feil. Nirgends eine Spur besonderer Erregung, nirgends ein Echo der eben beendeten Wahlbewegung, deren Ausgang, wie man so oft liest, für die deutschen Geschicke doch Etwas bedeuten soll. Nur vor dem Depeschensaal des Herrn Scherl hadern ein paar junge Leute noch immer über die Frage, ob im zweiten Wahlkreis der schwarze Fischer gewählt oder besiegt worden ist; auch hier mahnt die Tonstärke und der Accent der Rede mehr an einen Radfahrerstreit als an politische Leidenschaft ... Ist sie aus Deutschlands Gauen gänzlich entschwunden? Daß eine Händlergesellschaft sich über politische Vorgänge nicht erhitzt, ist am Ende begreiflich; sie braucht Ruhe, will Ruhe um jeden Preis, auch um den der Selbstentmannung, und wird sich, mit Hilfe der ihr angeborenen mimicry, ohne Murren in jede Gestaltung der Staatsverhältnisse schicken, sobald sie nur hoffen darf, Kapital und Rente zu mehren. Aber die Anderen, für deren Behagen die bourgeoise Vorsehung nicht so zärtlich wie für das der Couponschneider sorgt? Seit Jahren wird uns erzählt, daß ganze Schaaren von Landwirthen vor dem Untergang stehen. Wo sind sie nun? Wo ist der Widerhall ihres Kampfes ums Lebensrecht? Haben auch sie, nach dem kurzen Rausch der Feenpalastrevolution, der sanftmüthigen Wandel erflehenden Regirung den Gefallen gethan, sich klein und grün zu machen, bis eines Tages die Ziegen sie fressen? Oder weiß wirklich schon Jeder, daß im Deutschen Reich entscheidende Wendungen vom Parlament weder bewirkt noch gehemmt werden können und daß, wer das

Hosted by Google

Wetter des nächsten Tages errathen will, den neugierigen Blick nicht nach dem Reichstagshaus, sondern nach dem Kaiserschloß ausschicken muß?

Da liegt es, in nächtigem Dunkel. Das Auge schweift über den massigen Dom und die Börse hin, weilt eine Sekunde auf dem Gesammtbilde der drei festen Burgen, die beherrschend in der Hauptstadt des Deutschen Reiches himmelan ragen, und haftet dann wieder auf dem erleuchteten Feenpalast. Geduldig sitzen da drinnen noch immer die Genossen. Das Bewußtsein, im Kreise gleich Gesinnter zu athmen, einer großen, täglich wachsenden Einheit anzugehören, die dem wimmelnden Heer der Feinde sogar, der mit Titeln, Aemtern und Reichthum gesegneten, Furcht einflößt, bannt jede Regung schlaffer Müdigkeit und hitziger Ungeduld. Goethe hat irgendwo einmal gesagt, ein Regenbogen, der eine Viertelstunde lang sichtbar sei, werde nicht mehr beachtet. Der Regenbogen, dessen Farbenspiel die Führer der rothen Genossenschaft zeigen, steht schon recht lange am Himmel und fesselt trotzdem noch jetzt die Blicke. So gläubig wie einst sehen die Gaffer freilich nicht mehr in die Höhe hinauf; sie erwarten nicht mehr, daß ein Zauberschlag ihnen die Pforten des Paradieses aufthun und sie an die Tafel der Genüsse laden wird, sondern sind zufrieden, wenn sie ein langsames, mähliches Fortschreiten in der Richtung auf das Ziel zu erkennen wähnen. Doch den Glauben an den endlichen Sieg haben sie nicht verloren und sind selbst im ersten Schmerz einer unerwarteten Niederlage noch stark, weil sie nicht nur gegen, nein, auch für eine Sache kämpfen. Sie stehen seit Jahrzehnten im Kampf und haben die Leidenschaft, deren Wehen früher in ihren Reihen manchmal zu spüren war, inzwischen verlernt. Marxens Lehre stählt die Geduld und fördert die Disziplin, ist der Entfaltung starken Temperamentes aber nicht günstig; deshalb hat sie in dem Lande, wo die politische Leidenschaft wie ein unverständlicher Fremdling bestaunt wird, ihre sicherste Heimstätte gefunden. In diesem Lande der gemäßigten Zone und des echten Bieres schwelgt man selbst in Feenpalästen nicht in heißen Fieberräuschen und vergißt, den im Besitzrecht Wohnenden zum Heil, sogar an politischen Feiertagen nie, daß draußen Schlösser, Dome und Börsen himmelan ragen.

Hosted by Google

Der Unfug der Presse.

Geehrter Herr Harden,

Sie wünschen von mir eine sachverständige Aeußerung über das Ihnen widerfahrene Mißgeschick, die Empfindlichkeit bayerischer Strafgerichte durch einen „unbefugten" Zukunftartikel über König Otto gröblich verletzt zu haben. Am Liebsten möchte ich mich auf die Erwiderung beschränken: „Ihr Wunsch geht an eine falsche Adresse; Sie setzen bei mir kriminalistischen Sachverstand voraus und verlangen ein kriminalistisches Urtheil; aber Das, was Ihnen in München widerfahren ist, hat mit dem geltenden Strafrecht kaum noch Etwas zu thun. Das mag allenfalls den Kriminalpolitiker ein Wenig interessiren: für den Juristen bleibt es fremdartiger Stoff." Doch, fürchte ich, würden Sie auch für eine derartige, „angebrachtermaßen" erfolgende Ablehnung Ihres Verlangens Gründe beanspruchen; und so muß ich mich wohl von der einen oder der anderen Seite her auf Ihr Thema einlassen.

Die politische Situation, der wir vermöge der neueren Unfugsjurisprudenz unserer Strafgerichte gegenüberstehen, ist klipp und klar die folgende. Die deutschen Strafgerichte, von der untersten schöffengerichtlichen Instanz an bis hinauf zum Reichsgericht, haben sich in den Besitz der Prärogative gesetzt, nach ihrem freien, willkürlichen Ermessen über die deutsche Presse Censur zu üben; jedoch nicht mehr die alte, wohlwollende, rein präventive Censur des vormärzlichen landesväterlichen Regimentes, sondern eine harte, rücksichtlose repressive Censur modernsten Parteigetriebes. Daß sie sich für diese ihre Befugniß auf den § 360 Nr. 11 des St. G. B. berufen, hat eigentlich nur noch rechtshistorische Bedeutung. In dem wider Sie ergangenen schöffengerichtlichen Urtheil vom achtundzwanzigsten April 1898 laufen freilich dem Herkommen zu Liebe noch ein paar gelegentliche Phrasen unter von „Beunruhigung und Belästigung einer unbestimmten Personenmehrheit", weil § 360 Nr. 11 des St. G. B. früher einmal von den oberen Gerichtsinstanzen in solcher Weise paraphrasirt worden ist: in Wahrheit stellt sich der Urtheilsverfasser seinem ganzen Gedankengang nach ungebunden auf den Standpunkt eines frei kritisirenden Censors. Er prüft Inhalt und Form Ihres Artikels, bezeichnet diesen oder jenen Ausdruck als „übertrieben" oder „hämisch", Ihre Darstellungweise als „graß", irgend einen Vergleich als „gehässig", den Inhalt rundweg als „anstößig", — und will deshalb Ihre ihm mißfallende Schriftstellerei mit vierzehn Tagen Haft bestrafen. Genau nach der selben Methode erörterten unlängst in einem gegen die Neue Bayerische Landeszeitung wegen gegen die Päpste Innocenz den Achten und Alexander den Sechsten verübten Unfugs die bayerischen Gerichte de plano die Frage, ob der inkriminirte Artikel „in unstatthafter Weise" oder „ungebührlicher Form"

Hosted by Google

geschrieben sei. Diesmal war das Ergebniß für die angeklagte Zeitung insofern günstiger, als sämmtliche Gerichtsinstanzen abweichend von der Staatsanwaltschaft dafür hielten, der Artikel sei nicht als unstatthafte Ungebühr zu qualifiziren, könne also passiren. Hat alles Dies wirklich noch Etwas mit festen Rechtsnormen und greifbarer Rechtsverletzung, mit juristischer Logik oder juristischer Wissenschaft zu thun? Ich meine: Nein! Währe Ihr „König Otto" vor dem Jahre 1848 geschrieben worden, so hätte der berliner Censor vermuthlich auch ein paar Wendungen als zu grell, ein paar Ausdrücke als zu schroff gestrichen, ehe er Ihnen das Imprimatur ertheilte, und dabei würden Sie sich gleichmüthig beruhigt haben. Vielleicht auch hätten Sie den Versuch gemacht, den Censor umzustimmen, und dabei einen älteren Herrn von wissenschaftlicher Bildung, nur ein Wenig ängstlich veranlagt, kennen gelernt, mit dem Sie sich in den höflichen Formen gebildeter Menschheit unterhalten durften. Mit den Herren Spänglermeister Viebeck und Vergolder Maier Fragen des ästhetischen Geschmackes, des Stils, der Linguistik zu diskutiren, ist eine viel mißlichere Aufgabe. Ueberdies ist es ein gänzlich nutzloses Geschäft. Den Schöffenrichtern, die über Sie zu Gericht gesessen, hat Ihr Artikel arg mißfallen und damit Basta! Dafür sollen Sie als Verüber „Groben Unfugs" im Kerker büssen. Hoc iure utimur.

Wenn es mir daher ein vollkommen vergebliches Bemühen erscheint, an diese jüngsten Emanationen deutscher Strafgerichtspraxis mit juristischer Kritik heranzukommen, so behält doch in Ihrem Fall der eine Punkt noch ein gewisses kriminalistisches Interesse von allgemeiner Bedeutung, der unmittelbar mit der Kontroverse zusammenhängt, ob der Inhalt von Preßerzeugnissen bei legaler Anwendung des § 360 Nr. 11 des St. G. B. überhaupt dieser Verbotsnorm subsumirt werden kann oder ob solche Subsumtionfähigkeit schlechthin zu bestreiten ist. Ich habe früher im Sinn der ersten Alternative an der Zulässigkeit solcher Unterordnung mindestens virtuell festhalten zu müssen geglaubt. Nach den inzwischen gemachten Erfahrungen halte ich, in Uebereinstimmung mit der großen Mehrzahl deutscher Rechtslehrer, heute allerdings die zweite Alternative für die rationellere, einer vernünftigen Rechtsordnung zuträglichere. Ueber die so formulirte Streitfrage mag ja immerhin noch eine Aeußerung hier am Platze sein.

Will man gegenüber dem „Groben Unfug" des § 360 Nr. 11 des St. G. B. überhaupt noch auf einer verständigen Begriffsbegrenzung bestehen, so wird sie nur in der Richtung zu finden sein, daß die Verbotsnorm neben dem „ungebührlich ruhestörenden Lärm" ausschließlich solche den öffentlichen Verkehr, die äußere polizeiliche Ruhe und Ordnung sinnfällig störende Frevel ahnden wollte, die, sei es die Ohren, die Augen, die Nase, das Gefühl, sei es andere Sensorien unmittelbar, d. h. physisch, zu kränken geeignet sind.

Hosted by Google

Das Gesetz spricht von „grobem" Unfug, nicht von Unfug oder Ungebühr oder Unrecht schlechthin. Das unmittelbar in die Sinne Fallende, den Sinnen schon äußerlich Anstößige gewisser Ordnungwidrigkeiten ist das diesen Kontraventionen objektiv Eigenthümliche. Und subjektiv wird sich das Unterscheidungmerkmal begründen lassen, daß der „Grobe Unfug" des § 360 Nr. 11 des St. G. B., der Regel nach Selbstzweck ist, der Frevler aus Uebermuth, Frevelluſt, Gesinnungrohheit eben nichts bezweckt, als zu ulken, Radau zu machen, das Publikum zu ärgern. Ich rede von Dem, was die Regel oder den Normalfall darstellt, den jede gesunde Rechtsprechung fest im Auge behalten muß, will sie sich nicht in eine leere Begriffsjurisprudenz verlieren. Ob nicht in einem echten Unfugsfalle der hier geforderte Unfugsdolus auch einmal durch eine darüber hinausreichende Absicht des Gewinnes, der Schadenszufügung, politischer Friedensstörung u. s. w. gedeckt werden kann, scheint mir eine recht gleichgiltige Zweifelsfrage zu sein.

Nun hatte die Praxis sich zuerst mit dem Falle abzufinden, daß eine gewissenlose Presse in Flugblättern, Extrablättern, sogenannten letzten Zeitungausgaben lügenhafte, lediglich frivol für den Zweck ersonnene sensationelle Nachrichten unter das leicht erschreckte Publikum schleuderte. Dieses Treiben als „Groben Unfug" peinlich zu verfolgen, galt allgemein als gerecht. Ich selbst habe lange eine solche Anwendung des § 360 Nr. 11 des St. G. B. ohne Weiteres für unverfänglich erachtet und mich mit der naheliegenden Parallele muthwilligen blinden Feuerlärmes beruhigt. Mit dem Argument behilft sich beiläufig auch das von Ihnen zur Vertheidigung herangezogene Urtheil des Reichsgerichtes vom dritten Juni 1889. Prüft man aber den hier erörterten Fall und die verleitliche Analogie des falschen Feuerlärmes angesichts der gerade daraufhin erfolgten späteren Entgleisungen unserer Rechtsprechung genauer, so, glaube ich, gelangt man nothwendig zu folgender Unterscheidung. Nicht schon der Inhalt eines derartige Alarmnachrichten frevelhaft veröffentlichenden Preußerzeugnisses an und für sich konstituirt „Groben Unfug", sondern wesentlich die Art und Form der Verbreitung des Alarmes. Wird das Blatt durch Ausrufe der Zeitungverkäufer, fetten Druck, und was sonst herkömmlich zu solcher Marktschreierei gehört, in einer Weise öffentlich verbreitet, daß das Publikum unmittelbar darauf hingestoßen, zum Ankauf und zum Lesen auf der Stelle angereizt wird, so fällt, meine ich, ein solches, die öffentliche Verkehrsordnung schon äußerlich grob störendes Treiben allerdings unter § 360 Nr. 11 des St. G. B. Ob ein lustiger Student aus Uebermuth, ein verworrener Anarchist aus Rachsucht oder ein feiler Drucker aus Gewinnsucht den Frevel verübt, mag dann gleichgiltig sein. Diese, dem blinden Feuerlärm verwandte, das große Publikum unmittelbar und sinnfällig alarmirende Art der Verbreitung einer Nachricht ist es, die sich als „Grober

Hosted by Google

Unfug" darstellt, nicht der Inhalt dieser Nachricht an und für sich betrachtet und von der konkreten Verbreitungart willkürlich abstrahirt. Fehlt es an den hier geforderten Kriterien, handelt es sich lediglich um den Inhalt einer in vollkommen normaler Weise durch Buchhandel, Post, Kolportage u. s. w. veröffentlichten Druckschrift, in deren Spalten irgendwo aus irgend welchem Motiv eine unwahre sensationelle Nachricht fälschlich Aufnahme gefunden hat, so vermag ich den „Groben Unfug" nicht mehr wiederzuerkennen. Gewiß werden auch in solchem Falle manche Leser, die, sei es in ihren privaten Behausungen, sei es in Klubs, Konditoreien, Bierkneipen u. s. w., bei der Lecture der fraglichen Druckschrift von der Lüge Kenntniß erhalten, geängstigt oder geärgert, beunruhigt oder belästigt werden: die Frivolität mit all ihren unmittelbaren Wirkungen bleibt aber auf die zufälligen Kreise derartiger individueller Beziehungen beschränkt, tritt nicht als grobe, brutale Erscheinung sinnfällig in die polizeilich geordnete Außenwelt. Ihr Urheber mag civilrechtlich haftbar gemacht werden für etwa entstandenen Schaden, den er verursacht: gegen § 360 Nr. 11 des St. G. B. hat er sich nicht vergangen. Und hieraus würde ich dann prinzipiell weiter folgern, daß der Inhalt eines Preßerzeugnisses an und für sich grundsätzlich niemals unter die den „Groben Unfug" verbietende Norm des § 360 Nr. 11 des St. G. B., subsumirt werden kann. Lassen Sie mich diesen Schluß noch ein Wenig weiter begründen.

Voranstellen möchte ich den Satz, daß der Inhalt eines Preßerzeugnisses als solcher von vorn herein schon deshalb unfähig ist, unmittelbar durch seine äußere Erscheinung sinnverletzend zu wirken, weil dieser Inhalt, er mag beschaffen sein, wie er wolle, immer erst durch das Lesen, also durch eine geistige Aperzeption, zum bewußten Intellekt gelangt, ehe er vom Intellekt aus mittelbar weiter auf das Empfindungleben zurückwirkt. Wer die erforderlichen intellektuellen Voraussetzungen nicht besitzt, die allein die willkürlichen Zeichen von Druck und Schrift erst verständlich machen, an Dem geht ihre Bedeutung spurlos vorüber. Der der fremden Sprache, der Lettern, des Lesens Unkundige kann in allem Uebrigen mit noch so normalen Sinnen begabt sein: ihn berührt der anstößige Inhalt des Preßerzeugnisses in keiner Weise. Hiergegen ist man natürlich flugs mit dem Einwande bei der Hand, solche des Lesens unkundige Leute seien eben Ausnahmen, wie ja auch taube Leute durch ruhestörenden Lärm nicht behelligt werden. Doch greift der Gesichtspunkt der gar nicht sensuellen, sondern ausschließlich intellektuellen Einwirkung des Inhaltes von Preßerzeugnissen auf das normale Geistesleben denn doch ersichtlich etwas weiter, als jene wohlfeile Einrede vermuthen läßt. Abgesehen davon, daß es unter unseren deutschen Amtsrichtern sicherlich zahlreiche Herren giebt, die kein Wort der polnischen oder dänischen Sprache verstehen und keine Ahnung von russischen Schriftzeichen besitzen, die Unfähigkeit,

Hosted by Google

eine konkrete Druckschrift zu lesen und zu verstehen daher nicht ganz so abnorm ist wie die Taubheit: die Hauptsache bleibt, daß die geistige Funktion des Lesens so gut wie die des Schreibens und Alles, was hierdurch in das individuelle Bewußtsein eindringt, regelmäßig nicht zu den sich auf Markt und Straße vollziehenden, durch die polizeiliche Ordnung geschützten Bethätigungen civilisirten öffentlichen Zusammenlebens gehört. Ob der Abonnent, Käufer oder sonstige Leser einer Zeitung von deren Inhalt morgens am Frühstückstisch oder abends vor dem Einschlafen im Bett oder am Tage in einem Kaffeehause oder gelegentlich auch einmal schon auf der Gasse Kenntniß nimmt, ist willkürlich und zufällig, berührt die öffentliche Ordnung an sich noch in keiner Weise. Es ist widersinnig, von den unberechenbaren Zufällen einer derartigen mannichfaltigen Zeitunglecture es abhängig machen zu wollen, ob ein konkretes Preßerzeugniß inhaltlich groben Unfug verübt hat oder nicht. Und es erscheint geradezu absurd, den Inhalt einer thatsächlich vielleicht nur an einen beschränkten Kreis von Abnehmern verbreiteten, thatsächlich nur von zwei oder drei verstreuten Personen in der Stille ihrer Privatbehausungen gelesenen Druckschrift ohne Weiteres als die öffentliche Ordnung unmittelbar belästigend zu inkriminiren, weil diese Druckschrift auch durch den Buchhandel von Jedermann bezogen werden konnte.

Stehen wir aber einmal vor der Alternative, entweder den Inhalt von Preßerzeugnissen der Unfugsnorm radikal zu entziehen, auf die Gefahr hin, gelegentlich ein vielleicht wirklich unter die Norm fallendes Produkt straflos zu lassen, oder die uferlose Anwendung des § 360 Nr. 11 des St. G. B. nach üblich gewordener Methode schrankenlos weiter zu dulden, dann halte ich es politisch wie strafrechtlich allerdings für vernünftiger, die zuerst bezeichnete Alternative zu verfechten. Wohin wir auf dem zweiten Wege gelangt sind, liegt vor Aller Augen. Wird auf dieser verderblichen Bahn weiter gewirthschaftet, wie bisher, so laufen wir Gefahr, nicht nur die letzten gesetzlichen Garantien der Preßfreiheit einzubüßen, sondern, was schlimmer ist, unsere gesammte bestehende Rechtsordnung heillos zu verwirren. In dieser Beziehung mögen hier ein paar der sich aus der heute üblich gewordenen Unfugsjurisprudenz ergebenden Konsequenzen noch besonders gewürdigt werden.

Die Rechtsanschauung, nach der deutsche Gerichte sich allmählich daran gewöhnen, den Inhalt von Zeitschriften frei auf „Unfug" hin zu prüfen, entspricht genau dem möglichen Einfall eines musikfeindlichen Polizeikopfes, das Vorhandensein „ruhestörenden Lärmes" zu bejahen oder zu verneinen, je nachdem ihm der Inhalt des Musikstückes Gefallen oder Mißfallen erregt, ihn „psychisch" belästigt oder ihm „psychisch" schmeichelt. So würde dem Freunde unserer klassischen Musik die Aufführung einer wagnerischen Oper, dem Wagnerenthusiasten das Anhören eines Spektakelstückes von Meyerbeer

Hosted by Google

vielleicht als die „Ruhe" seines musikalischen Nervs „ungebührlich störender Lärm" erscheinen. Genau nach diesem Muster judiziren heutige Schöffengerichte je nach ihren politischen, sozialen, kirchlichen, landsmannschaftlichen Sentiments über den „befugten" oder „unfüglichen", Das will sagen, den ihnen persönlich zusagenden oder anstößigen Inhalt von Preßerzeugnissen munter darauf los. Lassen wir doch all das selbstgefällige und heuchlerische Gerede von der Unparteilichkeit auch dieser Rechtsprechung bei Seite. Natürlich sind unsere Gerichte überzeugt, Niemandem zu Liebe noch zu Leide lediglich auf dem Boden des § 360 Nr. 11 des St. G. B. Recht zu üben. Nachdem aber die Unfugsnorm längst jeden Boden verloren hat, möchte ich wohl wissen, nach welchen anderen Merkmalen unsere Schöffengerichte das „Anstößige", „Ungebührliche", „Uebertriebene" eines Zeitungartikels noch heraus erkennen sollen, wenn nicht nach den rein subjektiven Regungen ihres politischen, sozialpolitischen, religiösen Empfindunglebens, die wiederum ganz und gar von der politischen, sozialpolitischen, kirchlichen Parteistellung des einzelnen Richters bedingt sind. Danach allein also bleiben diese Schöffenrichter noch berufen und befähigt, den § 360 Nr. 11 des St. G. B. in praktische Uebung zu setzen. Und welchen ernsthaften Sinn behält Dem gegenüber noch die Behauptung, hier werde „unparteiische" Justiz geübt?

Es ist geradezu unvermeidlich, daß auf diesem Wege die sogenannte strafrechtliche Findung des „Groben Unfugs" planlos hin und her taumelt, je nachdem protestantische oder ultramontane, konservativ oder fortschrittlich gesinnte, bismarckfreundliche oder bismarckfeindliche, bayerische oder berliner Schöffenrichter dem polizeilich angefochtenen Inhalt des Preßerzeugnisses einer bestimmt ausgesprochenen Parteifarbe gegenüberstehen. Sie sind willkürlich nach ihren Sentiments urtheilende Censoren, nicht Rechtsnormen anwendende Richter. Unter den alten Censoren der vorachtundvierziger Zeit war sicherlich eine gute Zahl wunderlicher Herren und enger Köpfe, deren Wirksamkeit reichlich Stoff zu amusanten Anekdoten geliefert hat; meist aber waren es wohlgesinnte, gebildete, dem Universitätleben wissenschaftlich verwandte Männer von literarischen Kenntnissen und einigem literarischen Taktgefühl. Auch entschieden sie ja nur präventiv, was gedruckt werden dürfe, was nicht. Ich denke, darüber können unter allen politischen Parteien nicht zweierlei Meinungen bestehen, daß unsere heutigen Amtsrichter, von den Schöffen ganz abgesehen, platterdings nicht die Vorbedingungen erfüllen, die für die vernünftige Handhabung eines so schrankenlosen Censorenamtes unumgänglich sind.

Wenn solche Erwägungen noch zu allgemein und abstrakt erscheinen, dann geben vielleicht die folgenden Bemerkungen zu erheblicheren Bedenken Anlaß. So, wie die neuere Rechtsprechung den Begriff des „Groben Unfugs" verzerrt hat, läßt sich dreist behaupten, daß jedes denkbare Delikt in

Hosted by Google

begrifflichem Zusammentreffen (sogenannter Idealkonkurrenz) stets zugleich „Groben Unfug" darstelle. Die schöne Formel, daß es wider die öffentliche Ordnung verstoßen und eine unbestimmte Personenmehrheit beunruhigen muß, paßt auf jedes Delikt. Nun bestimmt das geltende Recht ganz positiv, welche materiellen, welche prozessualen Erfordernisse vorhanden sein müssen, um eine bestimmte Missethat strafgerichtlich verfolgbar zu machen. Fehlt es an einem dieser Requisite, so soll nach diesem positivem Recht die Strafverfolgung ausgeschlossen, das Delikt kein Delikt sein und straflos bleiben. Gewisse Beleidigungen sind strafgerichtlich nur verfolgbar, wenn der Beleidigte es beantragt oder wenn er seine Ermächtigung dazu ertheilt; daneben gewährt das positive Recht gegen unbefugte Injurienklagen allerlei Schutzwehren: den § 193 St.G.B., die Zulässigkeit des Wahrheitbeweises, die Möglichkeit der Kompensation u. s. w. Plötzlich machen jetzt ein paar sinnreiche Amtsanwälte die Entdeckung, der Thatbestand, den man bisher als Beleidigung qualifizirt hat, ließe sich eben so gut als „Grober Unfug" qualifiziren, — und flugs sind alle gesetzlichen Kautelen, die im Injurienprozeß den Beleidigten gegen ihm unerwünschtes Breittreten seiner privaten Angelegenheiten, den Privatmann gegen unnütze strafgerichtliche Behelligungen schützen sollen, wie mit einem nassen Schwamm weggewischt. Strafantrag, Ermächtigung, Vertheidigung berechtigter Interessen u. s. w. sinken zu wesenlosen Reminiszenzen zusammen, von denen § 360 Nr. 11 des St.G.B. ja absolut nichts weiß. Alle unter den gefährlichsten Krisen der deutschen Gesetzgebung aufs Sorgsamste abgewogenen Begriffsbestimmungen der eminent politischen Reate, der Vergehen wider die öffentliche Ordnung (§§ 130, 131 St.G.B.) werden eitel Spreu, sobald es einem strebsamen Polizeianwalt beliebt, den unter die gemeinen Strafnormen nur unter Schwierigkeiten subsumirbaren Thatbestand „Groben Unfug" umzutaufen und Dem entsprechend zu verfolgen. Heißt Das nicht, das Recht verwirren und verderben?

Für Bayern mit seinem die Presse privilegirenden Gerichtsstande erbringt die unter uns eingerissene Unfugspraxis, wie Sie sich persönlich zu überzeugen Gelegenheit hatten, noch besonders überraschende Konsequenzen. Ihr Artikel über König Otto von Bayern enthielt nach meinem kriminalistischen Ermessen unzweifelhaft eine Reihe formaler Beleidigungen gegen des bayerischen Königs Majestät. Sie dürfen einen geisteskranken Monarchen nicht geisteskrank nennen, höchstens dürfen Sie von dem „psychischen Zustande" des erlauchten Herrn in Andeutungen reden. Hätten Sie Ihre unehrerbietigen Bemerkungen über König Otto während eines Aufenthaltes in München veröffentlicht, so sündigten Sie gegen § 95 des St. G. B. Da Sie, sich in Berlin aufhaltend, den in den blauweißen Grenzpfählen „regirenden Bundesfürsten" beleidigt hatten, unterlagen Sie dem Thatbestande des § 99 des

Hosted by Google

St. G. B. Würde man die Ermächtigung des Beleidigten oder seines Vertreters, sei es nun der Prinzregent Luitpold oder ein ad hoc bestellter Kurator, eingeholt haben, so kamen Sie vor die münchener Geschworenen und genossen alle Chancen, alle Amönitäten eines bajuvarischen Schwurgerichtsprozesses. Warum hat man Sie diesem Ihrem ordentlichen Richter entzogen? Offenbar deshalb, weil die Frage der Legitimation des die Ermächtigung für den „Betheiligten" ertheilenden Vertreters höchst unliebsame Erörterungen verursachen konnte und man jedenfalls die geräuschvollen Weitläufigkeiten des Juryverfahrens vermieden sehen wollte. Wie viel kürzer, summarischer, bequemer gestaltete sich doch die Sache, sobald man die Augen vor den §§ 95, 99 des St. G. B. tapfer zukniff, sich so geberdete, als gäbe es diese Normen gar nicht in der Welt, lediglich den Unfugsparagraphen anrief, darauf tüchtig konfiszirte und inkriminirte und schließlich in den gemüthlichsten Formen einer schöffengerichtlichen Verhandlung den Uebelthäter kondemniren ließ! Ist es nicht eine herrliche Erfindung, so den ganzen langweiligen Schwurgerichtsstand für Preßvergehen mit einem Schlage los zu sein, indem man alle etwas zweifelhaften Deliktsthatbestände bescheiden als „Groben Unfug" qualifizirt und von der Jury an die zuverlässigeren Schöffengerichte abschiebt? Mit sechs Wochen Haft, die Preßbeschlagnahmen hinzugerechnet, kann man schon recht empfindlich gegen die oppositionelle Tagespresse wirthschaften.

Die schlimmste Blüthe dieser ganzen Unfugsjurisprudenz ist aber erst durch die Kombination des ambulanten Gerichtsstandes der Presse mit dem in die Norm des § 360 Nr. 11 des St. G. B. hinein gedeuteten Nonsens gezeitigt worden. Nach der herrschenden, vom kahlen Gesichtspunkt abstrakter Juristenlogik allerdings nicht anfechtbaren Meinung wird ein Preßdelikt nicht ausschließlich dort verübt, wo das Preßerzeugniß veröffentlicht worden ist, sondern es setzt sich die Deliktsverübung überall dorthin fort, wo irgend ein Exemplar der inkriminirten Druckschrift irgend welche Verbreitung gefunden hat. Unterstellen wir also einmal den Fall, ich hätte Ihnen aus München etwas Aehnliches wie Ihren König Otto-Artikel für die „Zukunft" verfaßt, Sie hätten in Berlin den sündhaften Artikel abgedruckt und mir ein Exemplar Ihrer „Zukunft" durch die Post nach München gesandt; weitere Exemplare hätten aus irgend welchem Grunde weder in München noch sonst im Bayerlande Verbreitung gefunden; außer mir, dem Verfasser, hätte Niemand in Bayern von der Druckschrift und ihrem Inhalt Kunde erhalten. Nach der strengen Theorie vom „fortgesetzten" Verbrechen würde dieses eine nach München gelangte Exemplar aber vollständig genügen, um ein forum delicti commissi für München zu begründen. Und nun betrachten Sie einen Augenblick den haarsträubenden Unsinn, der in der Folgerung liegt, Sie oder ich hätten — nicht in Berlin oder irgendwo sonst in der Welt, sondern — gerade in

Hosted by Google

München „Groben Unfug" verübt, wir hätten gerade das münchener Publikum ungebührlich belästigt, psychisch beunruhigt und wie sonst die schönen Formeln alle lauten! Das wunderbare Kunststück haben wir lediglich dadurch zu Stande gebracht, daß ich in der Stille meiner Bücherei von mir Geschriebenes mir noch einmal in Druckform flüchtig angesehen habe. Dadurch bin ich als Vertreter des münchener Publikums in meinen berechtigten Ansprüchen auf polizeilich geordnetes Zusammenleben arg verletzt worden. In einem zur Entscheidung gelangten Falle hatte ein einsam daherlebendes Weiblein sich auf eine Zeitschrift abonnirt und in der Stille ihres Kämmerleins sich an der Lecture ihres Journales ergötzt; sie war am Orte der einzige nachweisbare Abonnent des Blattes, — und eben ausreichend, den ambulanten Gerichtsstand herzustellen; fand die Judikatur in dem Inhalt des Blättchens „Groben Unfug", so war er verübt durch Das, was unser harmloses Frauenzimmer in ihren vier Pfählen zur Belästigung und Beunruhigung des Publikums ihrer friedlichen Stadt gethan hatte! Vor all solchen Absurditäten heutiger Rechtsprechung kann der schlichte Menschenverstand nur sein Haupt verhüllen. Dies Alles hat nicht mehr juristisches, sondern nur noch pathologisches Interesse. Um überhaupt zu begreifen, wie solche abenteuerlichen Verirrungen normalen Denkvermögens entstehen konnten, muß man sich zurückbesinnen auf den verworrenen Gang, den unsere prinzipienlose Gelegenheitjudikatur in Anwendung der Unfugsnorm auf die Tagespresse genommen hat. Erwarten Sie nicht, daß ich bereits Gesagtes hier noch einmal wiederhole. Nur um mich zu resumiren, möchte ich darauf zurückverweisen, daß die Fehlerquelle all der erörterten abstrusen Gerichtspraxis nach meiner Ueberzeugung ausschließ- darin gesucht werden muß, daß man, statt in der Frage des „Groben Unfugs" die konkrete Erscheinungform eines Preßerzeugnisses, die Art, wie es unmittelbar in die Oeffentlichkeit von Markt und Straße herausgetreten ist, zu würdigen, es vorgezogen hat, ganz allgemein und abstrakt den Inhalt eines Preßerzeugnisses und die denkbaren Wirkungen, die dieser Inhalt irgendwie und irgendwo auf einen empfindsamen Leser ausüben könnte, willkürlicher Untersuchung zu unterziehen. Indem man dann die polizeiliche öffentliche Ordnung, die der § 360 Nr. 11 des St. G. B. allein im Auge hat, mit der absolut anders gearteten Oeffentlichkeit, die im Wesen des einmal erschienenen und verbreiteten Preßerzeugnisses liegt, begrifflich durcheinander mengte, gelangte man unvermeidlich zu den abenteuerlichen Folgerungen, von denen hier die Rede war.

Von welcher Seite dürfen wir in absehbarer Zeit Schutz gegen dieses strafgerichtliche Unfugstreiben erhoffen? Da wären zunächst die deutschen Justizverwaltungen ex nobili officio berufen, dem Verfolgungeifer der Amtsanwälte einen Zügel anzulegen. Eine allgemeine Belehrung an diese Herren,

Hosted by Google

die ihnen das richtige Verständniß des § 360 Nr. 11 des St. G. B. ein Wenig erleichterte, würde hierzu vollkommen genügen. Man ist ja sonst nicht allzu ängstlich in derartigen belehrenden Weisungen. Nach dem Verhalten des bayerischen Justizministers in der bayerischen Kammer müssen wir diese Hoffnung leider wohl fahren lassen. Freiherr von Leonrod gehört aber meines Wissens noch immer zu den liberaleren unter den deutschen Justizministern. Herr Schönstedt in Preußen ist von dem Verdacht frei, daß er den Ehrgeiz haben könnte, den bayerischen Liberalismus zu übertrumpfen. Unsere Amtsanwälte werden also ferner der Ueberzeugung leben, daß sie durch ihre Unfugsanklagen sich um den Staat, um ihre Vorgesetzten und um sich selbst verdient machen. Bleibt die Hoffnung auf das Reichsgericht. Ich wünschte, ich könnte darüber optimistischer denken. Erstens aber können Jahre vergehen, ehe das Reichsgericht überhaupt in die Lage kommt, die Unfugsnorm von Neuem zu determiniren. Die Schöffengerichtsurtheile stranden ja in letzter Instanz bei den Oberlandesgerichten; und es müßte schon einmal eine auf Grund der Konnexität vor der Strafkammer gleichzeitig wegen Unfugs und wegen eines anderen Deliktes erstinstanzlich abgeurtheilte Anklage in die Revisioninstanz gelangen, ehe das Reichsgericht zuständig wird, die Anwendbarkeit des § 360 Nr. 11 des St. G. B. auf den Inhalt von Preßerzeugnissen grundsätzlich von Neuem festzulegen. Träte der Fall ein, so bezweifle ich erst recht, daß dabei viel Ersprießliches herauskommen würde. Die Strafsenate verabscheuen nach Kräften, in die landläufige Judikatur einschneidende prinzipielle Entscheidungen abzugeben, zumal, wenn eine solche Entscheidung auf Kosten einer Plenarberathung herbeigeführt werden soll. Voraussichtlich würde man sich an den vorliegenden konkreten Fall klammern, nach Maßgabe der vorliegenden „thatsächlichen Feststellungen" keinen Rechtsirrthum entdecken, und wir würden nach solchem höchstrichterlichen Urtheil genau so klug sein wie zuvor. Inzwischen haben sich unsere Oberlandesgerichte bereits derartig in die ausgedehnteste Handhabung des § 360 Nr. 11 des St. G. B. hineingelebt, daß sie sich durch ein neue Rechtsgrundsätze aufstellendes Urtheil reichsgerichtlicher Revisioninstanz schwerlich in ihrer Praxis würden stören lassen. Die Autorität des Reichsgerichtes wird von den Oberlandesgerichten weder in Civil-, noch in Strafsachen mehr als infallibel eingeschätzt. Vielleicht ist es befangene Anhänglichkeit an Gerichtshöfe, denen ich selbst angehörte, ehe mich das Schicksal nach Leipzig verschlug, vielleicht fehlt mir der Sinn für den Segen der vielverherrlichten Rechtseinheit quand même, — aber, wie die Dinge nun einmal liegen, und von unserer Unfugsfrage ganz abgesehen, erblicke ich in den Aeußerungen dieses Unabhängigkeitgefühles deutscher Oberlandesgerichte gegen die reichsgerichtliche Judikatur nur eine heilsame Reaktion berechtigten Sonderlebens gegen mancherlei unitarische Mißbildungen. Wie

Hosted by Google

Dem aber auch sei: die Hoffnung auf das Reichsgericht müssen wir gleichfalls fahren lassen. Bleibt die „Klinke zur Gesetzgebung" übrig. Das einfachste und radikalste Mittel, der eingerissenen Unfugspraxis ein Ende zu machen, wäre, den „Groben Unfug" aus dem § 360 Nr. 11 des St. G. B. ganz zu-streichen und nur den „ruhestörenden Lärm" zu konserviren. Im § 360 und eben so im § 366 des St. G. B. ist bereits eine solche Fülle polizeilicher Ordnungvorschriften abgelagert, daß sich getrost behaupten läßt, der allgemeine Unfugsbegriff sei vollkommen entbehrlich. Sollte aber wirklich einmal das Strafgesetzbuch mit diesen Normen versagen, so haben wir ja die Befugniß, durch spezielle Polizeiverordnungen alles Mögliche, was unliebsam stört und belästigt, fortzufegen. Ich würde glauben, daß z. B. der § 366 Nr. 10 des St. G. B. — „wer die zur Erhaltung der Sicherheit, Bequemlichkeit, Reinlichkeit und Ruhe auf den öffentlichen Wegen, Straßen, Plätzen oder Wasserstraßen erlassenen Polizeiverordnungen übertritt, wird mit Geldstrafe bis zu 60 Mark oder Haft bis zu vierzehn Tagen bestraft" — allein ausreichen könnte, Alles zu decken, was vernünftiger Weise § 360 Nr. 11 des St. G. B. als „Groben Unfug" verpönt wissen wollte. Doch muß ich darauf vorbereitet sein, daß mein Vorschlag als viel zu radikal bei allen gouvernemental gerichteten Gemüthern Widerspruch erfahren wird. Irgend ein verwaschener Kompromißvorschlag, der den geheimnißvollen Begriff „Groben Unfugs" vermeintlich klarer normirt, hat heutzutage entschieden bessere Aussichten, durchzudringen. Vereinzelte Anläufe zu solchen neuen Formulirungen des § 360 Nr. 11 des St. G. B. sind ja bereits hervorgetreten. Das Alles ist nach meiner Ueberzeugung verlorene Liebesmühe und interessirt mich deshalb nicht. Keine noch so scharf gefaßte Begriffsbestimmung ist vor Umdeutungen und Mißdeutungen sicher. Ursprünglich war es eine ganz verständige Determination, die vom „Groben Unfug" eine „unmittelbare Beunruhigung und Belästigung des Publikums" forderte. Wir wissen zur Genüge, was unsere Gerichte Alles aus dieser Phrase zu machen verstanden haben. Amtsanwälte und Schöffenrichter befinden sich unter dem stillen Beifall unserer Regirungskreise offenbar sehr wohl im Besitz der ihnen angeblich durch § 360 Nr. 11 des St. G. B. verliehenen Vollmacht, die Presse strafgerichtlich zu censiren, und sie werden auch künftig jede gesetzliche Handhabe benutzen, die ihnen die fernere Fruktifizirung des Censorenamtes gestattet. Einstweilen heißt es, sich mit Geduld in die unvermeidlichen Uebel der heute im Vaterlande herrschenden Rechtsordnung finden und sich damit getrösten, daß, je tiefer unsere Gerichte auf der einmal beschrittenen Bahn noch ferner hinabgleiten, desto gewisser und rascher die natürliche Reaktion gesunden Rechtsgefühles in unserem Volke uns von der unbegreiflichen Verwirrung, von der wir zur Zeit heimgesucht sind, zu befreien wissen wird.

Otto Mittelstaedt.

Hosted by Google

Der Aufstand in Italien.

Ein schrecklicher Wirbelwind hat über Italien hingefegt und bis in den letzten und stillsten Winkel des Landes hinein getobt. Die Bewegung entstand in Sizilien, breitete sich über Süditalien aus, ergriff besonders Bari, Brindisi, Minervino Murge, sprang nach Toskana über und erreichte über die Emilia und Ancona Piemont und zuletzt Mailand. Vorwand — oder, richtiger: Ursache — war die Getreidetheuerung; die Weizenbrotpreise waren allmählich auf 55 bis 60 Centesimi für das Kilogramm gestiegen. Dazu kam, die Noth steigernd, für ganz Süditalien besonders noch der Druck der städtischen Accisesteuern; sie lasten besonders schwer auf den armen Schichten der Ackerbau treibenden Bevölkerung, die nach der eigenartigen Gewohnheit vieler Gegenden Italiens die Städte mitbewohnt. So kam es zu lokalen Aufständen gegen die Gemeindebehörden: man steckte Zollhäuser in Brand, bedrohte die Aufkäufer von Getreide mit Gewaltthätigkeiten, raubte Mehlvorräthe und Korn aus den Mühlen, plünderte Eisenbahnwaggons; und hier und da ging der einmal erwachte Instinkt der Wildheit so weit, daß man die Gemeindehäuser stürmte und besonders verhaßte Persönlichkeiten totschlug. Immerhin waren so wüste Ausschreitungen selten; meist handelte es sich um Volkstumulte und geräuschvolle Demonstrationen. Nur in Mailand schienen diese Ausschreitungen den Charakter einer wirklichen Revolution anzunehmen. Der radikale Klerikalismus und der Sozialismus schienen sich mit einander verbunden zu haben. Ich zögere aber nicht, diese Auffassung als eine ungeheuerliche und vielleicht nicht unbeabsichtigte Uebertreibung zu bezeichnen, die freilich den reaktionären Absichten gegen die oppositionelle Minderheit dienen und vor Allem der Militärpartei erwünscht sein mag, deren Stellung in Italien nie sehr stark war und heute erst recht nicht ist. Aber auch ohne bestimmte Absicht konnte man leicht zu Uebertreibungen kommen, weil Vorgänge von im Grunde gleichem Charakter eine andere Bedeutung gewinnen, wenn es sich um eine Stadt wie Mailand, wirthschaftlich und geistig die eigentliche Hauptstadt Italiens, und nicht um weniger wichtige Centren handelt. Wohl sind Barrikaden errichtet worden; aber Barrikaden, die man ungestört photographiren und die am hellen Tage Jeder, auch der verhaßte Bourgeois, passiren konnte, ohne angehalten zu werden, kann man wirklich kaum anders nennen als: Spielzeug in Wuth gerathener Kinder. Die Volksmenge, die Ziegel und Steine schleuderte, war unbewaffnet; sie wurde erst unruhig und gewaltthätig, als einige Arbeiter verhaftet und deren Freilassung vergeblich gefordert worden war. Auch da gelang es noch den kurzen Worten eines Abgeordneten, die Menge zu zerstreuen, und erst, als die Verhaftungen aufrecht erhalten wurden, sammelte sie sich zu neuen Gewaltthaten, ohne sich nun

Hosted by Google

länger nach den abmahnenden Manifesten der Sozialdemokratie zu richten. Und selbst da hätten noch ein paar Feuerspritzen genügt, um die Haufen auseinanderzutreiben. Während der Unruhen sind etwa tausend Civilisten verwundet und etwa hundert getötet worden; das militärische Aufgebot kam mit ungefähr zehn Verwundeten und zwei Toten, von denen der eine noch dazu durch die eigenen Kanonen des Militärs das Leben verlor, davon. Auch hat man weder Waffen noch Sprengstoffe bei den Aufrührern gefunden. Diese Thatsachen sprechen deutlich für die Planlosigkeit des ganzen Treibens; die Menge hatte ja nicht einmal Waffen. Und doch haben die Fanatiker der Reaktion, nachdem sie die Aufrührer mit kleinkalibrigen Gewehren und Mitrailleusen niedergeworfen hatten, sich nicht gescheut, gegen Republikaner, Klerikale und Sozialisten vorzugehen, Abgeordnete einzukerkern, Zeitungen zu unterdrücken und ein Regiment des Weißen Schreckens einzuführen, das auf die Fiktion einer wirklichen revolutionären Gefahr gegründet ist. Ein wirklich revolutionärer Versuch kann aber schon deshalb in den Ereignissen nicht erblickt werden, weil überhaupt nur eine Klasse, das Proletariat, und auch von ihm offenbar hauptsächlich nur der arbeitlose Theil, betheiligt war. Ferner fehlte jedes klar erkennbare Ziel, jede sichere Führung. Es war eben in Mailand nicht anders als überall in Italien: die Bevölkerung litt unter der Theuerung, der Stoß der Bewegung pflanzte sich von einer Gegend in die andere fort, — und das Uebrige thaten ungeschickte Polizeimaßregeln. Solche Bewegungen weichen, als bloße Ausbrüche der Gewaltthätigkeit, dem ersten Hinderniß, auf das sie stoßen, während eine wirkliche Revolution durchaus andere Merkmale aufweist. Doch auch nach meiner Auffassung waren die Ereignisse ernst genug; vor Allem ist die Ausdehnung der selben Erscheinungen über ganz Italien ein nicht zu unterschätzendes Symptom: sie bedeutet die erste Etappe einer Scheidung des Landes vom monarchischen Regiment, die mit dem Gegensatz zwischen Volk und Heer, wie er hauptsächlich in Mailand hervortrat, eng zusammenhängt. Die Bedeutung der Thatsachen ist um so größer, als erst wenige Tage vorher die Patrioten alten Schlages in dem selben Piemont das fünfzigjährige Jubiläum der Verfassung mit aller bei solchen Gelegenheiten üblichen künstlich erzeugten Sentimentalität feierlich begangen hatten. Mancher sah wohl in dem Zusammentreffen dieser Kontraste ein eigenthümliches Zeichen und eine unheilvolle Vorbedeutung. Aber auch wer diesen Zufall, ohne mystisch gestimmt zu sein, nüchtern betrachtet, wird darin, daß die Banner der Festesfreude mit Bürgerblut bespritzt wurden, sicher nicht einen gleichgiltigen Vorgang sehen.

Ueber die Ursachen der traurigen Ereignisse kann kein Zweifel entstehen. Zunächst die Theuerung, die keineswegs nur auf Italien beschränkt war. Aber Italien mußte unter dieser Theuerung aus zwei Gründen beson-

Hosted by Google

ders leiden; erstens wegen der hohen Einfuhrzölle und zweitens wegen des verderblichen Systems der städtischen Accisesteuern, das in Süditalien eine verhängnißvolle Ausbildung erfahren hat und allein die städtischen Budgets im Gleichgewicht erhält. Als Regirung und Parlament sich entschlossen, die Einfuhrzölle herabzusetzen und für eine Weile ganz aufzuheben, war es schon zu spät, die Unruhen hatten begonnen und die Preise hielten sich um so mehr auf ihrer ungewöhnlichen Höhe, als auch Frankreich seine Zölle suspendirte und deshalb auf dem Markt als starker Käufer erschien. Auch entspricht es einer allgemeinen ökonomischen Erfahrung, daß solche zur Erleichterung des Konsums bestimmte Maßregeln, wenn einmal eine Theuerung eingetreten ist, wenig wirksam sind, daß vielmehr die Spekulation sich der beabsichtigten Wirkung zu entziehen weiß. Für Italien kam noch hinzu, daß die städtischen Accisen durch ihr System die Nivellirung der Preise hinderten. Alle diese Ursachen bewirkten, daß in den meisten südlichen städtischen Gemeinden das Brot unerhört theuer blieb. Diese Theuerung hatte aber nur die Bedeutung des letzten Tropfens, der das Gefäß zum Ueberlaufen bringt: sie war eine Gelegenheitursache neben der leider beständig wirkenden Noth, die, wie ein schleichendes Uebel, an dem Mark unseres Volkes zehrt. Wir leiden unter einem verkehrten Schutzzoll, der weder der Industrie noch dem Ackerbau nützt, und unter der militärischen Großmachtpolitik; wir leiden unter einem geistigen Proletariat, das von der Staatsverwaltung begünstigt und förmlich gezüchtet wird, unter einem Ueberfluß an Advokaten, Aerzten und Staatsbeamten jeder Gattung. Wir leiden darunter, daß das Recht durch die Politik verdrängt worden ist und daß der Einfluß eines Abgeordneten mehr bedeutet als seine Rechtschaffenheit, die Interessen der herrschenden Klasse mehr als das allgemeine Wohl. Das sind schwere chronische Uebel; aber man muß außerdem noch bedenken, daß das äußerlich geeinte Italien in Wirklichkeit doch in zwei Hälften zerfällt, deren einer alle Einrichtungen, die für die andere taugen, wie Parlament, Jury u. s. w., nachtheilig sind. Endlich hat jede Zeit ihr besonderes Ziel, ihre besondere beherrschende Vorstellung, um nicht zu sagen: ihre fixe Idee. Einst war es in Italien die politische Einheit oder die religiöse Freiheit; jetzt ist es die Sozialreform. Nach dieser Richtung scheint unsere Regirung aber nichts als tönende Reden leisten zu können. Zwar fehlt in den Thronreden nie die schöne Wendung von der Fürsorge für die Leidenden; sonst aber geschieht nichts und sogar der Arbeiterschutz ist gesetzgeberisch seit zwölf Jahren um keinen Schritt weiter vorgerückt. Man mag einwenden, daß gerade Oberitalien weniger unter den Mißbräuchen des Accisesystems leidet und daß die Noth im Allgemeinen dort geringer ist; aber Volksbewegungen pflanzen sich eben so ansteckend fort und beginnen eben so in den Gegenden, die unter der schwersten Noth leiden, um dann auf die

Hosted by Google

besser situirten überzugehen, wie Volksepidemien in den Kreisen der Aermsten auszubrechen pflegen und sich schließlich auch auf die Wohlhabenden erstrecken. Auch gilt für das politische Verbrechen, wie ich mehr als einmal festgestellt habe, daß eine tiefwurzelnde Unzufriedenheit in einem Lande sich am Stärksten nicht da äußert, wo die Verhältnisse am Schlechtesten liegen, sondern da, wo eine relativ bessere Lage immerhin noch einige Kräfte erhalten hat, während das äußerste Elend das Volk völlig entkräftet und jeden revolutionären Widerstand gegen das Elend hindert.

Ich sagte schon, daß die mailänder Bewegung unvorbereitet war. Ursprünglich handelte es sich nur um Demonstrationen. Auch erwähnte ich schon, wie unbedeutend die Barrikaden waren, die man allerdings seit 48 in Italien nicht mehr gesehen hatte. Das durch die Verhaftung der Manifestvertheiler gereizte niedere Volk hatte den Palast Saporiti besetzt; von einer Plünderung kann aber im Ernst nicht geredet werden. Die Gewaltthätigkeiten und Verwüstungen waren geringer als die in Foggia und Minervino Murge vorgekommenen; weder an den Gemeindepapieren noch an den Archiven hatte die Menge sich vergriffen. Alles Andere ist Legende, aufgebauscht von den Furchtsamen und von Solchen, die für die Reaktion Stimmung machen und die mit äußerster Brutalität durchgeführten Zwangsmaßregeln rechtfertigen wollten. Man erfand Fabeldinge: zwei-, dreihundert, dann wieder zweitausend Studenten sollten von Turin und Pavia unterwegs sein; man sprach von geplünderten Häusern, die mit dem Zeichen F. F. (ferro, fuoco) für Angriff und Brandstiftung kenntlich gemacht worden seien, während in Wirklichkeit das F. F. ein an den Häusern angebrachtes Kanalisationzeichen (fognatura) ist; der Abgeordnete De Andreis sollte einen Kriegsplan bei sich getragen — in Wirklichkeit war es ein Plan der elektrischen Trambahnlinien Mailands —, Journalisten und Abgeordneten sollten sich nachts heimlich versammelt haben. Wenn an dieser Behauptung ein Körnchen Wahrheit ist, kann es sich höchstens um eine verschwindend kleine Gruppe von anarchistischen Fanatikern gehandelt haben, die, ohne jede Verbindung mit den politischen Parteien, mit ihren finstersten Plänen der Wirkung einer einzigen Feuerspritze gewichen wären.

Alle repressiven Maßregeln, die wir seitdem erlebt haben, besonders die unbegreiflicher Weise gegen die ganz unbetheiligte klerikale Partei gerichteten, beweisen aber, daß nicht nur das Volk sich von der Regirung entfernt hat. Auch die Regirung hat jede Fühlung mit dem Volk verloren; sie kennt seinen Pulsschlag nicht mehr und tappt im Dunkel, statt zu führen. Es ist, als ob ein blinder Schulmeister mit einer Schaar sehender, aber störrischer Zöglinge zu schaffen hätte, sich vergeblich bemühte, ihr die Richtung zu weisen, und dulden müßte, daß sie, statt ihm zu folgen, nach allen Seiten auseinander läuft. Nur muß das Bild noch durch einen Zug ergänzt werden:

Hosted by Google

die Blindheit paart sich mit übelwollender Grausamkeit und der sonderbare Lenker hält es für nützlich, die Leute zu strafen, die ihm die Ursachen seiner Mißerfolge vorhalten, — als ob Krankheiten dadurch geheilt werden könnten, daß man den Arzt wegschickt. Bei uns geschieht Alles, um die Krankheit zu verschlimmern; tausend neue Quellen des Unheils werden eröffnet und die Folgen können nicht ausbleiben. Wird dieser Weg nicht verlassen, so verblutet schließlich das Land an seinen Wunden. Die wahren Heilmittel sind Jedem erkennbar, der nicht durch das Parteigetöse vollständig verblödet ist. Italien ist auf einen verhängnißvollen Irrweg gerathen; eine unsinnige Gleichmacherei hat, unter dem Schlagwort der nationalen Einheit, jede Rücksicht auf die verschiedenen Existenzbedingungen der Landestheile versäumt und das Trugbild einer möglichst imposanten äußeren Machtstellung des neuen nationalen Einheitstaates hat uns dahin gebracht, daß wir die Dimensionen unserer Macht und unser Kraftvermögen überschätzen, nur des schönen Scheines wegen, als ob wir mehr wären, als wir sind, mehr wögen, als unser Gewicht beträgt. Statt im Inneren unsere Landwirthschaft, die Quelle allen Reichthumes, zu pflegen, unsere Industrie zu entwickeln, allen geistigen Fähigkeiten die höchste Bethätigung zu sichern, uns so selbst am Meisten zu nützen und friedlich mit den übrigen Völkern zu wetteifern, ja einige vielleicht siegreich zu übertreffen, haben wir es vorgezogen, uns um äußere Erfolge zu bemühen. Wir müssen das Rad zurückdrehen, aber nicht im Sinn der Konservativen, die darunter eine noch weitere Verkümmerung der spärlichen bürgerlichen Freiheiten verstehen. Wir müssen dahin kommen, daß die Auswanderung nicht mehr der einzige Weg ist, der aus diesem Elend führt. Steuern und Abgaben, Verkehrsmittel u. s. w. müssen ohne bureaukratisches Einheitschema wieder nach regionalen Bedürfnissen geregelt werden. Von allen kolonialen Abenteuern müssen wir Abschied nehmen. Wir haben auf Kreta nichts zu suchen und brauchen, wenn wir die Rechte der anderen Staaten achten, um selbst geachtet zu werden, keine kostspieligen Bündnisse und weder Festungen, Armeen noch Flotten, die jede solide Finanzwirthschaft und wirkliche Beseitigung des Defizits unmöglich machen. Ich meine, daß wir die Getreidezölle und die Accisen beseitigen, und zu den wirthschaftlichen Traditionen Cavours zurückkehren müssen, der verstand den Wohlstand Piemonts in einer Zeit zu befestigen, wo seine Politik die Bedürfnisse des Staates mit einem Ruck gewaltig steigerte; daß wir aus den schönen Worten und ständigen Gemeinplätzen der Thronreden zu Gunsten der unteren Volksklasse heiligen Ernst machen, die Malaria und die Pellagra ausrotten, die Alters- und Unfallsversicherung, die sich im Parlament von einer Session zur anderen hinschleppen, durchführen und endlich an die Zerschlagung der Latifundien zu Gunsten einer intensiven Bodenkultur entschlossen herantreten müssen. Das haben schon einsichtige Konservative, wie Jacini

Hosted by Google

und Minghetti, gewußt und gesagt. Schlimm genug, daß der Latifundienbesitz nicht nur nicht abnimmt, sondern durch Kirchen- und Gemeindegut sogar stetig wächst. Nicht in den felsigen Einöden Erythräas haben wir zu kolonisiren: die heute ungesunden, aber fruchtbaren Gegenden in Sardinien, Sizilien, Toskana und Kalabrien müssen wir durch geeignete Gesetze und praktische Arbeit sanieren und der Kultur erobern. Was durch zweckmäßiges Vorgehen zu erreichen ist, zeigen im Kleinen die günstigen Erfolge der Versuche in Ostia, Rom und Quattro Fontane. Man höre nur auf, das Geld für blödsinnige Denkmale und Kriegsabenteuer, in denen wir uns blamiren, hinauszuwerfen, und wir werden allen ernsten Aufgaben genügen können. Der beste Beweis für unsere Spannkraft ist die Fülle der Uebel und Irrthümer, die wir schon ertragen haben. Es fehlt nicht an Begabungen, nicht an Entdeckern, nicht an geschulten Arbeitern und geschickten Unternehmern. Wie sehr die nationale Arbeitkraft gewachsen ist, lehrt ein Blick auf die Produkte der neulich eröffneten turiner Ausstellung, die selbst da, wo die italienischen Leistungen bisher als die relativ schwächsten galten, in der Präzision- und Maschinentechnik, höchst erfreuliche Fortschritte zeigen.

Turin, im Juni 1898. Professor Cesare Lombroso.

Nervenheilstätten.

Seit kurzer Zeit ist eine Bewegung in Fluß gekommen, die sich auf die Errichtung von „öffentlichen Nervenheilanstalten“ (Benda) oder „Nervenheilstätten“ (Moebius) bezieht. Benda*) gebührt wohl das Verdienst, in einer kleinen Abhandlung (1891) diese Frage zuerst aufgeworfen und die Errichtung derartiger Anstalten für minder Bemittelte und gänzlich Unbemittelte als ein aktuelles Bedürfniß nachgewiesen zu haben. Nach seinen Vorschlägen sollte es sich um eine Art von „öffentlichen Wasserheilanstalten“ handeln, die aus staatlichen oder kommunalen Mitteln nach Analogie der städtischen Rekonvaleszentenhäuser und der preußischen Provinzial-Irrenanstalten geschaffen werden sollten. Alle Hilfsmittel der Behandlung, insbesondere für Anwendung von Diätkuren, Bädern, Elektrizität, Gymnastik, müßten den Kranken

*) Benda: Oeffentliche Nervenheilanstalten? Berlin, Aug. Leuschner, 1891.

Hosted by Google

zu Gebote stehen, die außerdem mit Garten- und Feldarbeit beschäftigt werden sollten, wodurch auch ein Theil der aufgewendeten Kosten einzubringen sein würde. In der nächsten Zeit haben u. A. Krafft-Ebing, Ludwig und Pelizaeus die Errichtung öffentlicher Sanatorien dieser Art befürwortet. Ganz unabhängig von diesen Anregungen hat dann Moebius*) (1896) eine allgemeine Reform der Behandlung von Nervenkranken überhaupt gefordert und bei dieser Gelegenheit der Errichtung von Heilstätten für Nervenkranke der ärmeren Klassen entschieden das Wort geredet. Der moebiussche Reformgedanke besteht wesentlich darin, daß bei den Insassen dieser Anstalten Arbeit, nutzbringende, zweckentsprechende Arbeit das Hauptheilmittel sein müsse, daß überhaupt auf angemessene Regelung der Thätigkeit, der gesammten Lebensführung hinzuwirken sei, wogegen alles Andere, namentlich der ganze vielgerühmte physikalisch-diätetische Hilfsmittelapparat, bei Weitem zurücktrete.

Die im Einzelnen vorhandenen Unterschiede erstrecken sich, wie man sieht, mehr auf das „Wie?" der anzuwendenden Behandlung; einverstanden sind Benda wie Moebius über das „Was" und „Wo", insofern es sich eben um die Schaffung von Nervenheilanstalten für Angehörige der unbemittelten (und minder bemittelten) Klassen, sei es aus staatlichen, aus kommunalen Fonds oder auf dem Wege der Anrufung privater Hilfsthätigkeit handelt. In dieser Beziehung ist, nachdem die gegebenen Anregungen anfangs ohne Echo zu verhallen schienen, der erste Erfolg neuerdings zu verzeichnen gewesen, da sich eine Anzahl wohlwollender Unternehmer gefunden hat, um aus Privatmitteln den Bau und die Einrichtung einer Heilstätte für minder bemittelte Nervenkranke in nächster Nähe von Berlin und auf einem für den Betrieb von Landwirthschaft, Gartenbau u. s. w. geeigneten Terrain in die Wege zu leiten.**) Hoffentlich wird die Sache zu Stande kommen und werden diesem ersten Schritte bald auch weitere folgen. Doch darf es dabei nicht bleiben; denn mit Anstalten für „minder Bemittelte", aber immerhin in beschränkter Weise doch Zahlungfähige ist das vorhandene Bedürfniß natürlich nicht befriedigt: es müssen vielmehr Anstalten für gänzlich Unbemittelte, für Angehörige der Arbeiterbevölkerung insbesondere geschaffen werden, bei denen eine Translozirung in solche Anstalten vielfach noch dringender ist, weil es für sie bei der häuslichen „Behandlung" (oder richtiger Nichtbehandlung) ganz unmöglich ist, sich die geeigneten hygienischen und diätetischen Verhältnisse auch nur annähernd zu schaffen. Hier müßten deshalb Staat und Kommunen eingreifen; die von ihnen zu bringenden Opfer

*) Moebius: Ueber die Behandlung von Nervenkranken und die Errichtung von Nervenheilstätten. Berlin, S. Karger, 1896.

**) Schwalbe: Heilstätten für minder bemittelte Nervenkranke. Deutsche Med. Wochenschrift No. 13 (31. März) 1898, S. 211. — Desgl. auch No. 16, S. 259.

Hosted by Google

würden sicherlich auf andere Weise, durch Ersparnisse bei der Invaliden-, Armen- und Altersversorgung, zum großen Theil wieder eingebracht werden.

Doch bei der Ueberlastung des Staates und der Gemeinden mit (wenigstens dem Anscheine nach) dringlicheren Aufgaben ist wohl für absehbare Zeit auf eine ausgiebige Bethätigung in dieser Richtung schwerlich zu rechnen. Das ist vielleicht auch ganz gut, insofern der Gedanke dieser „Volksnervenheilstätten" noch ziemlich neu ist und in mancher Beziehung wohl noch eines sorgfältigeren Ausreifens bedarf. Einzelne, in kleinerem Maßstabe einstweilen angestellte Versuche können in dieser Hinsicht die weitere Entwickelung nur fördern. Ich möchte nun — ohne ein Gegner der Sache zu sein, zu deren frühesten Befürwortern ich vielmehr gehört habe — doch auf gewisse Bedenken aufmerksam machen und namentlich auch vor allzu weitgehenden, illusorischen Hoffnungen auf Grund fehlerhafter Analogie-Schlüsse eindringlich warnen. Unwillkürlich ist bei den bisherigen Anregungen auf diesem Gebiete wohl zumeist die Fürsorge mitbestimmend gewesen, die sich neuerdings mehr und mehr der Errichtung von Volksheilstätten für Lungenschwindsüchtige mit vollem Recht zuwendet, worin sich ja unzweifelhaft das wachsende Verständniß für die Erfüllung einer nicht blos humanitären, sondern allgemein kulturellen und im wichtigsten Sinn sozialen Aufgabe und Pflicht in erfreulichster Weise bekundet. Allein hier liegt doch die Sache ganz anders; und eine einfache Uebertragung des für Lungenkranke Angestrebten und Geleisteten auch für Nervenkranke der hier in Rede stehenden Art muß aus guten Gründen ganz außer Betracht bleiben. Bei den „Lungenkranken", deren Hauptkontingent die „Schwindsüchtigen" bilden, handelt es sich um große Krankenmassen, die bisher die öffentlichen Krankenanstalten in kaum zu bewältigendem Umfang überflutheten und bei denen wir, unseren jetzigen pathologisch-klinischen Anschauungen gemäß, auf eine angemessene Isolirung und Ableitung in zweckmäßig eingerichtete Sonderanstalten sowohl im Interesse dieser Kranken selbst wie im Interesse anderer, gesunder und kranker, Personen dringend Bedacht nehmen müssen. Es kommt dazu, daß sich derartige Sonderanstalten, wenn auch nur in kleinem Umfang und für exklusive Verhältnisse berechnet, schon in ausgezeichneter Weise praktisch bewährt hatten und daß es also hier nur darauf ankam, die in kleineren Kreisen gesammelten Erfahrungen in weiterem Umfange zu verwerthen, die bisher nur einer glücklicher situirten Minderheit gespendeten Wohlthaten auch der großen Mehrheit der Armen und Unbemittelten allmählich zu erschließen. Ganz anders bei den Nervenkranken der hier in Betracht kommenden Kategorien, — d. h. der „chronisch Nervösen", der sogenannten funktionell Nervenkranken, Neurasthenischen, Hysterischen, Hypochondrischen u. s. w., denn andere Kategorien kommen nicht in Betracht, da für die schweren Fälle „organischer" Erkrankung immerhin die allgemeinen Krankenhäuser das beste

Hosted by Google

Asyl bilden werden, für die Geisteskranken aber durch öffentliche und private Heil- und Pflegeanstalten im Ganzen ausreichend gesorgt ist und auch für Epileptiker, Idioten, Trinker u. s. w. sich die Fürsorge durch Schaffung entsprechender Spezialanstalten neuerdings mehr und mehr bethätigt, so daß es sich hier nicht mehr um ein Anbahnen neuer Wege, sondern nur um ein Fortschreiten auf dem schon betretenen Pfade handelt. Was dagegen die Kranken der namhaft gemachten Kategorien betrifft, so war von ihnen aus einleuchtenden Gründen bisher in den allgemeinen Krankenhäusern meist wenig zu bemerken, desto mehr freilich in den Nerven-Polikliniken der größeren Städte, zu deren ausdauerndsten und (wie schon die Thatsache dieser Ausdauer bekundet) im Großen und Ganzen erfolglosesten Besuchern sie zu zählen pflegen. Wenig beruhigend wirkt auch das Beispiel der seit der Durchführung der Unfallgesetzgebung von den Berufsgenossenschaften ins Leben gerufenen Heilanstalten, deren Frequentanten sich zum großen Theil aus „Unfallsnervenkranken", d. h. in hervorragendem Maße aus traumatischen Neurasthenikern, Hypochondern und Hysterikern zusammensetzen und bei denen die erzielten Heilerfolge überaus dürftig sind, dagegen die Erfolge bezüglich der Erzeugung und Steigerung schwerer „Unfallsneurosen" und künstlicher Züchtung von Simulanten um so eklatanter hervortreten. Kommen hier allerdings ganz besonders ungünstige Umstände (die nachtheiligen psychischen Folgen des Unfallsrentenkampfes) ins Spiel, so werden doch ähnliche Verhältnisse auch bei den neu zu begründenden Nervenheilstätten schwerlich ganz zu vermeiden sein. Jedenfalls wird Alles darauf ankommen, durch den ganzen Geist und Ton, der in diesen Anstalten herrschen muß, der Verweichlichung und Selbstverzärtelung, wozu so viele Kranke dieser Art, zumal unter dem begünstigenden Einfluß des andauernden Herumkurirens, nur allzu geneigt sind, sowie den schädlichen Einflüssen der mutuellen psychischen Induktion und Infektion, die in solchen Anstalten mit der Bewohnerzahl progressiv wachsen, von vorn herein auf das Kräftigste und Entschiedenste entgegenzuwirken. Zweckmäßig wird es daher auch sein, derartige Anstalten, die selbstverständlich für beide Geschlechter getrennt sein müssen, von vorn herein nicht zu groß anzulegen (als Maximalzahl dürften höchstens hundert Insassen gelten; bei noch größerer Frequenz ist schon von einer streng individualisirenden Behandlung und einer die Einzelverhältnisse berücksichtigenden psychischen Einwirkung der Anstaltleiter kaum noch die Rede), ferner in der Auswahl der aufzunehmenden Kranken die größte Vorsicht walten zu lassen, die voraussichtlich Besserungfähigen in erster Reihe zu berücksichtigen, zweifelhafte oder ungeeignete Elemente thunlichst ganz auszuschließen und vor Allem sich des Beistandes und der Mitwirkung tüchtiger nervenärztlicher Kräfte — deren Zahl keineswegs groß ist — an leitender und überwachender Stelle im Voraus zu versichern.

Hosted by Google

Andere gefährliche Klippen liegen in der Frage der Behandlungdauer. Es ist klar, daß bei einer nur kurzen Behandlung nicht viel ausgerichtet werden kann, zumal, wenn man genöthigt ist, die Kranken wenig oder doch nicht wesentlich gefestigt in die früheren Verhältnisse zurück zu entlassen und den alten Schädlichkeiten von Neuem auszusetzen. Eine allzu lange Behandlungdauer dagegen bedingt die Gefahr, die Kranken ihrem Geschäft, ihrer Lebensstellung in nachtheiliger Weise zu entfremden und an ein verweichlichendes Bummelleben oder doch an eine mehr oder weniger bequeme Scheinthätigkeit (worauf die auferlegte Garten- und Feldbeschäftigung in nur zu vielen Fällen hinauslaufen wird) zu gewöhnen. Dies Alles ist, wie gesagt, wohl zu erwägen, bevor man sich wohlmeinend, aber gedankenlos kopfüber in das Abenteuer neuer Anstaltgründungen und in die angenehme Aufregung eines in großem Stil betriebenen populären Wohlthätigkeitsports hineinstürzt. Vestigia terrent! Wenn zu den Lungenheilstätten, Kinderheilstätten, Wöchnerinnenheimen und sonstigen Asylen ähnlicher Art nun erst die Nervenheilstätten und im weiteren Verlauf dann vielleicht auch Magenheilstätten, Hautheilstätten und Aehnliches (wozu unternehmende Spezialisten schon die Initiative ergreifen werden) in großem Umfange hinzuträten, so könnten wir nach und nach einen nicht unbeträchtlichem Bruchtheil unseres Volkes in derartigen Anstalten als Pensionäre der öffentlichen und privaten Wohlthätigkeit glücklich untergebracht und versorgt sehen. Eine vom nationalen Standpunkt aus gewiß recht wenig erfreuliche Perspektive! Die allzu intensive Beschäftigung mit solchen Asylgründungen hat noch den schweren Nachtheil, daß sie die Aufmerksamkeit von den weit wichtigeren, aber allerdings auch schwierigeren Aufgaben und Pflichten der öffentlichen wie der privaten individuellen Prophylaxe in bedenklichem Maß ablenkt und entbindet. Aber gerade hierauf müssen alle Kräfte gerichtet werden. Statt der übergroßen Sympathie, die wir der lästigen Ueberzahl der lebenden, aber zum Leben nutzlosen „Minderwerthigen" und „nervösen Schwächlinge" entgegenbringen, statt des zu weit getriebenen überängstlichen Bemühens, sie Alle auf Staats- und Gesellschaftkosten heilen oder doch in Anstalten nach ihrer Art möglichst glücklich machen zu wollen, wenden wir lieber der Zukunft unseren Blick zu und suchen wir durch kräftige, wenn auch vielfach unwillkommene und unpopuläre Mittel und Maßregeln dem Ueberwuchern dieser unsere Volkskraft auf die Dauer mit schwerem Siechthum bedrohenden Zustände und ihrer weiteren Entwickelung vorausschauend zu begegnen. Nicht, zu „heilen", sondern, zu verhüten, ist auch hier die größere und an Fruchthoffnung reichere sozialhygienische Aufgabe der Zukunft, an deren Lösung mitwirken zu dürfen, für jeden im Sinn und Geist seiner Wissenschaft thätigen Arzt wohl den erfreulichsten und erhebendsten Theil seines Berufes bildet.

Professor Dr. Albert Eulenburg.

Hosted by Google

Drei Aufsätze.

Im vorigen Herbst wurde von dem Sekretär der Universität Christiania, Herrn Siegwart Petersen, durch einen Zufall in der Bibliothek ein Packet mit der Aufschrift „H. Ibsen" entdeckt, das folgende Dokumente enthielt: Ibsens Impfatteſt; Ibsens Taufatteſt; eine Quittung des Universität-Quästorates über acht Speziesthaler vom Jahre 1850; den Dimissionbrief des Stud. phil. Th. J. Lie für Henrik Ibsen; das Prüfungzeugniß vom Jahre 1850 mit der Schlußcensur: „Non contemnendus". Im Griechischen und in Arithmetik hatte er „schlecht", in Latein „ziemlich", im lateinischen Aufsatz „ziemlich gut". Ferner fand man den akademischen Bürgerbrief ohne Unterschrift, da Ibsen ja eben in Folge seiner mangelhaften Leistungen in den angeführten Fächern nicht immatrikulirt wurde; sein norwegisches Aufsatzbuch; sein lateinisches Extemporalienbuch und ein Heft mit lateinischen Uebungen. Das interessanteste von diesen Dokumenten ist natürlich das norwegische Aufsatzbuch. Es kam in das Universitätsekretariat, weil die nicht immatrikulirten Studenten die eingereichten schriftlichen Arbeiten nicht zurückzuerhalten pflegten. Das Buch enthält zwanzig Blätter, von denen aber nur elf beschrieben sind. Auf dem Titelblatt steht: „Norwegisches Aufsatzbuch von Henrik Ibsen". Der erste Aufsatz ist datirt: „Grimstad, den dritten Februar 1848". Auf der letzten Seite wird durch Ibsens Dimissor, den Stud. philol. Th. J. Lie, bestätigt: „daß die in diesem Buch enthaltenen norwegischen Aufsätze von Henrik Ibsen geschrieben sind". Es sind, von einigen Gedichten abgesehen, die ältesten uns bekannten Arbeiten Ibsens; schon deshalb werden sie deutsche Leser interessiren, denen sie hier zum ersten Male vorgelegt werden.

I. Von der Wichtigkeit der Selbsterkenntniß.

Unter allen Zweigen des Denkens ist vielleicht die Untersuchung der Beschaffenheit unseres eigenen Wesens die, zu der die größte Aufmerksamkeit und Parteilosigkeit nothwendig ist, um an das Ziel jeder Forschung zu gelangen: zur Wahrheit. Selbsterkenntniß setzt die genaueste Beobachtung unseres Selbst, unserer Neigungen und Handlungen voraus; und erst durch die Resultate einer solchen Beobachtung wird es den Menschen ermöglicht, zur klaren und richtigen Erkenntniß der Beschaffenheit ihres Charakters zu kommen. Wie wichtig diese Kenntniß für uns ist, geht bereits aus ihrer Bezeichnung: Selbsterkenntniß, Kenntniß unseres Selbst, hervor; es ist für die Menschen durchaus nöthig, sich diese Erkenntniß anzueignen, denn jede unserer Handlungen setzt sie allzu sehr voraus, als daß sie ohne Schaden entbehrt werden könnte.

Nach den verschiedenen Zwecken, zu denen der Mensch seine Selbsterkenntniß gebraucht, kann man behaupten, daß ihre Wichtigkeit sich hauptsächlich in zwei Richtungen zeigt, nämlich erstens in Bezug auf die weitere Ausbildung und Entwickelung unseres Geistes und zweitens mit Rücksicht auf unser materielles Wohlbehagen, unsere Unternehmungen und unser Verhältniß zu anderen Menschen. Was den ersten Punkt betrifft, so ist klar, daß der Mensch sich selbst hinreichend kennen

Hosted by Google

muß, wenn ein günstiger Fortschritt in der angedeuteten Richtung erwartet werden soll. Nehmen wir an, das Ziel des denkenden Menschen in geistiger Beziehung sei, seine Seelenfähigkeiten beständig zu entwickeln, seine Begriffe zu klären und überhaupt möglichst die Fehler abzulegen, die Neigung oder äußere Ursachen bewirkt haben können, dann geht hieraus zugleich der überwiegende Einfluß hervor, den die Selbsterkenntniß auf die Bestrebungen des Menschen in dieser Richtung ausübt. Man muß sich selbst kennen, um zu wissen, auf welchem Standpunkt man angelangt ist und in welcher Richtung Verbesserungen nothwendig sind. Der Mensch muß sich seiner Fehler gerade so gut bewußt sein wie seiner guten Eigenschaften, um jene ablegen und diese noch mehr entwickeln zu können; er muß seine Leidenschaften kennen, um sie zähmen zu können, wenn sie auszubrechen drohen, und allmählich die Macht zu schwächen, die sie sich erkämpft haben. Doch nicht hierdurch allein, sondern zugleich auch als Hilfsmittel zur Beurtheilung der Charaktere Anderer und zur Menschenkenntniß im Allgemeinen ist es unbedingt nothwendig, erst seine eigene Gemüthsbeschaffenheit und Denkweise erfaßt zu haben, da es für den Menschen nur durch Schlüsse, die er hieraus zieht, möglich wird, in der Beurtheilung Anderer zu einem sicheren Resultat zu kommen.

Aus dem hier kurz Ausgeführten ergiebt sich, daß Selbsterkenntniß nothwendig ist als Grundlage für die Geistesentwickelung des Menschen und den intellektuellen Fortschritt überhaupt; leider ist die Zahl Derer, die in diesem Sinn von der Selbsterkenntniß Gebrauch machen, geringer, als man wünschen sollte. Häufiger benutzen die Menschen dagegen ihre Selbsterkenntniß im praktischen Leben als nothwendiges Hilfsmittel, ihre materiellen Interessen zu fördern.

Man muß annehmen, daß jeder denkende Mensch, ehe er seine Beschlüsse faßt, die Hindernisse überlegt, die sich ihnen entgegenstellen können, und die Gefahren, mit denen die Ausführung verbunden sein kann; deshalb muß es für ihn von Wichtigkeit sein, sich selbst zu kennen, um zu wissen, ob seine Kraft jene fortzurücken vermag oder sein Muth ihm erlaubt, diesen entgegenzugehen: die Kenntniß des eigenen Wesens muß daher stets von größtem Einfluß auf die Handlungen des Menschen sein, da er allein durch sie in den Stand gesetzt wird, einigermaßen sicher den Ausfall seiner Unternehmungen berechnen zu können. Es kann deshalb wohl behauptet werden, daß, sofern der Mensch wirklich selbst Etwas in Bezug auf sein Schicksal vermag, dieses Vermögen gesteigert würde, wenn er Selbsterkenntniß genug besäße, um immer seine Handlungen den Fähigkeiten anzupassen, die er besitzt, und stets seine Neigungen klar genug zu erkennen, um sie nicht die Oberhand gewinnen zu lassen. In jeder Richtung menschlichen Strebens ist also Selbsterkenntniß nöthig, um mit Erfolg für sich und Andere wirken zu können. Darum ist es höchst nothwendig, sich diese Kenntniß anzueignen, und wenn auch der Mensch dadurch, daß er auf diesem beschwerlichen Wege seine weniger guten Seiten kennen lernt, in die Nothwendigkeit versetzt wird, mehr als einmal sich vor sich selbst zu demüthigen, so kann diese Demüthigung doch keineswegs die Selbschätzung des Menschen schwächen, da sie vielmehr einen kräftigen Willen und ein redliches Streben nach Dem beweist, was des Menschen höchstes Ziel im Leben sein soll: die Entwickelung seiner Geistesfähigkeiten und die Sorge für sein zeitliches Wohlbefinden.

Hosted by Google

II. Arbeit trägt ihren Lohn in sich.

Unter Arbeit versteht man jede Bemühung, eine erstrebte nützliche Ausbeute aus einer zweckentsprechenden Thätigkeit zu erlangen. Das Wort hat also eine weitere Bedeutung als die, in der man es gewöhnlich auffaßt, nämlich als anstrengende Anwendung der Körperkräfte. Auch geistige Thätigkeit in der angedeuteten Absicht wird Arbeit genannt; und auf sie wie auf jede andere nützliche Wirksamkeit kann der Satz angewandt werden: Arbeit trägt ihren Lohn in sich.

In der Menschennatur wurzeln Anlagen zur Thätigkeit und der Besitz dieser Anlagen ist natürlich etwas Gutes; aber das Gute liegt keineswegs in dem toten Besitz, sondern wird erst dadurch hervorgerufen, daß die Anlagen zu dem Zwecke verwandt werden, zu dem sie verliehen sind, nämlich zur Thätigkeit. Arbeit wird also das Mittel, durch das wir eigentlich erst in den Besitz unserer Anlagen kommen, die als etwas Gutes betrachtet werden; denn eine Anlage, die nicht angewandt wird, ist nichts werth; und eine Anlage, die in schädlicher oder unrichtiger Weise angewandt wird, ist in ihren Folgen sogar ein Uebel. Aber jede Thätigkeit, durch die ein günstiges Resultat erstrebt wird, ist Arbeit, — folglich ist Arbeit nicht allein das Mittel, sondern auch das einzige Mittel, wodurch unsere Anlagen zur Thätigkeit etwas Gutes für uns werden.

Ob nun der Mensch zur Thätigkeit durch einen inneren Trieb veranlaßt wird, der Jedem in höherem oder geringerem Grade angeboren ist, oder ob seine Verhältnisse ihn dazu zwingen: das Resultat wird unter allen Umständen das selbe sein. Im ersten Falle folgt er seiner Neigung und hat dadurch Ersatz genug für seine Mühe, im anderen handelt er aus Zwang; aber dieser Zwang ist etwas Gutes, da der Mensch dadurch in den Stand gesetzt wird, seine Stellung zu verbessern und sich vermehrte Mittel zum Wohlbefinden und Genuß zu erwerben. Unter dem Begriff des Lohnes, der in der Arbeit liegt, soll nicht die materielle Ausbeute der Thätigkeit verstanden werden, da diese Ausbeute eher als eine Folge der Arbeit entsteht. Der Lohn des Arbeitenden besteht vielmehr in dem Nutzen, der mit der Thätigkeit selbst verbunden ist, ohne Rücksicht auf deren Resultate. Dahin muß vornehmlich gerechnet werden: daß der Körper gestärkt und die Gesundheit erhalten, daß das Gemüth erfrischt und veredelt wird, da der Gedanke auf ein nützliches Ziel gerichtet ist, daß die Ideen sich klären und ein stets erweitertes Feld dem Forschergeist sich eröffnet. Dadurch gewinnt der geistig Wirkende das Bewußtsein, einen Schritt weiter zu dem großen Ziel der Vollkommenheit gethan zu haben, — sofern es dem Menschengeschlecht überhaupt beschieden ist, jemals hier im Leben dieses Ziel zu erreichen.

— —

III. Warum muß eine Nation suchen, die Volkssprache und die Erinnerungen an ihre Ahnen zu bewahren?

Nur durch eine von Geschlecht zu Geschlecht durch Jahrhunderte fortgesetzte Einwirkung der Traditionen der Vorzeit vermag jene Eigenthümlichkeit der Begriffe und Anschauungen sich zu entwickeln, die, wenn sie scharf genug begrenzend hervortritt, den Namen des Nationalcharakters eines Volkes erhält, weil

Hosted by Google

die durch die Voreltern gewonnenen Resultate Eigenthum der Nachkommen sind und dieser Besitz jedem Individuum des sozialen Verbandes, zu dem es gehört, gemeinsam ist. Aber gerade in diesem gemeinsamen Aneignungrecht muß der Grund zu dem inneren Zusammenhalt und der äußeren Abgrenzung gesucht werden, die allein die Existenz eines Volkes zu erhalten vermögen, denn hierin hat die Nationalität ihre Wurzel oder, richtiger: Das ist die Nationalität. Wenn aber die Bande, die die Individuen einer Nation an einander knüpfen, hauptsächlich in dem gemeinsamen Erbrecht an der Väter That und Wirken zu suchen sind, muß es natürlich die Aufgabe der Nation sein, sich die größtmögliche Sicherheit über die Rechtmäßigkeit dieses Besitzes und über das Wesen der Väter zu verschaffen; sie muß Alles zu erhalten und zu erklären suchen, was noch an die Ahnen erinnert, und vor Allem die Sprache, diesen redenden Zeugen für den gemeinsamen Ursprung des Volkes. Nur durch die Erinnerungen leben die Väter noch unter uns, durch die Erinnerungen allein vermögen wir uns die Vorzeit anzueignen. Auf die Vorzeit ist aber das Bestehende begründet; wird die Grundlage erschüttert, dann muß auch das auf ihr errichtete Gebäude wanken.

Ein Volk ohne Vorzeit oder ohne Erinnerungen an die Vorzeit hat keinen Rückhalt in der Gefahr. Kündet die Erinnerung von einstiger Größe, dann liegt darin für die Nachkommen eine um so stärkere Mahnung, nicht ihren Glanz zu mindern; ist die Erinnerung eine traurige, so liefert sie doch reiche Erfahrungen. In der Brust jedes Menschen schlummert ein gewisses Pietätgefühl für die Begriffe und Eindrücke, die er in seiner Kindheit empfangen hat; denkt man sich eine Nation als Individuum, so wird das Gedächtniß der Vorzeit zu ihren Kindheiterinnerungen. Sie werden immer tröstend und warnend sprechen, sie werden ein kräftiger Schutz gegen jede Entsittlichung sein.

In der Anerkennung des Werthes, den die Erinnerung an die Ahnenzeit hat, liegt zugleich eine Verpflichtung, sie zu erhalten. Darunter versteht man natürlich nicht nur die sichtbaren Denkmäler der Vorzeit, sondern auch jedes geistige Zeugniß, jeden dem Volkscharakter eingeprägten Zug aus der entschwundenen Zeit und vornehmlich die Beibehaltung der Sprache der Väter, die sicherlich eins der wichtigsten Bindeglieder zwischen ihnen und uns bildet. Damit ist nicht gemeint, eine Nation solle durch Stagnation und unvernünftiges Festhalten an dem Alten die Vorzeit und deren Erinnerungen wahren; im Gegentheil: durch ständige Entwickelung und Veredelung des Empfangenen, ohne dessen Ursprung aus den Augen zu verlieren, ehren die Nachkommen angemessen die Erinnerung an die Geschlechter, die ihnen das reiche Erbe der Vorzeit hinterlassen haben. Doch auch gegenüber den kommenden Zeiten hat das Volk in dieser Beziehung Verpflichtungen; was die Väter für die jetzt lebenden Geschlechter gewirkt haben, müssen diese den kommenden übergeben; denn auch die Gegenwart wird künftig Vergangenheit sein und es ist Sache der Gegenwart, zu klären und zu verwirklichen, was entschwundene Geschlechter begonnen, gedacht oder geahnt haben, da auf dieser Grundlage die Hoffnungen der Zukunft sich erheben sollen.

Henrik Ibsen.

Hosted by Google

Der Schlaucherl vom Berge.

In einer Fürstenstadt giebts allerhand seltsame Sachen und jeden Tag etwas Anderes. Und doch bewahren sich die Einwohner ihre kindische Neugier bis ins graueste Alter hinein. Die Gesetztesten noch bleiben auf der Gasse stehen, schauen um oder laufen gar der erstbesten Gestalt nach, die irgendwie auffällt. Was Wunder, daß der Dunnerer-Bum sein großes Publikum besaß, so oft er sich in der Stadt zeigte?

Freilich war er schön, der Dunnerer-Bum! Er hatte niedere Bundschuhe mit breiten Messingschnallen; er hatte weiße, ruppig gestrickte Wadenstrümpfe; er hatte eine Bockslederne, an allen Nähten und Ecken weiß ausgesteppt; er trug um den ziegelrothen Brustfleck einen breiten Ledergurt, der mit allerhand Figuren geziert war und Haklein hatte, in denen Messer, Gabel und Löffel staken. Dann hatte er einen langen braunen Lodenrock an, dessen aufstehender Kragen wie eine Ringmauer das kleine, mitten drin steckende Köpflein umgab und dessen zwei große Seitentaschen schwer und wanstig niederhingen, weil der Mann sein Hab und Gut drin herumtrug. Ferner hatte er einen schwarzen, schwammigen Filz auf, der gleich einem Zuckerhut wolkenwärts strebte, der stets von üppigen Alpenblumen und Kräutern umkränzt war und dessen Krempe, breit wie ein Riesenrad, den ganzen Kerl eindeckte, den ganzen breitschulterigen Kerl sammt seinem Buckelkorb. In diesem Korbe hatte er seine Waarenniederlage, zugedeckt mit dem blauen Bettzeug, aus dem er sich für die Nächte in irgend einem Wagenschuppen eine prächtige Lagerstatt zu bereiten wußte. In der braunen, knochigen Hand hatte er einen langen Hirtenstab, an dessen oberes Ende ein bunter, aber meist schon welker Strauß gebunden war. Vom Angesicht dieses Mannes sah man aber vor lauter Rockkragen und Hut blutwenig. Man sah nur eine sehr stattliche rothe Adlernase und dann und wann einen Blitzer aus den springenden Augen. Aber hören that man es, dieses verborgene Menschenangesicht: Wacholderzweige, Kranabetbeeren, Waldrauch, Ameiseier schrie es aus, mit einer Stimme, die, allen Straßenlärm übertönend, hell und grell an die Häuser schlug. Jeder Ausruf ging in ein Jodeln über, das mit einem lustigen Juchezer endete.

Also marschirte er mit langen, schweren Schritten würdig durch die Gassen und hinter sich hatte er stets eine Rotte von Gassenbuben, zufällig müssigen Dienstmädchen und anderen Leuten, die sich an solcher Erscheinung nicht sattsehen, satthören und sattlachen konnten. Böse Buben begnügten sich natürlich nicht damit, sondern bezupften seine Kleider, warfen Steinchen auf seinen Hut und ergötzten sich, wenn sie auf der Krempe liegen blieben. Jetzt: unter solchen Neckereien hörte selbst beim Dunnerer-Bum manchmal die Gemüthlichkeit auf. Da begann er, die Arme auszuwerfen, mit dem Stab herumzufuchteln, schrecklich wild und zornig, aber immer so, daß er Niemanden traf, höchstens, daß er dem keckſten Zudringling mit dem Almbuschen die Wange scheuerte. Er hub in solchen Augenblicken auch ein schauderliches Geschrei an über die Belästigung und Verfolgung, der ein armer, anständiger Mensch bei den dummen Stadtleuten ausgesetzt sei. Zum Dunnerer! Sie sollten, wenn sie gebildete Leute sein wollten, ihm lieber Wacholderstauden abkaufen, um ihre schmökenden Nester auszuräuchern, oder Kranabetbeeren, um dem Magen Luft zu machen, oder was arbeiten, oder einen

Hosted by Google

Rosenkranz beten: Das sei gescheiter, als einen ehrlichen Mann ausspotten! Mit solcher Art von Vorstellungen machte er es allerdings nicht besser; der Schwarm wurde nur immer noch dreister und wollte ihm auf die Bude. Da rief er himmelan: „Dunnerer! Dunnerer!" Und schrie es dem Pöbel zu: „Der Dunnerer soll Euch stäupen!" Und sagte es offen heraus, was sie nach seiner Meinung waren: Lauter Hirschen und Ochsen und Affen und Gimpel! Und rief schreckbar laut den Herrgott an, daß er glühendes Schusterpech sollte regnen lassen über die lasterhafte Stadt.

Sie gröhlten vor Lachen, er verkaufte Waare, — aber siehe: das glühende Schusterpech war der Polizei nicht recht. Der Dunnerer-Bum, wie man ihn nannte, ward abgeschafft. Als er zwischen den Wachleuten mächtig dahinstiefelte, schwang er seinen Stab hoch in die Luft und jauchzte so durchdringend, daß die Wagenrosse scheuten. Also ein gemeingefährliches Individuum. Na, und ob! In den Kotter bockte er mit vorgehaltenem Haupt so scharf hinein, daß er mit seinem Spitzhut dem Profossen schier den Bauch eingerannt hätte. Zur Stunde war just die Fürstin vorübergefahren; und als sie die wunderliche Gestalt so in den Händen der Häscher sah, fragte sie die Kammerfrau: „Was sie nur dort mit dem alten Mann haben?"

„Hoheit", antwortete die Zofe, „wieder Mann so hell schreit und singt, kann er noch nicht alt sein."

Weil ihm bei dem unsanften Gehaben der Wachleute der Hut vom Kopf gefallen war, zeigte es sich, daß die Zofe sehr richtig geurtheilt hatte. Es war ein verwilderter, aber ein junger, frischer Blondkopf.

„Dann sollen sie ihn zu den Soldaten nehmen", sagte die Fürstin.

„Sehr richtig, Hoheit!"

Am nächsten Tage dachte kein Mensch mehr an den Dunnerer-Bum. Vielleicht mit Ausnahme von ein paar Köchinnen und Vogelbesitzern, die den Zündholz- und Ameiseneiermann vermißten. Man hätte ihn ganz ruhig köpfen können, falls eine Machtperson in seinem Jodeln und Juchezen ein Staatsverbrechen gefunden haben würde. Kein Hahn wäre darob krähend geworden.

— —

Ein halbes Jahr später, im Mai wars. Ein sommerlich heißer Sonntag. Die Hoheiten waren ausgefahren, die Dienerschaft war ausgegangen. Nur die Kammerfrau war im Schloß auf dem Zimmer geblieben, um einen Brief zu schreiben an ihren Ritter, der auf einem Landgut in fürstlichen Diensten stand. Schwül war es überhaupt, bei dem Briefschreiben war ihr sehr warm geworden. Am offenen Fenster stand sie und wedelte mit einem taubengrauen Seidenfächer ihrem drallen, gerötheten Gesicht Kühlung zu. Da hörte sie plötzlich unten auf dem Schloßplatz jodeln. Aber der weite Platz war fast menschenleer, auch die breit sich hinziehenden Straßen. Alles in den kühlen Häusern oder draußen in den Gärten und Wäldern der Umgebung. Auf ödem Kies brütete die Sonne. Das Jodeln wirbelte in ein hellklingendes Getriller aus. Ist denn ... Sollte denn dieser Bergmensch wieder vorhanden sein, den sie so drollig den Dunnerer-Bum nennen? Die forschende Kammerzofe merkte nun auch, woher es kam. Am Hauptportal des Schlosses, über das sich der Schatten des plumpen Thurmdaches legte, stand der wachhabende Soldat. Die weißen Riemen kreuzweise über der breiten Brust,

Hosted by Google

die Pickelhaube mit dem funkelnden Knauf stramm an die Backen geschnallt, das aufgemesserte Gewehr über der Schulter: so stand der Kerl da und jodelte. Die Dame nahm ihre Zuflucht zum Operngucker. Der wußte schon mehr. Es war ein junger Mensch mit stattlicher Nase und einem hellblonden Schnurrbart, der so mächtig war, daß ein Dutzend Kadetten damit hätte ausgestattet werden können. Der Dunnerer-Bum wars... Sie stieß ein Wenig das Fenster an die Mauer, daß es klirrte. Sie mußte es zwei- oder dreimal thun, bis er hinaufblickte. Da hat sie mit dem Fächer gewinkt. Das konnte aber nur ein gewöhnliches Weiberflügelflattern gewesen sein; der Soldat legte kein Gewicht darauf. Erst als sie sehr gegen ihn herabfächelte und winkte, merkte er, daß es ein außergewöhnliches Weiberflügelflattern war.

Er solle ein Bischen hinaufkommen!

Ja, was denn nicht noch! Jetzt hat er nicht Zeit.

Als jedoch die Glocke vier Uhr schlug und der Wachtsoldat abgelöst wurde, dachte er: Der Sonntag ist jetzt so wie so schon verpatzt, — warum soll ich mir das schöne Schloß nicht einmal auch einwendig anschauen? Heißts halt, das einfältigste Gesicht aufstecken, das wir extra für den Stadtgebrauch mit haben. Damit kommt man überall durch... Die breiten Steintreppen mit den weißen Bildsäulen gefielen ihm sehr gut. Daß nur die hohen Herrschaften gar so eine Freud haben mögen mit so nackenden Figuren da! Die weiten Gänge sind mit Teppichen belegt, daß man so hübsch heimlich dahinschleichen kann. Wie ausgestorben. Nur eine Schwalbe schwirrt unter den Stuckdecken hin und her und kann das Loch nicht finden, wo sie hereingekommen.

„Was suchen Sie denn?" fragte plötzlich im Vorsaal eine schmiegsame Stimme.

„Nix, nix, nix!" antwortete der Soldat und wollte eilig davon.

„Aber so ists nicht gemeint!" lachte die Kammerfrau. „Sie können ungenirt das Schloß besehen. Die Hoheiten sind ausgefahren."

„Weiß es eh," sagte der Soldat, „haben uns eh gegrüßt beim Thor. Aber nobel ists da!"

„Gefällts Ihnen? Ich will Sie herumführen."

„Gut ists. Bist ein wohlgefälliges Frauenzimmer, Du!"

Na, Das war stark. Aber sie hat es ausgehalten. Schließlich: warum soll er nicht Du zu ihr sagen? Wir sind alle Menschen. Auch die Tiroler. Daß die Dame reservirt bleibt, versteht sich aber.

„Haben Sie vorhin so hell gesungen?" fragte sie.

Der Soldat zwinkerte mit den kleinen, tief in den Knochen liegenden Augen, schnob durch die Nase und kicherte sich selber zu: „Natürlich. Auch schon wieder nit recht."

„Mir? Nicht recht, sagen Sie? Das lustige Singen?"

„Der Hauptmann wird mich einsperren lassen, denk' ich. Oh, das verzwickelte Singen! Meine Mutter hat michs gelehrt, schon in der Haidel. Im Wald hab ich gesungen: da hat mich der Jäger gejagt, weil ihm das Jodeln die Hahner und Hirschen verscheucht hat. In der Stadt hab ich gesungen: da habens mich gut aufg'hebt. Und vor dem Gschloß, auf der Wacht, wo der Mensch Zeit hat zum Singen, — mir scheint, da ists auch nit recht. Hopsa! Jetzt wär' ich

Hosted by Google

aber bald gefallen?!" Auf dem glatten Marmorpflaster ausgeglitten, lag er da und die erschrockene Schloßdame wollte ihn aufheben. Er blieb ruhig liegen, lachte aus voller Brust und sagte: „Nein, von einem Weibsbild nit, daß ich mich heben laß. Es wird schon auch so gehen, mit Gotts Willen." Ein flinker Sprung und er stand wieder aufrecht.

Als sie ihn in das Zimmer des Fürsten führte, das er zu sehen gewünscht hatte, stand er an der Thür still und wollte nicht weiter. „Da schauts grauslich aus," sagte er.

An den Ruhekissen kauerten Bären und Wildkatzen, auf dem Fußboden lagen Wölfe und Eber, die ihre Zähne fletschten; es waren aber nur die Felle mit den Köpfen und Pranken. In den Winkeln ausgestopft Adler und Geier. An den Wänden Hirschfänger, Flinten, Revolver und sonstiges Mordzeug.

„Gefällt Ihnen Das nicht?" fragte sie.

„Da geht mich der Schiech an."

„Was geht Sie an?"

„Dudl, verstehst nit Deutsch?" sagte er mit gutmüthigem Gebrumm.

Sie lachte und führte ihn in ein Frauengemach.

„Aha, da ist der Seinigen ihres."

„Nein, Kind, Das ist meins."

„Waaas?" rief er, duckte sich zusammen und klatschte auf seine Oberschenkel. „In ihr Stübel führt sie mich?"

Artig eingeladen, setzte er sich rasch in einen Kissenstuhl, zuckte dabei mit den Armen auf, wie ein im Wasser Untergehender. Als er merkte, daß er doch nicht versunken war, streckte er behaglich Arme und Beine aus und sagte: „Jetzt sollen wir leicht ein Bissel herzen und scherzen miteinand?"

„Aber Mensch!" hauchte sie verweisend und ließ sich nah bei ihm nieder.

„Beim Busseln, — ums G'mal ists schad."

„Nein, Kind. Vermählt bin ich noch nicht."

„Ah, Das ist gut!" rief er, in die Hände klatschend, „jetzt ist Die noch ledig! Aber verstanden hast mich wieder nit, Kammerkatz'! Das G'mal auf Deinem Gesicht mein ich. Schau, die Tirolerinnen brauchen sich nicht zu farbeln. Bei denen Drudscherln spielt sich Alles von selber. Zuerst, wenn man betteln kommt, werden sie roth. Nachher, wenn sie was B'sunderes wissen, werden sie weiß. Endlich, wenn man sie sitzen laßt, werden sie grün und gelb. Da hab' ich ehzeit zu Jeder gesagt: Mögen thu' ich Dich schon, aber heirathen thu' ich Dich nit."

„Nicht wahr!" sagte sie, „es muß auch nicht immer geheirathet sein."

Jetzt faßte er ihre grau behandschuhten Hände, schaute ihr treuherzig in das breite Gesicht und lispelte fast schämig: „Dich mag ich aber auch gar nit."

„Flegel!" rief sie und sprang heftig auf. Lichterloh brannte ihr Antlitz an den Stellen, die nicht mit dem zarten Puder getüncht waren.

„Mit welchem Recht beleidigt man mich? Dafür, daß ich Ihm freundlich entgegengekommen bin! Wo Er etwas ganz Anderes verdient hatte. Für Sein pflichtvergessenes Lärmen auf dem Posten! Der Hauptmann wird hoffentlich das Weitere verfügen!"

Jetzt nahm er sogar die Pickelhaube ab, verneigte sich und sagte sehr leis:

Hosted by Google

„Recht hast, Frauenzimmer! Verklagen mußt mich. Kriegst zum Lohn ein rothes Röckel! Und gelbe Strümpfeln! Schergfist! Schergfist!"

„Mir aus den Augen!"

Er schulterte das Gewehr und marschirte die Treppen hinab. Die Schloßdame brach in ihrem Zimmer auf einen Polsterstuhl nieder und weinte. „Recht geschieht mir!" wimmerte sie kläglich.

Und recht geschah ihr. Wenns auch nicht ganz so schlimm war, wie es ihm vorgekommen sein mochte. Gesagt hat sie nichts. Von ihr aus ging es nicht, wenn der Bursche seinen vorzeitigen Abschied erhielt. Es sei mit ihm absolut nichts anzufangen. Er sei so dumm, so tölpelhaft und so verschlagen, ganz und gar undressirbar, man müsse ihn hinschicken, woher er gekommen sei.

— —

So gelangte der Dunnerer-Bum wieder heim auf seine Almen. Er war ins Stockhaus geworfen, er war krummgeschlossen gewesen, aber er versicherte daheim, beim Militär sei es ganz nett; es hocke sich so gemüthlich. Die Offiziere seien sehr lustige Leute und hätten ihn immer geneckt. Mit den Stadtleuten sei es überhaupt ein Spaß, und wenn er gejodelt habe, so seien sie aus den Häusern gerannt und ihm nachgelaufen vor lauter Freud. Auch die Frauenzimmer! Im Fürstenschloß sei er aus und ein gegangen, wie daheim. Es war ja Alles wahr, was er sagte; nur sagte er nicht ganz Alles, was wahr war, — und Das darf man doch! Denken kann man, was man will, nur machen muß mans so wie Andere. Das „Du" gleich mit Jedem und Jeder ist so treuherzig, so tirolerisch. Daß er nur Salzburger ist, brauchen sie nicht zu wissen. Daheim hatten sie ihn den Schlaucherl vom Berge genannt. Aber wenn die Schlauheit aufkommt, dann ists keine Schlauheit mehr. „Politik von Fall zu Fall" hatte er einmal gelesen. Aber er behauptete mit tölpischer Miene, daß er keinen Buchstaben kenne. Na halt so: ist man unter feinen Leuten, so spielt man den Einfaltpinsel, damit man ihnen die Wahrheit ins Gesicht sagen kann. Frotzeln und necken sie Einen, so kann man zornig werden. Der Dunnerer-Bum! Das macht Aufsehen. Obschon es sich aber gar nicht auszahlt, daß man sich auseinanderthut. So bleibt man, was man ist, und geht als Sieger durchs Leben. Dieweilen blieb er nun in der Wildniß, wo ihm ein struppiger, rother Bart wuchs. Er hoffte, noch so weit herunter zu kommen, daß seine Höhle aussah wie jenes Fürstenzimmer, — voll wilder Thiere und Mordwaffen.

Da geschah es — ich kann nichts dafür, es war wirklich! —, daß der Fürst eines Tages auf der Jagd sein Gefolge verlor, sich im Bergwald verirrte und in die Hütte unseres Schlaumeiers gerieth, wo er eines Wettersturmes wegen auf eine ganze Stunde lang Unterstand nehmen mußte.

„Ei ja", sagte der Dunnerer-Bum, als er den Gast am Herdfeuer aufgespeichert hatte, „Jäger sein ist eh eine harte Sach'. Muß im Gebirg herumkrallen, sich fitznaß schwitzen und krank keuchen, muß arme Thierlein totschießen oder, wenn man nichts trifft, sich auslachen lassen. Da haben es die hohen Herren gut, meiner Seel! Die dürfen fehlen, wie sie wollen, so werden sie gelobt: so ein gutes Herz, nit einmal ein Reherl umbringen! Sie dürfen treffen, was sie wollen, die Gais oder das Kitz: es sind doch die schönsten Böcke! Wirklich wahr, so ein Graf oder Fürst oder was möcht' ich sein. Da wollt' ich mir die Welt

Hosted by Google

herrichten, saggra noch einmal! Erzählen thät' ich mir nur lassen, was sich gut anhört, das Andere ist nit. Ist nit! Wer mir angenehm Sach erzählt, Der kriegt so ein Dingerl ins Knopfloch, ein sauberes; wer mir die Wahrheit sagt, kriegt eine Nasen. Ist ein Tröpfel Milch gefällig?"

Der Fürst nahm einen Schluck aus seiner Cognacflasche, blickte den Waldmenschen schmunzelnd an und sagte: „Da wäret Ihr ja ein sehr schlechter Fürst, lieber Freund!"

„Wieso, Herr? Just die guten Fürsten müssen der Wahrheit ausweichen. Wissen sies, wies zugeht im Land, und sie bleiben doch, was sie sind, — na, gute Nacht, vor so Einem rück ich kein Hütel, geschweige meinen Hut. Wenn Du ein Fürst wärest, Jager, Das heißt ein guter, so wollt' ich Dir ins Gesicht sagen: Hoheit, dank' ab. Wenn Du Dir einbildest, daß Du die Leut' regirst, so bist ein Narr. Sie regiren Dich. Und recht so. Einer richtet sich leichter nach Vielen als Viele nach Einem."

„Und wozu, mit Gestattung, wäre denn nach Eurer Meinung ein Fürst gut, der sich von seinem Volk regiren ließe?" fragte der Jäger.

„Wozu halt ein Siegelring gut ist. Hast ja auch einen am Finger, Jager. Zum Dunnerer, Das blitzt ja wie ein Karfunkelstein!"

Das Wetter hatte sich aufgeheitert.

„Es hat mich gefreut!" sagte der Jäger, „nehmt Das, wenn Ihr in Eurem Einsiedlerleben dafür Anwendung habt. Und sonst behaltet es als Andenken."

Der Waldmensch glotzte das glänzende Scheiblein in der hohlen Hand an und schnalzte mit der Zunge: „Zum Dunnerer hinein! Ein Kreuzer, ein goldener! Na, hörst, Jager, wer so viel Geld hat, Der sollt' sich doch nit mit dem nothigen Wildpretschießen abgeben!"

„Schon gut, lieber Waldbruder. Und wenn Ihr einmal in die Stadt kommt, so besucht mich. Hausnummer Eins!"

Der Dunnerer riß wie erschrocken sein Gesicht in die Höhe. „Haus ... Nummer Eins?" fragte er verblüfft. „Man hört, daß ... dort unser allergnädigster Herr wohnt!"

„Das stimmt. Ihn habt Ihr heute beherbergt."

Sprang der Dunnerer-Bum zwei Schritte rücklings, als hätte ihm Einer einen Schlag ins Gesicht versetzt. Einen angenehmen natürlich. Denn dieses Gesicht that sich jetzt in allersüßester Breite auseinander. „Du wärst ... der Fürst?!" rief er aus, „na, aber da schauts her! Und ich hab' so dumm dahergeredet!"

„Hat nichts zu sagen. War vielleicht klüger, als was ich seit Langem gehört."

„Geh! Im G'schloß bei den gescheiten Herrschaften! ... Nachher wüßt' ich Dir doch einen guten G'spaß, gnädigster Herr Fürst. Da kunntst mich gleich mitnehmen hinein. Mich zum Minister machen, — gelt ja! Sollst mit mir keine Schand' aufheben: ich laß mich rasiren."

Der Fürst stieg herab in die herrliche Kultur. Der Dunnerer-Bum, oder wie er eigentlich heißt, blieb oben auf dem Berge. Den Berg nenne ich nicht; er steht zwischen der Salzach und dem Bodensee. Wenn es einem der europäischen Souveraine doch am Ende einfiele, den Dunnerer-Bum zum Minister zu machen, so liefere ich seine Adresse. Diplomat ist er genug dazu. Leute, die sich zur rechten Zeit dumm stellen, kriegen die Klügsten unter.

Graz. Peter Rosegger.

Hosted by Google

Industrieller Partikularismus.

Nicht politisch nur ist, schon in Folge der Kleinstaaterei, das Deutsche Reich kein Land der Centralisation: auch unsere Industrie zeigt den selben Wesenszug. Die Gründe, weshalb sich ein bestimmtes Großgewerbe gerade in der einen Gegend und nicht anderswo entwickelt hat, sind manchmal schwer zu entdecken; was darüber bei Ausstellungen, Jubiläen und in Schulprogrammen gesagt wird, pflegt selten stichhaltig zu sein. Wie Paris, ist auch Berlin die größte Fabrikstadt des Reiches geworden; daneben aber haben wir viele andere bedeutende Fabrikcentren. Die Wahlen haben ja wieder deutlich die charakteristische Vertheilung unserer Industrie im Westen und Osten gezeigt: während im Westen überall eine geschlossene Arbeiterbevölkerung vordringt, erblickt man im Osten nur industrielle Inseln. Bei vielen Industrien ist die Wahl des Ortes freilich leicht erklärt, denn der größte Theil der Rohstofffabrikation ist an natürliche Voraussetzungen gebunden. So entstanden unsere Eisenhütten in der Nähe von Kohlengruben, an der Ruhr, Saar und in Oberschlesien. Wo Kohle ist, giebt es gewöhnlich auch Eisenerze; nur genügen unseren Montangrößen heute die heimischen Erze schon längst nicht mehr. Auf der anderen Seite sieht man, daß die sächsische Braunkohle mit ihrem geringen Heizwerth Sachsen doch nicht zur Herstellung von Eisen und Stahl in großem Stil verlockt hat; dagegen ist die Braunkohle für die nur eine halbe Stunde entfernten Salzlager des preußischen Fiskus sehr wichtig geworden.

Die Textilindustrie war ursprünglich meist in Sachsen, Baden und Württemberg konzentrirt. Sie erwuchs aus der Hausarbeit; doch blieben die modernen Fortschritte dieser Branche nur da erhalten, wo andere lokale Vorzüge mitwirken konnten, wie Wasserkräfte oder leichte Absatzverbindungen. Schlesien mit seiner Leinenweberei konnte den Uebergang von der Hausindustrie zur Maschine und von der Leinwand zur Baumwolle nicht finden. Früher bestand bekanntlich die Kette immer aus Leinen und nur der Einschuß war Baumwolle, bis dann die reine Baumwolle aufkam. Die ersten Schritte zu einer solchen Reform thaten natürlich die günstiger situirten Importländer England und Frankreich, die durch ihre Flotten und ihren Seehandel vorwärts gekommen waren. Heute hat Bremen selbst die englischen Baumwollbörsen fast überholt und auch der hamburger Hafen führt in dieser Beziehung dem Betrachter überraschende Bilder vor. Anfangs aber zog Süddeutschland wegen seiner intimen Verbindungen mit den westlichen Ländern die ersten Vortheile aus der neuen Marktlage. Doch verstand man auch in Sachsen die neuen Verhältnisse rasch auszunützen; hier siegte die kaufmännische Intelligenz, die auch durch die alte Institution der leipziger Messe wirksam unterstützt wurde. Man muß übrigens anerkennen, daß die sächsische Regirung ihre Industrie rastlos gefördert hat und daß die dortigen Staatsbeamten bei Jahresversammlungen und ähnlichen Anlässen durch ihre genaue und gründliche Kenntniß mancher Fabrikationen die Hörer oft überraschen. Wie viel die — bei den Manchesterleuten verpönte — künstliche Züchtung einer Industrie zu leisten vermag, zeigt die heutige Blüthe der Textilindustrie im Elsaß. Sie ist dem dritten Napoleon zu danken, der die ersten Kattundruckereien durch direkte Geldunterstützungen hob und auch die berühmt gewordene Fachschule in Mülhausen gründen ließ. So entstanden viele

Hosted by Google

Riesenunternehmungen, denen das Aktienwesen noch nicht zu Hilfe kam, denn die „Umwandlungen" der Privatfabriken stammen erst aus neuester Zeit. Aehnliches hat Preußen im hohenzollernschen Land lange versucht, wo Einzelne Subventionen bis zu 100 000 Thalern erhielten. Später hat sich dann dieses Fürstenthum in den Textilaufschwung Württembergs mit eingelebt.

Am Niederrhein wurden die Baumwollspinnereien und Webereien durch den leichteren Bezug der Rohstoffe via Antwerpen oder Rotterdam und durch die besseren Absatzverhältnisse begünstigt. So sehen wir Plätze wie Gladbach, Rheydt, Elberfeld, Krefeld — wohin allerdings die Emigranten aus Frankreich ihre Seidenweberei mitgebracht hatten — unaufhaltsam wachsen. Die Tuchfabrikation in Aachen und Umgegend ist natürlich viel älter. Sie begann mit dem Niedergang der niederländischen Emporien. Die flüchtigen Genter und Brügger wandten sich zuerst nach dem bis dahin ganz unbekannten Verviers, gründeten dann das heute preußische Montjoie und fanden endlich besonders bei Aachen das ihnen passende Wasser.

Mit der Textilfabrikation ist die chemische Großindustrie Deutschlands eng verbunden; denn ihre modernste Thätigkeit gilt der Herstellung von Farben. Dadurch ist auch die nahe Nachbarschaft dieser beiden wichtigen Industriegebiete zu erklären. So ging es z. B. in Elberfeld, weil dort wegen des Türkisch Roth die Rothfärbereien arbeiteten, die dann eines Tages durch das Alizarin — eins der am Besten rentirenden Patente — aufgeschreckt wurden. Am Rhein und am Main entstanden nun chemische Fabriken. Die badische Anilin- und Soda-Industrie hat heute eine ganze Flotte von großen Schiffen, durch die sie Rohstoffe und Kohle zu Wasser billig bezieht und die auch ihrer Ausfuhr beträchtlich nützen. Eben so ist es bei den Höchster Farbewerken und der chemischen Fabrik Griesheim, die auf eigenen Schiffen ihren in Spanien gekauften Schwefel nach Antwerpen und von dort per Kahn bis Griesheim bringt. An die Farbwerke reihen sich die Fabriken für Soda, Schwefelsäure und manche andere Zwischenindustrien.

Bei der Herstellung von Zucker und Branntwein ist über die Ortsfrage nicht viel zu sagen. Beide sind naturgemäß mit dem Ackerbau eng verbunden.

Wir kommen nun zu der Industrie fertiger Produkte, den eigentlichen Fabrikaten. In dieser Beziehung zeigt Deutschland die merkwürdige Erscheinung, daß hier, wie sonst nirgends, überall einzelne Spezialgewerbe groß geworden sind. Wer weiß z. B., weshalb gerade im badischen Lahr so viele große Kartonnagefabriken bestehen, weshalb gerade Pforzheim, Schwäbisch-Gmünd und Hanau in Gold- und Bijouteriewaaren den Markt beherrschen? Von Hanau weiß man freilich, daß es sich Offenbach und die dort arbeitenden französischen Fabrikanten früh zum Vorbild nahm. Aber die Uhrenindustrie im Schwarzwald brauchte, als Handarbeit, früher durchaus keine Wasserkräfte. Die große Schuhfabrikation im billigen Pirmasens war ursprünglich keineswegs das Produkt einer größeren Gemeinschaft; der Zuzug aus der Pfalz begann erst, als die dortige Hausweberei aufzuhören anfing. In Nürnberg und Fürth wiederum bilden Blattmetall und Draht alte Gewerbe. Der Ruf, den Hanau und Offenbach früher als Tabakstädte genossen, stammt wohl aus der Franzosenzeit und deren feinen Ueberlieferungen. Das Entstehen der Lederindustrie an der Nahe erklären die dortigen Eichenwälder, von deren Ausnutzung man sich natürlich zu Gunsten Amerikas längst abgewandt hat. In vielen Fällen haben wir es auch mit früheren Residenzen zu thun,

Hosted by Google

wo die Fürsten dem aufgeklärten Despotismus ihrer Zeit huldigten und politische und religiöse Flüchtlinge mit ihren vortheilhaften Fabrikationarten aufnahmen, während die Reichsstädte, mit Ausnahme Hamburgs, von je her nicht nur eine schroffe geschäftliche Unduldsamkeit pflegten, sondern dafür auch noch stets allerlei edel klingende Begründungen fanden. Mitunter wuchs ein bestimmter Fabrikationzweig auch aus einer religiösen Gemeinschaft hervor, da Arbeitsamkeit und Erwerbssinn ja zu den Kennzeichen mancher Sekte gehören. In Deutschland waren aber auch in neuerer Zeit noch eigenartige Erwerbsvereinigungen zu sehen. So wurde im badischen Schwarzwald in den sechziger Jahren eine Handelsgesellschaft gegründet, deren Mitglieder, um nicht vom Geschäft abgezogen zu werden, nach den Statuten verpflichtet waren, von ihren Familien zeitweilig getrennt zu leben: sie durften in die Städte, in die sie die geschäftliche Weisung ihrer Gesellschaft für Jahre rief, weder Weib noch Kind mitnehmen. Nur einmal im Jahr durften sie den Besuch der Familienmitglieder empfangen.

Die Maschinenindustrie hat in Deutschland viele Centren, theils im Anschluß an vorhandene Großindustrien, wie in Augsburg an Textilfabriken und Mühlen, theils ganz selbständig. So hat Berlin Werkzeug- und Spezialmaschinen-Fabriken für alle möglichen Gewerbe, Leipzig wiederum Fabriken, die für Druckereien und Buchbindereien arbeiten. In Düsseldorf, dem Mittelpunkt der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie, blühen die großen Etablissements für Werkzeugmaschinen. Die elektrische Industrie ist natürlich am Größten in Berlin. Daß die Schuckert-Gesellschaft jetzt ein ungeheures Arbeiterviertel in Nürnberg einnimmt, hängt lediglich mit der Heimathliebe des alten Schuckert zusammen, der, obwohl ihm von allen Seiten gerathen wurde, nach Leipzig zu ziehen, durchaus in seiner Vaterstadt bleiben wollte. Auch die Elektrizitätgesellschaft Lahmeyer brauchte nicht in Frankfurt zu sein; die frankfurter Ausstellung gab den Anlaß dazu und seitdem ist dort auch eine große Akkumulatorenfabrik gegründet worden. Nicht immer sind eben lokale Gründe entscheidend. Als z. B. der Weber Riedinger seine großen Textilunternehmungen in Augsburg lohnend genug durchgeführt hatte, ging seine Schaffenslust zur Gasindustrie über, für die auch ein anderer Platz als Mittelpunkt gepaßt hätte. Aus einem ähnlichen Triebe schuf Egestorf in Hannover, als seine Salzwerke gut gingen, Lokomotivfabriken, — in einer Zeit, wo diese Thätigkeit sehr gesucht war und tüchtige, vom Glück begünstigte Männer leicht zur Vielseitigkeit verlockt werden konnten. Denn der große Feind von heute, die Konkurrenz, war damals noch nicht so gefährlich geworden, wie er es jetzt ist. Lokomotivfabriken entstanden oft natürlich in der Nähe von Eisenbahncentren.

Erwähnt mag noch werden, daß heutzutage fast jede größere deutsche Landeshauptstadt, selbst Braunschweig, Darmstadt, Karlsruhe, mindestens eine bedeutende Dampfmaschinenfabrik hat. Je mehr diese Städte politisch, als Residenzen, verlieren, desto mehr gewinnen sie häufig an industrieller Selbständigkeit. Maschinen- und Fabrik-Könige erwerben die Macht der alten Monarchen und über Deutschlands Gefilde zieht ein neuer Partikularismus herauf, der besser und nützlicher ist als der alte und fleißigen Händen rastlos die ersehnte, nährende Arbeit schafft. Pluto.

Hosted by Google

Notizbuch.

Das sechsunddreißigste Ministerium der dritten französischen Republik ist gestürzt worden. Als es entstand, wurde es verhöhnt und die Gegner riefen, Herr Méline werde sich mit seinen Leuten nicht drei Monate halten. Er hielt sich, trotz den gehäuften Schwierigkeiten, trotz dem Dreyfuslärm, dem Griechenkrach, der Brottheuerung und der Spanierbaisse, 776 Tage, also noch um eine Woche länger als das Ministerium Jules Ferry, das bisher den Rekord der Dauerbarkeit erreicht hatte. Er hätte sich noch länger zu halten vermocht, wenn er skrupelloser gewesen wäre. Die Verstimmung der Kapitalisten, die an spanischen Papieren seit Wochen riesige Summen verlieren, warf ihre Schatten freilich auch ins Palais-Bourbon, wo die von der Volksgunst Erwählten — unter denen jetzt sogar ein Neger, Herr Legitimus, der Vertreter der Insel Martinique, sitzt — im Schweiß ihres Angesichtes täglich je 25 Francs einsäckeln. Dennoch gelang es dem behenden Méline, der eben erst den finsteren Radikalen Brisson vom Präsidentensitz verdrängt und durch den maßvollen Deschanel, das Wunderkind der vereinigten Sozialistentöter, ersetzt hatte, sich zweimal an einem Tage eine ausreichende Mehrheit zu sichern: mit 295 zuerst, dann mit 284 gegen 272 Stimmen erklärte die Klammer sich am vierzehnten Juni für die von der Regirung vorgeschlagene Politik. Die Mehrheit war nicht groß, aber sie genügte immerhin und entsprach den Machtverhältnissen einer Kammer, die aus der Regirungpartei den Präsidenten erkürt hatte. Zwischen den beiden entscheidenden Abstimmungen war aber, wider den Willen des Kabinetschefs, ein von zwei Radikalen geschickt formulirter Zusatz angenommen worden, der die Regirung zwingen sollte, die Hilfe der Monarchisten und der Ralliirten abzuweisen und sich ausschließlich auf die Republikaner zu stützen. Herr Méline, der, wie der ihm auch sonst in manchem Wesenszug ähnliche Herr von Miquel, seine Aufgabe darin sieht, alle an der Erhaltung des Privateigenthumes interessirten Parteien zum Kampf gegen die Kollektivisten zu sammeln, wollte diese kleine Schlappe nicht um eine Stunde überleben. Herr Léon Bourgeois, sein Vorgänger, hatte Schlimmeres erduldet, ohne deshalb vom Platze zu weichen; Herr Méline ging freiwillig nach der ersten, an Bedeutung geringen Niederlage aus dem Amt, — ging, trotzdem er sich auf zwei ihm günstige Abstimmungen berufen konnte. Man sagt, er wollte sterben; und es ist sehr wahrscheinlich, daß er gern aus der Unsicherheit parlamentarischer Verhältnisse schied, die ihn Monate lang zu allerlei gefährlichen Eiertänzen gezwungen hatten. Die Lage, die er hinterließ, war nicht leicht zu überblicken und die ersten drei Männer, die der stets heiter blickende Felix Faure zur Kabinetsbildung berief, die Herren Ribot, Sarrien und Peytral, kamen nicht ans ersehnte Ziel. Jetzt scheint Herrn Henri Brisson, den man L'incorruptible nennt und der sich, wohl um diesem Titel Ehre zu machen, geweigert hat, den vom Panamaschlamm bespritzten Freycinet in sein Kabinet aufzunehmen, der große Wurf gelungen zu sein. Er hat die Protagonisten der radikalen Partei um sich geschaart und wird, wenn er nicht wider Erwarten etwa noch im Hafen scheitert, Ministerpräsident sein, ehe diese Zeilen gelesen werden. Ob ein radikales Ministerium sich halten kann, trotzdem die Kammer keine radikale Mehrheit hat und der Senat dem Radikalismus abhold ist? Nicht von der Einkommensteuerreform, der Verfassungrevision und der Kirchenpolitik wird die Beantwortung dieser Frage nach menschlicher Voraussicht abhängen, sondern davon, ob es dem neuen Ministerium, dem der kluge, historisch gebildete

Hosted by Google

und diplomatisch erfahrene Herr Hanotaux fehlt, möglich sein wird, die Besitzer spanischer Werthe vor weiteren schlimmen Verlusten zu bewahren. Einstweilen wird Herr Faure sich vergnügt die soignirten Gerberhände reiben und hoffen, daß Brisson, der in der letzten Zeit als ein ernst zu nehmender Präsidentschaftkandidat galt — auch Grévy und Casimir-Périer hatten, bevor sie in den elysäischen Palast einzogen, der Deputirtenkammer vorgesessen —, an der Spitze des radikalen Ministeriums sich rasch um einen Theil seines Ruhmes bringen wird. Herr Méline aber wird die Führung der Opposition gegen das siebenunddreißigste Ministerium übernehmen. Er hat sich als den geschicktesten, gewissenhaftesten und besonnensten unter allen leitenden Politikern der dritten Republik bewährt und seine Rolle ist sicher noch nicht für immer ausgespielt. In seiner letzten Kammerrede sagte er: „Nicht zwischen zwei politischen Systemen, sondern zwischen zwei Gesellschaften schwebt heute der Streit: zwischen der Gesellschaft, die auf den großen Grundsätzen von 1789, auf dem Besitzrecht und der individuellen Freiheit, beruht, und der anderen, die sich auf die Grundsätze der sozialen Revolution stützt, Eigenthum und persönliche Freiheit der Staatsallmacht opfert, die Quellen des Reichthumes beschmutzt und schließlich zum Massenelend führen muß. Zwischen diesen beiden Weltanschauungen ist keine Versöhnung möglich; die eine muß die andere zu vernichten suchen." Er wird sich, in Ferrys Spuren, bemühen, seiner Anschauung den Sieg zu sichern. Wer aber vermag heute zu sagen, ob Frankreich nicht dennoch das erste Experimentirland des Kollektivismus werden wird, wenn in Spanien über kurz oder lang die Monarchie zusammenbricht und Italien auf dem Unheilswege verharrt, an dessen Ende schon jetzt der Versuch sichtbar ist, durch ein Bündniß der Klerikalen und der Sozialisten das Königthum zu stürzen und einen Zustand zu schaffen, der den Papst von dem weltlichen Rivalen befreien und zum zum einzigen Souverain im Stammlande des alten Römerreiches machen würde?

* * *

In der Berliner Korrespondenz vom fünfundzwanzigsten Juni 1898 las man staunend die folgenden Sätze:

„Aus Anlaß des Ablaufes einer zehnjährigen Regirungzeit Seiner Majestät des Kaisers und Königs erscheint gegen Ende des laufenden Monats im Verlag von Bong & Co., Deutsches Verlagshaus, Berlin W., Potsdamerstraße 88, unter dem Titel „Unser Kaiser" ein Werk, welches unter Mitwirkung hervorragender Fachleute von Georg W. Büxenstein herausgegeben ist und die Wirksamkeit Seiner Majestät in den verschiedenen Zweigen des staatlichen und persönlichen Lebens behandelt. Der Ladenpreis der Volksausgabe des ungefähr 400 Seiten in Quartform umfassenden und mit 12 Kunsttafeln und nahezu 400 Abbildungen ausgestatteten Werkes ist auf 5 Mark festgesetzt. Von dem Reingewinn sollen 25 v. H. seitens der Unternehmer zu einem von Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin zu bestimmenden patriotischen oder sonstigen gemeinnützigen Zwecke abgegeben werden."

Die Berliner Korrespondenz ist ein amtliches, vom Ministerium des Innern ressortirendes Blatt, das sein armes Dasein Herrn von Köller dankt. Wird sich ein Abgeordneter finden, der fragt, wie dieses aus Ministerialfonds gespeiste Blatt dazu kommt, für private buchhändlerische Unternehmungen Reklame zu machen?

* * *

Der im vorigen Heft abgedruckte Brief „An den Kaiser" hat mir, außer

Hosted by Google

dem erquickenden Wuthgekreisch alles Holzpapier verunreinigenden Lumpengesindels, ein paar hundert Briefe ins Haus geweht, von denen ich, zu meinem Bedauern, nicht jeden einzeln und ausführlich beantworten, deren Schreibern und Schreiberinnen ich hier nur herzlich danken kann. Die Lobsprüche, die meinem Bemühen darin gespendet werden, habe ich nicht verdient. Denn es ist kein Verdienst, die Wahrheit zu sagen; und es ist nur ein Symptom ungesunder Zustände, wenn die Erfüllung einer Pflicht schon besonderen Lobes würdig erscheint. Für die freundliche Gesinnung, die aus den Briefen spricht, bin ich aufrichtig dankbar; für nützlicher aber würde ich es halten, wenn die Schreiber, statt mich über Gebühr zu loben, lieber die gewissenlosen Leute offen und hart tadeln wollten, die zu feig sind, um zu sagen, was im Deutschen Reich seit Jahren nun schon Jeder empfindet.

Der Wahrheit Rache.

Aus dem babylonischen Talmud.

Ein Schriftgelehrter saß in seinem Hause und weinte vor Betrübniß. Denn er forschte im Gesetz und war Vieles, das sein Sinn nicht erfaßte.

2. Da trat zur Thür herein ein Weib, das war nackt;

3. und hub an und sprach: Erschrick nicht und schäme Dich nicht meiner Nacktheit, denn da ich gekommen, will ich Dir das Wort deuten.

4. So deutete sie ihm denn die Schrift, bis daß der Nachtthau sich niederließ und der Morgen kam. Da sprach das Weib also: Verschließe Deine Bücher und lege Dein Festgewand an,

5. denn ich bin gekommen, auf daß Du mich zum Könige führest.

6. Der Schriftgelehrte aber schrie: Was willst Du beim Könige, da Du voll Weisheit bist und anderen Weibern nicht ähnlich? Weißt Du nicht, daß vor dem Stuhl unseres Herrn die Thorheit kniet und die Heuchelei sich spreizet und die Lüge redet? Und bist nackt und von schöner Gestalt und fürchtest Dich nicht vor der Begierde der Höflinge?

7. Das Weib aber sprach: Führe mich zum König!

8. Und da sie in den Palast traten, ward das Weib kleiner denn zuvor und unansehnlich; und als sie vor dem Thron standen, war sie alt und runzlig und finsteren Blickes.

9. Der Schriftgelehrte erhob sein Antlitz zum König und sprach: Herr, dies Weib ist weiser denn Dein hoher Priester und mächtiger des Wortes denn Deine Propheten. Sie befahl mir aber, daß ich sie vor Dein Angesicht führe.

10. Da lachte der König und sagte: Wohlan, so will ich sie prüfen. Und Die um ihn waren, blickten voll Hohn.

11. Der König fragte also: Welcher Fürst ist der mächtigste? Und sie antwortete: Dein Nachbar von Osten.

Und der König fragte zum Anderen: Welcher Fürst ist der weiseste? Sie antwortete: Dein Nachbar von Süden.

Hosted by Google

Da ward der König unwillig und hieß seine Höflinge schweigen

12. und fragte zum Dritten: Was kündest Du mir von meinen Völkern? Und sie sprach: Sklaven sind sie und Schlachtthiere. Sie werden getreten wie Trauben in der Kelter. Und geben doch nicht Most, sondern eitel Thränen, Schweiß und Blut.

13. Da schrien die Weiber des Königs: Steiniget sie! Und spien sie an. Sie aber sprach zur Einen: Schämst Du Dich nicht, daß Du Dich schminkest und purpurne Seide und goldene Schuhe trägst, da Dein Leib vertrocknet ist und die Fülle Deiner Brüste verwelkt? Und zur Anderen: Erdreistest Du Dich, daß Du hintrittst vor den König, da Dein Buhle noch in Deiner Kammer liegt?

Der Schriftgelehrte aber wandte sich und floh von hinnen.

14. Jedoch der König erstickte seinen Grimm und sprach: Ich will sie zum Letzten fragen. Sprich: Was redet das Volk, wenn es meiner gedenkt?

15. Das Weib antwortete: Sie reden, daß Du ein im Sinn Irrender seist. Aber sie wissen es nicht. Denn ich sage Dir: Du bist arm und elend.

16. Da erglühte der König vor Zorn und hieß das Weib fesseln und kreuzigen. Und die Weiber schlugen sie mit Ruthen und die Höflinge höhnten sie um ihre Nacktheit. Die Knechte aber führten sie hinaus und schlugen sie ans Kreuz.

17. Aber das Weib wollte nicht sterben. Und da die Nacht hereinbrach und die Wächter schliefen, riß sie sich los und entkam. Und schlang einen blutrothen Schleier um ihr Haupt und nahm ein Schwert in ihre Rechte und stieg auf die Dächer der Häuser und rief:

18. Wachet auf, Ihr Schläfer, erhebt Euch, Ihr Träumer! Schande über Eure Feigheit und Schmach über Eure Knechtschaft! Erröthet um Euren Hunger und schämt Euch Eurer Blöße! Gürtet Euch mit Schwertern, Ihr Männer, und rüstet Euch mit Fackeln! Zerschmettert, die Euch schlugen, und zermalmet, die Euch drückten!

19. Da erhob sich das Volk; und sie erbrachen die Thore des Palastes und erschlugen den König sammt seinen Kindern und seinem Gesinde.

Und da sie am Raube und Brande sich sättigten, schritt das Weib hinaus aus den Thoren der Stadt und war schöner denn je zuvor.

20. Da begegnete ihr der Schriftgelehrte, der da hinweggeflohen war, und sprach zu ihr: Bist Du des Wortes kundig und säest Haß? Bist Du von Gott und predigest Aufruhr? Sprich, daß ich wisse, wer Du seist!

21. Und das Weib stand auf und wuchs gen Himmel; und ihr Leib glühte wie das Eisen im Ofen des Gießers und ihre Rede war wie die Stimme des Donners

22. und sprach: Siehe, ich bin die Leuchte vor dem Throne Jehovas und das flammende Schwert in seiner Rechten und heiße die Wahrheit.

Du aber stirbst jetzt, denn Keiner, der geboren ist, soll mich erkennen und, wenn er mich erkannt hat, weiterleben.

23. Da sank der Schriftgelehrte zusammen und verging zu Asche und Staub. Und war Niemand, der ihn begrub noch um ihn trauerte.

Und sein Name ist ausgelöscht und vergessen bis auf diesen Tag.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Juli 1898.

Sozialpolitik im Mittelalter.

Das Glück der Caesaren war gescheitert, das Reich der weltbeherrschenden Roma in Trümmer geschlagen, das Licht der antiken Kultur erloschen und erst ganz allmählich, in der langen, schweren Nacht rasender Völkerstürme, gelang es, das Fundament einer neuen Kultur und Staatsordnung zu legen. Bis sie aus primitiven Anfängen heraus zu fester Gestaltung gekommen waren, vergingen abermals Jahrhunderte. Und so war längst das zweite Jahrtausend unserer Zeitrechnung angebrochen, ehe die neue christlich-germanische Gesellschaft die in ihr ruhenden Keime zu voller Entwickelung gebracht hatte. Sobald aber dieser Zeitpunkt eingetreten war, mußte die mittelalterliche Gesellschaft, genau wie vorher die antike, die ihr eigenthümliche Klassenschichtung, Gegensätzlichkeit der Interessen und soziale Frage herausbilden. Für deren spezifische Form war natürlich in erster Linie die wirthschaftliche Struktur jener Epoche maßgebend, die durch den Kleinbetrieb in Landwirthschaft und städtischem Gewerbe charakterisirt ist.

In den Städten, denen wir uns zunächst zuwenden, herrscht das zünftige Handwerk und damit der Mittelstand, der eifrig und mit Erfolg darauf bedacht ist, in der beruflichen Organisation und der städtischen Wirthschaftpolitik ein seinen Interessen möglichst genau angepaßtes Milieu zu schaffen. Ausdrücklich erklärt die Zunft, deren Mitglieder allein berechtigt waren, zu produziren, für ihre Absicht, daß „sich einer by dem andern dester baß (besser) erneren möge“ (wie es in einer alten straßburger Zunfturkunde heißt). Dem gemäß darf Keiner den Betrieb allzu sehr vergrößern und die ganze Kundschaft an sich reißen, muß Jeder loyaler Konkurrenz sich befleißigen, ist die Aufnahme stadtfremder Elemente unter die Zahl der zünftigen Meister sehr erschwert. Diese Wirthschaftorganisation mußte aber ihren Zweck um so mehr erreichen, als sie den Zwischenhandel auf jede nur mögliche Weise zu erschweren suchte.

Hosted by Google

Die ungemein praktische volkswirthschaftliche Anschauung dieser Epoche schied nämlich streng die unmittelbar produzirenden Elemente von denen, die sich blos den Vertrieb der Produkte zur Aufgabe stellten; und, von der Annahme ausgehend, daß der Zwischenhandel jede Waare unnöthig vertheuere, suchte sie nach Möglichkeit überall den Produzenten in direkte Verbindung mit dem Konsumenten zu bringen. Das geschah in erster Linie durch die Vorschrift, daß die Produkte des Handwerkes nur von Dem verkauft werden dürften, der sie selbst gefertigt hatte. Bei anderen Gebrauchsobjekten wiederum, wie Getreide und Vieh, war der „Vorkauf" verboten oder eingeschränkt und eben so der Engroskauf zum Zweck des Wiederverkaufes. „Wenn aber der Handel beschränkt wurde", konstatirt Georg von Below, „so mußte natürlich die Zahl der Kaufleute eine entsprechend geringere sein, — eine Schlußfolgerung, die durch historisch-statistische Untersuchungen bestätigt wird." So zeigt sich, daß das Mittelalter dem Zwischenhandel praktisch und wirksam zu Leibe ging, um dem Handwerk dauernd einen goldenen Boden zu sichern.

Für die bei den Zünften beschäftigten Arbeiter hatte die Zunftverfassung den Effekt, eine Art von „Recht auf Arbeit" zur Verwirklichung zu bringen. Eine Absatzkrisis war wegen der vorherrschenden Produktion für den lokalen und genau gekannten Markt und wegen der thatsächlichen Beschränkung der Zahl der Meister in der Regel ausgeschlossen, die Zunftgesellen hatten langfristige Kontrakte und auf der Wanderschaft fanden sie überall Arbeit oder Unterstützung. Aber diese Vortheile beschränkten sich auf Personen, die bei Mitgliedern der Zünfte ihre Lehrzeit durchgemacht und Anstellung gefunden hatten, während alle nicht zünftigen Personen und alle jene Elemente, die zwar ursprünglich in der Zunft Aufnahme gefunden hatten, sich aber ihren Reglements und ihrer straffen Zucht nicht fügen wollten, in der Ausübung ihrer Ge- und Erwerbsthätigkeit behindert, wo nicht gar von den erlernten Berufen ausgeschlossen waren.

Weiter sorgte dafür, daß Alle, die Arbeit hatten, auch nicht allzu schwer mit dem Dasein zu ringen brauchten, die mittelalterliche Theuerungpolizei, die in den Maßregeln der Stadtverwaltungen zur Niederhaltung der Preise, vornehmlich der nothwendigsten Lebensmittel, gipfelte.

Die ideelle Grundlage dieser Wirthschaftpolitik ruht auf dem ökonomischen Glaubensbekenntniß des Mittelalters, das auch Handel und Wandel von christlich-ethischem Geist durchdrungen wissen will und die weltliche Gewalt zur Hüterin der „christlichen" Bewerthung der Waaren und des „gerechten" Handelsgewinnes bestellt. Dieser Gewinn soll nicht jede beliebige Größe haben dürfen, sondern nur eine anständige Existenz als Aequivalent eines arbeitreichen Lebens ermöglichen, da der Verkäufer, nach Thomas von Aquinos Lehre, streben darf „ad lucrum non quidem ut finem ultimum laboris, sed tamquam finem necessarium ad sui et suae familiae sustenta-

Hosted by Google

tionem aut tamquam honestum, etsi non semper simpliciter necessarium.“ Dagegen war die Ausnutzung besonders günstiger Konjunkturen zum Zweck der Preiserhöhung, das Aufkaufen und Zurückhalten von Vorräthen oder gar die Ausbeutung von Noth und Unerfahrenheit der Käufer verboten. So kam der „gerechte Preis“ (justum pretium) zu Stande, der natürlich keine feste und unzweifelhaft bestimmte Größe darstellte, aber immerhin den Behörden die Handhabe bot, bei räuberischen Preisvertheuerungen durch das Kartell der Verkäufer zu interveniren. Und Das war unter Umständen sehr nothwendig; denn da die städtische und zünftige Entwickelung zur Sperrung des lokalen Marktes und zum effektiven Monopol der zünftigen Genossenschaft geführt hatte, war die Gemeinde nur zu leicht den Machenschaften eines Ringes selbstsüchtiger Meister preisgegeben, wo es sich um nothwendige Produkte handelte, die jeden Tag frisch auf den Tisch des Bürgers kommen mußten. Um solchen Konsequenzen vorzubeugen, ward im Mittelalter der Handel mit Getreide und Fleisch systematisch geregelt und der Verkauf mit Vorliebe auf den Markt konzentrirt, wo dem Käufer gleich das ganze Angebot entgegentrat. Den Schlußstein dieses Systemes bildeten Brot- und Fleischtaxen, die von der Obrigkeit festgesetzt waren. „Diese ganze ältere Verfassung des Wochenmarktes mit ihren Ge- und Verboten“, sagt Schmoller mit Recht, „war für die kleinen Wirthschaftgebiete der alten Zeit das unzweifelhaft Richtige; sie hinderte einen damals in der Hauptsache noch überflüssigen Zwischenhandel, der stets neben seinem Vortheil den Nachtheil hat, daß er zur Schmarotzerpflanze, zum Organ werden kann, das Produzenten wie Konsumenten übervortheilt und ausbeutet; und sie suchte die Preise auf mäßigem Niveau zu halten.“ Auf diese Weise erreichten also die städtischen Behörden innerhalb des Rahmens des zünftigen Wirthschaftsystemes den angestrebten sozialpolitischen Zweck: die Preissteigerung der nothwendigen Lebensmittel möglichst zu verhüten.

Vergegenwärtigt man sich alle diese Maßregeln, die den zünftigen Handwerksmeistern den Absatz ihrer Produkte, den zünftigen Gesellen die Beschäftigung ihrer Hände und Allen den billigen Einkauf ihres Lebensunterhaltes verbürgten, so kommt man zu dem Schluß, daß die mittelalterliche Gewerbeverfassung und Stadtwirthschaft das umfassendste und durchgreifendste System gesetzlicher Mittelstandspolitik darstellt, das die Weltgeschichte je gesehen hat, da es sehr breite Schichten der Stadtbevölkerung in ihrer Erwerbsthätigkeit privilegirte und gleichmäßig vor der Konkurrenz des Großkapitals wie vor der Durchlöcherung ihrer Privilegien durch die untersten Elemente der Stadtbevölkerung oder durch fremden Zuzug sicherte.

Jene breite Masse privilegirter Gewerbtreibender bildete nun aber keine Einheit, sondern sie zerfiel in zwei Klassen von Personen mit zum Theil widerstreitenden Interessen, nämlich in Meister und Gesellen. Anfangs freilich,

Hosted by Google

in den ersten Jahrhunderten des deutschen Städtewesens, hatten sich die Gesellen trotz aller Bevormundung durch ihre Meister doch im Wesentlichen mit ihnen eins gefühlt, weil sie damals ihr Dienstverhältniß nur als Uebergangsstufe zur Selbständigkeit betrachten mußten und selbstverständlich da, wo sie die Hoffnung hatten, einst aus dem Ambos ein Hammer zu werden, wenig Lust verspüren konnten, an dem Schmieden einer Waffe mitzuwirken, die später wider sie selber gebraucht werden sollte. Aber seit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts ändert sich dies Bild immer mehr zu Ungunsten der Gesellen: wer nicht mit den Meistern versippt ist, hat wenig Aussicht auf Selbständigkeit, da Jene immer mehr darauf bedacht sind, sich eine günstige ökonomische Stellung zu sichern und deshalb keine neue Konkurrenz aufkommen zu lassen. Jetzt ward den Gesellen klar, daß sie in wichtigen Punkten Interessen wahrzunehmen hatten, die denen der Meister gänzlich zuwider waren; denn sie beanspruchten kürzere Arbeitzeit, höheren Lohn, überhaupt größere Bewegungfreiheit, während den Meistern natürlich das Gegentheil, zum Mindesten aber die Erhaltung des alten patriarchalischen Verhältnisses wünschenswerth scheinen mußte. Und nun währte es nicht mehr lange, bis auch die Gesellen sich die Organisation schufen, die zur Wahrnehmung ihrer Klasseninteressen nothwendig war: die Gesellenverbände, deren Entwickelung an die von je her bestehenden Brüderschaften der Gesellen zum Zweck religiöser Bedürfnisse und gegenseitiger Unterstützung anknüpfte. Und da nun die Gesellen mit ihren Brotherren hartnäckig um eine Verbesserung ihrer Lage rangen — was im fünfzehnten Jahrhundert mit größtem Erfolge geschah —, kann man mit Recht von einer „gewerblichen Arbeiterfrage" im Mittelalter reden. Die Mittel, zu denen die Gesellenverbände griffen, waren fast die selben wie heute: der Strike, das „Schmähen" (d. h. die Verrufserklärung) widerspenstiger Meister, Zünfte, ja ganzer Städte, und die Boykottirung von Gesellen, die sich den Diktaten des Verbandes nicht unterwarfen. Wie schwer eine solche Verrufserklärung auf dem davon betroffenen Gesellen lastete, zeigt ein von Bruno Schoenlank in seiner Studie über die deutschen Gesellenverbände mitgetheilter Brief, den ein für unredlich erklärter nürnberger Beutlergeselle aus Ulm, wohin er sich gewendet hatte, schreibt. Trotzdem er sich bereits zu rechtfertigen gesucht, sagt der Geselle, erhalte er in Ulm keine Arbeit vor völligem Austrag seines Handels. „Hab darzu weder essen noch trinken, wie ich mich dar vil tag mit einem reckla prots auf schtegen und gassen niderleg . . . bin meines alters im 24. jar, kan ain gut handwerk, wird mir aber zutreyben verspert, musz also in hungers not ganz armseliclich mein zeyt mit allerlay anfechtung vertreyben, welches turken und hayden erbarmen hatten, aber bei dem peutler handwerk und bürgern allhie wird mir kain barmherzigkeit bewysen."

So zeigt es sich klar, daß die Gesellenverbände eine Macht sind: sie

Hosted by Google

bekommen das Geschäft der Arbeitvermittlung in ihre Hand, mildern die Bussen für den Kontraktbruch der Gesellen, verkürzen die tägliche Arbeitzeit, erringen den „guten Montag“ (d. h. einen halben Feiertag in jeder Woche oder alle vierzehn Tage, außer dem Sonntag), schaffen den Trucklohn ab und steigern die Löhne. So stellt sich der Ausgang des Mittelalters als das goldene Zeitalter der Arbeiter dar. Und erst mit dem Verfall des deutschen Städtewesens und dem Aufkommen der Territorialfürstenthümer findet eine Rückbildung der gewerblichen Organisationen statt, die sich in der Degeneration der Zünfte, dem Verfall der Gesellenvereine und ihrer polizeilichen Unterdrückung äußert.

Das Charakteristische der geschilderten Gesellenbewegung ist nun, daß sie als solche niemals gegen die bestehende Gesellschaftordnung — wie es gerade die neuere Arbeiterbewegung thut — gerichtet war, sondern ausschließlich mit den gegebenen wirthschaftlichen Verhältnissen rechnete: ihr Ziel war nicht die ökonomische Revolution, sondern nur eine Reform des spezifisch zünftigen Arbeiterrechtes. Damit soll vor Allem gesagt sein: die Gesellenbewegung als Ganzes war niemals im Mittelalter sozialistisch oder kommunistisch. Und die Gründe dafür sind auch leicht einzusehen. Erstens ist im städtischen Gewerbe des Mittelalters der handwerkmäßige Kleinbetrieb durchaus vorherrschend, sei es in der Form, daß ein Meister für den Verkauf produzirt, oder, daß der Handwerker „Lohnwerker“ ist, Das heißt, seine Arbeit an fremdem Rohstoff bethätigt, indem der Kunde den Rohstoff liefert, den dann der Handwerker in dessen Hause oder auch in der eigenen Betriebsstätte verarbeitet. Zu Kooperation im großen Stil und kapitalistischer Produktion (im modernen Sinn) waren damals nur in der Webe- und Wollenindustrie die Ansätze vorhanden. Die Folge war, daß das Motiv fehlte, das zur allgemeinen Verbreitung des Gedankens einer spezifisch sozialistisch geordneten Produktion — die immer einen bestehenden technischen Kollektivismus, d. h. das Zusammenarbeiten Vieler in einer Betriebsstätte, voraussetzt — Anlaß geben konnte. Um so weniger konnten aber die Gesellenverbände, trotz allem Antagonismus ihrer Interessen gegenüber jenen der Meister und trotz manchmal offener Meuterei gegen Zünfte und Stadtverwaltungen, mit der Idee der sozialistischen Gleichmacherei sympathisiren, als ja gerade sie unter der bestehenden Gewerbeverfassung eine bevorzugte Klasse waren, eben weil die Stellung als Hilfskraft in einer Zunft faktisch ein „Recht auf Arbeit“ unter gewissen traditionell günstigen Umständen in sich schloß. So war also die Arbeiterbewegung jener Epoche wohl zuweilen revolutionär in den Mitteln — wenn nämlich ihren Forderungen ein allzu erbitterter Widerstand geleistet wurde —, niemals aber revolutionär in den Zielen. Professor Georg Adler.

Hosted by Google

Buddhismus.

Unter den Erscheinungen Indiens hat keine in so weiten Kreisen Interesse erregt wie die Gestalt des Weisen aus dem Çâkyastamm. Ueber die Grenze Dessen, was man erwarten oder wünschen konnte, hinaus hat das Interesse zu einer Bewegung geführt, die auf den Stamm der europäischen Weltanschauung ein indisches Reis pflanzen möchte, aber die Folgen ihres Handelns mit strenger Konsequenz zu ziehen, wohl nicht bereit sein wird. Der Buddhismus kann, wie jede andere geistige Bewegung, nur aus der Zeit heraus, die ihn gebar, verstanden werden; und der Erforschung jener Zeitströmungen ist die Mehrzahl der neueren Arbeiten, von Oldenbergs Buddha an, gewidmet worden. Der Buddhismus war keine Revolution, keine grundstürzende Neuerung im Gebiet der indischen Religionentwickelung; er ist langsam und allmählich aus den Anschauungen des Brahmanenthumes hervorgegangen und war dort schon wohl vorbereitet, nicht nur im Inhalt, sondern auch in der Terminologie.*) Er knüpft nicht an wirthschaftliche Zustände an; er ist kein „Kampf um den Futterplatz", als den man wohl gelegentlich die Geschichte der Menschheit hat darstellen wollen, er ist eine Widerlegung des oft gehörten Satzes, daß religiöse und wirthschaftliche Bewegung von einander nicht zu trennen seien. Der Buddhismus entstammt einer Richtung, die nicht die lebensfrohe Bitte des Veda um ein freudvolles Alter, Reichthum an Rossen und Rindern kannte, sondern im Leben nur das Leiden sah. Brahmanische Sitte hatte das Leben des Hindu in mehrere Stufen von Açramas eingetheilt, von seinem Eintritt bis zu seinem Austritt aus der Welt. Wenn der junge Hindu mit der heiligen Schnur bekleidet und damit in den Kreis der „Zweigeborenen" aufgenommen ist, begiebt er sich zu einem Brahmanen, von dem er Unterricht im Veda empfängt und dem er dafür, wie ein richtiger Handwerkslehrling, in allen Stücken unterthan sein, Holz zum Unterhalt des heiligen Feuers sammeln, Almosen erbetteln, Wasser holen muß. Wenn der Schüler seine Studienjahre beendet hat und heimkehrt, tritt er in das zweite Stadium seines Lebens, in den Ehestand- und die damit verbundenen Pflichten ein. Dreifach ist seine Schuld: die gegen seinen Lehrer trägt er durch sorgfältiges Studium des Veda ab, die gegen die Götter durch Darbringung großer und kleiner Opfer, die gegen die Eltern durch Manenopfer und Fortpflanzung seines Geschlechtes. Hat er seine Pflicht erfüllt, sieht er seine Haare grau werden und „seines Kindes Kind", so kann er der Welt entsagen. Megasthenes berichtet uns von den Waldeinsiedlern, die unter den Çramanas die gelehrtesten seien, in den Wäldern leben, sich von

*) Kern: Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien, übersetzt von H. Jacobi, Leipzig 1882, vol. I, S. 470 ff.

Hosted by Google

Früchten nähren und Baumbastgewänder tragen. Das sind die Vānaprasthas der indischen Literatur, die die Welt aufgaben und mit dem Geräusch des Lebens die Waldeinsamkeit vertauschten, um hier frommen Werken und Gedanken nachzugehen. Auf diese dritte Stufe kann eine vierte folgen: der Waldeinsiedler wird zum Bettelmönch. Waldeinsiedeleien und Büßergestalten Indiens waren Lieblingsthemen seiner Dichter. Als Tochter Kaṇvas wächst Çakuntalā in einem Büßerhain heran, König Duschyanta findet sein von ihr geborenes Söhnchen in der Andachtstätte des großen Weisen Mārīcha wieder, „der, einem Pfahl gleich, unbeweglich, halb in einen Ameisenhaufen versunken, der Sonne zugewendet steht; eine Schlangenhaut trägt er statt einer Brahmanenschnur, in seiner bis zur Schulter herabhängenden Flechte bauen Vögel ihre Nester". Jene Weisen, heißt es, sind gewöhnt, vom Wind zu leben, sie meditiren, während sie in Häusern aus Edelstein wohnen, und kasteien sich, auch wenn Göttermädchen in ihrer Nähe sind. In einem anderen Stück sehen wir einen Büßer auf der Straße wandern, in alte Lumpen gehüllt, und während ihn die Blicke der Vorübergehenden voll Schrecken, Neugier, Mitleid treffen, „schlafend ruhen in der Freude des Nektars geläuterten Intellektes". Auf einsamer Höhe des Himālaya verweilt in einer wundervollen Schilderung Kālidāsas das Vorbild aller Büßer, Gott Çiva, in unbeweglicher Haltung, in tiefer Versenkung seine Augen auf die Spitze seiner Nase gerichtet, sein Haar mit Schlangen umwunden, als ihm von hinten der Liebesgott und mit ihm der Frühling naht. Die Gebilde der Dichter umhüllen einen festen Kern. Die Gestalten, die sie poetisch ausschmücken, leben nicht nur in ihren Werken. Die Gesetzbücher zeigen uns anschaulich den Kreis der Pflichten der Waldeinsiedler. Wir sehen sie Askese mannichfacher Art üben, im Sommer sich der Gluth von „fünf Feuern" aussetzen, in der Regenzeit allen Unbilden des Wetters trotzen,*) freundlich und mitleidvoll gegen alle Wesen; wir sehen sie, um die Vereinigung ihrer Seele mit dem Brahman zu vollenden, die Upanischads studiren, wie vor ihnen die Seher und brahminische Hausväter gethan haben, „zur Mehrung ihrer Kenntniß, Busse und Heiligung ihres Körpers". Der Bettelmönch zieht wandernd von Ort zu Ort; nirgends weilt er lange; von Almosen nährt er sich und trägt als Kleidung nur einen Lendenschurz. Freude und Leid bewegen ihn nicht; sein einziges Sinnen ist auf die Erlösung aus dem Samsāra gerichtet; das Leben lockt ihn nicht; der Tod dünkt ihn kein Schrecken, er harrt seiner wie der Diener des Lohnes. Die indischen Gesetzbücher haben sich oft als Spiegelbilder alter Sitte bewährt und die Mönche, die wir Erlösung suchend ruhelos und einsam durch die Wälder und Straßen Altindiens wandern sehen, sind Gestalten

*) S. die zusammenfassende Darstellung bei Jolly, Recht und Sitte, Grundriß der indo-arischen Philologie, Straßburg 1896, S. 150.

Hosted by Google

aus alter Zeit. Es ist sogar der nicht ganz von der Hand zu weisende Versuch gemacht worden, in dieser Lebensform die Fortsetzung einer alten barbarischen Sitte wiederzuerkennen,*) den Brauch der Skandinaven, Franiern und anderen Völkern wohlbekannten Greisaussetzung, dem Klima und fortschreitende Gesittung mildere Züge verliehen haben. Das Ritual, das manchen Beitrag zur ältesten Sittengeschichte liefert, heißt den König oder Brahmanen nach Vollziehung eines Menschenopfers Hab und Gut verschenken und in den Wald gehen; und der Zusammenhang mit diesem blutigsten aller Opfer macht den Gedanken nicht unwahrscheinlich, daß man in den Wald einst nicht zu philosophischen Zwecken ging. Eine Vorschrift Manus sagt, daß ein König, der sein Ende nahen fühlt, das Reich seinem Sohne, seinen Schatz den Brahmanen übertragen und seinen Tod in der Schlacht oder auch nach einigen Auslegern im Feuer, Wasser oder durch Hunger suchen solle. Wohl auch hier ragt in spätere Zeit eine alte Sitte hinein. Wie Dem aber sei: die Zeit, um die es sich für uns handelt, zeigt den „Auszüger" des brahmanischen Staates in dem freundlichen Licht eines weltflüchtigen Weisen, der in dem Walde die Ruhe seiner Seele sucht oder suchen darf. Der Uebergang von dem Stande des Haushalters zu dem des Waldeinsiedlers oder des Bettelmönches ist nicht geboten; es ist nur eine der vielen Formen, die das Leben Altindiens zeigt. In der reichen Mannichfaltigkeit des Dramas vom „Thonwägelchen" ist der Bettelmönch, der „von der Trommel frommen Denkens sich wachhalten zu lassen, nicht nur Kopf und Bart zu scheeren, sondern auch den Geist zu reinigen" ermahnt, nur eine der vielen Personen des figurenreichen Stückes.

Was wollten diese Einsiedler und Bettelmönche? Schon in die Hymnen des Rigveda klingen, inmitten des Pompes seines feierlichen Ritus, wie Stimmen Derer, die die Wahrheit suchten, sie aber in der Vielheit der Götter und ihres Ritus nicht fanden, die Lieder einiger philosophischen Dichter hinein.**) Diese Stimmen mehren sich; lebhafter wird der Drang nach Erkenntniß, lauter die Fragen nach dem Woher und Wohin. In den Aranyakas, den „Waldbüchern" und Upanischads — so genannt von dem verehrungvollen Niedersetzen des Schülers zum Lehren oder, wie Oldenberg neuerdings, wie mir scheint, richtiger, erklärt,***) von „dem verehrungvollen Niedersitzen" zum Meditiren über Atman, Brahman und andere Wesenheiten, denen die philo-

*) Haberlandt, Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 15, No. 5: „Ueber den dritten Açrama der Inder".

**) Bearbeitet von L. Scherman, philosophische Hymnen aus der Rig- und Atharva-Veda-Sanhtā, Straßburg-London 1887; und Deussen, Allgem. Geschichte der Philosophie I, 103 ff.

***) Zeitschrift der deutschen Morgenl. Gesellschaft 50, 457 ff.

Hosted by Google

sophischen Bestrebungen jener Zeit galten —, in diesen Werken haben wir die Erzeugnisse suchender und vom Zweifel bewegter Geister, die mit den Gedanken und oft auch mit den Worten ringen. Mehr als zweihundert, verschieden nach Umfang, Zeit und Werth, sind bis jetzt bekannt; sechzig von ihnen, darunter die wichtigsten, hat Deussens deutsche Uebersetzung*) allen Kreisen zugänglich gemacht. Halb theosophisch, halb philosophisch, mit dem einen Fuß noch im Ritual, mit dem anderen auf der ersten Stufe sich läuternder Erkenntniß, halb naiv und doch wieder von großer Tiefe, ich möchte sagen Kindergesichter mit großen, in die Ferne schauenden Augen: so zeigen sie uns die ersten Ansätze und Richtungen des philosophischen Denkens Altindiens; sie sind sachlich oft von sehr geringem, kulturgeschichtlich von größtem Werth.

Es ist ein charakteristischer Zug dieser Bestrebungen, daß sie nicht nur von Brahmanen, sondern auch von Kschatriyas ausgehen. Verschiedene Gespräche sind aufgezeichnet, in denen der Brahmane den Fürsten um Belehrung bittet und gerade der Kschatriya der Träger höherer Erkenntniß ist.**) Es scheint, daß im Osten die herrschenden Klassen den Brahmanen die Führerschaft auf geistigem wie sozialen Gebiet streitig gemacht haben;***) von einem Kschatriya des Ostens kam ja der entscheidende Anstoß zu der gewaltigen Bewegung, die im Lauf der Jahrhunderte über Asien sich fortpflanzte und bis zum Gelben Meer die geistige Welt in Schwingungen versetzte.

Auf die Upanischads folgen die großen philosophischen Systeme. In ihr weites Becken ergießt sich der Gedankeninhalt jener Zeit. An die Seite der rituellen Werkheiligkeit tritt erläuternd und vertiefend die Vedantalehre; die Praxis der Asketen findet ihre philosophische Ergänzung†) im Sāmkhya. Beide zeigen den Weg, der aus dem Samsāra führt; jene, ein konsequenter Monismus, führt den Einzelnen zur Erkenntniß der Identität seines Selbst mit dem pantheistischen Brahman; die Sāmkhyaphilosophie fußt auf einem Dualismus, der Annahme zweier Grundprinzipien, einer schöpferischen Urmaterie, der Prakrti, und einer unendlichen Vielheit von Einzelseelen oder Puruschas, deren Erlösung eintritt, wenn sie sich ihrer Verschiedenheit von der sie umstrickenden Materie bewußt werden. Keins der uns überlieferten Lehrbücher dieser Schulen darf sich rühmen, auf die Zeit Buddhas zurückzugehen; aber immer deutlicher tritt die Wahrnehmung hervor, daß der Hauptinhalt ihrer Sätze schon damals fertig ausgeprägt bestand. Was ist die Ursache des endlosen Kreislaufes der Seele von Geburt zu Geburt? Die Inder suchen sie im Karman, in der „That", die selbst wieder in der Begierde und

*) Sechzig Upanischads des Veda. Leipzig 1897.

**) Deussen, System des Vedanta S. 18; Garbe, Nord und Süd LXV.

***) R. Fick, Soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddhas Zeit, Kiel 1897. †) S. die später zu erwähnenden Schriften Dahlmanns und Jacobis.

Hosted by Google

weiter in dem Irrthum über den wahren Werth aller Dinge ihre Wurzeln hat. Jede That, sie sei gut oder böse, findet ihre Vergeltung; und Glück oder Leid dieses Lebens sind die Sprößlinge aus dem Thun in früherem Leben. Nicht der Wille der selbst dem Kreislauf unterworfenen Götter, nicht Vorsehung, sondern das Karman waltet mit eherner Nothwendigkeit und wirkt sogar mit weltschöpferischer Kraft.*)

Das waren die Grundanschauungen des sechsten vorchristlichen Jahrunderts, unter deren Einfluß im Lande der Çākyas ein junger Kschatriya aus vornehmem Geschlecht heranwuchs. Seelenwanderung, Macht des Karman waren Voraussetzungen, die er herübernahm, ohne ihre Berechtigung zu prüfen; er versucht nur eine Antwort auf die Frage, wie man diesem von Leid erfüllten Leben entrinnen könne. Alles Andere erscheint ihm unwesentlich. Als er einst von Mālukyaputta gefragt wird, ob die Welt ewig ist oder nicht, begrenzt ist oder nicht, ob Seele und Körper identisch sind oder nicht, weist er ihn ab. Ich habe Das nicht erklärt, sagte er, weil es nicht nützt, zu den Grundlagen der Religion nicht in Beziehung steht; nicht zu ... höchster Weisheit und Nirwāna führt. Der Tradition nach war er in Lumbinī, einem Park oder Garten unweit Kapilavastu, geboren. Die Hauptstadt seines Heimathlandes lag schon um 400 nach Christus, als Fā-Hien aus China es besuchte, in Trümmern: „Das Land von Kapilavastu ist eine große Stätte der Verwüstung. Die Einwohner sind gering an Zahl und wohnen zerstreut. Auf den Straßen müssen die Leute sich hüten vor weißen Elephanten und Löwen und sollten nicht unvorsichtig reisen."**) Erst in jüngster Zeit ist es dem Wirken eines deutschen Sanskritphilologen, des Herrn Dr. Führer, der in anglo-indischen Diensten steht, gelungen, jene alten Stätten wieder aufzufinden.***) Am ersten Dezember 1896 legte er zwei englische Meilen nördlich von der nepalesischen Bezirkstadt Bhagvānpur mit nepalesischer Hilfe eine Säule frei, die neun Fuß über die Erde ragte. Sie zeigte zehn Fuß unter der Erdoberfläche eine vollständig erhaltene Inschrift des Königs Açoka von Māgadha, des Inhaltes, daß Açoka hierher gekommen sei, um an der Stätte, wo Buddha geboren ist, anzubeten, und zur Erinnerung an den Verehrungwürdigen ein Steinsäule errichten ließ. Da nicht anzunehmen ist, daß schon zu Açokas Zeit ein Irrthum über die Lage von Lumbinī möglich war, so ist die Geburtstätte Buddhas geographisch fixirt und mit ihr sind es die Ruinen von Kapilavastu, die nach den chinesischen

*) Garbe, die Sāmkhyaphilosophie 177 ff. Leipzig 1894.

**) Legge, a record of Buddhistic Kingdoms, Oxford 1886, S. 68.

***) Bühler, Anzeigen der philos. histor. Klasse der wiener Akademie der Wissenschaften vom 7. Januar 1897, woraus meine Angaben entnommen sind. Das Verdienst, auf die Lage des Ortes zuerst hingewiesen zu haben, scheint Waddel zu gebühren. Journal Royal As. Society, London 1897, S. 644.

Hosted by Google

Angaben etwa acht englische Meilen nordwestlich von Lumbinī liegen und von Führer auf Grund dieser Angaben auch in der That gefunden wurden.

Seitdem vor längeren Jahren Oldenberg zum ersten Male ein klares Bild Buddhas und seiner Lehre auf Grund unserer ältesten Quellen gezeichnet hat, ist Mancherlei geschehen, unsere Kenntniß zu vertiefen. Besonders haben sich — abgesehen von den Uebersetzungen in den von Max Müller herausgegebenen Sacred books of the East — zwei Gelehrte durch Uebersetzung größerer Abschnitte unserer Texte verdient gemacht: H. C. Warren in seinem Buddhism in translations durch eine sorgfältige Auswahl von verschiedenen Texten, die das Wesen des Buddhismus in allen seinen Theilen illustriren, K. E. Neumann durch eine getreue Uebersetzung der sogenannten „mittleren Sammlung" von Buddhas Reden*). Beide Werke werden klare Vorstellungen über den Buddhismus verbreiten und Vielen die Entscheidung darüber erleichtern, ob der Versuch, den im tropischen Klima gewachsenen Baum buddhistischen Denkens nach Europa zu übertragen, mehr sein kann als ein Glashausexperiment. Buddhas weltflüchtiger Geist, der höchste Entsagung fordert, paßt wenig in eine materiell bewegte und das „Karman" fast allein schätzende Zeit, der die milderen Anforderungen des Christenthumes und der zehn Gebote Schwierigkeiten bereiten. Schon Rhys Davids hat darauf aufmerksam gemacht, daß Buddhas Reden nicht an Jünger so einfachen Gemüthes gerichtet waren, wie die waren, die sich um Christus schaarten, sondern an Brahmanen, die in der Dialektik und Klügelei der indischen Philosophie erwachsen waren. Es handelt sich nicht darum, zu erbauen, sondern, zu überzeugen. Wenig, was zum Leben ermuntert und tröstet; nicht Veredlung der Leidenschaften, sondern deren Unterdrückung; kein Mitwirken im Leben, sondern Abkehr von allen Freuden, ja allen Familienbanden, die ein Hemmschuh auf dem Wege zum Nirwāna sind. Die Wissenschaft hat jenen unklaren Bestrebungen nie ihre Hand geliehen. Das Interesse an der gewaltigen und für den Osten bedeutsamsten Kulturerscheinung wird dadurch nicht vermindert. Mit steigender Aufmerksamkeit wendet es sich der Frage nach den Beziehungen der buddhistischen Lehre zu den anderen philosophischen Systemen Indiens zu. Erst durch die genauere Erforschung der Sāmkhyaphilosophie, die wir Garbe verdanken, ist sie um ein erhebliches Stück ihrer Beantwortung näher gebracht worden. In der Vorrede zu der Uebersetzung eines Sāmkhyawerkes**) hat er alle Punkte hervorgehoben, die für eine genaue Uebereinstimmung zwischen Sāmkhya und Buddhismus sprechen und weniger in allgemeinen Uebereinstimmungen als in unwillkürlich beibehaltenen Aeußerlichkeiten zu suchen seien. Garbes Untersuchungen sind durch Jacobi

*) Die Reden Gotamo Buddhos, I. Leipzig, W. Friedrich, 1896.

**) „Der Mondschein der Sāmkhyawahrheit", Abhandlungen der kgl. bayerischen Akademie 1892, Bd. 19, Abth. III, S. 519 ff.

Hosted by Google

fortgeführt worden.*) Er erkennt zwar die Beweiskraft der einzelnen von Garbe hervorgehobenen Momente nicht an, stellt sich aber in der Hauptsache auf denselben Standpunkt und geht namentlich von der sogenannten Kausalitätreihe aus, um die Abhängigkeit des Buddhismus von der Sāmkhyalehre zu beweisen. Buddhas „Heilige Vier Wahrheiten" wollen den Weg aus der Welt des Leidens zum Nirwāna zeigen; die Kausalitätreihe lehrt den Ursprung des Leidens. An ihrer Spitze steht als Ausgang alles Uebels die Avidyā, der Irrthum; an ihrem Schluß Geburt, Alter und Tod. Nicht wie eine religiöse Wahrheit klingt die zwölfgliedrige Kette einander bedingender Begriffe, sondern wie der Satz eines wissenschaftlichen Lehrbuches. Jacobi hat, wie mir scheint, endgiltig mit Bezug auf diese der buddhistischen Philosophie zu Grunde liegende Reihe gezeigt, daß sie mit dem Kausalitätgesetz der Sāmkhyas nicht nur im Wesentlichen in Bezug auf die einzelnen Begriffe, sondern auch in ihrer Anordnung übereinstimmt und daß der Buddhismus der beeinflußte Theil gewesen ist.**) Im Sāmkhya ist es der Puruscha, die Einzel-Seele, die von Geburt zu Geburt wandert und die Folgen ihres Karman trägt. Durch die in ihr erweckte Kenntniß, daß sie von der Prakrti verschieden ist, durch das Schwinden der Avidyā, tritt ihre Erlösung ein. Der Buddhismus kennt zwar auch das Karman, das zu einer neuen Zusammensetzung der ein Individuum ausmachenden Bestandtheile in einer neuen Geburt führt, aber er weiß von keiner Seele; und durch Lösung des Karman von einem individuellen Puruscha zerstört er die Kontinuität und raubt dieser Lehre das nothwendige Substrat.

Wie steht es mit dem Nirwāna? Weder im klassischen Sāmkhya noch im Vedānta ist das Wort zu besonderer Geltung gelangt, während es im buddhistischen System das Ziel ist, dem der Erlösung Suchende durch den Ozean des Samsāra entgegenstrebt. Aber auch das Nirwāna ist kein dem Buddhismus eigenthümlicher oder von ihm geschaffener Begriff. Die werthvollen Untersuchungen des gelehrten Jesuiten Dahlmann zeigen, daß es auf dem Gebiet der Brahmaphilosophie erwachsen ist. „Auf dem Boden einer Anschauung, die das reine Sein einzig im brahma nirguṇa sucht, ist jener philosophische Begriff vom Nirwāna entstanden, der in der starren Ruhe vollkommenster Gleichmüthigkeit besteht." Zwischen dem klassischen Sāmkhya und dem Vedānta gleichsam in der Mitte steht nämlich die philosophische

*) Der Ursprung des Buddhismus aus dem Sāmkhya-Yoga, Nachrichten der K. Gesellsch. der Wiss. zu Göttingen 1896.

**) Nach Abschluß und Absendung dieser Charakteristik neuerer Forschungen erschien die dritte Auflage von Oldenbergs Buddha, in der Oldenberg die Ausführungen Jacobis bekämpft, wogegen Dieser in dem vor Kurzem ausgegebenen Heft der Zeitschrift der D. Morgenl. Ges. Stellung nimmt.

Hosted by Google

Lehre des Epos, die hinter der Vielheit der Seelen noch deren Einheit im Brahman sucht und eine ältere Phase der indischen Philosophie darstellt. In dem Bereich dieser epischen Philosophie hat das Nirwāna seine eigentliche Stätte. Jenseits der von rastlosem Wechsel erfüllten, von Stürmen durchtobten Welt strahlt in ewiger, gleichmäßiger Ruhe das Brahman, ein Fels, an dem die Wogen sich brechen, ein theilnahmloser Zeuge des Werdens und Vergehens. Dem entspricht das Nirwāna als Ideal Dessen, der nach Erlösung strebt. Gegenüber dem endlosen Treiben der von der Wahnvorstellung des Ich beherrschten Welt, der Herrschaft der Leidenschaften, schwebt völlige und unerschütterliche Gleichmüthigkeit als höchstes Ziel ihm vor Augen. Weder Freude noch Leid, Liebe noch Haß, Hitze noch Kälte vermögen die Ruhe des Yogin zu stören: „Der Yogin ist gleichmüthig, er trauert und frohlockt nicht; jede Regung der Leidenschaft ist entschwunden." Die Freuden der Sinne und die höchsten Freuden des Paradieses, heißt es in einem allerdings späten, aber charakteristischen Verse, wiegen nicht ein Sechzehntel der Freude auf, die das Unterdrücken jeglichen Verlangens gewährt. So hat auch den Begriff des Nirwāna der Buddhismus der brahmanischen Philosophie entlehnt, und wenn er sein summum bonum als „unerschaffen", „ewig", „unsichtbar" preist, so sind Das Schlagwörter, die man schon in vorbuddhistischen Schriften findet und die dort dem reinen, höchsten Brahman gelten, als dessen Attribute sie verständlich sind. So erscheint Buddhas Lehre nicht zwar in der reinen und die Zeit überragenden Höhe, zu der man sie wohl gelegentlich erhoben hat, sondern eng verknüpft mit dem ganzen Gedankenkreis seiner Zeit, er selbst nicht mehr als der kühne Denker, der selbständig neue Bahnen weist. Dennoch bleibt er die bedeutendste Persönlichkeit unter den Lehrern Indiens, denn er hat den Ideen seiner Zeit Worte geliehen, die ihm die Herzen öffneten und auch die Menge gewannen. „In der Blüthe der Jugend, im ersten Mannesalter, gegen den Wunsch der weinenden und klagenden Eltern zog der Aristokratensohn, Kopf und Bart geschoren, in gelbem Gewand, hinaus aus der Heimath in die Heimathlosigkeit" und wurde nach seinem Tode noch zum Lehrer der östlichen Völker, dessen Sittenlehre auch in wilde Völker einen göttlichen Funken trug. „Der persönliche Buddha", sagt Hopkins, „hat die Menschen gewonnen; die Lehre, die von ihm ausging, erregte Enthusiasmus; seine Stellung als Aristokrat machte ihn dem Adel annehmbar, sein persönlicher Reiz erhöhte ihn zum Ideal des Volkes. Nach jeder Richtung zeigt sich die starke, anziehende Persönlichkeit dieses Lehrers und Bezwingers der Herzen. Er war einer jener Männer, deren Persönlichkeit allein genügt, um sie nicht nur zum Führer, sondern zum Abgott der Menschen zu machen."

Breslau. Professor Dr. Alfred Hillebrandt.

Hosted by Google

Hebbel als Prophet Bismarcks.

Aus allen persönlichen Erinnerungen an Friedrich Hebbel geht hervor, daß der Dichter im Gespräch erst seine ganze bezaubernde Wirkung zu üben vermochte, daß er ein Meister des Gespräches war. Eduard Kulke behauptet, er hätte für einen vierstündigen Spazirgang mit Hebbel jedes seiner Werke hingegeben, die er doch bewunderte. Für uns bieten die verschiedenen Aufzeichnungen nur einen sehr schwachen Nachglanz; wir können höchstens aus Hebbels Tagebüchern den intimen Reiz seiner Gespräche ahnen. Von vielen Interessen Hebbels geben die Werke fast keine Kunde; wohl aber sind wir jetzt in der Lage, uns seinen weiten Horizont, die Vielfältigkeit seiner Gedankenarbeit vorzustellen. Erst durch den Wiederabdruck seiner Zeitungartikel, mit dem Krumm in seiner Ausgabe den Anfang gemacht hat, eröffnen sich einzelne bisher verhüllte Seiten. Besonders die Korrespondenzen, die Hebbel während der Revolution aus Wien an die Augsburger Allgemeine Zeitung richtete, lassen uns die politischen Ansichten des Dichters erkennen. Allerdings giebt es auch für sie poetische Zeugnisse, die „Agnes Bernauer" vor Allem, dann aber die beiden einander ergänzenden Dichtungen „An des Kaisers von Oesterreich Majestät" und „An Wilhelm den Ersten von Preußen," zu denen weniger bedeutende, von den sämmtlichen Werken ausgeschlossen gebliebene hinzukommen.

So klar und offen jedoch findet man Hebbels Ansichten kaum jemals ausgesprochen wie in den nachstehenden Aufzeichnungen; sie sind dem Tagebuch meines Vaters entnommen und verdienen, allgemeiner bekannt zu werden. Hebbel war im Jahr 1849 Feuilletonredakteur der Oesterreichischen Reichszeitung geworden, deren politischen Theil Leopold Landsteiner leitete. Mein Vater hatte ihm ein Feuilleton über Leoben und den „Erzherzog Johann" eingesandt, das auch bald anonym erschien. Das führte die persönliche Bekanntschaft herbei; am zwölften Dezember 1849 lag zum ersten Mal Hebbels Hand in der meines Vaters und bald zählte „der kleine Werner" zu den ständigen Besuchern des Hauses Hebbel, auch noch, so oft er später in Wien erschien. Am einundzwanzigsten Dezember 1849 schickte nun mein Vater ein Feuilleton „Deutschland und die Weihnachtzeit" für die Reichszeitung; es war eine geistreiche Satire auf die politischen Verhältnisse, zum Theil mit geschicktem Anklang an den biblischen Ton, aber zugleich durchzogen von einer sehr pessimistischen Auffassung der deutschen Zukunft, besonders mit Rücksicht auf Preußens Haltung. Der Aufsatz schloß mit folgenden Sätzen:

„Das deutsche Volk zündet sich seinen Weihnachtbaum an und wird ein Kind, springt und tanzt um ihn herum und besieht sich den herrlichen Goldflimmer, die schönen dreifarbigen Bänder und die Menge von Ge-

Hosted by Google

schenken, die um den Baum herumliegen. O, die prächtigen Spielereien! Hier in dieser Schachtel liegen preußische Soldaten einquartirt mit flimmernden Pickelhauben und Zündnadelgewehr und außen steht mit großen Buchstaben: ‚Baden'. In jener Schachtel ist französisches Militär mit der Devise ‚Rom'. Hier sind Deputirte, die, wenn Du am Drähtchen ziehst, gar possierlich nicken, dort ein Bilderbuch, gefüllt mit Szenen von den Schlachtfeldern von Fredericia und den düppeler Schanzen! Und erst da, welch schönes Schaukelpferd ist Dir bescheert unter dem Titel ‚Das europäische Gleichgewicht!' .. ‚Und was ist Das da oben, das mit dem dunklen Schleier Verhüllte? Es schwebt stets ober dem Baum und ich kann es nicht ausnehmen.' ‚Ei, Kind! kannst Du es nicht? Das ist Deutschlands Zukunft!'"

Nach Weihnachten suchte mein Vater den Dichter-Redakteur wieder auf und schildert seine Unterredung ziemlich eingehend in seinem Tagebuch: „O könnte ich Alles erzählen, was Hebbel heute, bei meinem zweiten Besuch, zu mir sagte! Ich wünschte mir stets, einen Stenographen bei mir zu haben, der jedes seiner Worte, jeden seiner Gedanken aufgezeichnet hätte. Das ist ein goldiges Gedankenmeer, ein Meer von schöpferischen Urwelten, hell leuchtend wie die Sonne und unergründlich tief und inhaltreich! ‚Ein Tropfen genügt, um eine unsterbliche Seele, die tief unten in Schmerz erstarrt, wieder in Wonne zu lösen!' (Freies Citat aus dem Gedichte Hebbels „Gebet", Werke 7 S. 141). Hebbel war heute viel lebhafter als neulich und begeisterte sich im Gespräch mehr und mehr. Der Gegenstand unserer Unterhaltung war auch ein wesentlich anderer als neulich und ganz geeignet, jeden Nerv unseres innersten Lebens zu durchzucken. Wir sprachen von Deutschland!

‚Aus zwei Gründen', sagte er, ‚habe ich den Aufsatz, den Sie mir neulich zuzusenden die Güte hatten, nicht aufnehmen können. Der eine davon ist der beschränkte Raum, der meinem Feuilleton zugewiesen ist. Sehen Sie z. B. die heutige Nummer an, wie wenige Zeilen mir vergönnt sind, und andererseits die Masse Zusendungen, die ich erhalte. Dieses Päckchen hier allein ist von dem herrlichen Moritz Wagner mir überschickt worden. Jedoch Das wird wohl in Bälde anders werden. Ich gedenke, das Feuilleton zu vergrößern. Der zweite Grund aber liegt darin, daß ich mit Ihren politischen Ansichten nicht übereinstimme. Der Redaktion des politischen Theiles unseres Journals wäre Ihr Aufsatz gewiß willkommener gewesen als mir. Er ist sehr gut geschrieben, allein, wie gesagt, ich denke in diesem Punkt anders.'

‚Ich muß in der That gestehen, Herr Doktor, daß dieser Aufsatz mehr das Produkt einer tollen, übermüthigen Laune als reellen Nachdenkens war.'

‚Was man auch immer über Preußen sagen mag: ich bin der Ansicht, es meint es ehrlich mit Deutschland. Oesterreich hat von je her kein Herz fürs deutsche Volk gehabt. Es will nur eine Renovirung der alten Bundes-

Hosted by Google

akte; und was gewinnen wir dabei, wenn wir über die Paragraphen andere Aufschriften, einen glänzenden Firniß, hier und da ein Goldflitterchen, im Ganzen aber doch das alte, morsche Gebäude erhalten? Es kann sich aus dem Polizeistaat nicht herauswickeln und will es auch nicht; darum kann es auch das erfurter Parlament nicht gestatten und nicht beschicken. Und ich hoffe Alles vom erfurter Parlament. Möglich auch, daß es gar nicht zu Stande kommt; ich erhielt erst gestern Abend einen Brief aus Berlin, den ich nächstens bringen werde, worin alle Zustände in schwärzesten Farben gemalt sind. Es scheint, daß das Ministerium Brandenburg-Manteuffel vielleicht sehr bald abzutreten gezwungen sein wird und dann die jesuitische Partei Gerlach ans Ruder kommt. Da wird dann aus Deutschland wieder ein christlich-germanischer Staat werden und wir habens den Pfaffen zu danken, daß wir um unsere Einheit kommen. Ich weiß aus Ihren Artikeln, daß Sie das Pfaffenthum eben so wenig leiden können wie ich, und Sie thun Recht daran; aber glauben Sie mir, die protestantische Geistlichkeit ist um nichts besser als die katholische. Es ist also möglich, daß dann das erfurter Parlament nicht zu Stande kommt; aber dann gnade Gott der deutschen Einheit!'

‚Gesetzt, es käme zusammen,' sagte ich; ‚wer wird wählen? Wird nicht Preußen Protektorenrechte ausüben wollen? Wird es nicht der Sünden des frankfurter Parlamentes eingedenk sein?'

‚Das frankfurter Parlament,' antwortete der Doktor, ‚trat unter ganz anderen Umständen zusammen als dieses. Auch gab es zu viele demokratische Ultras. Seit der Zeit seiner Auflösung ist Vieles geschehen; die Hauptsache: man hat die Ultras des großen Haufens, der nichts weiß und versteht, niedergeworfen. Ich trat zu jener Zeit, als hier noch Alles jubelte und taktlos Unmögliches begehrte, kühn auf gegen dies tolle Umsturzwesen und habe meine Ansichten über dies Treiben in der Allgemeinen Zeitung niedergelegt. Philister! Pedant! riefen mir Viele zu; und ich habe eine recht interessante Perlenschnur von Briefen aufzuweisen, die Drohungen gegen mich anonym enthielten. Jetzt, wo Viele meiner Freunde aufrichtige Verehrer des Ministeriums geworden sind, nennen sie mich einen Radikalen, weil ich die deutsche Einheit mit Gut und Blut vertheidige. Diese Einheit muß aber zu Stande kommen, wenn wir glücklich werden sollen. Die Ansicht, daß der gemeine Mann in Oesterreich blos Freiheit fordere und nicht Einheit mit Deutschland, ist grundfalsch. Freiheit ist eine sehr spezielle Forderung; aber allgemein ist der Wunsch einer Einheit mit Deutschland ausgesprochen; im Zoll-, Post-, Finanzwesen u. s. w. Wie lange wird es denn noch brauchen, daß die Oesterreicher einsehen, ihr Schwerpunkt sei in Frankfurt zu suchen und nicht an der Moskwa! Würde sich Oesterreich an die Spitze der deutschen Bewegung gestellt haben, so wäre ihm vielleicht der große Länderkomplex

Hosted by Google

garantirt worden, denn im schlimmsten Fall ständen ihm vierzig Millionen Deutsche zu Gebot. Oesterreich ließ den Zeitpunkt vorübergehen. Aber ohne Primat kann kein einiges Deutschland zu Stande kommen. Staaten aber haben wir doch in Deutschland blos zwei: nämlich Oesterreich und Preußen. Dieses bot auch seine Hand an. Was that das deutsche Volk? Es spie darauf, statt sie anzunehmen. Die einzige Sünde des frankfurter Parlamentes war, daß es den Weg der Vereinbarung, den allein zum Ziel führenden, nicht einschlug. Aber schon damals schrieben mir meine Freunde Uhland, Mittermaier u. A.: Wir wollten uns ja gern vereinbaren, wären nur die Fürsten ehrlich! Ein zweiter Fehler war, daß das Parlament einen österreichischen Prinzen berief und dadurch Preußen ins Gesicht schlug und verhöhnte!'

‚Und Preußen,' rief ich dazwischen: ‚hat es sich nicht alle Sympathien in Süddeutschland verscherzt durch seine Eingriffe in Baden, ja, selbst schon früher durch sein Benehmen in Schleswig-Holstein?'

‚Eben Schleswig-Holsteins wegen,' erwiderte er, ‚muß man Preußen achten. Eben deshalb muß man Oesterreich verachten. Glauben Sie mir, daß ich nicht für Preußen eingenommen bin, denn ich bin ein Holsteiner und habe mich um die Verhältnisse meines Vaterlandes sehr eifrig bekümmert. Oft sprach ich Stunden lang über sie mit Christian dem Achten von Dänemark, indem er vergaß, daß er König, und ich, daß ich Doktor sei (Das ist ein kleiner chronologischer Gedächtnißfehler Hebbels). Als Privatmenschen standen wir einander gegenüber, ich, der Holsteiner, ihm, dem Stockdänen. Ich habe nicht Ursache, die Preußen zu lieben, denn viele meiner Freunde modern jetzt, die ihr Blut verspritzten für den fruchtlosen Kampf, den zwei unehrenhafte Waffenstillstände schlossen. Fünf meiner Verwandten blieben auf dem Schlachtfelde und ich habe zwei Brüder, den Einen als Kommandeur, den Anderen in einer untergeordneten Stellung, bei der schleswig-holsteinischen Armee. (Hier hat sich ein Hörfehler eingeschlichen, denn Hebbel hatte nur einen Bruder.) Mein Freund Boigsen — gemeint dürfte Boyesen sein — ist dänischer Statthalter von Schleswig-Holstein, also alle meine Sympathien sollten gegen Preußen gerichtet sein; und dennoch betrug es sich ehrenhafter als Oesterreich, das nicht nur seine Truppen nicht gegen Dänemark aussandte, sondern sogar niederträchtig genug war, nicht einmal seinen Gesandten aus Kopenhagen abzuberufen. Aber was an Preußen so tief zu tadeln ist, ist, daß sein jetziger König keine Energie besitzt. Gebt mir nur auf ein halbes Jahr seinen Thron und ich will Deutschland einig machen. Wozu soll man die Souverainetätrechte jener kleinen deutschen Fürsten, die nicht einmal von Gottes, die nur von Napoleons Gnaden ihre Throne besitzen, ehren, wenn sie nur dazu dienen, das Volk uneinig zu machen?'

‚Jede Mediatisirung dürfte eine Revolution zur Folge haben, also einen Krieg Deutscher wider Deutsche,' meinte ich.

Hosted by Google

‚Glauben Sie?‘ sprach Hebbel; ‚ich nicht. Ich sage Ihnen, einerseits giebt es viele Fürsten in Deutschland, die gern ihre Throne verlassen, weil sie wissen, daß sie auf Vulkanen stehen, andererseits dürften sich die Völker nicht häufig widersetzen, wenn sie ihre Fürsten los werden können. Wäre der Preußenkönig ein thatkräftiger Mann, er zöge das Schwert und zwänge den Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, die deutschen Provinzen herauszugeben, und vereinigte Deutschland zu einem großen Kaiserthum. So aber lassen sie sich ein Glied nach dem anderen abhauen, und statt, wie früher nach Rußland selbst zu greifen — wie Litthauen u. s. w. beweisen —, können sie jetzt nicht einmal Schleswig-Holstein behaupten. Freilich, die Nachbarn werden in die Hände klatschen und rufen: Brav, brav, Ihr Deutschen! Wir aber haben vielleicht eine Zukunft wie Polen. Wäre ich König von Preußen, ich gäbe den Franzosen das linke Rheinufer, gewährte den Engländern für einige Zeit Handelsfreiheit, — und in einem halben Jahre hielte ganz Norddeutschland, selbst die Hansestädte, zu mir und ich wollte Deutschland zu Ehren bringen! Sie dürfen mir glauben, ich kenne Deutschlands Verhältnisse ganz genau.‘“

Bei einem späteren Besuch am fünfzehnten Januar 1850 kam das Gespräch noch einmal auf den selben Gegenstand. Im Tagebuch meines Vaters heißt es: „Er erwartet Alles vom erfurter Reichstage. Er meint, es werde ein Mann auferstehen, der, ein deutscher Messias, Deutschland erlöse. ‚Die Zeit hat ihr eigenes Maß verloren, die alte Form ist auf dem Punkt, morsch zusammenzubrechen, und es muß ein Mann erscheinen, der sich nur selbst Maß ist und den Anderen zum Maßstab dient, der die alte Form zerbricht und durch sich selbst eine neue bildet. Es gab schon öfter solche Völkerkrisen; nicht blos in politischer Beziehung, nein, auch in moralischer. Wenn Titus Livius, dieser klein denkende Kerl, der nur Großes zu schreiben verstand, aber selbst klein war, von Hannibal, dessen Geschichte er übrigens nur verhunzen konnte, erzählt, daß er nicht wußte, was bös und was gut sei, so lügt er nicht nur nicht, so ist Das nicht blos eine philisterhafte Ansicht seiner hypermoralischen Krämerseele, sondern es war auch wirklich so; er hatte jenes Maß zerbrochen, was man der sogenannten Moralität bisher gestellt hatte; für ihn existirte wirklich Das, was die Anderen Sünde nannten, nicht; einen solchen Charakter suchte ich auch in meinem Holofernes zu schildern. Und doch müssen solche Menschen eben durch die Weltidee der Gerechtigkeit zu Grunde geschmettert werden. Es sind Unnaturen und können eben nur da vorkommen, wo man noch Formen hat. Wenn wir aber einmal den ewigen Kodex der Moralität ausgeschrieben haben, an dem die Menschheit seit Jahrhunderten arbeitet, dann wirds auch keine Menschen mehr geben, wie Holofernes, Hannibal, Caesar, Cromwell, Napoleon.‘“

Man muß gestehen, daß diese Aeußerungen Hebbels trotz ihrer ver-

Hosted by Google

letzenden Schärfe geradezu imponiren, weil sie den Eindruck machen, daß der Dichter nur durch sein gesundes Urtheil über die Thatsachen eine Persönlichkeit wie die Bismarcks vorausahnte. Interessant ist auch das Betonen jenes Schlagwortes, das wir gewohnt sind, auf Friedrich Nietzsche zurückzuführen: „Jenseits von Gut und Böse;" da stehen die großen Männer, für die es keine Sünde giebt. Aber Hebbel nennt sie „Unnaturen", aus dem Grunde, den er am dritten Januar 1848 im Tagebuch mit folgenden Worten ausspricht: „Es giebt keinen Menschen ohne Sünde, denn es darf keinen geben, er dürfte wenigstens nicht auf die Erde gesetzt werden, denn er würde für die Uebrigen keine Duldung haben, er würde ein Schwert sein, auf dem sie sich spießten." Ein anderes Mal (1851) sprach Hebbel mit Karl Debrois van Bruyck über Alexander den Großen, über den er nicht wie Rotteck dachte. „Solche Individuen," sagte er, „sind von vorn herein der Gesetze entbunden, unter denen die Massen stehen." Deshalb maß er der Rechtsphilosophie auch nur einen relativen und vergänglichen Werth bei, „denn es giebt ja unendlich viele Dinge, die sich gar nicht unter den Rechtsbegriff bringen lassen, weil er in einem viel höheren Gesetz aufgeht." Die Auffassung Rottecks ist allerdings philisterhaft moralisch, kleinlich nörgelnd, doch berührt sich Hebbel mit ihr insofern, als auch er in einem Alexander eine „Unnatur" sah, in gewissem Sinn demnach, wie Rotteck, „ein öffentliches Unglück". Der Unterschied besteht hauptsächlich darin, daß Hebbel eine solche Natur jenseits von Gut und Böse in bestimmten Zeiten für nothwendig, sogar für wünschenswerth ansah, während Rotteck selbst die „glänzende" Idee der Vereinigung in einer Gesammtheit für eine „Anmaßung" erklärte.

Lemberg. Professor Dr. Richard Maria Werner.

Zwiespalt.

„Du liebst mich also?" fragte sie.

„Ich liebe Dich. Und Du?"

„Auch ich liebe Dich."

Aber warum nur waren sie nicht glücklich nach einem solchen Bekenntniß? Warum lag es wie eine Wolke von Trauer über Beiden?

„Du hast lange gezaudert, mir Das zu sagen", setzte sie hinzu.

„Sehr lange. Du übrigens auch."

„Ja, auch ich. Warum zögertest Du?"

„Weil ich nicht sicher war, daß ich Dich liebte. Und ich wollte weder Dich noch mich betrügen."

Hosted by Google

„Du zweifeltest? Ich hatte nichts Anziehendes für Dich?“ fragte sie.

„Du zogst mich an und ziehst mich noch heute an mit Deinen Augen, die so lebhaft sind und so oft voll sanfter Traurigkeit, mit Deinem frischen Munde, dessen Lächeln tausend neue und seltsame Formen hat. Ich bete Deine Hände an, diese weißen, tadellosen Hände, und bei dem Gedanken, daß sie in langsamer Liebkosung durch meine Haare fahren könnten, überläuft mich ein Schauder. Dein ganzes Wesen fasziniert mich und übt auf mich den unbesiegbaren Zauber des jungen, schönen, zur Liebe geschaffnen Leibes.“

„Und doch?“

„Und doch kommen Tage, wo ich all Das nicht mehr empfinde. Dann ziehst Du mich nicht mehr an, gar nicht mehr an. Weder Dein Blick noch Dein Lachen dringen dann bis zu mir: sie scheinen mir farblos und leer. Vielleicht fühle ich sie gar nicht mehr, vielleicht bin ich blind und taub für ihre Sprache. In solchen Stunden könnte ich in Deiner Nähe sein, allein mit Dir, fern von jedem Geräusch und dem Getriebe des Werktages, kurz, in jenem Beisammensein, das Liebende so heiß ersehnen, und ich würde nicht einmal Deine Hand suchen, um sie zu küssen, ich würde nicht ein einziges Wort der Liebe sagen . . .“

„Das ist seltsam . . . sehr seltsam . . .“, murmelte sie.

„Es ist noch nicht Alles. Soll ich Dir noch mehr, noch Schlimmeres sagen? Wirst Du es nicht übel nehmen?“

„Ich nehme es nicht übel. Sprich.“

„Es giebt noch bösere Stunden, in denen mir Alles an Dir mißfällt. Nach der Gleichgiltigkeit erfaßt mich ein Abscheu, ein rein physischer Widerwille. Deine Augen scheinen mir frech, verderbt und so hart, als könnte sie nie ein Schimmer von Sanftheit und Milde erleuchten. Dein Mund ist mir verhaßt, von Grund aus unsympathisch. Jede Deiner Bewegung ist für mich ungraziös und plump. Dir fehlt dann jede Harmonie, Du bist mir nichts als eine einzige Dissonanz, die meine Nerven verletzt, und ich muß Dich fliehen, wenn ich nicht ungezogen, ja flegelhaft gegen Dich werden soll.“

„Und Das ohne äußeren Grund?“

„Ohne äußeren Grund.“

„Und dann?“

„Dann — ich weiß selbst nicht, wie es zugeht, denn die Verwandlung vollzieht sich unbewußt — dann kommt ein Tag, eine Stunde, wo Du mir plötzlich wieder in Deinem ganzen verführerischen Reiz erscheinst. Mag sein, daß ein Kleid daran schuld ist, das Dir gut steht, ein zärtlicher Ausdruck in dem Auge, eine Nuance von Sanftmuth im Lächeln, eine naive, lässige Bewegung Deiner schönen Gestalt, eine flüchtige Berührung Deiner lieben Hand . . . ich weiß es nicht. Die alte Zauberin nimmt mich dann wieder gefangen und ich gehöre ihr.“

„Und nur darum warst Du im Zweifel, ob Du mich liebtest?“

„Auch aus anderen Gründen.“

„Laß sie hören.“

„Werden sie Dich nicht traurig machen?“

„Ja, aber Das schadet nichts.“

„Das Selbe, was ich in Bezug auf Dein physisches Wesen empfinde, wiederholt sich auch in seelischer Beziehung. Du weißt, ich habe Dich immer hoch

Hosted by Google

gestellt, weil Du ein ganzer, selbständiger Mensch bist, weil ich unter Deinem tändelnden Aeußeren eine milde und großherzige Lebensauffassung fühle, weil mir Dein Herz, trotz all seinen natürlichen Verirrungen, gut erschien und weil Du, umgeben von all der tausendfältigen Korruption, Dir so viel kindliche Frische und Reinheit bewahrt hast. Das ist etwas so Seltenes in einer modernen Frau, Etwas, das man kaum noch in ihr vermuthet, — und so habe ich mich auch in Deine Seele verliebt."

„Aber Du bist es nicht immer?"

„Nein, Das ist es eben! Es kommen Stunden, wo Alles, was Du sagst, mir farblos und leer ist, wie das Zwitschern eines Vogels, und ich mich frage, ob hinter Deiner weißen Stirn ein einziger Gedanke wohnt. Du kommst mir dann vor wie jede andere Frau, Deine Güte wie jene natürliche Schwäche des weiblichen Herzens, jene Unfähigkeit, zu hassen, weh zu thun, die man so oft mit der Güte verwechselt, Deine Empfindsamkeit scheint mir abgeschmackt, Deine Kindlichkeit albern . . ."

„Das ist traurig, furchtbar traurig für uns Beide!"

„Es kommt bei mir bis zum Widerwillen. Dann . . . ja dann zweifle ich nicht nur, ob ich Dich liebe: Alles lehnt sich in mir gegen Dich auf. Ich halte Dich für falsch, für unwahr in Allem und Jedem, für innerlich kalt, wenn ich Dich leidenschaftlich sehe, für berechnend, wenn Du gereizt scheinst, boshaft unter der Maske des Scherzes, verschlagen, wo Du vorgiebst, Dich mitzutheilen und offen zu sein. Namentlich aber erscheinst Du mir unwahr, verlogen, — verlogen in Deiner Güte, verlogen in der Weite Deines Urtheils, verlogen in Deiner Zärtlichkeit, unfähig einer einzigen wahren Empfindung, unwahr und verlogen durch und durch! . . . ."

„Weiter, sprich weiter!"

„Und dann höre ich ein Wort von Dir, der Zufall spielt mir einen Brief in die Hände, den Du geschrieben hast, ich erfahre den Zweck eines Deiner Spaziergänge, Deiner Besuche, sehe einen Thränenschleier in Deinen schönen, ach so schönen Augen, ein sterbendes Lächeln auf Deinen Lippen, irgend etwas Undefinirbares, — und ein flüchtiger Moment bringt mich wieder ganz in Deinen Bann. . . ."

„Aber in all dieser Unsicherheit und Ungewißheit . . . wie kommst Du dennoch dazu, zu glauben, daß Du mich liebst?"

„Höre mich an. Du weißt, daß ich meinem ganzen Wesen nach liebebedürftig bin. Die Liebe ist der hauptsächliche Sinn und Inhalt meines Lebens gewesen. Ich habe mehrmals geliebt, tief und leidenschaftlich. Ob die Frauen meiner werth waren, der Liebe, solcher Liebe werth waren, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich mich ihnen ganz gegeben habe, ihnen und der Liebe. Aber neben dieser Hingabe meines Selbst, meiner Gedanken und Gefühle, blieb in einem Winkelchen meines Herzens ein Gedanke: der Gedanke an Dich. Beständig war er da, bald latent, bald lebendig. Nicht, daß ich Dich geliebt hätte, während ich eine Andere liebte. Nein, aber ich beschäftigte mich mit Dir, folgte den Wandlungen Deines Lebens; nichts von Dem, was Du thatst, war mir gleichgiltig. Wenn ich zu einer Zusammenkunft ging, die ich heiß ersehnte, und Dich auf der Straße traf, so lenktest Du meinen Gedanken ab, einen Augenblick nur, aber Du lenktest ihn ab. Nach den Stunden der Leidenschaft, ruhig, glücklich und

Hosted by Google

müde, begegnete ich Dir nie, ohne daß es wie ein elektrischer Schlag durch mein ganzes Wesen fuhr. Wann bist Du mir je aus dem Sinn gekommen? Ein beständiges Interesse an Dir, an Deinem Thun und Sein hat neben meinen Leidenschaften für andere Frauen fortgelebt. Ich habe gezittert, habe gerast vor Liebe und vor Schmerz; diesem Gedanken und diesem Interesse bin ich nie untreu geworden. Und wenn wahre Liebe eine absolute, unbedingte Hingabe ist, wenn man sich ganz wegschenken muß, wenn es eine Untreue ist, nur einen kleinen Theil seines Ich zurückzubehalten: dann habe ich um Deinetwillen alle Frauen betrogen, die ich liebte."

„Und dadurch allein bist Du zur Gewißheit gekommen, daß Du mich liebst?"

„Nicht nur dadurch. Dein Herz hat seine Stunden der Leidenschaft gehabt, nicht wahr?"

„Ja", sagte sie.

„Und seine Stunden der Verirrung?"

„.... Ja."

„Wie habe ich mich gemartert in diesen Stunden! Welche beständige, tiefe, qualvolle Eifersucht! Welche lange, raffinirte Folterung bei jedem neuen Verdacht, jeder neuen Gewißheit. Ein verborgener, zuckender Schmerz, — doch nicht so verborgen, daß Du nicht um ihn wußtest. Sage es mir, hast Du darum gewußt?"

„Ich wußte darum. Jedesmal, wenn ich vor der Möglichkeit stand, Jemanden zu lieben, hat mich der Gedanke gestört, daß Du darunter leiden würdest: manchmal habe ich mich gegen ein Gefühl gewehrt, weil ich die Wuth Deiner Eifersucht fühlte."

„Es war gräßlich. Ich wußte so gut, wenn Du im Begriff warst, eine Thorheit zu begehen. Ich kam zu Dir und sprach mit Dir — erinnerst Du Dich? —: manchmal war ich hart, ja brutal. Ich weiß, daß Dich Das zügelte. Aber einmal, in jener verhängnißvollen Stunde, hielt Dich nichts zurück, nichts, und ich, der Dich liebte, mußte daneben stehen und es mit ansehen. Wie unsagbar fürchterlich war Das! Welche Nächte habe ich verbracht, mit der Qual im Herzen, Dich erniedrigt zu sehen, gefallen, ehrlos, nicht nur in den Augen der Welt — Das wäre Nebensache gewesen —, sondern in meinen, in Deinen eigenen Augen! Das, glaube mir, Maria, Das ist Liebe!"

— —

„Du liebst mich also?" fragte sie wieder.

„Ja; und Du?"

„Ich liebe Dich."

„Schon lange, nicht wahr?" fragte er.

„Schon sehr lange."

„Und warum hast Du es mir nie gesagt?"

„Dir, gerade Dir konnte ich es nicht sagen."

„Warum?"

„Ich hatte Angst vor Dir."

„Angst?"

„Ja: ich fürchte, Dich nicht glücklich zu machen mit meiner Liebe und mit ihr nicht glücklich zu sein."

„Das ist traurig, sehr traurig", sagte er, wie sie eben gesagt hatte.

Hosted by Google

„Sehr traurig," wiederholte sie wie ein Echo. „Seit dem Tage, wo ich Dich kennen lernte, habe ich mich beständig von Dir angezogen gefühlt und beständig abgestoßen, wie gewarnt vor einer unbekannten Gefahr. Immer ist mir der Gedanke als etwas unendlich Süßes erschienen, Dir zu gehören, Dich als mein Eigen zu haben für das ganze Leben, erst als Geliebte und dann als Dein bester Freund, Dein einziger Freund ... Welch ein Traum!"

„Und warum nur ein Traum?"

„Weil immer, wenn er Wirklichkeit zu werden versprach, wenn die Vision Form annahm, ein unbesiegbares Grauen zwischen mich und sie trat und Halt gebot."

„Aber warum, warum nur?"

„Ich habe es Dir schon gesagt: ich fürchtete, wir würden Beide unheilbar elend dadurch werden. Wir sind zu verschieden und einander doch wieder zu ähnlich in manchen Punkten. Ich bin zu anspruchsvoll und Du auch, wir sind Beide Rebellen gegen jede Form, verliebt in einander und doch voll Mißtrauen, Argwohn, — wer weiß, vielleicht voll Verachtung, eifersüchtig und treulos, mit einem inneren Leben, das bald komplizirt und quälerisch, bald einfach und fürchterlich ist, Beide zu jedem Opfer fähig, aber auch im Stande, es dem Anderen brutal und grausam vorzuwerfen, Beide mit einer großen, tollen Vergangenheit, die immer wieder aufersteht, in jeder Krise der Leidenschaft, Beide an der Zukunft zweifelnd, ohne jeden Glauben, vor Allem ohne Glauben an uns selbst und an die Liebe ...."

„Darum wehrtest Du Dich gegen Dein Gefühl?"

„Ja," sagte sie sehr leise.

Und Beide schwiegen.

„Wie hast Du diese Furcht schließlich besiegt?" fragte er endlich.

„Wie Du Deinen Zweifel besiegt hast. Ich dachte, daß im Grunde das Schicksal die Menschen bestimmt, die einander lieben müssen, und daß es ein köstliches Ding ist, sich diesem Fatum, wenn man es lange vergebens bekämpft hat, zu überlassen, widerstandlos, willenlos. Ich fühlte, daß es der Mühe lohnt, auch auf die Gefahr des größten Leides und des größten Schmerzes hin, Etwas von der Liebe zu genießen, mit jenem uns bestimmten Menschen, ich empfand, daß man nicht sterben sollte, ehe man von jener zu viel ersehnten und zu oft zurückgedrängten Liebe gekostet hat."

„Du hast Recht, man sollte nicht eher sterben," sagte er.

„Hast Du nicht auch durch diese Gedanken Deinen Zweifel überwunden?"

Er nickte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber die offenen Worte, die sie gesprochen hatten, standen zwischen ihnen, in der Luft, um sie herum, in ihren Gedanken und in ihren Herzen: was sie einander nie gesagt. Das wußten sie jetzt. Und andere, geheimere, trennendere und noch wahrhaftere Worte, die wahrhaftesten, die es giebt, jene, die im Innersten des Herzens verschlossen bleiben, die die nackte Wahrheit der Seele sind, ihr letzter Schrei, diese Worte traten jetzt undeutlich vor sie, undeutlich und quälend. Und das Schweigen zwischen Beiden wurde unheimlich ... und wurde unheimlich lang, da Jeder im eigenen Denken grub, lautlos und überreizt. Vielleicht bereuten jetzt Beide, gesprochen zu haben, vielleicht warfen sie einander vor, das Geheimniß ihres Inneren ans Licht gezerrt zu haben, sinnlos und zwecklos; aber die

Hosted by Google

Worte waren gesagt worden, hatten in der Luft vibrirt, Beide hatten sie im eigenen Hirn eingegraben. Beide konnten nicht zurück. Sie unterbrach zuerst das Schweigen und ihre Stimme ließ sie zusammenfahren, als hätte sie sie noch nie gehört, und er fuhr bei dem Ton zusammen, als habe er ihn nicht erwartet.

„Liebst Du mich?" fragte sie.

Er antwortete nicht und grübelte weiter.

„Hast Du mich geliebt, liebst Du mich?" fragte sie wieder, schnell.

„Ich weiß nicht", sagte er.

„Kannst Du es nicht wissen?"

„Ich kann nicht."

„Kannst Du nicht stärker sein als Dein Zweifel?"

„Nein ... Aber, Du .. liebst Du mich denn?"

„Vielleicht," sagte sie, „aber ich darf Dich nicht lieben."

„Hast Du nicht den Muth dazu?"

„Ich habe nicht den Muth."

Und dann schwiegen sie wieder.

„Lebe wohl, Massimo."

„Lebe wohl, Maria."

Rom. Mathilde Serao.

Die Resurrection Co.

Die Begräbnißeinrichtungen der Stadt Necropolis, Dacota, sind die besten in den Vereinigten Staaten. Eine elektrische Schmalspurbahn führt mit einer Geschwindigkeit von 35 Kilometern die Leiche auf den Kirchhof, eine Baggermaschine (U. S. Patent Nr. 398748) gräbt vor den Augen der Leidtragenden in vier Minuten das Grab, der Sarg wird durch einen Drehkrahn vom Gleise hinabgehoben und die Maschine glättet mechanisch mit großer Genauigkeit den viereckigen Hügel. In sehr taktvoller Weise hat man es vermieden, die Leichenrede durch laut sprechende Phonographen verlesen zu lassen; dagegen ist dicht bei der Begräbnißstätte ein Automatensaal, in dem man gegen Einwurf eines Fünfundzwanzigcentstückes Trostsprüche der berühmtesten Kanzelredner englischer Zunge vernehmen kann. Eine mechanische Sargfabrik nebst Grabsteinschleiferei grenzt an das Grundstück. Ihre mustergiltigen Produkte befriedigen die verwöhntesten Ansprüche der Kunden.

Elihu Hannibal J. T. Gravemaker ist der Schöpfer des Unternehmens. Bei seiner Beerdigung am siebenzehnten Mai 1894 wurde der Rekord der Bestattungtechnik in den Vereinigten Staaten erreicht. Punkt zwölf Uhr setzte sich der Trauerkondukt in Bewegung, zwölf Uhr zehn Minuten begann

Hosted by Google

die Beisetzung, sieben Minuten später erfolgte die Rückfahrt der Leidtragenden und zwölf Uhr fünfundzwanzig Minuten vereinigte man sich zu einem Lunch im Fourty-sixth-Avenue-Hotel. Um ein Uhr erschienen gleichzeitig im Necropolis Sun und im Dacota Herald die Berichte über das Leichenbegängniß, um ein Uhr dreißig begann die Versteigerung der Hinterlassenschaft, um vier Uhr enthüllte man auf dem Central Union Square ein einfaches Granitdenkmal mit dem Medaillon des Verewigten und um sechs Uhr abends wurde in Gravemakers Wohnhause gemäß seinen Testamentsbestimmungen ein neues Klublokal eingeweiht.

Es drängte mich, über die klug durchdachte Anlage meine Bewunderung dem Direktor auszusprechen, der die oberen Stockwerke des freundlichen Leichenhauses bewohnte. Aber in dem Augenblick, wo ich den Elevator zu betreten mich anschicke, überraschte und verletzte mich ein unerfreulicher Eindruck. Ich konnte nicht umhin, den Direktor über diesen Zwischenfall zu interpelliren.

„So sehr ich Ihre Einrichtungen zu schätzen weiß," sagte ich ihm, „darf ich doch nicht verhehlen, daß ich durch Zufall auf eine Disposition aufmerksam geworden bin, die mich peinlich berührt hat. Was veranlaßte Sie, diesen immerhin geweihten Ort durch eine Telephonstation zu profaniren? Ich habe bemerkt, daß eine solche Station in der Leichenhalle neben der Kapelle untergebracht ist. Das fortwährende Klingeln wirkt beunruhigend. Was bezwecken Sie damit?"

„Ich bedaure, daß die Thür offen stand," antwortete der Direktor kurz, „sonst bemerken unsere Besucher gewöhnlich nichts davon. Eine weitere Auskunft kann ich Ihnen leider nicht geben."

Die Zeit schien mir gekommen, mich eines Tricks zu bedienen, den ich meinem geschätzten Freunde in New-York, dem Rvd. Tiberius Q. Lewisson, verdanke, eines Tricks, der — ich bedaure, es sagen zu müssen — mir nicht ganz edelmüthig, wohl aber durchaus zweckentsprechend scheint.

„Ganz, wie es Ihnen beliebt," bemerkte ich. „Jedenfalls werden Sie nichts dagegen einwenden, wenn ich den Blättern, die ich zu vertreten die Ehre habe, dem New-York-Herald, der Times, dem Figaro und dem Berliner Börsencourier, einen Artikel telegraphire, der morgen mit der Ueberschrift ‚Leichenschändung in Dacota' an hervorragender Stelle erscheinen wird. Sie gestatten mir, je drei Probenummern Ihnen zugehen zu lassen."

Nach einiger Ueberlegung erwiderte er: „Ich proponire Ihnen folgendes Abkommen. Sie veröffentlichen Ihre Eindrücke nicht vor dem fünfzehnten Juni 1898, dem Tage, wo unser Kontrakt mit der Resurrection Co. abläuft. Dagegen gebe ich Ihnen sofort vollen Aufschluß. Sie können sicher sein, daß Sie mit Ihrem Artikel noch übers Jahr Sensation machen werden."

Bevor ich den Bericht des Direktors folgen lasse, lege ich Werth darauf,

Hosted by Google

festzustellen, daß der vorliegende Aufsatz laut Poststempel des Umschlages am sechzehnten Juni 1898 bei Herrn Harden eingelaufen ist.

* * *

„Alle unsere Einrichtungen sind von dem Grundsatz bestimmt, nach Möglichkeit den peinlichen Zeitraum zu verkürzen, der zwischen dem Ableben eines Mitgliedes der bürgerlichen Gesellschaft und dem Augenblick liegt, wo die Hinterbliebenen ihre Berufsgeschäfte ungestört wieder aufnehmen können. Dieses gewiß lobenswerthe Bestreben birgt eine Gefahr. Am vierundzwanzigsten Juli des vorigen Jahres wurde auf Befehl des Richters die Leiche eines hochangesehenen und wohlhabenden Mannes exhumirt, der acht Tage zuvor bestattet worden war und gegen den sich ein dringender Verdacht wegen Meineides, schwerer Urkundenfälschung, Betruges, Kuppelei und Selbstmordes erhoben hatte. Ein Verdacht, der sich leider als begründet erwies. Der Anblick der Leiche war erschütternd. Sie lag auf dem Gesicht, mehrere Finger waren gebrochen, die Nägel zerrissen, an den Knien und Schultern zahlreiche Quetschungen und Wunden.

Es war offenkundig, daß der Mann lebendig begraben worden war und späterhin, da er sich nicht befreien konnte, erstickt sein mußte.

Eine nervöse Erregung verbreitete sich in der Stadt, als der Fall bekannt wurde. Die Geistlichkeit suchte die Menge dadurch zu beschwichtigen, daß sie hervorhob, dieses Strafgericht der göttlichen Vorsehung sei nur durch die heimlichen Verbrechen des Verstorbenen herbeigezogen. Der Erfolg war entgegengesetzt: die Angst stieg bis zur Sinnlosigkeit und einige der achtbarsten Bürger, unter ihnen der stellvertretende Bürgermeister und der Vorsitzende des Kirchenrathes, legten Hand an sich. Niemand wußte Rath.

Während die Zeitungschreiber sich Monate lang von den abenteuerlichsten Vorschlägen nährten, konstituirte sich in aller Stille ein Unternehmen, das den fürchterlichen Konflikt mit einem Schlage zu lösen versprach: die Dacota- and Central-Resurrection Telephone and Bell Co., eine Aktiengesellschaft mit 750 000 Dollars Kapital. Der Prospekt brachte einen beispiellosen Erfolg. In zwei Stunden war an der Börse das Kapital vierzehnmal überzeichnet, die Lebensversicherungsgesellschaft und der Waisenrath beschlossen, alle disponiblen Fonds in Antheilen der neuen Gesellschaft anzulegen, und die Tochter des Gymnasialdirektors bedrohte den Vorsitzenden des Syndikates mit einem Revolver, weil sie bei der Zutheilung nicht genügend berücksichtigt worden war... Die Idee des Unternehmens schien einfach und überzeugend. Jeder beigesetzte Sarg sollte durch eine elektrische Leitung mit dem Verwaltungsgebäude verbunden werden. An die Leitungen wurden Fernsprecher und Läutwerke angeschlossen und jeder Kunde (customer) konnte gegebenen Falles nicht

Hosted by Google

nur augenblicklich die Verwaltung benachrichtigen, sondern auch bezüglich seines Hausarztes, seines Bankiers und seiner Familie die nöthigen Dispositionen treffen.

Mit großer Majorität wurde von der gesetzgebenden Körperschaft beschlossen, die Einführung dieser Sicherung sollte obligatorisch sein, und alsbald gewährte die Stadtverwaltung auf die Dauer von zwei Jahren der Resurrection Co. das ausschließliche Recht, ihre Apparate zu installiren.

Die Beunruhigung der Bevölkerung schwand nach und nach, um so mehr, als während nahezu eines Jahres kein Fall einer Bestattung eines Lebenden mehr eintrat. Im selben Maß ermattete aber das Interesse für die Resurrection Co. und der Kurs ihrer Aktien sank von 450 auf $117^1/_2$.

Da ereignete sich eine unerwartete Begebenheit. Am dreiundzwanzigsten Februar, kurz nach Sonnenuntergang, benachrichtigte man mich, daß zum ersten Male eine Glocke in kurzen Intervallen wiederholt angeschlagen habe. Die Klappe, die heruntergefallen war, zeigte die Nummer 169. Diese Zahl setzte mich in Erstaunen, denn wir waren damals bereits bei den Nummern um 1200 angelangt; sofort ließ ich das Kirchhofsjournal kommen und stellte als Inhaber von No. 169 einen gewissen Mr. Johnson fest, den ich persönlich gekannt hatte. Ein magerer alter Herr, der lange Zeit seinen Miethern große Angst einflößte und endlich einem Nervenleiden erlag. Zugleich bemerkte ich mit Entsetzen, daß Mr. Johnson bereits seit neun Monaten in der Erde ruhte.

Ich nahm an, daß an der Leitung Etwas nicht in Ordnung sei, und benachrichtigte den Elektriker. Der sprach, wie es bei diesen Leuten die Regel ist, von Kurzschluß und Erdströmen, schraubte alle Apparate los und brachte das Haus in einen unglaublichen Zustand. Nach drei Tagen erklärte er den Schaden für beseitigt und berechnete 275 Dollars. Inzwischen läutete No. 169 jeden Abend in gewohnten Zeitabständen ruhig weiter.

Nun erstattete ich meiner vorgesetzten Behörde Bericht. Auf Antrag der Resurrection Co. beschloß die Kommission die Exhumirung. Diese fand statt, aber ohne jedes positive Ergebniß. Mr. Johnson zeigte die normale Verfassung eines Mannes, der seit neun Monaten beerdigt ist, der elektrische Apparat arbeitete tadellos und nur am Sarge war eine kleine Reparatur erforderlich. Sie wurde ausgeführt, das Grab zugeschüttet, — und No. 169 ließ sich nicht mehr vernehmen.

Die Resurrection Co. scheute sich nicht, trotz dem amtlich festgestellten Befund, mit diesem bedauerlichen Vorfall Reklame zu machen. Sie erklärte, durch die Schuld meiner Verwaltung sei Mr. Johnson verhindert worden, ins Leben zurückzukehren, und brachte in allen Morgenblättern mein Bild mit der Unterschrift: ‚Der Kirchhofsmörder von Necropolis'. Eine Protestversammlung von 2500 Resurrection-Aktionären und Interessenten wurde abgehalten und ich hätte für meine Stellung nicht fünf Cents gegeben, wenn

Hosted by Google

nicht der Regirung meine Thätigkeit als Wahlagent in dem Stadtviertel, wo Mr. Johnsons Miether wohnten, unentbehrlich gewesen wäre. Auch erklärten die Hinterbliebenen, deren Interessen immerhin als die nächsten zu gelten hatten, auf Mr. Johnsons Auferstehung keinen Werth zu legen.

Der folgende Fall war ernster. Etwa vierzehn Tage nach Johnsons Wiederbestattung läutete abends zur gewohnten Stunde No. 289, eine Miß Simms, die sich zu Lebzeiten eines besonderen Rufes nicht erfreut hatte. Auch sie war schon mehrere Monate bei uns. Gemäß dem neuen Reglement der Kommission beauftragte ich meinen Inspektor, Miß Simms telephonisch anzurufen, obwohl ich Das gegenüber einer Dame, die seit geraumer Zeit eines besseren Lebens theilhaftig war, für eine lächerliche, wenn nicht frivole Handlungweise hielt.

Sie hätten sehen müssen, wie der Inspektor zurückkam! Wachsgelb und hohlwangig; die Augen hingen ihm wie Glaskugeln im Kopf; ich kann nur sagen, daß sein Anblick an Mr. Johnson erinnerte. „Well, what's the matter?" fragte ich. ‚Well, ich rief an und hielt den Fernsprecher ans Ohr, — und ich will verdammt sein, wenn es nicht ganz deutlich ‚Halloo' aus dem Apparat antwortete. Aber mit einer Stimme wie aus einem hohlen Brustkasten.'... Ich ging selbst hinunter und schrie in den Apparat: ‚Zum Teufel, ja, was wollen Sie eigentlich?' ... Und wissen Sie, was das Frauenzimmer antwortete? ‚Ich möchte mit No. 197 verbunden sein.'

Diesmal war die Resurrection Co. in Verlegenheit. Schon früher hatte die Geistlichkeit im Verein mit dem theosophischen Klub die Frage aufgeworfen, ob das unterirdische Telephonnetz nicht geeignet sei, die heilige Ruhe der Toten zu stören. Wurde dieser Vorfall bekannt, so hatte die Partei der Frommen gewonnenes Spiel, und Das ist bei uns das Gefährlichste, was es giebt.

Es kam eine Einigung mit der Gesellschaft zu Stande, wonach diese der Presse 50000 Dollars zur Verfügung stellte und sich verpflichtete, alle Fernsprecher innerhalb vierzehn Tagen zu beseitigen. Die Läutwerke zu entfernen, konnte sie sich nicht verstehen, denn Das hätte ihre völlige Auflösung bedeutet. Unbegreiflicher Weise ließ dagegen unsere Verwaltung sich zu dem Zugeständniß verleiten, daß nach wie vor bei hoher Konventionalstrafe diese verfluchten Klingeln niemals ausgeschaltet werden durften. Wir sind noch heute verpflichtet, sie von einer eigens angestellten Person bedienen zu lassen.

Miß Simms hörte auf zu läuten, sobald sie merkte, daß zu mündlichen Unterhaltungen keine Gelegenheit mehr war. Aber bald meldete sich ein neuer Korrespondent, und zwar, merkwürdig genug, nur bei Regenwetter. Einer meiner Leute kam auf den Gedanken, hinauszugehen, um zu sehen, was los sei: da ergab sich, daß in Folge eines Defektes der Entwässerungeinrichtung der Hügel unterspült wurde. Der Kunde soll, wie ich später

Hosted by Google

erfuhr, stark rheumatisch veranlagt gewesen sein. Sofort wurde der Mißstand beseitigt und es gab abermals Ruhe.

Daß es ein Fehler gewesen war, auf diese Reklamation einzugehen, stellte sich bald heraus. Denn nun kam man von allen Seiten mit Privatwünschen und Nörgeleien. Der Eine klingelte, weil seine Gitterthür nicht schloß; bei einem Anderen war die Bank wackelig geworden; ein Dritter brauchte frischen Kies, der Vierte hatte zu viele Regenwürmer. Die Thätigkeit der Kirchhofsverwaltung hatte sich in einem Vierteljahr verdreifacht und die laufenden Ausgaben waren auf das Vierfache gestiegen. Einzelnen Kunden genügte die Thätigkeit einer Katze aus der Nachbarschaft, um die Beamten mitten in der Nacht zu alarmiren.

Das letzte Stadium dieser traurigen Entwickelung wurde durch einen ganz alltäglichen Fall herbeigeführt. Eine ältere unverheirathete Person signalisirte beständig ohne erkennbare Veranlassung. Es blieb nichts übrig, als auf schonendste Weise die Hinterbliebenen zu verständigen, und diese fanden heraus, daß eine boshafte Anverwandte in verletzender Andeutung eines früheren Vorfalles auf dem Grabe einen Myrthenkranz niedergelegt hatte. Es war leicht, die alte Dame zu beruhigen, aber Das hatte zur Folge, daß nun unsere Kunden ganz allgemein das Thun und Lassen ihrer Hinterbliebenen in den Kreis ihrer Reklamationen zogen. Eine Dame findet zum Beispiel, daß ihre vier Schwiegersöhne zu früh zur Halbtrauer übergehen. Sie läutet täglich zwischen Sechs und Acht. Ein Schriftsteller ist mit der Grabschrift nicht zufrieden. Ein Telegraphenbeamter läutet mit kurzen und langen Intervallen, in einer Art Morseschrift, eine Kritik seines Nachfolgers. Ein Beispiel besonders anstößiger Einmengung in die Familienverhältnisse Hinterbliebener giebt jedoch bis auf den heutigen Tag ein gewisser Hopkins, den ich aus diesem Grunde namhaft zu machen mich nicht scheue.

Mr. Hopkins, ein fünfundsechzigjähriger, sehr begüterter Mann, hinterließ eine reizende Frau von etwa zweiunddreißig Jahren. Es war zu erwarten, daß sie Verehrer finden würde, und Hausfreunde sind der Ansicht, daß gerade Mr. Hopkins am Wenigsten berechtigt gewesen wäre, hieran Anstoß zu nehmen. Kaum drei Monate nach dem Begräbniß ging die Klingelei los. Als Mrs. Hopkins hiervon Kenntniß erhielt, war sie trostlos. Das Zusammentreffen der Eifersuchtanfälle ihres weiland Gemahls mit den Besuchen ihres Liebhabers war augenfällig. Manchmal meldete sich der Ehegatte morgens, manchmal nachmittags, meist aber abends, wie denn überhaupt die Zeit von sieben bis elf Uhr bei uns die bewegteste ist. Und jedesmal rasselte die Klingel wohl eine Viertelstunde lang in eigenthümlich kadenzirtem Tempowechsel. Mehrere Monate lang entzog sich die arme Frau durch eine Reise über den Ozean ihrem Verfolger. Erst gestern früh kam sie zurück,

Hosted by Google

— und wirklich hat dieser infame Hopkins in der letzten Nacht bereits wieder viermal angerufen."

Die Geschichte fing an, mich zu ermüden. Der Direktor verlor sich in Einzelheiten.

„Nun, was sind Ihre Ansichten betreffs der Zukunft?" fragte ich.

„So kann es auf die Dauer nicht gehen. Wir arbeiten uns auf. Ich habe mit meinem Bruder, dem Manager des Fourthy-Sixth-Avenue-Hotel, gesprochen; er suchte mir klar zu machen, daß seine Gäste noch anspruchsvoller seien, und schlug mir vor, die Preise zu erhöhen. Aber Das ist schwierig. Meine Hoffnung besteht in der Aufhebung des Vertrages mit der Resurrection Co."

„Aber Sie sagten mir, Das würde die Existenz der Gesellschaft gefährden?"

„In diesem Augenblick vielleicht nicht mehr. Sie steht mit drei weiteren Städten in Unterhandlung. Unsere Kommission stellt ihr glänzende Empfehlungen aus. Wir sind auch bereit, eine Abstandssumme anzubieten. Vor Allem liegt aber ein nahezu zwingender Grund vor. Der eine der Direktoren ist hochgradig schwindsüchtig und von den Aerzten aufgegeben. Natürlich wird er hier begraben werden. Mit dem Manne konnten seine Kollegen schon zu Lebzeiten nicht fertig werden, — nun denken Sie: wenn der die Klingel in die Hand bekommt! . ."

Das leuchtete mir ein und ich begriff, warum der Kirchhofsverwalter mir nur bis zum fünfzehnten Juni 1898 Stillschweigen auferlegt hatte.

* * *

Aus New-York kabelt man mir, daß der kranke Direktor durch den Gebrauch von Dr. Hamilton S. Myerstines Haematose (in allen Apotheken erhältlich) gerettet worden ist. Er hat den Weg von Necropolis, Dacota, bis Key West per Rad zurückgelegt und stellt jetzt Beobachtungen über das Gelbe Fieber an.

Die Resurrection Co. ist jetzt damit beschäftigt, acht Kirchhofsinstallationen in den Vereinigten Staaten auszuführen, und hat ihr Kapital auf $7\frac{1}{2}$ Millionen Dollars erhöht. Erste Bankinstitute, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Interessen des deutschen Kapitals in Amerika zu vertreten, sollen im Begriff stehen, sich einen erheblichen Antheil an dem Unternehmen zu sichern.

Unter diesen Umständen betrachtete ich es schon vom ökonomischen Standpunkt aus als eine zeitgemäße Aufgabe, über die Thätigkeit der Gesellschaft, so weit es mir möglich war, einige Aufschlüsse zu geben.

W. Hartenau.

Hosted by Google

Seit Strauß.

Das zu Ende gehende Jahrhundert hat Denkerkräfte ersten Ranges nur in den ersten Jahrzehnten seines Verlaufes, etwa bis zum Tode Hegels (1831), aufzuweisen gehabt. Von da ab treten an ihre Stelle — mit einer Ausnahme — lebhafte, produktive, häufig mehr vom Gefühl als vom Gedanken beeinflußte, aphoristische Köpfe, glänzende, aber selten nüchtern erwägende Begabungen. Unter ihnen sind als besonders populär geworden hervorzuheben Ludwig Feuerbach, der Idealist des Diesseits, Schopenhauer, der Gourmand der Verneinung, der Ekstatiker Nietzsche, vielleicht noch Max Stirner, der Prophet des Egoismus, und ihnen und ihrer Eigenart gegenüber als einzige Ausnahme Strauß. Denn Straußens Charakterbild als Denker war genau durch die selben Wesenszüge gekennzeichnet, die wir bei den Anderen vermissen. Nüchternheit, Maßhalten, Genügsamkeit waren seiner Natur eigen. Sie würden unbestreitbare Vorzüge auch seiner Denkerqualität gewesen sein, wenn der Maßstab, den er anlegte, nicht Etwas von einem Ellenmaß an sich gehabt hätte und seine Genügsamkeit nicht der Genügsamkeit eines kleinen Rentiers ähnlich gewesen wäre, dessen erste Frage ist: „Wie komme ich aus“ oder, wie Strauß es in seiner letzten Schrift ausdrückte: „Wie ordnen wir unser Leben?“

Feuerbachs Bemühen war dahin gerichtet gewesen, dem Menschen im Gegensatz zum religiösen Supranaturalismus ein ausschließliches Heimathgefühl und Heimathrecht auf der Erde zu verschaffen. Hier und nur hier sollte er sich heimisch wissen und fühlen. Deshalb zerstörte Feuerbach die religiöse Transszendenz, deren Inhalt er als Spiegelbild menschlichen Wesens nachzuweisen versuchte und so die Theologie in Anthropologie auflöste. Die religiöse Transszendenz bedeutete ihm jegliche Art von Transszendenz, da er der metaphysischen Spekulation ohnehin entsagt hatte. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die Entwickelunglehre, die man in einem gewissen Sinn als die Metaphysik der Naturwissenschaft betrachten kann, stellt uns vor Augen eine, wenn nicht ansteigende — darüber läßt sich streiten —, doch mindestens ununterbrochen sich vollziehende, eine gewisse Richtung innehaltende Veränderung und Wandlung alles Bestehenden. Damit schwindet aber dem fortgesetzt in Wandlung Begriffenen die selbständige, für sich bestehende Bedeutung. Diese verlegt sich an die Stelle, die diese Wandlung aus sich heraus produzirt, die sie veranlaßt, gleichviel, ob wir diese Stelle nun Weltvernunft, das Absolute, Gotteskraft oder Wille u. s. w. nennen. Wenn die Wandlung, die wir vor sich gehen sehen, als Fortschritt aufzufassen wäre, so würden wir auch in diesem Fortschritt nur die Außenseite eines unseren Deutungskünsten entrückten Innenvorganges vor uns haben. Und nicht Das,

Hosted by Google

woran sich der Fortschritt vollzieht, die Menschheit also vor Allem, erschiene als die Hauptsache, sondern der Fortschritt selbst, der ihr von irgend woher auferlegt ist, unbekümmert um die Noth und Drangsal, die dem Einzelnen dadurch erwächst. Das Alles ist Transszendenz, die sich von der altreligiösen nur dadurch unterscheidet, daß sie nicht etiquettirt ist, daß sie gewissermaßen anonym auftritt und „von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust" wie eine Ahnung wandelt.

Die anonyme Transszendenz spielt augenblicklich noch keine Rolle von Belang. Sie wird es vielleicht einst thun, um so mehr, je mehr unser Blick sich über die unendliche Entwickelungbahn hinaus weitet, die unermeßlich und unermessen vor uns liegt. Eine um so größere Rolle spielt in dem Kampf der Geister von heute die Frage, was die nächste Zeit vorbereitet und die Zukunft bringen wird und bringen soll: eine wesentliche Umgestaltung und Neuschaffung unserer Daseinsbedingungen und Verhältnisse oder den wesentlichen Verbleib des Bisherigen, den status quo, nur in verbesserter Ausgabe. Hier ist die Frage nur vom Metaphysischen aufs Physische übertragen und bezogen. Strauß huldigte in beiden Beziehungen dem Konservatismus. In seinem Weltprogramm stand der Satz: „Das All ist in keinem folgenden Augenblick vollkommener als im vorhergehenden;" und wenn er sich eine Vorstellung von Dem machen wollte, „was beim Bestande der Welt herauskommt", so meinte er, Das sei „im Allgemeinen die mannichfachste Bewegung oder die größte Fülle des Lebens". Hier ist von einer sich fortbewegenden Richtung, sei Dies nun im pessimistischen oder im optimistischen Sinn, vollständig abgesehen,*) denn weder die „mannichfachste Bewegung" noch „die größte Fülle des Lebens" drücken, an sich betrachtet, eine Richtung aus. Sie bedeuten nur den status quo, das Beharren in einem Hin und Her (der Bewegung) und einem Auf und Ab (des Erblühens und Verblühens der Lebensfülle). Konsequent vertrat Strauß auch auf politischem und sozialem Gebiet das Bestehende, ohne natürlich den Fortschritt auszuschließen, der das Bestehende nur verbessert, aber nicht aufhebt. Ihm schien auch hier die Nüchternheit und das genügsame Maßhalten wünschenswerth. Hier nun schieden sich die Geister. Die Gebiete und Anschauungen trennten sich. Auf der einen Seite die Männer, die im Sinn Straußens das Bestehende für der Verbesserung bedürftig ansahen, es aber als unverrückbare Grundlage auch

*) Im Gegensatz zu Fichte, bei dem es (in dessen „Anweisung zum seligen Leben") heißt: „Das Universum ist mir nicht mehr jener in sich selbst zurücklaufende Zirkel, jenes unaufhörlich sich wiederholende Spiel, jenes Ungeheuer, das sich selbst verschlingt, um sich wieder zu gebären, wie es schon war; es ist vor meinen Blicken vergeistigt und trägt das eigene Gepräge des Geistes: stetes Fortschreiten zum Vollkommenen in einer geraden Linie, die in die Unendlichkeit geht."

Hosted by Google

für die Zukunft festgehalten wissen wollten, auf der anderen die Radikalen, die den kommenden Zeiten eine umwälzende und umgestaltende, in diese Umgestaltung auch die jetzigen Grundlagen mit einbegreifende Kraft zutrauten. Hier fanden sich Alle zusammen, die für ihre Freiheit-Ideale im Völker- und im Menschenleben einen Umsturz des alten Bestandes, einschließlich des vielgeliebten Eigenthumes in seiner jetzigen Gestalt, für unumgänglich hielten und erstrebten, und Alle, die angesichts der großen Gährung der Zeit und des ersichtlichen Zerfalles der alten Formen ihren Glauben an deren Fortbestand in sich wanken fühlten. Beiden Bekenntnissen trat Nietzsche mit einem schneidenden, sehr bemerkenswerth formulirten Widerspruch entgegen. Er widersprach den Anhängern des Alten als des Bewährten, Grundlegenden, bei dem es im Wesentlichen sein Bewenden haben müsse, das nur fortzubilden sei. Denn er bewies oder behauptete wenigstens, daß das bisherige Kulturideal, das Niederringen aller wilden Urinstinkte u. s. w., falsch, daß die heutige Kultur überhaupt eine Entartung und als logischer Nonsens unhaltbar sei. Und er widersprach dem gesammten Vorstellungskreis einer sich Bahn brechenden Welt-Demokratie und Völkerbefreiung, denn er verkündete eine Zukunft-Aristokratie des Herrenthumes; „eine solche gute und gesunde Aristokratie wird mit gutem Gewissen das Opfer einer Unzahl Menschen hinnehmen, welche um ihretwillen zu unvollständigen Menschen, zu Sklaven, zu Werkzeugen herabgedrückt und vermindert werden müssen." Die Schlüsse, zu denen sich Nietzsche hinreißen ließ, und das Aufsehen, das sie erregten, haben wenigstens das eine Gute gehabt, daß sie die keineswegs schon beantwortete Frage, wonach wir die Entwickelung der kommenden Zeiten eigentlich abschätzen sollen, wie wir sie uns überhaupt der Richtung nach vorzustellen haben, zu erneuter Prüfung angeregt haben. Wie wenig diese Frage als beantwortet gelten kann, zeigt der Widerspruch, mit dem namhafte Forscher auf dem Gebiet der Ethik und Entwickelunglehre, Lange, Buckle, Spencer, Paulsen, hier auf einander treffen. Für Nietzsche, der dem metaphysischen „Willen" Schopenhauers eine anthropologische Fassung (Wille zur Macht) lieh, galt der Standpunkt der Trieblehre. Der Mensch folgt seinen Trieben, weil er als ein zur Lust veranlagtes Geschöpf in der Erfüllung der Triebe seinen Lustbedarf befriedigt. Die entgegengesetzte Auffassung Kants konnte für ihn um so weniger ins Gewicht fallen, als er in Kant ja „den verwachsensten Begriffskrüppel, den es je gegeben hat", erblickte. Der Mensch folgt seinen Trieben; es fragt sich nur, welchen Trieb oder welche Resultante der Triebe wir als die stärkste anerkennen sollen. Und ferner fragt es sich, wie hierbei der unterbrochene Mensch, Das heißt das Individuum, zu dem ununterbrochenen Menschen, Das heißt der Menschheit, sich verhält.

Bei Nietzsche erscheint der sogenannte Wille zur Macht als derjenige,

Hosted by Google

der Alle und Alles meistert, er, der als Uebermensch, ein zweiter Belsazar, dem Jehova des Gewissens, das seine Stimme in uns für die Unterdrückten erhebt, zuruft: „Jehova! Dir künd' ich auf ewig Hohn! Ich bin der König von Babylon!" Ob es aber Etwas giebt, das den Willen zur Macht meistern könnte, darüber ist er in gar keine ernsthafte Untersuchung eingetreten. Um sie zu führen, hätte festgestellt werden müssen, an die Erfüllung welcher Triebe der größte Lustertrag geknüpft ist oder wie sich die Triebe mit einander zu vertragen haben, um den größten Lustertrag zu liefern. Erst dann läßt sich übersehen, wo die Stärke des Triebwerkes in Bezug auf den Menschen, der das Triebwerk selbst darstellt, gelegen ist. Da er als Lustgeschöpf unweigerlich der Beschaffung der Lust als eingeborener Nothwendigkeit folgt, so besitzt für sein Verhalten die Stelle die ausschlaggebende Bedeutung, ist also die stärkste, die den größten Lustertrag liefert. Von seinem Verhalten ist aber wiederum die ganze Gestaltung der Zukunft, status quo oder Umgestaltung, abhängig. Wollte Nietzsche, was er ja vorhatte, die Psychologie der Geschichte als „Morphologie und Entwickelunglehre des Willens zur Macht" fassen und das gesammte Triebleben des Menschen als die Ausgestaltung und Verzweigung einer Grundform des Willens, nämlich des Willens zur Macht, erklären, so mußte er vor Allem den Willen zur Macht als allgemein giltiges Prinzip nachweisen. Der Ausdruck an sich ist nicht unbedingt zu beanstanden, obgleich er vielleicht kürzer und treffender durch den Ausdruck Ich-Bejahung zu ersetzen war, der ausspricht, was jener meint. Weshalb geht denn des Menschen Wille auf Macht aus? Doch nur, um durchzusetzen, was ihm sein Ich eingiebt. Also handelt es sich doch nur um des Menschen Ich-Bejahung. Sollte der Wille zur Macht freilich anders verstanden werden, und zwar so, daß er nur auf gewisse Gewalt-Naturen anwendbar wäre, so verschob sich die Rechnung oder vielmehr sie wurde überhaupt undurchführbar, denn wir hatten dann kein allgemein giltiges Prinzip mehr vor uns, kein so ausnahmeloses wie etwa das Athmen, das auch nur eine fortgesetzte organische Ich-Bejahung darstellt. Wir untersuchten und folgerten dann nicht aus der menschlichen Natur, sondern nur aus der Natur gewisser Menschen. Verstehen wir unter dem Willen zur Macht also die Ich-Bejahung, die nichts weiter einschließt als die möglichst ungehemmte Entfaltung der dem Einzelnen innewohnenden Triebe und Anlagen, so ist es, vom eudämonistischen Standpunkt aus geurtheilt, von vorn herein klar, daß die Ich-Bejahung die Hauptquelle der dem Menschen zu Theil werdenden Lust erschließt, da jede Triebes-Erfüllung — richtig verstanden — Lust bedeutet.*) Aber der Mensch ist nicht nur ein Triebwerk, sondern ein leben-

*) S. hierüber in meinem „Grundriß einer einheitlichen Trieblehre" den zweiten Abschnitt: Trieb und Lust.

Hosted by Google

diges Triebwerk. Der Lebensprozeß, ein sui generis Dastehendes, muß betrachtet und auf seinen etwa merkbaren Antheil an der Lustbeschaffung geprüft werden. Leben ist kein ruhender Zustand, sondern ein Bauen, ein vereinigendes Zusammenfügen, ein Brauchen, Verbrauchen und Ausscheiden des Verbrauchten. Was den Bauenden, Lebenden in seiner Bauthätigkeit stört, wird vom ihm in der Empfindungsphäre als Mißbehagen, Unwohlsein verzeichnet und wahrgenommen. Es bildet für ihn als Bauenden eben ein unerbauliches Moment. Jede Lebensstörung bildet also eine Minderung der Lustsumme. Ganz allgemein betrachtet, steht der Mensch als Lustgeschöpf sich also am Besten, wenn er ein reichhaltiges, ergiebiges Triebleben führt und wenn er jede Lebensstörung, da diese einen Abzug an der Lust ausmachen würde, meidet. Oder mit anderen Worten: wenn die Ich-Bejahung sich mit der Lebens-Bejahung deckt. Lebens-Bejahung heißt ja nichts Anderes als Ausschluß jeder Störung des Lebensprozesses. Dieser vollzieht sich in der organischen Sphäre dadurch, daß er Stoffe assimilirt, was die Grundbedingung der Ernährung bildet, und dadurch, daß er die Baumaterialien zu einer Einheit bindet. Die Baustoffe müssen zu einander stimmen, sonst kommt ein Bau im organischen so wenig wie im mechanisch-materiellen Bereich zu Stande. Der Lebensprozeß schließt also den Widerspruch aus.

Diese Vorgänge des ausgeschlossenen Widerspruches und der Assimilirung haben aber nicht nur organische, sondern auch psycho-ethische Bedeutung. Einen Widerspruch begeht der Mensch durch jede ihm bewußt werdende Ungerechtigkeit seinem Nächsten gegenüber. Denn er verkürzt dann dessen Antheil, den er doch selbst festgestellt hat, und widerspricht sich also selbst. Wie die Feststellung erfolgt, kann im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes nicht im Einzelnen dargelegt werden. Ich habe sie ausführlicher in meiner Schrift „Das Ich und die Uebrigen. Ein Beitrag zur Philosophie des Fortschrittes" entwickelt. Die Feststellung gründet sich aber im Wesentlichen auf die kausale Natur des Menschen, der stets sich und seine Kraft zu Grunde legt, um auf diesem Grund sich einen Machtbereich, eine Kraftsphäre, als sein Eigen zuzulegen. Der selbe Rechtstitel gilt aber, in logischer Folgerung, auch für alle Uebrigen, nur variirt und ins Unendliche modifizirt nach den unendlichen Abstufungen der Kraft-Antheile, mit denen die Einzelnen begabt und ausgerüstet sind. Der Rechtstitel selbst läßt sich also nur durch einen Widerspruch mißachten oder gar vernichten. Jede Ungerechtigkeit, jede Mißachtung des Rechtes enthält also als Widerspruch eine Lebensstörung (einen Eingriff in den Bauprozeß) und als solche eine Minderung der Lustsumme.

Nicht anders verhält es sich mit der Lebensgesetzlichkeit der Assimilirung auf psycho-ethischem Gebiet. Für den Leib bedeutet ein mehr oder minder großer Mangel an Assimilationvermögen schlechte Ernährung und Aus-

Hosted by Google

hungerung, das gänzliche Versagen der Assimilation den Tod. Aber auch für den geistigen Menschen tritt eine Aushungerung ein, wenn er keine Assimilirungskraft besitzt. Die Menschen müssen durch Verähnlichung sich einander annähern, wenn Mensch am Menschen sich ernähren, wenn der Seele des Einen im Umgang, Verkehr, in der Berührung mit dem Anderen geistige Nahrung zu Theil werden soll. Je fremdartiger, unvermittelter, im ganzen Zuschnitt abweichender und daher unverständlicher, je „unverdaulicher" Einer dem Anderen gegenübersteht, desto weniger ist ein solches Verhältniß der gegenseitigen Ernährung herzustellen. Auch die mangelnde Assimilirung, die in ihrem weiteren Verlauf eine Sympathieverknüpfung und Brüderlichkeit unter den einander ähnlich Gewordenen zur Folge hat, ist daher eben so wie die Mißachtung des Rechtes einer Störung im Bau- und Lebens-Prozeß gleich zu achten und repräsentirt als solche eine Minderung der Lustsumme.

Ich habe die Untersuchung der aufgeworfenen und von Nietzsche unbeantwortet gelassenen Frage, wo die Stelle der stärksten, d. h. also den größten Lustertrag für den Menschen liefernden Wirkung liegt, nun so weit geführt, daß sich darauf antworten läßt: sie liegt da, wo die Ich-Bejahung aus einem reichhaltigen, ergiebigen Triebleben erwächst und wo sie sich mit der Lebens-Bejahung deckt. Und ferner läßt sich hinzufügen, daß in Folge der Lebens-Bejahung Gerechtigkeit und Brüderlichkeit der Menschen unter einander als Bedingungen des Zustandekommens des größten Lustertrages gerechnet werden müssen. Das könnte nun sehr einfach und erbaulich erscheinen. Der Mensch als Lustgeschöpf strebt nach der größten Lustsumme. Er findet sie nur, wenn seine Triebe so geartet sind, daß sie gleichzeitig in Gerechtigkeit und Brüderlichkeit Anker werfen können. Folglich scheint die Herstellung dieses Zustandes und eine Umwälzung, die dahin führt, für die Zukunft gesichert. Allein so einfach Das erscheinen mag, so verwickelt ist es in der That. Aus der bisherigen Feststellung läßt sich wohl ein moralisches Rezept, eine gute Lehre für den Einzelnen, wie er sich verhalten sollte, um zum großmöglichen Lustertrag zu kommen, entnehmen, aber keineswegs ohne Weiteres ein Ausblick gewinnen, wie sich die Gesammtheit thatsächlich verhalten wird. Wenn der Einzelne auch in seinem eigenen wohlverstandenen Interesse seine Ich-Bejahung so reguliren müßte, daß sie sich mit der Lebens-Bejahung deckt, so wissen wir doch, daß Das nur in den seltensten Fällen geschieht. Die Charakteranlage, wie sie einmal gegeben ist, leistet meistens einen hartnäckigen Widerstand. Und da die Veranlagung der Meisten — die sehr Guten und sehr Schlimmen ausgenommen — darauf hinausläuft, sich vor Allem selbst zu versorgen und um die Uebrigen sich nur so viel, wie durchaus unumgänglich nothwendig ist, zu kümmern, so ist nicht recht abzusehen, wie aus diesem mittleren Zustande

Hosted by Google

des Lebens und Lebenlassens herauszukommen sein soll. Damit ist aber, wie der tägliche Verlauf erweist, eine Unsumme von Ausbeutung, Uebervortheilung, Ungerechtigkeit, Gewaltthat, von Feindsäligkeit, Zerwürfnissen und Kampf bis aufs Messer sehr wohl verträglich. Wo ist die Kraft, die Das überwindet, wenn es die Anziehungskraft des höheren Lustertrages, die in der Lebensbejahung der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit liegt, nicht leistet?

Ein Kraftfaktor wird, wenn wir die Frage so stellen, übersehen, der gleichwohl entscheidend ins Gewicht fällt: der Kraftfaktor der Unlust. Gerade weil die Ungerechtigkeit einen Widerspruch und deshalb eine Lebensstörung in sich schließt, wächst die damit verknüpfte Unlust Derer, die den Widerspruch entweder über sich ergehen lassen müssen oder an Anderen begehen sehen, zur Unerträglichkeit, zu Ekel und Empörung an. Sie ruft den äußersten Kraftaufwand, wie bei einem in seinem Lebenskern Bedrohten, hervor. Und dieser Kraftaufwand genügt, um Wandel zu schaffen. Er untergräbt entweder oder zerschmettert auch gelegentlich in einem einzigen Ausbruch die staatlichen oder sozialen Grundpfeiler der Ungerechtigkeit. Gerade unsere Zeit mit ihren beständigen sozialen Erdstößen belegt diesen geschichtpsychologischen Vorgang immer aufs Neue.

Wer Gerechtigkeit übt, fußt auf dem sicheren Grunde des Egoismus, aber des Egoismus, der nicht den Gegensatz zum Altruismus bildet, sondern ihn in sich aufgenommen hat. Ich gewähre Jenem seinen Antheil, weil ich sonst meinen eigenen Antheil nicht ohne Widerspruch empfangen und nützen könnte. Aber auch die Sympathie-Verknüpfung durch Assimilirung ruht auf Egoismus; so weit durch sie eine Verähnlichung des Individuums mit anderen, zunächst im engsten Kreise (Familie), dann in weiterem Umfange, erzielt wird, fühlt es sich gewissermaßen multiplizirt. Aus den Anderen tönt ihm in Sympathien und Antipathien das Echo seiner eigenen Persönlichkeit entgegen. Alles läuft hier auf ein möglichst gesteigertes Ichgefühl, auf die Erweiterung des eigenen Selbst und das dadurch erzeugte Wohlgefühl, hinaus. An dieses Wohlgefühl knüpft sich wieder für die Uebrigen, die ja dessen Ursache geworden sind, die ganz selbstverständliche Zuneigung zu ihnen. Simile simili gaudet, weil eben durch die Aehnlichkeit die Multiplikation des Ich, das gesteigerte Selbstgefühl und mit ihr die durch sie bedingte Freude, das Wohlgefühl, gegeben ist. So ist die Grundlage beschaffen, auf der sich das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, der gleichen Körperschaften Angehörigen, der sprachlich oder landschaftlich Verbundenen, der Stammesgenossen unter einander erhebt. Da die Verähnlichung so zu einem Quell des Wohlgefühles wird, liegt ihre Ausbreitung bis an die weiteste Grenze an sich im Interesse und also auch in der natürlichen Richtung des Individuums. Die weiteste Grenze ist aber nur durch den Menschenbereich gegeben, muß also ihrem Sinn und ihrer

Hosted by Google

Bedeutung nach die gesammte Menschheit, alle den Erdball bewohnenden Völker einschließen.

Dem mit dieser unbezwinglichen Kraft ausgerüsteten Lebensprozeß darf zugetraut werden, daß er — gutta in lapidem — unseren Raubbaustaaten, deren Vorbild England ist, dem aber auch die anderen Staaten gern, wenn auch etwas verschämter, folgen, einst das Handwerk legen wird. Auch der Verkehrs-Konkurrenzstaat, so weit er in seinen hundertfältigen Formen und Gestaltungen von der Ausbeutung der Schwächeren lebt, wird ihm erliegen und der organisirte Massenmord von den Tafeln der Geschichte schwinden. Wagt doch schon jetzt keiner unserer Staatslenker, sich noch prinzipiell zu ihm zu bekennen! Schon diese einzige Wahrnehmung genügt, um eine langsam, aber unaufhaltsam vorrückende Umwälzung im politischen Gefüge Europas vor Augen zu führen. Denn mit dem Kriege würde auch der oberste Kriegsherr in dem jetzigen autokratischen Sinn und mit ihm das militärische Junkerthum lebensunfähig werden. Neue, ungekannte und unübersehbare Daseinsformen werden erstehen. Mir scheint also eine ins Wesentliche hinein reichende Umwälzung für die Zukunft genügend verbürgt zu sein. Will man Das Idealismus nennen, so ist nicht viel dagegen einzuwenden. Jedenfalls ist es dann aber ein Idealismus, der nicht phantasirt, sondern mit psychologischen Ziffern rechnet, vor der Größe unendlicher Summen, die vor ihm auftauchen, aber allerdings nicht erschrickt. Davor ist Derjenige bewahrt, dem die Unendlichkeit überhaupt etwas Thatsächliches bedeutet. Bei den Realisten eines gewissen Schlages hat der Ausdruck „Gattung", „Menschheit", wenn mit ihm eine über den Einzelnen hinausreichende Bedeutung, gewissermaßen etwas Vornehmeres und besonders Vielsagendes, verbunden werden soll, immer Anstoß erregt. Max Stirner meinte, wie das Recht nur ein „Sparren", ein Spuk, ein Hirngespinnst sei, so sei es auch mit Menschheit, Menschenthum und Dergleichen. Feuerbach, in dessen Auseinandersetzungen die Gattung stets eine große Rolle spielte, wollte Das nicht gelten lassen. Um den Einwand, die Gattung sei doch nur ein Abstraktum, abzuwehren, behauptete er, sie bedeute für ihn nichts Anderes als dem einzelnen Menschen gegenüber die außer ihm existirenden Individuen. Allein dadurch wurden doch diese „außer dem Einzelnen existirenden Individuen" zu keiner einheitlichen Größe; nur der Ausdruck faßte sie so zusammen; nur in der Bezeichnung existirten sie als eine Einheit, sonst waren sie ein buntscheckiger Haufe. Wenn man den Einigungpunkt nicht ausfindig zu machen und anzugeben weiß, so gewahren wir in diesen die Erde erfüllenden, theils hell-, theils dunkelfarbigen, theils so, theils anders gestalteten Geschöpfen, in diesen Menschenthieren, die einander bald umarmen, bald aus Rassen- und Religionhaß oder aus Habgier erwürgen, die bald zu den Sternen fliegen, bald sich in der Gosse wälzen, nur

Hosted by Google

ein sehr zweifelhaftes Mischmasch von Lebewesen. Und ungefähr so, wie Scherr es ausdrückt, erscheint „die sogenannte Menschengeschichte“ dann als „ein wursthaftes Gemengsel, ein grellbunter Mischmasch, ein mehr oder weniger appetitlicher Schmarren“. Allein die Menschheit, das ununterbrochene Individuum, wie ich es vorhin nannte, die sich fortpflanzende Menschenreihe trägt eben so gut wie jeder Einzelne ein wesentlich wirksames Prinzip in sich. Wie der Einzelne in seiner Individualität, in seinem „Wesen“, zu bestimmen ist nach seiner stärksten, in ihm überwiegenden, ihn charakteristisch zusammenfassenden Seite — und wäre diese stärkste Seite auch vielleicht gerade eine Charakterschwäche —, so ist auch die Menschheit nach ihrer stärksten Seite zu bestimmen. Und diese zeigt doch, daß sie sich aufrichtet; nicht nur, daß ihr Können und Wissen, ihre Geschicklichkeit und ihre Intellektualität zunimmt — daran zweifelt Niemand —, sondern, daß sie aus blinder Gier und Vergewaltigung den Weg zu deren Ueberwindung und Bezwingung zu finden weiß und zu gehen im Stande ist. Ihren Kern, ihr Wesen bildet eben das unbezwingliche Bedürfniß, diesen Weg zu gehen. Ihr geschichtlicher Verlauf ist, wenn man auf die Gräuel der Inquisition, des Wüthens der Menschen unter einander „mit Gift und Stahl, mit ausgesonnener Folterqual“ blickt, ein Weg der Kreuzigung, der aber zur Erhöhung führt.

Strauß fühlte sich in seiner gemüthlichen und ästhetischen Seite im Grunde von seiner eigenen Weltauffassung wenig angemuthet. Er versuchte es einmal mit den sogenannten Gottesdiensten der Freien Gemeinde in Berlin, fühlte sich aber abgestoßen, weil ihm nichts für Phantasie und Gemüth geboten wurde. „Nein“, sagte er, „auf diesem Wege geht es auch nicht. Nachdem man den Kirchenbau abgetragen, nun auf der kahlen, nothdürftig gegebenen Stelle eine Erbauungstunde zu halten, ist trübsälig bis zum Schauerlichen.“ Aber muß die Stelle denn so kahl sein? Einem unbekannten, nicht weiter zu enträthselnden Kraftfaktor stehen wir ja immer gegenüber, ob wir nun — mit Strauß — annehmen, daß dieser Kraftfaktor ein Lebensdrang sei, der sich in „größter Fülle des Lebens“ und „mannichfachster Bewegung“ erschöpfe und genug thue, oder ob wir der Meinung sind, daß er darüber hinaus noch in eine unbekannte Lebensphase reicht, auf die für uns nur durch die Richtung fortschreitender Entwickelung, die wir erleben, ein Lichtstrahl fällt. Und eben so ergiebt sich bei beiden Annahmen ein Muß für den Menschen. Ich wähle nicht das Leben: es wird mir zudiktirt. Es ist ein Geschenk, dessen Annahme ich nicht verweigern kann, ein Geschenk nicht meiner Eltern, sondern des Lebensprozesses, in den auch meine Eltern eingegliedert sind. Und wie in diesem Fall, so wählt der ununterbrochene Mensch, die Menschheit, nicht den Fortschritt: sie muß ihn, kraft eines inneren Organisationgesetzes, vollziehen. Zwang also hier wie da. Aber der Fortschrittszwang ist doch etwas Anderes als der Lebenszwang.

Hosted by Google

Dieser erlaubt mir, mich nach meinem Belieben, so weit die Umstände es zulassen, einzurichten. Es ersteht mir daraus die „schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens“ und der Abscheu vor dem Gegensatz des Lebens, dem Tode. Der Fortschrittszwang aber läßt eine Uebermacht sichtbar und fühlbar werden, er konstituirt die Ueberlegenheit eines die Richtung weisenden Weltprinzipes, weil die Menschheit im Kampf mit ihrer sinnlichen Natur die Marschroute, der das Excelsiorbanner Longfellows voranweht, wandelt. Und an diese Wahrnehmung kann recht wohl ein religiöses Empfinden, „Etwas für Phantasie und Gemüth“, das Strauß nicht unterzubringen wußte, anknüpfen. Ich habe immer die Ansicht gehegt, daß den Vertretern dieses Standpunktes die Ehrfurcht und das Gefühl des Erhabenen dem Inhalt Dessen gegenüber, was wir Planetenbewohner gewahr werden können, unverwehrt und natürlich sein müsse. Doch ist zuzugeben, daß die zermalmende Furchtbarkeit Dessen, womit auf Erden von je her der Fortschritt erkauft worden ist, hier ein starkes Gegengewicht in die Wagschale wirft, unter dessen Druck es schwer hält, sich zum Erhabenen emporzurichten. Vielleicht hat Goethe es am Richtigsten getroffen, da er im „Faust“ nur den tiefen Schauder des Ergriffenseins, das Gefühl einer demüthigen Scheu als Weltgefühl betonte:

Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil:
Das Schaudern ist der Menschheit bestes Theil.
Wie auch die Welt ihm das Gefühl vertheure,
Ergriffen fühlt er tief das Ungeheure.

Dresden. Dr. Julius Duboc.

Der Mörder.

„Ich ertheile dem Angeklagten das Wort“, sagte der Präsident und lehnte sich aufathmend in seinen Stuhl zurück. Dieser langwierige Prozeß, der ihm manche Schwierigkeit und manche Plänkelei mit dem jungen, energischen Vertheidiger gebracht hatte, war beendet. Nur Formalitäten konnten noch folgen.

Der Angeklagte begann:

„Sie wissen, meine Herren Geschworenen, daß ich angeklagt bin, meine Frau ermordet zu haben. Tückisch ermordet zu haben, wie der Herr Staatsanwalt richtig bemerkt hat. Sie wissen ferner auch durch den Herrn Staatsanwalt, daß ich eine ungewöhnliche Intelligenz in den Dienst einer ungeheuerlichen Eitelkeit stellte, daß ich der Typus einer genußsüchtigen Bestie bin, die Alles, was sich ihrem Behagen in den Weg stellt, schonunglos zertritt. Es ist

Hosted by Google

Ihnen auch bekannt, daß mein Vertheidiger zahllose medizinische Werke citirt und viele Psychiater bemüht hat, um meine geistige Zerrüttung zu beweisen. Mich haben alle diese Aeußerungen und Versuche nur erheitert. Es ist mir auch völlig gleichgiltig, was Sie über mich beschließen werden. Sollte es mein Tod sein, wie ich vermuthe, so gestatte ich mir die Bemerkung, daß ich bereits vor zwei Monaten gestorben bin, als ich .... doch Das will ich Ihnen ja gerade erzählen und die Herren Zeitungreporter werden daran zweifellos ihre Freude haben.

Ich habe vor drei Jahren geheirathet. Ich war jung, gesund, unabhängig und wohlhabend. Mit meiner Frau war ich mehrere Monate lang bekannt und beobachtete sie, bevor ich mich entschloß, sie zu heirathen. Ich liebte sie, so weit es mir bei meiner etwas kühlen Natur möglich ist, zu lieben. Wir waren sehr zärtlich mit einander. Kinder hatten wir nicht. Es wäre sonst wohl anders gekommen. Doch irre ich mich darin vielleicht.

Ich hatte bisher immer meinem Vergnügen gelebt, das ich auf eine nicht unedle Weise suchte. Manchmal fühlte ich mich freilich überflüssig. Doch überwand ich diese Stimmungen immer. Nach den ersten Monaten meiner Ehe kamen sie öfter. Meine Frau hatte es darauf angelegt, mir meine Zufriedenheit zu rauben."

„Wie können Sie diese Behauptung begründen?" fragte der Präsident.

„Ich will Das eben ausführen, Herr Präsident. Ich las und sprach viel mit meiner Frau über Bücher. Sie bevorzugte jene Werke, in denen große und kräftige Menschen gegen eine Welt von Widerständen sich durchsetzen. Sie suchte meinen Ehrgeiz zu erwecken und erregte in mir das Gefühl, als ob sie unbedingt an mich glaubte. Wissen Sie vielleicht, was Das bedeutet? Das ist die süßeste Wonne für Schwächlinge, wie ich einer bin. Es ist ein stetes Erregungmittel, das einem Schwachen und Unbedeutenden Stärke und Größe giebt. Ich suchte nach neuen Anregungen und versuchte, meinen Geist zu potenziren..... Meine Frau dachte hoch von meiner Zukunft. Sie wollte mich groß sehen. Sie band mich an ihren Willen und umspann mich mit tausend Klugheiten. Ich begann, zu schreiben, — auf ihren Antrieb; denn sie sagte mir oft, daß ihr manche meiner Ideen bedeutend schienen. Mein schöner seelischer Gleichmuth schwand dahin, er, der mir bis zu dieser Zeit ein ruhiges und glückliches Leben bewirkt hatte; ich wurde eitel, hochmüthig und aufgeregt. Sie zeigte mir immer größere Aufgaben, schmeichelte mir und lockte mich zugleich. Ihr Vertrauen machte mich kühn; ich folgte ihr blindlings. Damals fing ich an, ein Theaterstück zu schreiben, in das ich Alles legen wollte, was ich zu besitzen glaubte. Als ich es vollendet hatte, fühlte ich mich innerlich so leer, so ausgepumpt, so erschöpft, daß ich einen beinahe körperlichen Schmerz empfand. Meine Frau trieb mit dem Drama einen förmlichen Kultus; sie überwand meine angeborene Scheu vor der Oeffentlichkeit und bewog mich, das Stück einem mir befreundeten Theaterdirektor zu übergeben. Ich war damals sehr glücklich. Das war vor zwei Monaten.

Als ich an einem Nachmittag früher als gewöhnlich nach Haus kam, klang mir aus meinem Zimmer ein fröhliches Lachen entgegen. Ich erkannte die Stimme meiner Frau und blieb unwillkürlich stehen. Das war mein Verhängniß. Denn gleich darauf hörte ich, wie meine Frau einige Worte aus meinem Drama laut las und dann lustig bemerkte: ‚Das ist doch zu dumm!' Eine angenehme Männerstimme lachte zustimmend: ‚Unglaublich dumm!' Dann hörte ich ein zärtliches

Hosted by Google

Seufzen... Ich blieb nur einige Minuten vor der Thür stehen; aber ich bin fest überzeugt, daß nie ein Mensch in so kurzer Zeit größere Martern erduldete. Alles in mir brach zusammen: die Liebe zu meiner Frau, die Erinnerung an mein früheres Glück... Doch das Alles hätte ich ertragen. Nur daß auch mein Stolz, der sich auf den festen Glauben meiner Frau an mich gründete, so kläglich zusammenbrach... Denn sofort fand ich meine Bestrebungen und mein Stück kläglich und jämmerlich; ich begriff, wie man mich als eitlen Dummkopf verhöhnen mußte. Ich war so beschämt, ich kam mir so lächerlich vor, daß ich gar nicht wagte, meiner Frau und ihrem Geliebten unter die Augen zu treten...

Wenn man Ihnen erzählt, meine Herren Geschworenen, daß sich in solchen Fällen der Mann auf den Räuber seiner Ehre stürzt, ihn würgt und schlägt und drosselt, so belügt man Sie. Ich hatte nur das furchtbar peinliche Gefühl, eine lächerliche Figur zu sein. Ich schlich zum Hausthor hinaus und wartete. Und wartete. Während dieser Zeit aber dachte ich nach. Ich sagte zu mir: Deine Frau hat Dich betrogen und tändelt oben mit einem Anderen. Das ist unangenehm, aber Das thun viele Frauen; und schließlich ist sie nicht Deine Sklavin. Sie hat Dich lange hintergangen; doch kein Mensch ist im Grunde aufrichtig. Aber sie hat Dir den Frieden Deiner Seele und die Ruhe Deines Lebens genommen, aus Muthwillen, aus frecher Eitelkeit. Sie hat in Dir Hoffnungen erweckt, die sie als unerfüllbar kannte, Dich zum geschmacklosen Gecken erniedrigt, den jetzt heiße Beschämung brennt. Sie verdient eine Strafe. Und es giebt nur eine, die nicht gar zu jämmerlich klein ist im Verhältniß zu ihrer Schuld. Das ist der Tod. So sprach ich ihr das Todesurtheil. Und als ich fest entschlossen war, es noch heute zu vollstrecken, da fühlte ich erst, daß ich selbst eigentlich schon tot war. Zurück in mein früheres Leben konnte ich nicht mehr, es erschien mir kärglich und schal. Die Fortsetzung des jetzigen Lebens aber war unmöglich; denn es war auf den Glauben meiner Frau an mich gegründet, der nicht mehr bestand. Ach, warum konnte ich diese böse Frau nur so wenige Minuten martern..."

„Ich werde Ihnen bei Wiederholung einer solchen Aeußerung das Wort entziehen, Angeklagter!" sagte der Präsident verdrießlich; am Ende mußte gar noch das ganze Beweisverfahren erneuert werden.

„Ich wartete, bis der Geliebte meiner Frau das Haus verließ. Dann ging ich hinauf und freute mich bei dem Gedanken an meine Rache. Ich war damals sehr herzlich mit meiner Frau. Nach dem Essen verbarg ich das Brotmesser und verschloß, von ihr unbemerkt, die Thür. Dann sagte ich ihr Alles. Ich erklärte ihr, daß ich sie auf langsame und fürchterliche Weise zu Tode martern wolle. Sie schrie. Dann begann ich, sie zu stechen, zu schlagen, zu schneiden... Ach, es war köstlich. Ich hatte mir vorgenommen, sie so lange nicht tötlich zu verwunden, bis man die Thür einbrechen würde. Das geschah leider bald und so erstach ich sie... Früher wollte ich nicht reden. Ich sage es jetzt nur, um nicht als verrückt zu erscheinen, was mir sehr peinlich wäre. Fragen werde ich nicht beantworten. Das ist langweilig und lästig. Man mag mit mir thun, was man will... Ich bin zu Ende, Herr Präsident!"

Wien. Ludwig Bauer.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Dies Irae. Erinnerungen eines französischen Offiziers an Sedan. Illustrirt von R. Haug. Dritte Auflage der illustrirten Ausgabe. — **Gravelotte.** Die Kämpfe um Metz. Illustrirt von Speyer. 11. bis 15. Tausend. Beide Werke sind bei K. Krabbe in Stuttgart erschienen.

„Gravelotte" soll ein ergänzendes Seitenstück zu „Sedan" bilden, das 1883 erschien und seitdem in zahlreichen Ausgaben eins der verbreitetsten deutschen Bücher wurde. An Umfang stehen die beiden eben in Krabbes Verlag erschienenen Kriegsdichtungen bedeutend hinter meinen anderen gleicher Gattung zurück, an innerem Werth aber nicht. Denn meine Feldherrndichtungen, „Friedrich der Große bei Collin", dem in Brochuren und Aufsätzen über mein Gesammtschaffen stets eine oberste Stelle zuerkannt wurde, „Cromwell bei Marston Moor", „Wellington bei Talavera", „Geheimniß von Wagram", „Napoleon bei Leipzig" (die zuletzt genannten Produkte sind künstlerisch sehr viel schwächer) haben zwar naturgemäß den Vorzug, eine große Persönlichkeit als Mittelpunkt herauszuarbeiten, und andere, allgemeinere Militärnovellen, wie „Deutsche Waffen in Spanien" (Neue vermehrte Auflage 1897, Eisenschmidt), die lyrisch abgetönte „Heroika" u. s. w., malen das Kriegsleben breiter und drastischer. Aber abgesehen von dem „aktuellen" Reiz, der natürlich diesen uns naheliegenden jüngsten Katastrophen von Metz und Sedan für das größere Publikum anhaftet, habe ich den sozusagen genialen Wurf des „Dies Irae" nirgends mehr erreichen können. Das war durch die Umstände selbst bedingt. Wenn anfangs von Unkundigen, auch von Kundigen, hier thatsächliche „Enthüllungen" gewittert wurden, wenn Rochefort und Andere dies „livre le plus émouvant" für authentisch, Einige es sogar für von Mac Mahon selbst inspirirt hielten, so daß die Kölnische Zeitung damals (1883) aus der französischen Uebersetzung große Theile als „politisches Ereigniß" zurückübersetzte, so hat sich ja sehr bald dies falsche sensationelle Interesse verflüchtigt. Daß andere Beurtheiler nur eine geistvolle Mystifikation und Satire darin sahen, auch dafür fehlt mir das Verständniß. „Dies Irae" ist trotz der scharfen ironischen Charakteristik der Generale keine Satire, sondern einfach eine Dichtung; und nur der dichterische Werth des Werkes hat den fünfzehn Jahre stetig anhaltenden Erfolg ermöglicht. Daß ich heute Vieles darin anders wünschte — General Lebrun hat sich z. B. mit Recht gegen die zwar ehrenvolle, aber etwas komische Rolle verwahrt, die ich ihn spielen lasse —, ändert nichts am Gesammtwurf und so habe ich zwar in späteren Auflagen Einiges gestrichen und neu hinzugefügt — auch in dieser neuesten Auflage findet man bei Gallifets Attaque einen neuen, historisch verbürgten Zug —, das Ganze aber unverändert so bestehen lassen, wie damals der Zweiundzwanzigjährige es schrieb. Auch kommt noch ein Umstand hinzu, der für den Kenner meiner Schriften den Werth des kleinen Buches erhöht. In einer späteren Epoche nämlich wandte ich mich der blos historischen und theoretisch-kritischen Betrachtung des Militärwesens zu und habe hier, wie nicht unbekannt sein dürfte, dem stillen Karpfenteich der Fachliteratur das Wasser getrübt. („Kriegstheorie und Praxis" „Geist der europäischen Kriege", vier Bände, „Der Imperator" — Napoleon 1814 —, „Kampf bei Mars la Tour", „Kritische Bei-

Hosted by Google

träge zur Geschichte des Feldzuges von 1870", endlich die jüngst erschienene „Geschichte der Taktik und Strategie", Berlin, Schall & Grund.) Diese Thätigkeit, die sich nebenbei in zahlreichen größeren Essays in in- und ausländischen Fachorganen entfaltete, hat mir allerdings neben mancher Ehre viele plumpe Anfeindungen eingetragen. Es gereicht der deutschen Militärpresse nicht zum Ruhm, daß die französische Ausgabe eines Theiles meines größeren Werkes über 1870, die der Kapitän Veling (früher Kriegslehrer in St. Cyr) vom Chasseurbataillon 26 unter dem Titel „La légende de Moltke" veranstaltete, von der österreichischen und sonstigen ausländischen Fachpresse als Zeugniß „nicht genug zu rühmender strenger Unparteilichkeit" anerkannt wurde, in Deutschland aber sogar von unwissenden Leuten im Berliner Tageblatt angepöbelt werden durfte. Diese rein fachwissenschaftliche Seite kommt auch in meinen Kriegsdichtungen zur Geltung, für die sich der zutreffende Ausdruck „Divinationen" eingebürgert hat. Denn während meine sogenannten „Zukunftschlachten" (Bochnia, Belfort, Chalons) von militärischer Seite mit Recht bemängelt wurden (auch die elf Karten meines neuesten Werkes sind weit solider als die in jenen Versuchen), habe ich bei rückschauender Betrachtung schärfere Leuchtkraft bewiesen. Und so ergab sich aus späteren authentischen Veröffentlichungen, daß auch meine Darstellung der Zustände im französischen Hauptquartier im Wesentlichen auf Wahrheit beruht. Das meiner Meinung nach schwächste Werk — trotz vielen bei ihm selbstverständlichen Schönheiten — des großen Zola, „La débâcle", hat ein Aufsehen erregt, das es inhaltlich nicht verdient. Die Schilderung der Schlacht ist weder dichterisch packend noch realistisch treu; und Zola verschmäht sogar nicht, den „espion" vorzuführen. Dabei scheint er, wie aus einem Aufsatz von Konrad Alberti über einen Besuch bei Zola hervorgeht, mein „Sedan" (Französische Ausgabe) benutzt zu haben. Ich glaube, daß man aus meiner kleinen, aber inhaltlich größeren Dichtung ein klareres und würdigeres Bild des „Zusammenbruches" empfängt als aus seinen langathmig realistischen und dennoch oft phantastischen Einzelheiten. Das neue Seitenstück „Gravelotte" unterscheidet sich von „Dies Irae" formal durchaus. Denn die auftretenden Persönlichkeiten, besonders Bazaine, sind hier nur blitzartig beleuchtet, nicht eigentlich als dramatische, handelnde hingestellt. Dagegen dürfte die Schlachtschilderung den Vorzug vor jenem Sedan-Gemälde verdienen. Sie ist glühender im Kolorit, dabei realistischer in Behandlung der Einzelzüge. Ein panoramisches Diorama beider Heere, der Deutschen und Franzosen.

Karl Bleibtreu.

Es werde Recht. Tragoedie in fünf Aufzügen. Koburg, Selbstverlag des Verfassers, Vertrieb durch Dietzs Hofbuchdruckerei.

Der tragische Gegensatz zwischen einer adelig gebornen Natur und dem konventionellen Durchschnitt des Lebens in der Familie, in der Gesellschaft, im Staat bietet der Dichtung den Stoff, den ich fern von jeder Tendenz zu behandeln und innerlich zu vertiefen bemüht war. Die Kraft des Helden bricht unter den Qualen der Untersuchunghaft und eines unrichtigen Richterspruches. Der endliche Sieg seiner Sache wirft ein freundliches Licht in die dunklen Schatten der Katastrophe. Den Helden erreichen seine Strahlen nicht mehr. Den Herren Aristote-

Hosted by Google

likern sei bemerkt, daß die tragische Schuld des Helden in dem rücksichtlosen Widerstande zu suchen sein wird, den er bewußt den realen Mächten des Lebens entgegensetzt. Solche Naturen unterliegen im Kampf der tragischen Nothwendigkeit.

Koburg. Eduard Aly.

Einsame Straße. Verlag für Lyrik. Berlin, Zehdenickerstr. 11.

„Wie aber der Riese Antäus unbezwingbar stark blieb, wenn er mit dem Fuß die Mutter Erde berührte, und seine Kraft verlor, sobald ihn Herkules in die Höhe hob, so ist auch der Dichter stark und gewaltig, so lange er den Boden der Wirklichkeit nicht verläßt, und er wird ohnmächtig, sobald er schwärmerisch in der blauen Luft umherschwebt." Dies schöne Wort Heines, das „die Moderne" sich gut einprägen müßte, war mir stets Leitschnur. Wenn meine Gedichte Anerkennung finden, so verdanke ich es der gesunden Empfindung, die in mir lebt. Darum sage ich: wer in meinen Gedichten die allerneueste Lyrik vertreten glaubt, Der lese sie nicht.

Helene Orzolkowski.

Roß und Reiter. Kavalleristische Erzählungen. 1898. Berlin, Karl Siegismund.

Ich versuchte in der ersten Erzählung des Werkes, genannt „der tolle Graf", alle Dienstzweige des deutschen Kavallerieoffiziers, wie Pferdedressur, Rennen und Reiten, Exerziren und Terraindienst, Jagden und Reiterfeste, sowie das außerdienstliche Leben eines jungen Reitersmannes zu schildern und wählte dazu die Form des Romans, um die Sache dem Leser schmackhafter zu machen. Die zweite Erzählung enthält die Geschichte Stummel-Augusts, eines braven Kriegspferdes, seine Jugend, seine hannoversche Abkunft und Erziehung, seine Erlebnisse im Frieden und in zwei Feldzügen. Die Erzählung streift die Pferdedressur der althannoverschen und der preußischen Armee und erzählt mancherlei bisher noch weniger Bekanntes aus bewegten, kriegerischen Tagen.

Hannover. Moritz von Berg.

Satan. Roman. Breslau. Selbstverlag. 1898.

Ich schäme mich nicht, dies Büchlein im Selbstverlage erscheinen zu lassen; ich schäme mich aber auch nicht, es geschrieben zu haben. Wer daran gewöhnt ist, in der Ausübung seiner Kunst nur Gegner zu finden, wird stolz über alles Maß, lacht der alten Vorurtheile, lacht seiner Gegner, geht weiter seinen hellen Einsamkeitweg und freut sich, daß er einsam ist. So viele wunderliche Gedanken ziehen durch das Hirn, bunte Märchen, tausend stille, zauberische Heimlichkeiten und eine Fluth von silbernem, zitterndem Licht, das schwingt und schwingt. Aus einer solchen Stimmung ist „Satan" entstanden, — mein „Satan", den das liberale Philisterium Schmutz nennen wird, den ich gerade aus dem Schmutz gerettet heiße und auf den ich — man verzeihe mir! — manchmal recht stolz bin.

Breslau. Ernst Ewert.

Hosted by Google

Falsche Stempel.

Heutzutage werden allerlei Waaren versandt, von den kostbarsten bis zu den billigsten, auf die der Fabrikant nicht seinen eigenen Namen, sondern den des Wiederverkäufers oder des Abnehmers zu graviren oder zu kleben hat. In den Fällen, wo man jetzt wenigstens die Fabrikmarke anbringt, können die eng verschlungenen Buchstaben meist alles Mögliche bedeuten. Bei einzelnen Maschinen wird sogar abgemacht, daß die Besitzer das Fabrikschild abschrauben und ihr eigenes anschrauben dürfen; da sie selbst Fabrikanten sind, nur eben nicht Alles machen, so wird eine Täuschung noch leichter möglich. Es giebt aber viele Dinge, bei denen der Ursprungsnachweis unzweideutig genau sein müßte. Wenn z. B. Uhrenfabrikanten ihren Namen fortlassen, so ist Das bedauerlich; wenn sie aber auf das Zifferblatt gar den Namen der Ladenbesitzer und Wiederverkäufer setzen, so wirkt diese Unwahrheit direkt schädlich; denn eine Uhr ist doch keine rohe Waare, sie hat gewissermaßen einen persönlichen Werth. Allerdings kommt es vor, daß man bei einem Besuch in Genf den Fabrikanten seines Chronometers aufsuchen möchte und dann in ihm auch nur einen Ladenbesitzer findet. Unsere Glashütte aber wird selbst die Firmen ihrer besten Kunden nicht eingraviren. Wenn etwa Herr Schulte, der bekannte berliner Kunsthändler, seinen Namenszug auf die Bilder berühmter Maler setzte, dann würde mit der Zeit eine Legende von dem großen Maler Schulte entstehen. Ich zweifle, ob unsere Zwischenhändler eine so starke Zumuthung an Ehre und Wahrhaftigkeit von vorn herein zu stellen gewagt haben; eher möchte ich glauben, daß ihnen die Fabrikanten mit solchen Reizungen entgegengekommen sind.

Das Meßinstrument, der elektrische Zähler, geht aus wissenschaftlich geleiteten Werkstätten hervor; jedes einzelne wird nach genauen Aufzeichnungen als eine Art Individualität behandelt. Sehr charakteristisch sind nun die Stempel auf diesen wichtigen Apparaten. Eines Tages, es sind seitdem schon einige Jahre verflossen, annoncirte ein berliner Fabrikant, der neben einem sehr häufig vorkommenden Namen auch den Doktortitel führt: „Meßinstrumente mit jeder beliebigen Firma.“ Das zwang die Fabriken zweiten Ranges, sich ihre Kundschaft auch durch solche neue Lockungen zu erhalten. Es ist ja richtig, daß der Fachmann schon am äußeren Bau, am Stil den eigentlichen Ursprungsort erkennt; aber die Installateure und Dynamofabriken wollen doch die Täuschung. Jede Lichtanlage, im Treppenhause und im Zimmer, hat eine solche Schalttafel; sie ist elegant, gilt gleichsam als Repräsentant des Ganzen und führt so dem Publikum beständig einen falschen Namen vor. Nach dem Beispiel des Doktors haben selbst allererste Elektrizitätwerke ihre Fabrikation von Meßinstrumenten auf diese bedenkliche Art eingerichtet. Sie selbst ziehen sich bescheiden zurück und setzen die Namen ihrer Kunden auf die Tafel. Nur die besten feinmechanischen Werkstätten, die ja auch mit den Preisen nicht so unsinnig schleudern konnten, hatten sich gegen die Entfernung ihres Namens lange gewehrt; heute bewahren aber auch sie eine Menge fremder Stempel, deren Namenszug sie dann einfach eingraviren lassen. Man muß die Bedeutung dieses Verfahrens einmal erwägen. Ein Meßinstrument giebt eine Summe geistiger Anstrengungen und ist durch Patente geschützt; diese Werthe werden nun durch das falsche Firmenzeichen tief herabgesetzt, und zwar gerade von der Elektrizitätindustrie, deren Aussichten glänzend sind. Die jüngste und mächtigste

Hosted by Google

Technik, die so ungeheure Erfolge und Gewinne erzielt, hat sich in kurzer Zeit zur Annahme von Rücksichtlosigkeiten und Unehrlichkeiten bequemt, die man sonst nur bei greisenhaften Gewerben zu treffen pflegt, — und nicht etwa im Lande der Yankees, deren „Spitzbubencharakter" seit dem Beginn des Krieges oft genug bei uns in Wort und Bild gebrandmarkt worden ist, sondern in Deutschland. In dieser Zeitschrift sind die Vorzüge unserer Industrie so oft anerkannt worden, daß auch einzelne Nachtheile freimüthig behandelt werden können, um so mehr, als es sich im Grunde ja meist um einen Mangel an nationalem Stolz handelt.

Das ganze Ausland kann man freilich nicht mit falschen Stempeln versehen. So verlangen die russischen Behörden mindestens das deutsche Fabrikzeichen auf ihren Waaren. Englischen Abnehmern kann man die Angabe der Ursprungsfirma ersparen; aber das berühmte Wort Made in Germany beseitigt schnell etwa vorhandene Illusionen des Publikums. Die Franzosen verlangen aus politischen Gründen, daß im Stempel und in der Fabrikmarke der deutsche Ursprung verschwiegen wird; außerdem fordern sie Beschreibungen in französischer Sprache. Gegenüber diesem Nachbarn sollte aber endlich unsere Industrie vereint Stellung nehmen. Heute beugen sich selbst die größten deutschen Werke vor dem albernen Chauvinismus; sie verbergen ihre Namen, verheimlichen sogar die Thatsache, daß sie nach Frankreich Waaren einführen, — nicht nur aus Gewinnsucht, sondern eher in der Absicht, die französische Industrie nicht aus ihrem merkwürdig festen Schlaf zu wecken. Sie würde aber erwachen, heißt es, wenn man in Paris die wahre Lage der Dinge durchschaute und Maschinen und Anlagen bester Qualität mit deutschem Stempel sähe. Gegen diese Befürchtung läßt sich aber Manches einwenden. Erstens ist der Vorsprung unserer technischen und chemischen Industrie so groß, daß er in Jahren nicht einzuholen wäre; und zweitens gilt der gute Ruf doch mehr, als unsere Fabrikanten zu glauben scheinen. Nur durch ihre großartige Rücksichtlosigkeit, die durchaus nicht immer mit Unkenntniß fremder Leistungen gepaart war, haben die Engländer für lange Jahrzehnte den Ruf ihrer Waaren fest zu begründen vermocht. Heute, darüber kann kein Zweifel sein, brauchen die Franzosen uns für viele Zweige des Großgewerbes und wir werden unseren Ruf auch bei ihnen durchsetzen, wenn wir uns weigern, anders als offen, unter eigenem Namen, zu liefern. Auch in den Personenfragen sollten wir weniger nachgiebig sein und nicht länger dulden, daß unsere besten Praktiker durch französische Strohmänner ersetzt werden. Man hat ja vor einiger Zeit in Nantes, das allerdings bei dem mehr internationalen Bordeaux liegt, gesehen, daß Aktiengesellschaften sogar mit Kasselanern gebildet werden können, obwohl doch selbst kein Franzose mehr an ein selbständiges Königreich Westfalen glaubt. Wenn man freilich sieht, wie sich jetzt in Wien unsere feinen Industriellen vor der Strömung demüthigen, dann darf man auch von dem Mannesmuth vor den eitlen Parisern nicht allzu viel hoffen.

Bei den Meßinstrumenten hindert das Verlangen nach fremden Stempeln auch das Arbeiten auf Vorrath, das die Preise verbilligen könnte. Solche Instrumente werden, wenn sie fertig sind, mit Glasplatten versehen und plombirt; wenn sie aber nachher zum Stempeln wieder geöffnet werden müssen, wird an empfindliche Systeme gerührt und die Garantie der Fabrik ist nicht mehr unbedenklich. Das Arbeiten auf Vorrath wäre aber schon deshalb nöthig, weil sehr große Elektrizitätgesellschaften sich jetzt häufig erbieten, solche Instrumente in der unglaub-

Hosted by Google

lich kurzen Frist von acht Tagen zu liefern. In Berlin macht die Arbeiterfrage kaum Schwierigkeiten; da kann man bei geringerer Beschäftigung auf einen Schlag zahlreiche Arbeiter entlassen und findet, wenn die Beschäftigung steigt, sofort wieder ausreichenden Ersatz an „Händen". In vielen anderen Städten sind aber gute Arbeiter ohne vierzehntägige Kündigungfrist überhaupt nicht zu haben.

Auch bei elektrischen Bogenlampen-Winden, die zum Herunterlassen — zum Einnehmen von Kohle — dienen, verlangen heute die Installateure, daß ihr dabei doch ganz unbetheiligter Name angebracht wird, und die Spezialfabriken thun ihnen den kleinen Gefallen. Dagegen wird z. B. für Gasuhren keine Umschreibung verlangt, weil sie an Stellen angebracht zu werden pflegen, wo man die Namen doch nicht lesen will oder kann. Auf Messer und Gabeln drücken unsere Fabrikanten jede gewünschte Firma; Das soll sogar von Solingen aus geschehen. Am Bedenklichsten ist, daß auch englische Namen bereitwillig eingravirt werden, etwa M. & Co., Sheffield. Wer M. ist, weiß dann natürlich Niemand. Auch werden solche Bestecke gar nicht immer erst nach Hamburg geschickt, um von da aus per Steamer bei uns anzukommen. Entweder sind aber die Sachen gut: dann soll man das dem englischen Fabrikat günstige Vorurtheil des Publikums brechen; oder sie sind schlecht: dann hat der Abnehmer jedenfalls den Schaden. In unserer Fahrradindustrie führen erste Werke nur ihre besten Garnituren unter eigenem Namen, während sie ihre viel billigeren Räder unter anderem Namen und mit geringerer Garantie verkaufen. Auf Oefen, die zum Theil durch ihre Technik, zum Theil auch durch ihre Kunstform anziehen, pflegt der Fabrikant gern den Namen seiner kaufmännischen Kunden einzuschmelzen oder einzubrennen. Andere Oefen, z. B. die Schmelzöfen für Kalcium-Karbid, kann man in den Preisverzeichnissen berliner Wiederverkäufer sogar mit den eigenen Clichés der süddeutschen Fabrik aufgeführt sehen. In der Porzellanindustrie, deren Erzeugnisse gesetzlich geschützt werden, sind solche Täuschungen schwerer möglich; das Zeichen D. R. P. braucht bekanntlich nicht einmal auf dem Fabrikat zu stehen. Die Bleistiftfabriken setzen auf Kalender und ähnliche Artikel willig die Firma des Abnehmers. Bei Bronzefarben dagegen scheint sogar den Franzosen der Ursprung aus Nürnberg und Fürth nicht verschwiegen zu werden. Merkwürdig ist das Verfahren in der Portefeuille-Industrie. Offenbach ist auf diesem Gebiet doch gewiß ein Weltplatz, der nicht erst aufzustreben braucht; dennoch werden dort jahraus, jahrein Lederwaaren aller Art mit wiener und englischen Stempeln hergestellt und diese Waaren gelten nicht nur in Oesterreich und England als einheimische Fabrikate, sondern werden als solche sogar nach Deutschland versandt. Bei Zündhölzern wird der Name des Fabrikanten gern verborgen. Auch die Weinhändler setzen ihren, nicht den Namen des Weinbergbesitzers auf die Flaschen. Im Kurzwaarengeschäft waren schon zahllose Artikel mit dem Stempel des Ladenbesitzers versehen, bevor noch die verhaßten Bazare aufkamen. Zweifel dürften zuweilen auch die Abzeichen für Chemikalien aller Art erregen, die der Materialwaarenhändler mit seinem Namen deckt. Endlich folgen auch die Drucker sehr oft dem Befehl der Kundschaft; so werden z. B. die englischen Christmaskarten, die auch bei uns zu Tausenden gekauft werden, in Deutschland gedruckt. Sogar die Franzosen erhalten seit Jahren viele Karten und Plakatbildchen von uns. Als Boulanger jedem Wähler seine Visitenkarte schickte, waren diese Chauvin-Karten aus einer frankfurter Fabrik bezogen worden. Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Juli 1898.

Der Kaiser im Orient.*)

Die Leute, die, wie es vielfach bei uns in Italien geschieht, dem Deutschen Kaiser einen besonderen Hang zur Mystik und ein nach dieser Richtung stark entwickeltes religiöses Gefühl zutrauen, dürfte sein Entschluß, auf der Spur alter Pilger das Heilige Land aufzusuchen, nicht überrascht, sie dürften vielleicht sogar diese Fahrt schon früher erwartet haben. Daß der Kaiser sich gerade jetzt zur Reise rüstet, weist aber darauf hin, daß nicht nur ein Gemüthsbedürfniß, sondern eine politische Absicht ihn dazu treibt. Man erinnert sich der Umstände, die den Prinzen Heinrich nach China führten, und glaubt, in beiden Aktionen die Spuren des selben Gedankens erkennen zu müssen. Es handelt

*) Seit die Absicht des Deutschen Kaisers, mit einem großen Gefolge evangelischer Würdenträger die der Christenheit durch die Erinnerung an des Heilands irdischen Wandel geweihten Stätten im Morgenland aufzusuchen, bekannt ward, will ringsum das Raunen über diesen Plan nicht mehr verstummen. Besonders in Frankreich, wo die ungeschickte Behandlung des Dreyfusskandals durch einen Theil unserer Presse ohnehin schon die Volksleidenschaft gegen Deutschland aufgepeitscht hat, wittert man hinter einem Privatwunsch geheimnißvolle politische Zettelungen und wird um so weniger müde, auf die aus dem Vordrängen des Germanenthumes angeblich im Orient erwachsende Gefahr hinzuweisen, als man fühlt, daß in diesem Punkt auch die russischen Freunde, die im Gebiet des verfallenden Türkenreiches still, aber wirksam arbeiten, empfindlich sind und, bei dem Umfang ihrer orientalischen Interessen, sein müssen. Wie eifrig man aber auch im Vatikan die politischen Pläne des gekrönten Vertreters der deutschen Nation verfolgt und kommentirt, soll die Stimmungskizze eines erfahrenen italienischen Politikers lehren. Deutsche Leser wird mehr als das Gewirr abenteuerlicher Vermuthungen die Thatsache interessiren, daß man sich im Auslande allgemach gewöhnt hat, nur noch mit den persönlichen Ansichten und Wünschen des Kaisers zu rechnen und alle neben ihm im Deutschen Reich die Geschicke bestimmenden Faktoren als nicht vorhanden zu betrachten.

Hosted by Google

sich um nichts Geringeres als um die Verdrängung des französischen Einflusses durch den deutschen in der Türkei, — etwa nach dem Vorbilde der englischen Politik, die Frankreich schon aus Egypten verdrängt hat. Der Unbefangene kann sich ja nicht verhehlen, daß Frankreich sein Prestige in der Türkei mehr und mehr einbüßt und daß Deutschland an seine Stelle tritt. Der französische Einfluß ist mit dem Protektorat eng verknüpft, das Frankreich über die christlichen Unterthanen des Sultans in allen Theilen des Reiches ausübt. Dieses Protektorat, das bis auf die Zeit der Kreuzzüge zurückzuführen ist, wurde noch auf dem Berliner Kongreß ausdrücklich sanktionirt und von allen Großmächten anerkannt. Jede Politik, die die Verminderung des französischen Einflusses in der Türkei anstrebte, war also genöthigt, dieses Protektorat zur Angriffsfront zu machen. War Das offen und unmittelbar nicht möglich, so mußten Umwege gewählt werden. Papst Leo XIII. und der Kardinal Rampolla legen bekanntlich den größten Werth auf ein freundschaftliches Verhältniß zur französischen Republik. Es ist deshalb nicht zu erwarten, man werde durch vereinzeltes Vorgehen für Frankreich nachtheilige Entschlüsse im Vatikan durchsetzen können. Möglich bliebe nur ein Kollektivschritt sämmtlicher Großmächte in der Richtung, daß jede Macht ihre eigenen Unterthanen in der Türkei selbst zu vertreten verlangte. Aber auf eine solche Einigkeit der Großmächte ist nicht zu rechnen. Nun hat, wohl auf deutsches Betreiben, Abd ul Hamid dem Papst den Vorschlag gemacht, einen türkischen Gesandten beim Vatikan ernennen, jedoch kein Entgegenkommen gefunden. Um einen Druck auszuüben, hat Abd ul Hamid trotz dem abweisenden Verhalten der Kurie einen Botschafter ernannt, und zwar Assim Bey, den früheren Vertreter der Türkei in Athen. Seitdem ist ein Monat verstrichen und die päpstliche Staatskanzlei hat sich nicht veranlaßt gesehen, ihre ablehnende Haltung aufzugeben. Dabei wird es wohl auch bleiben; und darin liegt ein politischer Erfolg Frankreichs. Im Vatikan bemüht man sich eifrig genug, möglichst viele Mächte beim Heiligen Stuhl vertreten zu sehen, weil eine solche Vertretung die äußere Anerkennung des Papstthumes als politischer Macht bedeutet. Der Sultan durfte deshalb glauben, durch Ernennung Assims dem persönlichen Gefühl des Papstes zu schmeicheln. Die Rücksichten auf Frankreich erwiesen sich aber als stärker. Der ganze diplomatische Verkehr zwischen der Türkei und dem Vatikan wurde bisher durch die französische Botschaft in Konstantinopel vermittelt. Keiner der verschiedenen apostolischen Delegaten in der Türkei wird von Abd ul Hamid empfangen, ohne daß der französische Botschafter um die Audienz ersucht und von ihrem Zweck in Kenntniß gesetzt worden ist. Den Rechtsschutz der türkischen Christen, jeden Einspruch gegen eine Regirungmaßregel oder einen Beamten: Alles hat ausschließlich die französische Botschaft zu besorgen. Wenn die römische Kurie sich einen türkischen Botschafter gefallen ließe, so müßte solche Intervention

Hosted by Google

künftig fortfallen und der Vatikan würde mit dem Yildiz-Kiosk in unmittelbare Beziehungen treten, — wahrscheinlich sehr zum Vortheil des Sultans, da dem Vatikan die politischen Machtmittel Frankreichs fehlen und nur die Möglichkeit moralischer Wirkungen bleiben würde. Es ist also nicht schwer, zu verstehen, weshalb die Türkei der, wie es scheint, von der deutschen Diplomatie ausgegangenen Anregung, sich direkt beim Vatikan vertreten zu lassen, gern gefolgt ist. Leo XIII. hat dadurch, daß er von dem Erscheinen Assims Bey in Rom keine Notiz nahm, sich vielleicht den Dank der orientalischen Christen, sicher aber den Dank der französischen Republik verdient.

Anders liegen die Dinge für Frankreich in Konstantinopel. Wie wenig man dort den Franzosen gefällig zu sein wünscht, zeigen zwei Vorgänge aus der neuesten Zeit. Beirut hat eine französische höhere Anstalt, die akademische Titel verleiht. Diese Titel staatlich anzuerkennen, hat sich die türkische Regirung geweigert. Ferner war neulich für die melchitischen Christen ein Patriarch zu wählen. Die Synode, in der die Wahlhandlung vorzunehmen war, sollte von Monsignore Duval, einem Franzosen, geleitet werden und die Wahl schien auf Monsignore Geraigiry, der als Franzosenfreund bekannt ist, fallen zu sollen. Der Sultan legte Einspruch gegen die Synode ein; trotzdem versammelte sie sich; Monsignore Geraigiry wurde auch gewählt, aber vom Sultan nicht anerkannt. Angeblich soll die Synode nicht der Ordnung gemäß abgehalten worden sein; in Wirklichkeit will der Sultan nur keinen Franzosenfreund als melchitischen Patriarchen bestätigen. War die französische Diplomatie erfolgreich beim Vatikan, so darf man annehmen, daß in Konstantinopel die deutsche Diplomatie ihre Hand im Spiel hatte. So stützt sich Frankreich im Kampf um die Vorherrschaft im Orient auf den Papst, Deutschland auf den Sultan, — und Abd ul Hamid nutzt, so gut er kann, die deutsche Diplomatie aus, um sich von der französischen zu befreien. Diese Quertreibereien geben auch der Fahrt des Kaisers ihren besonderen Charakter. Sicher wird Wilhelm der Zweite von der christlichen Bevölkerung in Palästina und Syrien enthusiastisch empfangen werden und selbst der Vatikan wird nicht umhin können, dem Klerus die Unterstützung der festlichen Veranstaltungen zu empfehlen. Wir Römer pflegen im Scherz von drei Päpsten zu sprechen: der eine, der Papa bianco, ist der Papst selbst; der zweite, der Papa nero, ist der Jesuitengeneral; und der dritte, der Papa rosso, ist der Kardinal Ledochowski, der seit ungefähr zwanzig Jahren an der Spitze der Congregatio de propaganda fide steht. Neigen Leo XIII. und Rampolla zu Frankreich, so vertritt Ledochowski die deutschen Interessen; er ist denn auch von je her der französischen Diplomatie ein Dorn im Auge gewesen, die ihn, obgleich die Leitung der Propaganda für Lebenszeit übertragen zu werden pflegt, als vor einigen Monaten die Stelle des Protodatars in der päpstlichen Verwaltung vakant wurde, am Liebsten auf diesen Posten

Hosted by Google

versetzt und damit unschädlich gemacht hätte. Er vergilt diese Feindschaft mit der rücksichtlosesten Behandlung der französischen Botschafter und steht heute eben so schlecht mit Monsieur de Béhaine wie früher mit Monsieur Poubelle. Ledochowski wird also seinen Einfluß bei den palästinischen Kirchengemeinden zweifellos aufbieten und es an Bemühungen für einen festlichen Empfang des Deutschen Kaisers nicht fehlen lassen. Seit die Maroniten-Verfolgung durch die Drusen im Jahre 1860 Napoleon den Dritten zum Einschreiten bewog, hat die französische Regirung thatsächlich für den Schutz der Christen in Palästina kaum noch die Hand gerührt; und seitdem ist in Syrien und Palästina der römisch-katholischen Kirche noch ein neuer Gegner in der griechischen Kirche erstanden. Ueberall findet man russische Klöster, die, von der heimathlichen Regirung kräftig unterstützt, wie Festungen im Feindesland ihre Bezirke im Schach halten. Hatte man früher schon in Frankreich nichts gethan, um der russischen Orthodoxie entgegenzuarbeiten, so ist man heute natürlich noch weniger in der Lage, gegen den jetzigen Verbündeten aufzutreten.

Auch Leo XIII. und der Kardinal Rampolla können sich nicht darüber täuschen, daß Frankreich weniger an einem thatkräftigen Schutz der orientalischen Christen als an dem äußeren Schein des Protektorates liegt. Wenn Deutschland sich anschicken sollte, diesen Schutz thatkräftiger zu besorgen, und wenn man diese Absicht der Kurie geschickt mitzutheilen versteht, so mag man im päpstlichen Rom die Verdrängung Frankreichs durch Deutschland bedauern, aber man wird sich dem Versuch nicht entgegenstellen können. Kann die russische Orthodoxie in Syrien und Palästina noch bekämpft werden, so wird man in Rom eher glauben, daß Deutschland, als daß Frankreich diesen Kampf siegreich durchzuführen vermag. Die Reise des Deutschen Kaisers ist der russischen Diplomatie vielleicht nicht weniger unerwünscht als der französischen; der Papst aber wird sie kaum ungern sehen. So sehr es im Vatikan erfreuen würde, wenn Frankreich die Rolle eines entschlossenen Beschützers der christlichen Interessen im Orient durchführte: schließlich kann die Kurie sich nicht feindlich gegen eine andere Macht stellen, die diesen Schutz kraftvoller übt. Aus Alledem wird sich für die offizielle vatikanische Welt eine sympathische Zurückhaltung ergeben; die diplomatischen Verhältnisse werden zunächst unverändert bleiben, der Papst wird ein deutsches Schutzrecht in der Türkei eben so wenig anerkennen wie in China, die palästinischen Christen aber, die längst entwöhnt sind, irgend etwas Greifbares von der französischen Schutzherrschaft zu sehen, werden ihre Blicke nun hoffend auf Deutschland richten. Sollte es sich für den Deutschen Kaiser bei seiner Reise ins Morgenland wirklich nur um die Befriedigung eines persönlichen religiösen Bedürfnisses handeln, so kann diese Fahrt vielleicht doch den Anstoß zu politischen Verschiebungen geben, deren Endziel uns erst die Zukunft enthüllen wird.

Rom. Giuseppe Fiamingo.

Hosted by Google

Ordnung und Recht.

Die Wahlschlacht ist geschlagen. In dem Stärkeverhältniß der Parteien hat sich, abgesehen von einer erfreulichen Schwächung der polnischen Fraktion, nur dadurch etwas Wesentliches geändert, daß die Sozialdemokratie zu ihren bisherigen 48 Sitzen deren 8 oder 9 neue erobert, sich also um 16,6 oder 18,7 Prozent verstärkt hat. Sie allein kann sich eines großen Erfolges rühmen; und ihr Erfolg wäre noch ungleich größer, wenn die Sitze im Verhältniß zur Zahl der für die einzelnen Parteien abgegebenen Stimmen vertheilt würden oder wenn bei der Wahl die relative Stimmenmehrheit entschiede. Bei vielen Stichwahlen ist die Sozialdemokratie nur in Folge von Wahlbündnissen unterlegen, die andere Parteien geschlossen haben; die Zahl der Fälle, wo sie ihren Sieg ausschließlich solchen ausdrücklich oder stillschweigend abgeschlossenen Bündnissen verdankt, ist erheblich geringer. Das bedauerliche Ergebniß erscheint noch bedauerlicher, wenn wir uns gestehen müssen, daß die Sozialdemokraten in vielen Fällen, wo sie in der Stichwahl unterlegen sind, berechtigt wären, ihren verbündeten Gegnern das Wort zuzurufen, das am zwölften Januar 1887 Fürst Bismarck der septennatfeindlichen Reichstagsmehrheit zugerufen hat: „Une haine commune vous unit!“ Fragt man Nationalliberale und Ultramontane oder Konservative und Freisinnige oder Freisinnige und Ultramontane, welche positive Ziele sie bei ihrem Zusammenhalten verfolgt haben, so bekommt man höchstens zur Antwort: „Die Aufrechterhaltung der Ordnung;“ und gegenüber den Fortschritten der Sozialdemokratie wissen die Organe der anderen Parteien kaum einen anderen Trost als den, die Stichwahlen hätten den Beweis dafür geliefert, daß die bürgerlichen Parteien siegen können, wenn sie fest zusammenhalten. Ein kümmerlicher Trost. Nicht die Sorge um die Macht des Reiches nach außen, nicht die Sorge um die freiheitliche Entwickelung des Reiches nach innen ist es in den meisten Fällen, die die gegen die Sozialdemokratie verbündeten Parteien zusammengeführt hat, sondern die Sorge um die „Ordnung“, d. h. die Sorge um ihren Besitz an Hab und Gut und an politischer Macht. „L'ordre règne à Varsovie,“ verkündete Marschall Sebastiani der französischen Kammer, als im Jahr 1831 die Russen in blutigem Kampf Warschau erstürmt hatten, und die „Ordnung“ können die bürgerlichen Parteien dadurch aufrechterhalten, daß sie, zusammenstehend, die Sozialdemokraten auf den Kopf schlagen. Dieser Trost mag ja noch ziemlich lange vorhalten, aber an dem Umstande, daß die Zahl der sozialdemokratischen Wähler fortwährend wächst, wird dadurch nichts geändert; und wenn trotzdem die Macht der Ordnung-

Hosted by Google

parteien noch genügt, um der Macht der Sozialdemokratie erfolgreichen Widerstand zu leisten, so bleibt doch die unerfreuliche Thatsache bestehen, daß durch die letzte Wahl mehr als zwei Millionen deutscher Bürger ihre Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung ausgesprochen haben.

Dürfen wir alle diese Gegner der Ordnungparteien nun aber ohne Weiteres für Ordnungfeinde, für ganze oder halbe Anarchisten erklären? Das wäre eine arge Uebertreibung. Die große Mehrzahl der Führer der Sozialdemokratie kann sich nach ihren Auslassungen in Wort und Schrift nicht darüber beschweren, wenn man ihr tadelnd vorwirft, den gewaltsamen Umsturz des Bestehenden anzustreben; aber der Masse der Wähler liegen solche Tendenzen doch mehr oder weniger fern. Es sind an einzelnen Orten, wo die Sozialdemokratie unterlegen ist, wüste Ausschreitungen vorgekommen und es ist nur zu wünschen, daß hier die Justiz den Exzedenten eben so rasch wie gründlich die Verpflichtung zum Bewußtsein bringe, die Ueberzeugung Anderer zu achten; aber aus solchen Vorkommnissen, an denen ein paar hundert zweifelhafte Subjekte betheiligt sind, auf Charakter und Gesinnung aller sozialdemokratischen Wähler zu schließen, wäre ungefähr so gerechtfertigt wie der Versuch, die That eines Brüsewitz dem ganzen Offizierstand zur Last zu legen.

Der schwerste Vorwurf, der der deutschen Sozialdemokratie zu machen ist und der jeder anderen Partei ein Wahlbündniß mit ihr unmöglich machen sollte, aber leider nicht überall unmöglich gemacht hat, ist ihre Vaterlandlosigkeit. Mit Recht weist man darauf hin, daß sich in diesem Punkt die deutschen Sozialdemokraten sehr unvortheilhaft von ihren Gesinnungsgenossen in England und Frankreich unterscheiden. Der französische Arbeiter ist immer noch in erster Linie Franzose, erst in zweiter Linie Sozialist, der deutsche ist in erster Linie Sozialist und, wenn es gut geht — was immer noch bei der Mehrzahl der sozialistischen Wähler zutreffen mag —, in zweiter Linie Deutscher. Man erklärt Das wohl aus der kosmopolitischen Neigung der Deutschen, aber diese Erklärung reicht schwerlich aus; der Grund liegt in der geschichtlichen Entwickelung. England und Frankreich sind seit Jahrhunderten mächtige Reiche, das Staatsbewußtsein ist jedem Engländer und Franzosen gewissermaßen angeboren, es vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht, jeder Bürger ist dort stolz auf die Größe und Macht seines Vaterlandes. Und bei uns? Wie lange ist es denn her, seit in Deutschland bei den Machthabern, seit vor Allem bei der Bureaukratie der großen und der kleinen Staaten, die jetzt überall an der Spitze der Ordnungparteien marschirt, schon der Gedanke an ein mächtiges deutsches Vaterland fast für ein Verbrechen galt? Da dürfen wir uns doch wahrlich nicht darüber wundern, daß der deutsche Patriotismus in den minder gebildeten Massen des Volkes noch keine tiefen Wurzeln geschlagen hat, daß die Staatsgesinnung noch nicht allen

Hosted by Google

Deutschen in Fleisch und Blut übergegangen ist und daß der Reichstagswähler, der mit den inneren Zuständen im Lande unzufrieden ist, durch die Abgabe seiner Stimme vor Allem dieser Unzufriedenheit Ausdruck geben will, ohne daran zu denken, daß er dadurch die Macht des Reiches schädigt. Hetzreden und agitatorische Schriften allein können die unerfreulichen Wahlergebnisse dieses Sommers nicht erklären; erst die weit verbreitete Unzufriedenheit hat die Wirkung dieser Reden und Schriften unterstützt.

Aber geben denn die inneren Verhältnisse im Reich den Bürgern irgendwie Grund zu berechtigter Unzufriedenheit? Wenn man die Organe der „Ordnungparteien" hört, gewiß nicht. Gesetzgebung, Rechtspflege und Verwaltung lassen, so liest man, kaum Etwas zu wünschen übrig, wir haben vortreffliche Gesetze und noch vortrefflichere Beamte, die sie anwenden. Gewiß: für die Ordnung ist gut gesorgt; aber wie steht es mit der Gerechtigkeit? Offener Rechtsbruch mag ja selten vorkommen; aber wenn es, wie ich es vor Jahren in einem ordnungparteilichen Organ gelesen zu haben mich erinnere, für statthaft erklärt wird, daß die Gerichte bei Bekämpfung der Sozialdemokratie „in der Auslegung der Gesetze bis an die äußerste Grenze des Erlaubten gehen", so wird damit doch den Richtern die Beherzigung des Satzes empfohlen, daß das Gesetz eine wächserne Nase habe, und strebsame Richter und Staatsanwälte lassen es an dieser Beherzigung nicht fehlen: jedes unüberlegte derbe Wort, jeder harmlose Spott über auffallende Reden oder Thaten eines gekrönten Hauptes wird als Majestätbeleidigung verfolgt und bestraft; ein Arbeiter, der in der Reichsdruckerei ein bedrucktes Blatt Papier im Werth von einem Bruchtheil eines Pfennigs an sich nimmt und es einer sozialdemokratischen Zeitung zu vorzeitiger Bekanntmachung ausliefert, wird nicht nur, wie es recht und billig ist, aus dem Dienst entlassen, sondern als gemeiner Dieb für Monate ins Gefängniß gesteckt; ein sozialdemokratischer Gesinnung (mit Unrecht) verdächtiger Soldat, in dessen Händen ein ärarisches Geschirrstück zerbricht, wird wegen vorsätzlicher Sachbeschädigung bestraft, weil ihm zwar die böse Absicht nicht bewiesen sei, er aber den Mangel dieser Absicht nicht bewiesen habe; und schließlich wird Jeder, der sich politisch dadurch mißliebig macht, daß er Etwas sagt oder thut, was einem Mächtigen nicht gefällt, wegen „Groben Unfugs" bestraft. Die Männer der Ordnungparteien finden das Alles vielleicht nicht in der Ordnung, aber zu einem energischen Protest raffen sie sich nicht auf; und wenn ein Mittelstaedt ein scharfes Wort gegen die Mißwirthschaft der Bureaukratie sagt, so wird ihm von den Ordnungmännern der alberne Vorwurf gemacht, er thue es aus Verdruß darüber, daß er nicht Präsident eines Reichsgerichtssenates geworden sei.

Nicht besser als auf dem Gebiete der Rechtspflege sieht es auf dem Gebiete der Gesetzgebung aus. Den berechtigten freiheitlichen Wünschen,

Hosted by Google

namentlich solchen, deren Erfüllung überwiegend den unteren Klassen des Volkes zu Gute kommt, wird von oben her der hartnäckigste Widerstand entgegengesetzt. Es sei nur an die Entschädigung unschuldig Verurtheilter erinnert. Zuerst sollte der Reichstag als Entgelt für die Gewährung dieses Verlangens dem Unfehlbarkeitdünkel der Bureaukratie eine Verschlechterung und Erschwerung des Wiederaufnahmeverfahrens bewilligen — nichts ist der Bureaukratie so verhaßt wie das Geständniß, einen Fehler gemacht zu haben —, und als Das nicht zu haben war, ertheilten die Ordnungparteien einem Gesetzentwurf ihre Zustimmung, der die Gewährung der Entschädigung mehr oder weniger als einen Gnadenakt des erkennenden Gerichtes erscheinen läßt. Noch Seltsameres ist bei der Militärstrafprozeßordnung geleistet worden. Daß alle Vergehen der Militärpersonen von militärischen Gerichten abgeurtheilt werden sollen, mag gerechtfertigt sein; aber daß der zur Reserve entlassene Soldat, wenn er sich über seinen früheren Offizier oder Unteroffizier abfällig äußert, auf die Denunziation eines „gutgesinnten" Kameraden hin wegen Beleidigung vor das militärische Gericht gestellt wird, Das ist eine Ungeheuerlichkeit, die in jedem einzelnen Fall Erbitterung nicht nur bei dem davon betroffenen wirklichen oder vermeintlichen Sozialdemokraten hervorrufen muß; solche Gesetze fabriziren, heißt, künstlich Sozialdemokraten züchten. Schwerer noch als das Geschehene wiegt aber auf dem Gebiete der Gesetzgebung Das, was unterblieben ist. Den höchsten Trumpf glauben die Ordnungparteien gegen die Sozialdemokratie auszuspielen, wenn sie darauf hinweisen, was für das arbeitende Volk durch die Unfall-, Kranken-, Alters- und Invalidenversicherung geschehen sei; ist solchen Wohlthaten gegenüber Unzufriedenheit nicht schnöder Undank? Nun ist ja Zweierlei gewiß; auf der einen Seite: die Arbeiterschutzgesetze sind für die Arbeiter eine Wohlthat und sollten von ihnen als solche anerkannt werden, auch wenn sie einen Theil der Kosten selbst aufzubringen haben; auf der anderen Seite: Noth und Elend lassen sich durch keine Gesetzgebung aus der Welt schaffen; sie wären wohl auch im sozialdemokratischen Zukunftstaat bald und verstärkt wieder da, wenn der „Völkerschmaus",*) die allgemeine Theilung der vorhandenen Güter, vorbei wäre. Aber soll und darf darum die Gesetzgebung gegenüber der Frage der gerechten Gütervertheilung völlig unthätig bleiben? Darf sie das Mögliche — Fürsorge für ein erträgliches Dasein Aller — unterlassen, weil das Wünschenswerthe — allgemeines Wohlbefinden — unmöglich ist? Weil das Reich nicht jedem Deutschen ein eigenes Haus verschaffen kann: ist darum die Gesetzgebung von der Aufgabe entbunden, der Wohnungnoth der unteren Stände, zumal in den Großstädten,

*) „Fürsten zum Land hinaus, jetzt kommt der Völkerschmaus", wurde auf dem hambacher Fest gesungen.

Hosted by Google

entgegenzuwirken? Weil Kapital und Arbeit inkommensurable Größen sind und die Gesetzgebung darum außer Stande ist, zu bestimmen, welcher Theil des Gewinnes eines gewerblichen Unternehmens als „voller Arbeitertrag" dem Arbeiter gebühre: darf der Gesetzgeber darum den Ruf der Arbeiter nach Gewährung dieses vollen Arbeitertrages einfach überhören, muß er die Hände in den Schoß legen, wenn das Kapital als seinen Antheil an jenem Gewinn in Form von Dividenden einen Betrag einstreicht, der den landesüblichen Zins um das Fünffache oder Zehnfache übersteigt, während der Arbeiter stets den gleichen oder doch einen wenig wachsenden Lohn erhält? Weil das Gesetz nicht verhindern kann, daß Das, was der fleißige und tüchtige Vater erworben hat, nach seinem Tode manchmal an unwürdige, nichtsnutzige Kinder fällt: muß es darum die gesetzliche Erbfolge des verfallenden römischen Rechtes in ihrem ganzen Umfang, mit dem Erbrecht der Seitenverwandten bis in den zehnten und zwanzigsten Grad, beibehalten, statt aus dem Vermögen der ohne Leibeserben Verstorbenen ein patrimonium der Enterbten zu bilden? Diese und ähnliche Fragen konnten in einem Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich ihre Lösung finden; aber in der „Kodifikation", die wir zu Stande gebracht haben und die nach der Versicherung der Ordnungparteien ein herrliches Denkmal deutschen Geistes ist, haben sie sie nicht gefunden. Wer hier während der langen Berathung des Werkes Reformen forderte, predigte tauben Ohren oder zog sich wohl gar den stillen Haß der bürgerlichen Parteien zu.

In der Sorge für die Ordnung haben die Ordnungparteien leider vielfach die Gerechtigkeit vergessen. Nach der einen Seite sind sie oder ist wenigstens ein Theil von ihnen des „Suum cuique" stets besser eingedenk gewesen als die anderen Parteien: sie haben dem Reich stets gegeben, was des Reiches ist, sie haben nicht gekargt und geschachert, wenn es sich um die Macht des Reiches handelte. Aber wenn das ganze Volk sich dieser Macht nach außen freuen soll, dann muß ihr im Inneren die Freiheit zur Seite stehen, die auf unverbrüchlicher Gerechtigkeit ruht. Darauf, daß die Ordnungparteien sammt den Regirungen die Sorge für diese Freiheit vielfach bei Seite gesetzt haben, dürfte der Erfolg der Sozialdemokratie zum guten Theil zurückzuführen sein. Noch ist es vielleicht nicht zu spät, das Versäumte nachzuholen. Wird der Versuch hierzu gemacht, so dürfen wir hoffen, daß bei künftigen Reichstagswahlen die Schaaren sich lichten, die jetzt der Fahne der Sozialdemokratie folgen, und daß die Parteien, die immer und überall fest zum Reich stehen, nicht mehr nöthig haben, um ihre Reichstagssitze zu behaupten, Wahlbündnisse mit den Ultramontanen einzugehen, die so wenig aufrichtige Freunde des Reiches wie aufrichtige Freunde der bürgerlichen Freiheit sind.

Ulm. Gustav Pfizer.

Hosted by Google

Der Latifundien-Marx.

Herrn Dr. Franz Oppenheimer möchte ich den Latifundien-Marx nennen. Denn sein „Großgrundeigenthum“ *) ist eigentlich nichts Anderes als ein ins Latifundienhafte übersetztes marxisches „Kapital“. „Das Kapital“, sagt Marx, „voilà l'ennemi!“ „Das Großgrundeigenthum ists,“ sagt Oppenheimer. Beide mögen Recht haben; Beide ergänzen einander sogar. Denn man könnte ja die beiden Thesen vielleicht unter einen gemeinsamen Nenner bringen. Wie würde der lauten? Sehr einfach: „Reichthum erzeugt Armuth!“ Als es keinen Reichthum gab, gab es keine Armuth. Allerdings entsteht Reichthum aus der Armuth, chronologisch und auch wirthschaftlich betrachtet; aber je mehr er wächst, um so mehr drückt er auf die Armuth und daher kann man füglich auch sagen, daß erst der Reichthum die „drückende Armuth“ erzeugt. Das hat Marx in seinem „Kapital“ logisch für den beweglichen Reichthum nachgewiesen und Oppenheimer weist es eben so logisch für den unbeweglichen Reichthum nach. Sein Grundgedanke ist sehr klar. Wenn sich Doktoren der Medizin, und ein solcher Doktor ist ja Oppenheimer, mit der sozialen Frage beschäftigen, glauben sie, an einem Krankenbett zu stehen. Die Menschheit ist der Patient. Sie suchen nun nach der „causa morbi.“ Oppenheimer will sie im Großgrundeigenthum gefunden haben. Das ist vielleicht etwas einseitig, aber nicht unrichtig. Wenn die Menschheit ein Organismus ist und wenn die soziale Frage eine „Krankheit“ ist (Beides habe ich mir in meinem „Allgemeinen Staatsrecht“ anzuzweifeln erlaubt), dann ist der Großgrundbesitz gewiß eine der Haupturſachen dieser „Krankheit“. Wie nun Marx den ganzen Prozeß der Verursachung dieser Krankheit durch das Kapital aufdeckt, so deckt Oppenheimer den Prozeß der Verursachung des sozialen Nothstandes durch den Großgrundbesitz auf. „Das Großgrundeigenthum,“ sagt er, „ist ein Hochdruckgebiet, von dem endlos Menschenfluthen hereinströmen und die Niederungen (die Städte) verwüsten.“ Vollkommen richtig. Ganz so richtig weist Marx nach, daß aus der Summirung der zahllosen ganz minimalen Mehrwerthe, die die „Plusmacher“ den Arbeitern täglich und stündlich wegstibitzen, das Kapital entsteht, das die Arbeiter immer elender macht. Industriebarone hier, Landbarone dort verrichten die selbe Arbeit der Verelendung der Massen. Ich sage: Marx und Oppenheimer ergänzen einander; denn Jeder schildert die eine Hälfte des sozialen Prozesses, der „Erkrankung des Organismus“.

Der Landbaron drückt auf seinem Großgrundbesitz den Bauern: nun fließt der gedrückte Menschenstrom in die Niederung, in die Städte. Hier

*) Großgrundeigenthum und soziale Frage. Versuch einer neuen Grundlegung der Gesellschaftwissenschaft. Vita. Deutsches Verlagshaus. Berlin 1898.

Hosted by Google

wartet seiner schon der schlaue Industriebaron, um den hilflosen Menschenstrom in die bereit gehaltenen Rinnsale zu fassen und ihn auf die Räder seiner Fabrik zu leiten, um da durch ihn seine Maschinen treiben zu lassen. Marx eiferte gegen die böse Plusmacherei der Industriebarone; Oppenheimer faßt die causa morbi noch tiefer. Er meint: Schaffen wir jenen Hochdruck an der Quelle ab, heben wir den Großgrundbesitz auf, dann fließt der hilflose Menschenstrom nicht in die Städte, dann hat der Industriebaron das Nachsehen, dann laufen „zwei Unternehmer dem einen Arbeiter nach", nicht zwei Arbeiter einem Unternehmer, — und dann bricht das Zeitalter der Wahrheit und Gerechtigkeit an. Dann kommt die Zeit, mit deren begeisterter Schilderung Oppenheimer sein Werk schließt, die Zeit, wo die „Gesellschaft sich auch politisch in Freiheit, Gleichheit und genossenschaftlicher Brüderlichkeit selbst verwaltet"; wo „der Staat eine Wohlfahrteinrichtung für Alle" sein wird; wo die „Demokratie Frieden halten wird nach außen wie nach innen"; wo „ein einziger großer Friedensbund die Völker umschließen wird, die dann erst den Namen ‚Kulturvölker' werden führen dürfen"... Ist dieser Menschheitdoktor, der uns mit solcher Zuversicht die Genesung von all unseren Leiden und Krankheiten in Aussicht stellt, nicht reizend? Und wie kann man da noch, angesichts seiner klaren Diagnose und seiner apodiktischen Prognose, die von ihm empfohlenen Medikamente abweisen? Er hat uns sein Rezept schon früher einmal vorgelegt; es heißt: „Siedlungsgenossenschaften". Diesmal begründet er seinen Vorschlag auch historisch, d. h. er führt den „Beweis", daß es schon einmal vor Jahrhunderten in Deutschland eine Zeit ohne Großgrundeigenthum und eine „reine Wirthschaft" ohne Elend und ohne soziale Frage gab. Man braucht also heute nur dieses Großgrundeigenthum auf irgend eine, selbstverständlich humane, civilisirte, gesetzliche Weise abzuschaffen, z. B. durch eine Art staatlicher Grundenteignung-Obligationen, und die causa morbi ist weg, der „Organismus" der Gesellschaft ist in seiner ursprünglichen Gesundheit, von Kraft und Fülle strotzend, wiederhergestellt. Das wäre sehr schön, wenn es nur wahr wäre. Da sind aber zunächst die „historischen Thatsachen", auf die Oppenheimer seinen Beweis stützt. Leider entnimmt er sie den „Autoritäten der Geschichtforschung". Das ist eine etwas bedenkliche Beweisführung; denn Das sind ja „Germanisten und Historiker" und von denen weiß man doch längst, daß sie in der Vergangenheit immer Das sehen, was sie sehen wollen. Ihnen handelt es sich nicht um die Wahrheit, sondern immer um ganz etwas Anderes. Um was? Das hat jüngst einer von ihnen (Stieve) in dem Vortrag über die Aufgabe der Geschichtschreibung auf dem Historikertag mit großer Naivetät selbst zugestanden. Er wiederholte da, die „Aufgabe der Geschichtschreibung" sei, „die Ideale zu pflegen". Das verträgt sich nun schlecht mit der Wahrheit. Denn Ideale

Hosted by Google

wechseln, sind fast Modesache. Jedes Jahrhundert hat seine Ideale; und wenn nun die Herren Historiker die jeweilig herrschenden Ideale „pflegen" wollen, dann verdrehen sie die Wahrheit auf jeweilig veränderte Weise. Was haben denn die mittelalterlichen pfäffischen Chronisten gethan? Sie haben auch „Ideale gepflegt", da sie allerhand gesalbte und gekrönte Räuber und Mörder wegen ihrer „Verdienste um die Verbreitung des wahren Glaubens" (die sie durch Schenkungen an Kirchen und Klöster bekundeten) priesen. Damit haben die Chronisten ihre „Ideale gepflegt". Die heutigen Historiker thun im Grunde das Selbe, wenn der Eine die ursprüngliche „germanische Gemeinfreiheit" verherrlicht, der Andere das „germanische Institut der Genossenschaft" preist, — Alles zum Zweck der „Pflege der Ideale".

Oppenheimer stützt sich nun auf diese Historiker, insbesondere auf Gierke und Lamprecht. Dem Ersten betet er nach, daß es in Deutschland eine Zeit gab, wo auf der Grundlage eines „freien Genossenschaftlebens" eine „reine Wirthschaft" blühte und Alles wunderbar bestellt war: keine Noth, kein Elend, keine soziale Frage. Mir scheint, Oppenheimer hat da den „Ideale pflegenden" Historikern zu viel Glauben geschenkt. Aber was nicht war, könnte ja einmal noch werden. Wenn Oppenheimer nur richtig die Ursache der „Krankheit" aufgedeckt hätte, dann wäre es ja möglich, daß mit deren Beseitigung (z. B. durch eine staatliche, gut bezahlte Großgrundbesitz-Enteignung) auch die „Krankheit" schwände. Ich habe aber noch ein anderes Bedenken. Das will ich hier meinen sehr geehrten jungen Freunden ganz vertraulich mittheilen, auf die Gefahr hin, daß sie mich einen alten pessimistischen Zopf schelten. Wer bürgt mir denn dafür, daß die heutige Gesellschaft wirklich „krank" ist? Wohl ist Herr Oppenheimer Doktor der Medizin; aber sein Diplom befähigt ihn nur zu individueller Diagnose; seine soziale Diagnose braucht mir nicht zu imponiren. Dafür aber, daß die Menschheit krank sei, bringt er mir keine Beweise bei; und wenn er unter Berufung auf bekannte Historiker betheuert, „einst" sei die Menschheit „gesund" gewesen, so habe ich guten Grund, es erst recht nicht zu glauben, denn was diese Herren Historiker sagen, ist ja nur „Pflege der Ideale", ist doch nicht Wahrheit. Meine Geschichtkenntniß lehrt mich ganz andere Dinge. Eine „soziale Frage" hat es immer gegeben. Nicht in der Landbaronie und Industriebaronie und Börsenbaronie liegt ihre Quelle. Sie liegt tiefer. Die „Dummen werden nicht alle", sagt das Sprichwort. Aber auch die Schlauen nicht, können wir hinzufügen. In dieser Naturthatsache liegt die Quelle der sozialen Frage. Die verschiedenen Baronien sind nur die wechselnden Formen für die Erfolge der Schlauen. In Amerika heißen sie „Eisenbahnkönige". Bei uns werden sie noch immer nach hergebrachter Weise baronisirt. Das Wesen der Sache ist die Ausbeutung der Nebenmenschen. Diese Kunst ist eine ausschließlich menschliche

Hosted by Google

und es ist noch die Frage, ob sie ausrottbar ist. Denn das bekannte Hausmittel der Sozialdemokratie, das unter Anderem gegen diese „Künstler" empfohlen wird, nämlich „Volksaufklärung", dürfte kaum wirksam sein. Es soll nämlich die Dummen klüger machen: was aber geschieht, wenn dann die Schlauen noch schlauer werden? Das Verhältniß dürfte stets gleich bleiben. Die Ausbeutung der Massen ist ja nicht immer auf die selbe Weise vor sich gegangen. Einst trieb man sie mit Spieß und Keule zu Paaren; dann verlieh man dem Volke geraubten Grund und Boden gegen Entrichtung von Roboten; ungemessene Frohndienste wurden dann gnädig in „gemessene" verwandelt u. s. w. Wie man bei vollkommener politischer Freiheit, ja sogar bei allgemeinem, direktem und geheimem Wahlrecht die Masse kurz hält und ihr den Brotkorb immer höher hängt, Das erleben wir ja schaudernd heutzutage.

Nun sagt Oppenheimer: Nur fort mit dem Großgrundeigenthum und freie Genossenschaften eingeführt! Dann kommt sie wieder, die goldene germanische genossenschaftliche Zeit. Man könnte ja allenfalls das Experiment wagen. Nur möchte ich die Herren Menschheitdoktoren fragen: Glauben sie wirklich daß das Großgrundeigenthum die letzte Form der menschlichen Schlauheit ist, die letzte Aeußerung jener ewig menschlichen Kunst, sich auf Kosten seiner lieben Mitmenschen das eigene Leben angenehmer zu gestalten?

Man hat mir vielfach vorgeworfen, daß ich den Fortschritt leugne. Da hat man mir Unrecht gethan. Ich sehe den Fortschritt auf vielen Gebieten, z. B. in der Technik, auch in der sozialen, d. h. auf dem Gebiet eben jener menschlichen Kunst, die Nebenmenschen auszubeuten. Das Großgrundeigenthum ist ja heute ohnehin nicht mehr auf der Höhe der Situation. Heute treffen es ja die Industriebarone, Börsenbarone, Gründerbarone, Kohlenbarone, und wie sie sonst genannt werden, viel besser als die Junker. Nur ein Gebiet scheint mir an dem allgemeinen Fortschritt nicht theilzunehmen, nämlich das der Moral. Diesem Bedenken habe ich in meiner „Soziologie" Ausdruck gegeben. Das können mir die Herren, die sich zu den „Jungen" zählen, nicht verzeihen. Natürlich: denn all ihre Hoffnungen und Pläne sind gerade auf den Fortschritt der Moral gegründet. Ihnen soll ja gerade dieser Fortschritt zum Hebel des „Umsturzes" dienen; denn ihr zukünftiger, moralisch vollkommener, aus der „ethischen Bewegung" herauspräparirter höherer Menschentypus wird ja jedes Gesetz, jeden Staat, jede Polizei entbehren können. Jeder wird dann sein eigener Schutzmann sein. Wenn sie nun in diesem Punkt Recht haben, wenn diese Voraussetzung sich erfüllt, dann kann allerdings die Abschaffung des Großgrundeigenthumes, in deren Folge auch die großindustrielle Ausbeutung fallen muß (denn dann laufen die Arbeiter nicht mehr dem Unternehmer nach, sondern er ihnen), jede soziale Frage aus der Welt schaffen. Angesichts dieser reizenden Möglichkeit will ich gern meine

Hosted by Google

Zweifel unterdrücken. Ich will es unterlassen, meine Befürchtung auszumalen, daß, nachdem es den Herren gelungen sein wird, die „kapitalistische Plusmacherei" vom Erdboden zu vertilgen, nachdem sie das „Großgrundeigenthum" aufgehoben, die ganze Gesellschaft nach angeblich altgermanischem Muster in „freien Genossenschaften" organisirt haben werden, wahrscheinlich in irgend einer bisher noch ungeahnten Gestalt ihnen jene ewig menschliche Kunst entgegentreten wird, die der innerste Motor aller menschlichen Geschichte ist. Es hätte ja keinen Zweck, mit solchen selbstquälerischen Befürchtungen das frische, fröhliche Streben der Jüngeren lähmen zu wollen. Mögen sie also nur die nächstliegende Quelle des Uebels beseitigen. Das kann ja nicht schaden; vielleicht nützt es sogar.

Graz. Professor Ludwig Gumplowicz.

In der Kunstausstellung.

Was die Börsenberichte für den Kaufmann, Das sind die Kunstausstellungen für den Künstler: sie sollen ihm mittheilen, wie die Aktien stehen. Einen anderen Werth haben unsere Ausstellungen schon lange nicht mehr. Das Publikum würde sich eben so gut oder besser anderswo amusiren. Die Kunstkenner kommen bei den kleinen Privatausstellungen weit mehr auf ihre Kosten. Die paar Verkäufe sind auch nicht der Rede werth: wenn unsere Künstler davon leben sollten, sie müßten fast allesammt verhungern. Aber was ihnen wichtig erscheint, Das ist: zu wissen, was los ist, woher der Wind kommt, wie der Kurs läuft. Darüber genau und zuverlässig unterrichtet zu werden, verlangen sie — und mit ihnen Alle, die an der Kunst ein lebendiges inneres Interesse nehmen — von unseren allsommerlichen Ausstellungen. Genügt nun, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, die diesjährige berliner Ausstellung den zu stellenden Ansprüchen? Die Antwort lautet: Noch nicht einmal den allerbescheidensten! Sie ist wie von Blinden und Tauben zusammengestellt und wie von Indianern inszenirt. Nirgends spürt man, daß die Ausstellungleiter von Dem, was unsere Zeit bewegt, was sie zu erfahren wünscht, auch nur die leiseste Ahnung haben. Ein Reichstagswahlergebniß kann nicht willkürlicher sein: überall entscheidet der blinde Hödur, der Zufall. Man fragt sich vergeblich: wie ist Das möglich? Sind die leitenden Leute in Berlin wirklich so beschränkt, daß sie gar nicht wissen, worauf es ankommt? Oder gehen sie mit einiger Absicht darauf aus, die Menge hinters Licht zu führen? Haben sie vielleicht ein Interesse daran, daß man in Berlin nicht wisse, wie die allgemeine Weltlage der modernen Kunst sei? Glauben Sie, durch den verwirrenden Eindruck, den diese Zufallsausstellung hervorrufen

Hosted by Google

muß, die konzentrirte Wucht eines zu befürchtenden Angriffes zu brechen? Scheut man so sehr das Erwachen des künstlerischen Gewissens und will nun einlullen, einlullen, einlullen?

Ich weiß nicht, ob die Herren da oben so raffinirt sind. Vielleicht sind sie nur so naiv. Vermuthlich aber Beides, in anmuthiger Mischung. Sie möchten gern das bedrohte Vaterland retten und darum den Leuten ein Bischen Sand in die Augen streuen; zugleich aber streuen sie auch sich selber Sand in die Augen, recht viel Sand sogar, mit vollen Händen, damit sie in ihrem friedlichen Behagen nicht gestört werden und die von allen Seiten anrückenden Eroberertruppen nicht zu sehen brauchen. Sie denken: wenn wir blind sind, so sind die Anderen es auch! Mit dem „Denken" halten sie es überhaupt. Das thun sie weit lieber als sehen. Und ganz besonders, wenn sie malen. Dann denken sie zum Beispiel: Zwei und Zwei macht Vier, Aepfel sind keine Birnen, und Dergleichen. Oder sie denken: Ein Tisch hat vier Beine; wie schändlich, nur drei zu malen! Epauletten sind blank; wie schändlich, sie nicht blitzen zu lassen! Echte brüsseler Spitzen kosten zweitausend Thaler; wie schändlich, auf einem Bilde das Geringste davon zu unterschlagen! Ferner denken sie: Ha, das edle deutsche Volk! O, die schönen Thiergartenvillen! Puh, die gräßlichen Sozialdemokraten! . . . Vor Allem aber denken sie immer wieder, daß zweimal Zwei Vier giebt: auf diesem unerschütterlichen Fundamentalsatz erhebt sich das ganze stolze Gebäude ihrer Aesthetik. Wer diesen Satz so recht von Grund aus begriffen hat und unentwegt darauf schwört, Der hat stets die Vernunft auf seiner Seite und kann die Anderen getrost ihren Hirngespinnsten überlassen. Mit der Vernunft kann man überhaupt Alles machen, folglich auch Kunst. Das hat bereits Nicolai gepredigt, — und an der Spree haben sies nicht vergessen. Mit der Vernunft kann man sehen, selbst wenn man keine Augen hat; mit der Vernunft kann man Farben reiben und die Musen beschwören; mit der Vernunft kann man überhaupt hexen. Und es war sehr vernünftig, in aller Bornirtheit verflucht gescheit, die diesjährige Kunstausstellung gerade so zu machen und nicht anders. So ist sie vollkommen wirkunglos und richtet gewiß keinen Schaden an. Natürlich auch keinen Nutzen.

Die befolgte Praktik war höchst einfach. Man zeigte, daß man weitherzig sei, und ließ nach Möglichkeit Alles zu. Folglich durfte man auch das Gute nicht völlig ausschließen, da Das ja parteiisch ausgesehen hätte. So sorgte man wenigstens dafür, daß es möglichst von außerhalb kam — ein Bischen münchener Sezession, ein belgischer Bildhauer —, daß aber die einheimische Kunstrepräsentation von diesem Gift möglichst freigehalten erschien. Wo es aber das Unglück wollte, daß ziemlich viel Gutes auf einmal kam, auch da wußte man sich zu helfen. Man sprengte die Sachen so aus-

Hosted by Google

einander, daß sie unmöglich zu gesammelter Wirkung kommen konnten. So hat mans mit den worpsweder Malern gemacht, den interessantesten Landschaftern, die jetzt die deutsche Kunst besitzt. Man hätte mit ihren Bildern und Radirungen ganz gut ein kleineres Zimmer anfüllen können und damit einen einheitlichen Eindruck erzielt. Statt Dessen warf man sie wie Sandkörner blind durch die ganze Ausstellung, wo sie Einen dann zuweilen melancholisch und hilflos aus der Nachbarschaft fürchterlicher Vettern anblicken. Und mit einzelnen Künstlern, die etwas Hervorragendes leisten, machte man es nicht besser. So hat Berlin jetzt einen tiefen und feinen Portraitisten, Reinhold Lepsius. Seine drei Bilder, die sich in wundervollster Weise zu einer Einheit zusammenschließen und dem Beschauer eine Ahnung vom Gesammtbild des Künstlers zu geben vermöchten — wenn er sie eben bei einander erschaute —, sind mit einer Art Knalleffekt auseinandergerissen. So ist also erstens durch die Auswahl der Kunstwerke und zweitens durch die Art ihrer Anordnung mit Weisheit verhütet worden, daß die berliner Kunstgemeinde über die wahrhaft bedeutenden Vorgänge in der Entwickelung der Kunst unserer Zeit unterrichtet werde. Es ist peinlichst vermieden worden, der Ausstellung irgend welche Signatur zu geben, und der naive Beschauer wird daraus schließen, daß diese Signatur dem künstlerischen Schaffen heute eben fehlt. Er wird sich allenfalls sagen, daß es noch immer einige Leute giebt, die durchaus auffallen wollen und es deshalb darauf anlegen, „modern" zu malen, daß aber der weitaus größere Theil der lebenden Künstler zu gesunder Vernunft zurückgekommen ist und so malt, wie das zahlungfähige Publikum es wünscht. Folglich, sagt das Publikum, haben wir keinen Anlaß, uns in die Mühsäligkeiten und Unkosten einer Geschmacksveränderung zu stürzen, wir bleiben ruhig bei den alten Krippen und bestrenommirten Firmen, den Herren ... Doch ich will höflich sein und Namen hier verschweigen; es kennt sie ohnehin Jeder.

Die Künstler aber und Kunstfreunde stehen vor der traurigen Thatsache, durch diese Ausstellung nichts lernen zu können. Wenn aber unsere Kunstausstellungen darauf verzichten, der künstlerischen Entwickelung zu dienen, dann haben sie überhaupt jede Existenzberechtigung verloren. Wenn sie nicht mehr die produktive Bewegung unserer Zeit widerspiegeln wollen, dann sind sie ein anspruchsvoller Jahrmarkt, an dem man gleichgiltig vorübergeht. Was heute zu leisten möglich ist, wurde bereits wiederholt (zumal in den münchener Ausstellungen) gezeigt und sogar in Berlin schon mit Erfolg versucht. Erst im vorigen Jahr aber hat uns das nahe Dresden gelehrt, was mit verhältnißmäßig recht bescheidenen Mitteln Alles zu erreichen ist. Die vorjährige dresdener Kunstausstellung, die nur wenig über 1300 Nummern umfaßte, war mit einer Umsicht organisirt und mit einem Geschmack durchgeführt, daß

Hosted by Google

sie unbedingt vorbildlich werden mußte. In Berlin hat man vorgezogen, seine „Eigenart" zu wahren, d. h. in der alten Unordnung und Geschmacklosigkeit fortzuvegetiren, ja, sie systematisch noch zu vergrößern.

Das Prinzip, möglichst buntscheckige und abwechselungreiche Säle herzustellen, ist vor Allem von Grund aus zu verwerfen; es muß eine Ausstellung für Studienzwecke und für tiefere Genußzwecke völlig unbrauchbar machen. Die einzig gesunde Anordnungweise ist die, nach Möglichkeit das Gleichartige zusammenzustellen. Wie interessant wäre es, in ein paar Sälen die wichtigsten und charakteristischsten Portraits, in anderen die Landschaften beisammen zu sehen! Ich meine natürlich: ohne Pedanterie. Einige Kleinigkeiten anderer Art müßten gefällig dazwischen gestreut sein, damit das Auge sich ausruhen kann. Vor Allem müßten aber die Werke des selben Künstlers stets der Vergleichung nahegerückt bleiben, damit sich das Publikum daran gewöhnt, nicht nur das einzelne Werk, sondern auch den ganzen Menschen zu beurtheilen und in sich aufzunehmen. Es sind durchaus nicht immer Sonderausstellungen, wie sie ja zum Glück seit einigen Jahren eingegliedert werden, nöthig. Unter Umständen, wie etwa im Falle Lepsius, genügen drei, vier Werke, die, zu den Werken anderer Meister sinnvoll kontrastirt, eine dreifach verstärkte Sprache reden werden. Ueberhaupt muß es das Ziel der Anordnung sein, das Einzelne dem Ganzen unterzuordnen, d. h. sowohl Charaktere wie Bewegungen stark hervortreten zu lassen. Man befürchte doch nicht, dadurch in Eintönigkeit zu verfallen. Es würde sich im Gegentheil eine Fülle intimer und pikanter Kontraste darbieten, für die unser Auge zur Zeit noch unempfindlich ist, weil sie ihm nicht zum Bewußtsein gebracht werden.

Der zweite Punkt, auf den das Augenmerk zu richten wäre, ist: der Gesammtausstellung einen festen künstlerischen Charakter zu verleihen, überall das Gefühl einer verfeinerten Behaglichkeit zu erwecken und das Auge, statt es durch magazinartige Anhäufungen abzuschrecken, durch gefällige Anordnung zu fesseln und anzulocken. Eine „Große Kunstausstellung" sollte von Rechts wegen stets eine hohe Schule des Geschmackes sein und sich die ästhetische Erziehung der Menge zum Ziel setzen. Gerade auf diesem Gebiet hatte Dresden so ungemein Dankenswerthes geleistet. Man verweilte gern in diesen Räumen und Sälen, weil man sich sofort angeheimelt fühlte. Alles Kalte, Bureaukratische war vermieden: der Kunstsinn verlangt eben Wärme und freie Beweglichkeit. Sehr wichtig ist, um dieses Ziel zu erreichen, die Betheiligung des Kunstgewerbes, das auf unserer Ausstellung so spärlich vertreten ist. In Dresden wandelte man durch eine Flucht apart eingerichteter Zimmer, in denen das Zusammenwirken moderner Möbel, Stoffe, Glasfenster u. s. w. mit modernen Bildern und Skulpturen auf praktische und gefällige Weise vorgeführt wurde. Und auch die anderen Säle, in denen Gemälde und Plastiken

Hosted by Google

vorherrschten, waren einladend und auf einen harmonisch wohlthuenden Ton gestimmt. In Berlin macht die Gesammtanlage des moabiter Palastes die Erreichung solcher intimen Wirkungen schwierig, aber doch nicht unmöglich. Das Liebermann-Zimmer der vorjährigen Ausstellung hat bewiesen, was auch unter den hier geltenden Ortsverhältnissen erreichbar und möglich ist.

Muß also die Ausstellung in ihrer Gesammtheit für völlig verfehlt erklärt werden — sie ist wohl die verfehlteste des letzten Jahrzehntes —, so soll uns Das doch die Laune nicht verderben, das wenige Gute aus der Streu der Minderwerthigkeiten und Unmöglichkeiten geduldig herauszulesen.

In einem Saal der Sezession steht eine kleine Bronzefigur, „Adam" von August Hudler. Sie ist nicht besonders gut aufgestellt, denn sie empfängt nicht das Licht, dessen sie bedarf. Man muß sich ein Wenig biegen und recken, um Alles genau an ihr wahrnehmen zu können. Aber wer sich die kleine Mühe giebt, sie liebevoll zu studiren, wird sich belohnt sehen. Das ist nicht der grobe Erdenkloß Adam, in dessen ungefügen Lenden ein ganzes künftiges Menschengeschlecht schlummert, — wie er sonst wohl mit Vorliebe dargestellt wird. Dieser Adam hat überhaupt nichts Stammväterliches. Er ist ein Knabe, kaum zum Jüngling erwacht, von schlanken, zarten Formen, ein unbeschreiblicher Schmelz von herbem Liebreiz ist über ihn ausgegossen. Er ist der noch unberührte „erste" Mensch, mit all seiner Keuschheit und all seinem Staunen. Ein winziges Blümlein hat er sich gepflückt, hälts mit den Fingern der einen Hand und öffnet vorsichtig mit der anderen den Kelch und lauscht hinein. Was birgt wohl dieser Kelch an Zukünftigem? Welche Schicksale liegen in dieser kleinen Blume verborgen? Solch feine, pochende Wißbegier bewegt die Figur dieses selbst kaum der Knospe entstiegenen Menschenkindes. Das unschuldvolle, liebliche Gesicht ist ganz zitternde, ernste Frage. Man glaubt, die Lippen und Nasenflügel vibriren zu sehen; die Augen senken sich tief in das unerschlossene Geheimniß. So wird uns dieser Knabe Adam zum Symbol der stets wieder von Neuem aus ersten Anfängen sich emporringenden Menschheit mit ihrem ewigen Forschen und ewigen Fragen und mit ihrem immer jungen Hoffen und Sehnen . . .

Und ein anderer Menschheitrepräsentant ist nicht weit von diesem Adam entfernt. In einer tiefen marmornen Nische schlummert ein durchfurchtes gigantisches Antlitz. Die Augen sind eingedrückt, doch nicht schmerzvoll, nicht verzichtend. Aller Schmerz und alles Verzichten und alles Wissen haben für diesen Menschen jegliche Erdenschwere verloren. Als tiefe, gewaltige Visionen leben sie nur noch in ihm. Und Schmerz wird Freude, Verzichten Triumph und Wissen Unschuld. Was sind sie Anderes als ein Traum der Menschheit? Was sind sie Anderes als das Sehnen dieser Erde, „die tönend durch das Weltall kreist"? Und diesen Weltall-Tönen, die Alles verschlingen und

Hosted by Google

Alles wieder offenbaren, in deren ewigem Vergehen ein ewiges Werden singt, lauscht das in ernster Verzückung vornüber geneigte Haupt dieses schlummernden Greises, — lauscht in der engen Umrahmung der tiefen Nische, über die das unbändige Gelock seiner Haare brünstig hinauszüngelt. Es ist ein Beethoven-Kopf — brauche ich es noch zu sagen? — und der münchener Bildhauer Josef Floßmann ist der glückliche Künstler, dem dieses bedeutende Werk gelang. Wie Hudlers Adam am Anfang, so steht dieser Beethoven gleichsam am Ende der ringenden Menschheit, dort, wo sie sich bereits mit der Gottheit vermählt. Und wenn der Knabe Adam tief hineinzublicken vermag in den Kelch der Zukunftblume, dann muß es das Antlitz solch eines Beethoven sein, das ihm auf dem tiefsten Grunde in verschwommenen Umrissen entgegenblinkt . . .

Aber zwischen Adam und Beethoven liegt etwas Anderes: da liegt der Kampf, die Arbeit und die Ermüdung, da liegt ein unaufhörliches Aufbauen prangender Paläste, die unaufhörlich von Anderen bewohnt werden. Dieses in seiner Unbarmherzigkeit erhabene Schicksalsbild hat der belgische Bildhauer van der Stappen in einem gewaltigen Werk, „Die Erbauer der Städte", uns gezeigt. Zwei Arbeiter, stiernackige, robuste Gestalten, sind, von ihrem Tagewerk ermüdet, zusammengesunken, ihre Glieder haben sich gelöst. Der Eine sitzt auf einer kleinen Erderhöhung, seine Hände hängen herab, der Kopf nickt hernieder. Der Andere liegt, lang ausgestreckt, platt auf dem Bauch, das Gesicht auf den nackten, sehnigen Armen. Ein tiefes, ein thierisches Schlafen. Ein Schlaf, wie ihn nur die völlige physische Erschöpfung spendet und fordert. Und man sieht das Leben der Beiden: Arbeiten bis zum Umfallen in schlaftrunkener Ermattung, Erwachen vom Schlaf und abermaliges Arbeiten. Sie sind die Erbauer der Städte: ihre Bewohner sind sie nicht. Das Werk wäre ein Tendenzwerk, wenn man berechtigt wäre, es lediglich realistisch zu fassen. Aber die große und mächtige Formenbehandlung, die sich nicht bei Einzelheiten und Kleinigkeiten aufhält, die gleichsam einen hüllenden Schleier über das lediglich Individuelle deckt, zwingt zu einer weiteren Deutung. Das sind nicht beliebige Arbeiter mehr, es sind überhaupt nicht „Arbeiter" in irgend einer fachlichen Beziehung, es sind Repräsentanten der menschlichen Arbeit an sich, jener biblischen siebenzig Jahre voll Mühe und Arbeit, nach denen das Sterben süß und leicht ist.

Van der Stappen ist bei uns mit etwa dreißig Werken erschienen, die in zwei Kabinetten aufgestellt sind. Es liegt nah, ihn mit Meunier zu vergleichen. Meunier ist, wie mir scheint, der Konzentrirtere, aber van der Stappen ist der Reichere, Universellere. Auch ist Meunier der Leidenschaftlichere, gleichsam ganz angefüllt von einer heiligen Mission, die wie eine Erleuchtung über ihn kam. Van der Stappen, obwohl gewiß nicht arm

Hosted by Google

an innerem Erleben, ist doch kühler, vorsichtiger, verschlossener. Sich an eine einzige Idee zu verschenken, liegt ihm sicher ganz fern. Die Ideen betrachtet er gewissermaßen als sein Eigenthum, als seinen Raub sozusagen: er läßt es sich nicht nehmen, frei damit zu schalten. Denn über der Idee mit ihrem Zwang steht ihm der ungebundene, bewegliche Künstler, steht ihm der Bildhauer, der ganz von Problemen des innersten Handwerkes Erfüllte, der unaufhörlich darüber grübelt, wie er für seine Kunst neue, gesteigerte Ausdrucksmittel schaffen kann. Mag van der Stappen seinen Rivalen Meunier im Rein-Persönlichen nicht erreichen, ja, sich unter Umständen hier bereitwillig von ihm führen lassen, so übertrifft er ihn doch noch durch seine bildhauerische Behandlung, die er, wie Rodin, dem Ausdruck des Malerischen anzunähern versteht. Ich meine nicht etwa eine Verwechselung des Malerischen mit dem Plastischen, gleichsam ein Rivalisiren zwischen Farbe und Form. Ich meine nur, daß gewisse Wirkungen, die die Malerei ihrer Beschaffenheit nach zuerst erschlossen hat, von der Plastik mit deren eigenen Mitteln übernommen wurden. Unter diesen Wirkungen verstehe ich aber nichts Anderes als jene den „Erbauern der Städte" nachgerühmte leicht verschleierte Steigerung der Formen ins Große und dadurch ins Symbolisch-Bedeutende: also die Verstärkung des Stimmungsgehaltes, des Intensiv-Poetischen. Wenn sich so scheinbar die verschiedenen Künste berühren, so bedurfte doch jede ihres besonderen Weges, um zu diesem Berührungpunkt zu gelangen. Van der Stappen aber ist Einer der Ersten und Bewußtesten, die diesen die Bildhauerei hoch hinaufführenden Weg mit Erfolg beschritten haben.

Es ist mir ein Hochgenuß, hier mit so starken Accenten von der modernen Plastik zu sprechen. Denn ich habe für diese Kunst eine große Liebe und stehe ihr mit hohen Erwartungen gegenüber. Ich thue es um so freudiger, als es heute immer noch Leute giebt, die davon faseln, daß die Plastik unserem „modernen Empfinden" ferner stehe als die Malerei, und als ja das große Publikum notorisch von der Plastik weit weniger Notiz nimmt als von bunten Oelgemälden. Vor Allem glaube ich, daß die Plastik in unseren Wohnräumen noch eine wahre Auferstehung erleben wird; und zwar nicht nur mit kleinen Figürchen und in eng-dekorativer Beziehung, sondern als große, reine, fühlende Kunst, mit Werken, die ihrem innersten Lebensimpuls entstammen. Zweifelt doch Niemand daran, daß etwa ein bunt bemaltes altes Heiligenbild ein wundervoller Zimmerschmuck ist; warum sollte es nicht auch Hudlers Adam sein können oder van der Stappens „Geheimnißvolle Sphinx", das Wunderwerk in Elfenbein und Silber? Und wie würde ich mich freuen, wenn es Floßmanns Beethoven-Nische gelänge, die landläufigen Büsten aus unseren Musikzimmern zu vertreiben!

Von berliner Bildhauern treten diesmal durch umfängliche Samm-

Hosted by Google

lungen Max Kruse und der kürzlich verstorbene Nikolaus Geiger hervor. Von Geiger wüßte ich nicht mehr zu sagen als: er hat sein Lebenswerk als ein rechtschaffener Mann vollbracht. Anständiger Durchschnitt, der gelegentlich leider einem plump-falschen Pathos verfiel. Max Kruse schätze ich höher ein. Er versucht Neues. Das Neue ist nicht immer glücklich, manchmal sogar, z. B. wenn er den Marmor als Transparent behandelt (Schweißtuch der Heiligen Veronika, Kinderrelief), von schlimmer Barbarei. Aber wie er schon mit dem „Siegesboten von Marathon" zeigte, daß er Etwas wollte und wußte, was er wollte, so sehen wir ihn auch in seinen späteren Werken mit sich zu Rath gehen, um aus dem Konventionalismus unserer Tage herauszukommen. Diesmal beanspruchen seine Holzbüsten ein besonderes Interesse. Weitaus die intimste und beste ist die von des Künstlers Mutter. Da ist restlos erreicht, was erstrebt wurde. Wir sehen einen Menschen bis in seine feinsten Seelenfältchen. Dann drei berühmte Männer: Max Liebermann, Walter Leistikow und Gerhart Hauptmann. Technisch sind alle Drei sehr interessant, mit minutiösem Fleiß gearbeitet. Als individuelles Portraitwerk aber halte ich nur die Liebermann-Büste für gelungen, während mir der Hauptmann total unverständlich ist. Ueberhaupt ist noch nie ein gutes Hauptmann-Portrait geschaffen worden. Dieser Kopf muß unseren Künstlern Schweres zu rathen aufgeben. Er führt ihre Phantasie und ihre Absichten auf Irrwege. Ich glaube, sie tragen zu viel Voreingenommenheit, ja direkte Befangenheit hinein, statt schlicht auf die Natur zu hören. Sie wollen aus Hauptmann einen mysteriösen Geistesriesen konstruiren, der er nicht ist. Aber er ist ein stiller, in sich zurückgezogener schaffender Künstler, „inwendig voller Figur". Kruse will uns gar einreden, daß Hauptmann ein weltenferner Seher sei; er legt in seine Augen einen apokalyptischen Glanz. Auch ist der Kopf wie in ekstatischer Starrheit nach vorn geschoben. Lauter fremde und falsche Züge, die uns das Original, statt näher, nur ferner rücken.

Soll ich nun auch von den Bildern noch Etwas sagen? Es sind ihrer genug da, ganze 1137 Stück. Mögen darunter etwa tausend schlechte sein, so sind doch immerhin ein bis zwei Dutzend da, die man mit Vortheil betrachtet; der Rest ist theils, wie Geiger, anständiger Durchschnitt, theils, wie besonders Franz Stuck, talentvolle, aber seelenlose Routine. Etwa Dill, Strobentz, Oppler, Benno Becker, Hummel, Keller-Reutlinger wären von den Sezessionisten zu nennen; von sonstigen Münchenern der querköpfige Corinth und der noch querköpfigere Strathmann. Dann die Worpsweder: Mackensen, Overbeck, Vogeler, Hans am Ende, wuchtige Naturen, von einer gewissen niedersächsischen Schwere, aber in ihrer Art den schottischen Landschaftern kongenial. Der Karlsruher Richard von Volkmann mit einer ganzen Kollektion, leider ausschließlich Oelbildern, die, trotz aller Gradheit und Unmittelbarkeit,

Hosted by Google

doch die Zartheit und duftige Frische seiner Lithographien nicht erreichen. Der Düsseldorfer Julius Bergmann mit einem groß angeschauten Ueberschwemmungbild. Und wie hineinverirrt einige Ausländer: Brangwyn, der mit seinen bunt flimmernden und doch streng zusammengehaltenen Farben die Wirkung persischer Teppiche erreicht; Fowler, ein Sommernachtpoet, wie ihn zarter, elfenhafter und spukhafter ein Shakespeare sich nicht hätte träumen können; Herkomer, wiewohl er mit seinem General Booth sich nicht allzu weit vom Koner-Durchschnitt entfernt. Endlich noch ein höchst absonderliches Gewächs, Ferdinand Hodler aus Genf, der ein grelles, vieldeutiges, grausam klares und doch wieder wie Albdruck dunkles Bild „Die Nacht" ausgestellt hat: einsam oder paarweise schlafende Menschen, in der Mitte Einer, der entsetzt emporfährt und die gekrallte Hand wider eine schwarz vermummte Gestalt aufstreckt, die sich wie ein gespenstischer Aasgeier auf ihn gesetzt hat.

Und Berlin? Zunächst könnte man wohl seufzen, was und wer Alles nicht da ist. Aber tapfer will ich bekennen, daß uns einige Unbekannte Freude gemacht haben: so ein paar Landschaften von Karl Heßmert, ein Portrait von Kurt Stoeving und ein sehr intensiv und charakteristisch aufgefaßtes soziales Bild von Jens Birkholm, „In der Wärmehalle". Dann aber nenne ich nochmals Reinhold Lepsius, dessen drei Portraits mich das Werthvollste dünken, was Berlin diesmal beigesteuert hat. Da ist besonders eins, vor dem ich viel gestanden habe und zu dem es mich stets wieder hinzieht: solch eine eigen-tiefe Beruhigung geht davon aus. Eine junge Dame (keine ganz junge) sitzt schlicht da und hat die Hände im Schooß zusammengelegt. Sie blickt gradeaus. Ein sanftes, sympathisches Gesicht. Leise nachdenklich. Unmerkbar träumend. Schräg zu ihren Häupten eine kleine bronzene Figur, stark patinirt, die wohl ihre besondere innige Beziehung hat. Ein silbergrauer Ton über dem Ganzen, hier und da ein bescheidenes Aufflimmern. Vor Allem aber dieses harmonisch in sich Gesättigte, dieser Hauch von niedergekämpften Lebensstürmen, Etwas, das wie stille pythische Weisheit herüberweht... Wir denken zurück an die drei Menschheittypen, die uns schon früher entgegentraten: der in Träumen sich Sehnende, der in Fesseln Arbeitende, der in geheimnißtiefem Lauschen Verklärte. Das sind gleichsam die drei Lebensalter des Mannes. Hier aber tritt uns nun als vierter Menschheittypus das Weib entgegen, mit der besten und tiefsten seiner Gaben: der ruhigen, heiteren, still-versöhnten Gelassenheit, gleichsam harrend des Mannes, der bei ihr den Frieden sucht. Es ist die Religion des Frauenherzens, die in diesem Bildniß von Lepsius pocht.

Ich muß Verzeihung dafür erbitten, daß ich manchmal hier philosophirte. Aber ist es denn so falsch, sich von guten Kunstwerken zu innerer Einkehr führen zu lassen?

Franz Servaes.

Hosted by Google

Die soziale Frage im Mittelalter.*)

Neben den privilegirten Arbeitern, die im Mittelalter die Hilfskräfte der Zünfte darstellten, gab es noch eine städtische Arbeiterschicht, die gerade durch die jenen gewährte Ausnahmestellung in eine schlimme Lage gedrängt wurde. Der einzige Schatz eines besitzlosen Mannes ist, nach dem richtigen Ausspruch Adams Smith, seine Arbeitkraft, — und nun schränkten die Gewerbegesetze bei jener untersten Schicht die Möglichkeit ihrer Verwendung sehr ein, da überall die zünftige Produktion besonders beschirmt, ja unter Umständen die einzige gesetzlich gestattete war. So bildete sich die Anomalie, daß Leute in aller Heimlichkeit ihre Arbeit, z. B. die Verfertigung von Schuhen, verrichten mußten und, wenn sie dabei ertappt worden waren, in den Thurm geworfen oder wohl gar noch mit Ruthen gestrichen wurden. Daß aber diese niederste Bevölkerungschicht der Städte im Lauf des Mittelalters an Zahl immer mehr zunahm, dafür sorgten mehrere Momente. Erstens gab es eine Menge theils undisziplinirter, theils arbeitscheuer oder leichtsinniger oder nervös belasteter (psychopathologisch minderwerthiger) Elemente, die es in der harten Schule und unter den strengen Regeln des Zunftwesens nicht aushielten; sie Alle gingen über Bord und sanken dann sofort in das städtische Proletariat hinab. Dazu kamen dann alle Personen, die vom Lande her einwanderten: proletarisirte Bauern oder sonst überschüssige Landbewohner, die in früheren Zeiten wohl in den Zünften Aufnahme gefunden hätten, die man jetzt aber, wo die Zünfte von Jahr zu Jahr exklusiver wurden, zurückwies. Eben so ging es einem Theil der überschüssigen Stadtbevölkerung, der auch in den Zünften kein Unterkommen mehr fand, und endlich allen unehelich Geborenen und überhaupt den Nachkommen aller Personen, die nach den verschrobenen Begriffen der mittelalterlichen Standesehre „unehrliche Leute" waren. Nun gab es für diese Leute natürlich vielerlei Erwerbsgelegenheit in den Städten: theils widmeten sie sich der in diesen wie in der nächsten Umgegend üblichen landwirthschaftlichen Thätigkeit (als Gärtner, Häcker, Winzer und Waidbauer), theils dienten die freien Tagelöhner zur Bewältigung der öffentlichen und privaten Aufgaben, die sich das entwickelte Stadt- und Gewerbeleben jener Zeit ganz von selbst stellen mußte. „Die vielen Markthelfer, die städtischen Maut-, Wage- und Meßbeamten waren den freien Lohnarbeitern entnommen; und die blühend entwickelte Hauderei wie das Saumthierwesen des Großhandels, endlich die volle Kriegsbereitschaft der Stadt waren ohne sie undenkbar" (Karl Lamprecht). Gelang es aber diesen Proletariern nicht, auf die eben geschilderte Weise Brot und Thätigkeit zu finden, so standen sie ohne jeden schützenden Anhalt da, ja

*) S. „Zukunft" vom 9. Juli 1898: „Sozialpolitik im Mittelalter."

Hosted by Google

sie waren (wegen der zünftigen Privilegien) ohne die Möglichkeit, sich anderswo gewerblich zu bethätigen. So wurden diese deklassirten Elemente dann meist Landstreicher und verfingen sich in den Maschen der mit solcherlei Volk wenig Federlesen machenden Gesetzgebung. Diese kannte, wegen der mangelhaften volkswirthschaftlichen Einsicht der Zeit, im Wesentlichen nur den Unterschied zwischen arbeitsfähigen und kranken Bettlern und bestrafte die ersten, einerlei, welche Gründe ihre Armuth hatte, mit Gefängniß, Pranger und Auspeitschung.

Trotzdem nun die Noth und das Vagabundenthum zeitweise große Dimensionen annahmen und zu vielen Verbrechen und Tausenden von Hinrichtungen oft während eines einzigen Jahres führten, konnte doch daraus für die mittelalterliche Gesellschaft keine Gefahr entstehen, die sie in ihrer Lebenswurzel bedrohte. Denn durch die Sicherung der Existenz des zünftigen Mittelstandes und der zugehörigen Arbeitermassen war ein festes, unerschütterliches Fundament geschaffen, — und zu dessen völliger Sicherstellung gegen alle Angriffe deklassirter Elemente diente die Lebensanschauung der Zeit, die Einfalt des mittelalterlichen Denkens, die alles Bettelvolk unterschiedlos in einen Topf warf, und die rücksichtlose und naive Brutalität der Mittel, mit der man Alles, was nicht seinen regelmäßigen Erwerb hatte, wegstieß. Gegenüber den „gefährlichen Klassen" der Gesellschaft war das von einem Glauben, einer Lebensanschauung und einem Interesse beseelte Bürgerthum thatsächlich eine reaktionäre Masse, die von all ihren Machtmitteln gutgläubig und ohne Phrasen vollen Gebrauch machte. Von jener Seite war daher damals keine dauernde Gefährdung, kein „Umsturz" zu besorgen. Thatsächlich haben sich unter dem städtischen Proletariat und den Deklassirten aller Art auch nur schüchterne Anfänge einer Organisation gezeigt, dauernd sind sie nie in Gegensatz zu der bestehenden Ordnung getreten. Doch war hier der Haß gegen den Reichthum immer latent, die Gier nach fremdem Gut leicht rege. Wenn Peter Suchenwirt am Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts sang:

„Den reichen sind die chasten vol
den armen sind si laere:
dem povel wirt der magen hol
das ist ein grozzew swaere,"

so fand solche Meinung lauten Wiederhall bei jenen Elementen, die daraus gern die Konsequenz zogen, die in einem zu Würzburg oft citirten Vers so ausgedrückt wurde:

„Der pfaffen unde juden gut,
das macht uns all ein frien mut."

Und im selben Sinn hieß es dort gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts:

Hosted by Google

„Wir wollen Gott im Himmel klagen,
Kyrie eleison,
Daß wir die Pfaffen nit sollen zu Tode schlagen:
Kyrie eleison."

Aber das Resultat dieser beutelüsternen Stimmung des niedersten Proletariates waren nur einige gegen den Reichthum des Klerus und die verhaßte Judenschaft gerichtete soziale Explosionen. Der Historiker kommt nach Alledem zu dem Schluß, daß das Problem der Armuth, das auf der mittelalterlichen Gesellschaft — wie bisher noch auf jeder civilisirten Wirthschaftverfassung — gleich einer atra cura lastete, keineswegs zu stetigen Gefahren für das Gemeinwesen, zu dauernder Konspiration der Enterbten oder zur allgemeinen Verbreitung kommunistischer Ideale geführt hat.

Von noch größerer Bedeutung als die städtische Arbeiterfrage war für die mittelalterliche Gesellschaft die Entwickelung der sozialen Gegensätze auf dem Lande. Hier herrschte damals die Naturalwirthschaft, die Produktion für den Selbstgebrauch, vor; theils verfertigte der Bauer die wenigen ihm nöthigen gewerblichen Produkte schlecht und recht selbst, theils hatte jeder größere Grundherr auf seinem Gebiet Handwerker sitzen, die ihm mit den Produkten von ihrer Hände Arbeit zinsen mußten, wovon eine berühmte Schilderung in Lassalles Bastiat-Schulze vorliegt, — und so gelangten nur gewisse Ueberschüsse der ländlichen Wirthschaft zum Austausch und Verkauf. Das ganze Mittelalter hindurch herrschte nun zwischen den Grundherren und den ihnen frohnpflichtigen Bauern und sonstigen kleinen Landwirthen ein ununterbrochener, bald offener, bald versteckter wirthschaftlicher Kampf: das Ziel der Grundherren war, alle bäuerlichen Wirthe zu Hörigen herabzudrücken, ihre Frohnden und Zinsen immer mehr zu vergrößern, das der Dorfgemeinde gehörige Wald- und Weideland zur Arrondirung des Herrenlandes zu benutzen, während die Bauern natürlich ihre vollste Unabhängigkeit, die persönliche sowohl wie die Freiheit von Bodenzinsen und Frohnarbeit, anstreben mußten. Bis etwa ums Jahr 1300 widersteht in Deutschland der Bauernstand kraftvoll allen Versuchen, ihn niederzuhalten, ja, es scheint ihm sogar gelungen zu sein, seine Stellung merklich zu verbessern: der leichte Abfluß der überschüssigen bäuerlichen Bevölkerung der deutschen Stammlande in die Kolonisationgebiete (östlich der Elbe) und in die Städte diente wesentlich dazu, die Lage des zurückbleibenden Theiles zu heben. „Unter der Einwirkung der fast modernen Regirungweise des staufischen Herrschergeschlechtes, den mancherlei sozialen Vergünstigungen im Gefolge der Kreuzzüge und der beständigen Erweiterung des Nahrungspielraumes des Volkes durch die Kolonisation schwindet allenthalben Hörigkeit und wirthschaftliche Noth" (Theo Sommerlad). Aber mit dem vierzehnten Jahrhundert hebt eine auf Verschlechterung der Lage der Bauern ge-

Hosted by Google

richtete Entwickelung an. Die ländliche Bevölkerung wuchs riesig, ohne daß sie, wie früher, die überschüssigen Elemente abstoßen konnte: denn neue Kolonisationgebiete gab es nicht mehr und die Städte fingen an, sich gegen den Zuzug vom Lande abzuschließen. Die Folge davon war, daß die alte Hufe (von etwa dreißig Morgen), das typische Gut der bäuerlichen Familie, getheilt und immer wieder von Neuem getheilt wurde, bis sie schließlich dem Ackerwirth keine auskömmliche Nahrung mehr bot. Und die gemeine Nutzung konnte jetzt, wo so Viele an ihr theilnahmen, weniger denn je aushelfen. „Der Bauer der früheren Zeit", heißt es treffend bei Lamprecht, „hatte keine eigentliche Nahrungsorge gekannt; in bösen Zeiten, bei Hungersnoth und Mißwachs, hatte er hineingegriffen in die noch unerschöpften Schätze der Almende, in Weide und Wald, in Jagd und Fischfang: sie hatten seinen Rückhalt, seine Lebensversicherung für alle Fälle gebildet. Jetzt schleppte er sich auf der Viertelshufe seiner Ahnen dahin, knapp, kümmerlich, schlecht und recht. Und die Almende bot ihm in böser Zeit nicht mehr die alte Stütze. Durch die Zersplitterung der Hufen, durch die Entwickelung eines kleinen Häuslerthumes waren der Kostgänger auf ihr gar Viele geworden. Nun gab es ein Drängen und Schieben auf der gemeinen Nutzung; es bedurfte eingehender Regelung des Holzschlages, des Viehtriebes, der Wassernutzung; selbst das Gras auf den Wegrainen ward schon Verordnungen unterworfen."

Während sich so der Daseinskampf für den Bauern immer schwieriger gestaltete, wuchsen die Lasten, die ihm die adeligen oder kirchlichen Grundherren auferlegten. Das gelang, theils, weil die Grundherren oft identisch mit den Landesherren waren, theils, weil sie sehr häufig die höchste Gewalt in der Mark (das Obermärkeramt) innehatten, theils endlich, weil sie einfach ihre größere Macht mißbrauchten, um sich über alles Recht hinwegzusetzen und einseitig ihre Forderungen zu erhöhen. Fortan verlangten die Grundherren für die Nutzung von Wald und Weide drückende Abgaben und erklärten ferner alle Kinder von bäuerlichen Wirthen, die nicht mehr mit Viertelshufen ausgestattet werden konnten, für kopfzinspflichtig, für leibeigen. Damit hub die Entwickelung einer in Deutschland neuen Institution an, die volksfreundlichen Politikern schon damals Aergerniß bereitete. „Grafen, freien, ritter oder knecht, die auch zwing und benn hant", heißt es in der gelesensten politischen Schrift des fünfzehnten Jahrhunderts, in der anonymen Reformation des Kaisers Sigmund, von den Grundherren, „die aignen leut und hant sie jetz fur aigen, und steurent si und nement ungewonlich steur von in (ihnen) uber das, das si holz und veld swarlich verzinsent. Es ist ain ungehörte sach, das man es in der hailigen cristenhait offnen muß das groß unrecht, so gar furgat, das ainer so geherzt ist vor got, das er gebar sprechen zu ainem: ‚Du bist main aigen.'" Und bald gingen die Grundherren noch weiter,

Hosted by Google

indem sie alle ihre frohnpflichtigen Bauern als ihre Leibeigenen in Anspruch nahmen und daraus das Recht ableiteten, immer größere Zinsen von ihnen einzufordern. So erwachte, nach den Worten Lamprechts, unter den Rittern ein Egoismus, der sich von dem edlen Raubsinn der germanischen Urzeit nicht der Intensität nach, wohl aber durch seine vollendete Unsittlichkeit unterschied. „Alle Jahre", schreibt der Nürnberger Rosenplüt ums Jahr 1450, „erhöhten die Grundherren dem Bauern die Gülte, so er darüber Etwas sagt, schlägt man ihn nieder als ein Rind; mögen sein Weib und seine Kinder sterben und verderben, da giebt es keine Gnade." In heftigen Versen brandmarkten schon damals Dichter aus dem Volke solches Gebahren; man vergleiche die charakteristischen Zeilen einer aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammenden „Edelmannslehre":

Wiltu dich erneren,
du junger edelman,
folg du meiner lere:
sitz uf, drab zum ban!
Halt dich zu dem grünen Wald,
wan der bur ins holz fert,
so renn in freislich an.
Derwüsch in bi dem kragen,
erfreuw das herze din,
nim im, was er habe,
span uß die pferdelin sin!
Bis frisch und darzu unverzagt;
wan er nummen pfenning hat,
so riß im dgurgel ab!

Und cynisch gaben die publizistischen Vertreter gewisser adeliger Kreise ihrer Meinung vom Bauern offenen Ausdruck. So entwirft der zürcher Chorherr Felix Hemmerlin (gestorben 1457) in seinem Buche „De nobilitate" vom Bauern diese Schilderung: „Nicht wie ein Mensch, sondern wie ein scheußliches, halb lächerliches, halb furchtbares Gespenst tritt er dem Adel entgegen. Ein Mensch mit bergartig gekrümmtem und gebuckeltem Rücken, mit schmutzigem, verzogenem Antlitz, tölpisch dreinschauend wie ein Esel, die Stirn von Runzeln durchfurcht, mit struppigem Bart, graubuschigem, verfilztem Haar, Triefaugen unter den borstigen Brauen, mit einem mächtigen Kropf; sein unförmlicher, rauher, grindiger, dicht behaarter Leib ruht auf ungefügen Gliedern; die spärliche und unreinliche Kleidung läßt seine mißfarbige und thierisch zottige Brust unbedeckt." Und dieser Bauer, heißt es weiter, wolle noch hochmüthig sein: darum möchte es ganz gut sein, wenn ihm alle fünfzig Jahre Haus und Hof zerstört würde, wodurch die üppigen Zweige seines Hochmuthes beschnitten würden. Und so stellt Hemmerlin schließlich mit unglaublicher Schamlosigkeit die Maxime auf: rustica gens optima flens, — pessima gaudens.

Hosted by Google

Zu Alledem kam aber noch, daß während des zweiten Theiles des Mittelalters die Verschuldung der Bauern immer mehr zunahm. Der wohlhabende städtische Bürger legte seine überschüssigen Kapitalien gern in Grundrenten an, was im Mittelalter — trotz dem kanonischen Zinsverbot — durch „Rentenkauf" möglich war. Der Bürger erwarb hier eine jährliche, vom bäuerlichen Ackerwirth zu zahlende Rente, die er dann unnachsichtig eintrieb. „Brauchte der Bauer Geld, so konnte er es unter der Form des Rentenkaufes am Rhein zu fünf Prozent erhalten, aber in den gewöhnlichsten Fällen war er genöthigt, gegen hohe Zinsen, 30 bis 50 Prozent, ja 80 Prozent, mit kurzen Fristen Geld aufzunehmen. Oft genug fiel er in die Hände des jüdischen Wucherers, weshalb es bald da, bald dort zu Judenvertreibungen kam" (Heinrich Boos). Daß die deutschen Bauern diesen Druck nur mit Unmuth ertrugen, ist begreiflich und ihre Empörung dawider gereicht dem deutschen Charakter keineswegs zur Unehre. Die religiösen Bewegungen, zumal die reformatorischen, hatte eine allgemeine Gährung der Geister hervorgerufen und dann speziell die Bildung sozialpolitischer Illusionen vermittelt, die den Bauern ihre Beschwerden und Wünsche als Ausfluß christlichen Gebotes und göttlicher Gerechtigkeit erscheinen ließen und so ein gemeinsames Band um die unzufriedenen Bauern von Mittel- und Süddeutschland schlangen.*) Nach einer Reihe schnell unterdrückter lokaler bäuerlicher Revolten brach endlich 1524 der gewaltige Sturm los. Aber nach ungefähr einem Jahre war die revolutionäre Bewegung unterdrückt, tausendfältige Rache genommen und im ganzen Reiche die Ordnung wiederhergestellt. So erkannte das Volk, das wieder einmal die furchtbare Wahrheit des „Vae victis!" hatte erfahren müssen, seine Ohnmacht: eingeschüchtert kehrte der Bauer hinter den Pflug zurück, ohne jemals eine Wiederholung des Versuches, seine Ketten zu zerbrechen, zu wagen. Und damit hatte die soziale Frage auf dem Lande, die im Mittelalter eine Weile ein so gefährliches Aussehen gehabt, zu existiren aufgehört, obgleich sie keinerlei Lösung gefunden hatte: denn wirthschaftliche Noth allein vermag — trotz der entgegengesetzten materialistischen Theorie Karls Marx — eben keine politisch-soziale Krisis hervorzurufen; dazu gehört vielmehr noch das Zusammenwirken verschiedener ideeller, zum Mindesten anderer als ökonomischer Faktoren. Professor Georg Adler.

*) Ich verweise hier auf meine Theorie von den durch Illusion und Suggestion vermittelten Massenbewegungen, die ich früher in der „Zukunft" auseinandergesetzt habe. Vergl. meine Schrift „Der Kampf wider den Zwischenhandel" (Berlin 1896).

Hosted by Google

Trim, der Abenteurer.

Trim war wirklich ein allerliebster kleiner Teckel. Das rehfarbene kurze Haar glänzte in der Sonne wie Atlas und weich und warm wie brauner Sammet erschien der dunklere Streifen, der sich über den Rücken zog und in den Schwanz hinüberspielte. Ja, aber dieser Schwanz! O über diesen Schwanz! Immer trug Trim ihn keck nach oben gebogen und bewies damit, daß er keinen reinen Stammbaum habe. Schade, murmelte das alte Fräulein Minchen, Trims Herrin, schade, daß er nicht ganz echt ist! Wer weiß, was für ein Durchgänger sein Vater gewesen ist! Vielleicht . . . doch nein, sicher wars der Vater gewesen, der sich einer Mesalliance schuldig gemacht hatte.

Aber trotz dem fehlerhaften Schwanze war der kleine Teckel Minchens Liebling. Sie bewohnte ein sauberes Altjungfernstübchen, das Spuren von Trims Thatendrang aufzuweisen hatte. Der Teppich vor dem Sofa hatte gestopft, eine Vase gekittet werden müssen und ein Tischfuß war von Trim als Zahnring benutzt worden; aber nun war der Kleine ja über ein Jahr alt und also aus dem Gröbsten heraus, nun würde er ihr ein treuer Wächter und Beschützer werden und sie auf ihren einsamen Spazirgängen im heimathlichen Walde begleiten. So dachte Fräulein Minchen.

Wenige Tage später stutzte Trim plötzlich auf dem Spazirgange, hob zitternd vor Aufregung den Kopf, als wittere er Etwas, schnob und schnüffelte den Weg entlang und jagte plötzlich wie ein Pfeil davon. Minchen rief und pfiff und pfiff und rief, — aber vergeblich. Sie setzte noch ein Weilchen, unter bitterbösen Empfindungen, ihren Weg fort und entschloß sich dann zur Umkehr. Sie hatte aber noch nicht den Saum des Waldes erreicht, da raschelte und knackte es in den Büschen hoch oben am Abhange, sie hörte lautes Schnaufen, — und nach wenigen Augenblicken war Trim neben ihr, umtanzte sie mit lautem Freudengeheul, als habe er sie lange, lange gesucht und endlich gefunden, und zeigte nicht den Schatten eines Schuldbewußtseins. Minchen war ganz überwältigt von seiner Freude; er hat mich doch sehr lieb, dachte sie, und vergaß alle Bitterkeit. Trim stellte sein Freudengeheul ein, als er Minchens Sanftmuth fühlte, und trottete mit lechzender Zunge und klopfenden Flanken neben der Herrin heim.

Am Abend dieses ereignißreichen Tages kam eine kleine Gefährtin für Trim zu Fräulein Minchen, ein zottiges, schneeweißes kleines Hündchen namens Leda, das reiselustige Hausgenossen in Minchens Obhut zurückließen. Leda und Trim kannten einander bis jetzt nur vom Ansehen, da Leda mit weiblicher Bescheidenheit jeder Annäherung des kühnen Trim bei gelegentlichen Begegnungen auf der Treppe oder im Hofe ausgewichen war. Minchen gab sich der Hoffnung hin, daß Trim in Ledas Gesellschaft sich wohler daheim fühlen und seine

Hosted by Google

Zerstreuung nicht außer dem Hause auf unerlaubtem Wege suchen würde. Wie gefährlich diese Wege seien, Das wurde Minchen durch einen Brief des Försters zu Gemüth geführt, der ihr kurz und bündig mittheilte, daß er ihren Hund erschießen würde, wenn er ihn noch einmal jagend im Walde träfe.

Fräulein Minchen nahm sich vor, Trim acht Tage lang an der Leine zu führen und ihm die Ungebühr seines Betragens thunlichst vorzustellen. Trim hörte ihr aufmerksam zu, heulte zustimmend, wedelte bittend mit dem plebejischen Schwanze, sprang endlich mit einem Satze auf Minchens Schoß und bestürmte sie mit Liebkosungen. Minchen verstand ihn und wars zufrieden.

Eine Woche lang wanderten die Drei nun friedlich durch Wald und Flur. Minchen führte Trim an einem blauen Bande, das ihm gut stand, und Leda trottete gesittet nebenher. Sie fragte nichts nach Unabhängigkeit und kannte keine Freiheitgelüste, dafür hielt sie aber auf ihr Aeußeres und liebte gute Verpflegung. Wenn ihr Milch mit Wasser gereicht wurde, dankte sie, und wenn sie an eine aufgeweichte Stelle im Wege kam, machte sie lieber einen Umweg, als daß sie ihre niedlichen weißen Zottelpfötchen beschmutzte. „Sieh nur, Trim, wie fein und zierlich Leda sich hält", rief dann Minchen bewundernd, „ich hoffe, sie wird Dir ein Vorbild". Trim nickte und leckte Leda im Weitergehen flüchtig über das Haar, ohne daß diese durch solche Lobeserhebungen oder Huldigungen irgendwie beeinflußt zu werden schien. Sie war immer bewundert worden und verdiente es vollkommen auch in ihren eigenen Augen. Sie war immer zierlich, immer manierlich, über ihren Lebenswandel ließ sich im Ernst nichts sagen, — mit einem Wort: sie war tugendhaft. Und wer würde die Tugend nicht bewundern?

Endlich holte Minchen zum achten und letzten Male das blaue Leitband und knüpfte es an Trims Vatermörder-Halsband. Heute schlug man Minchens Lieblingsweg ein, den selben, auf dem Trim einst das Weite gesucht hatte. Als er in die Nähe der gefährlichen Stelle kam, faßte ihn eine heftige Unruhe. „Was hast Du plötzlich," fragte Leda, „Du zitterst ja am ganzen Leib? Friert Dich etwa?" „Unsinn," rief Trim mit einem vernichtenden Zornesblick, „ich — ich rieche — riechst Du nichts?" „Nein," bekannte Leda und hob gleichmüthig das schwarze Stumpfnäschen ein Bischen aus dem Lockengewirr heraus. „Wilde Kaninchen müssen in der Nähe sein," schnob Trim, „nein — warte mal —," er schnupperte noch heftiger, „ich glaube — ich rieche — ja, wirklich, es ist ein Dachs! Dachs! Dachs!" meldete er laut und schnob so heftig, daß der Staub von der Fährte flog und Minchen die Leine fester faßte. „Rege Dich doch nicht so unnöthig auf, Trim," mahnte Leda, was geht Dich denn dieser Dachs an? Und zerre nicht so unmanierlich an der Leine! Geht Fräulein Minchen die Geduld aus, so bekommen wir verdünnte Milch bei der Heimkehr."

Hosted by Google

Trim stand seufzend still. Leda wußte nicht, ob er Athem schöpfte oder sich besann. „So ists recht," lobte Fräulein Minchen, „Du bist ein artiger Hund;" und sie wollte sich bücken, um ihn zu streicheln, — aber in dem selben Augenblick flog er davon wie der Pfeil von der Sehne und war verschwunden und mit ihm das blaue Band, das er der führenden Hand entrissen hatte.

Minchen stand wie erstarrt. Leda setzte sich hin und heulte; ob sie die Unzuverlässigkeit des stärkeren Geschlechtes im Allgemeinen oder Trims Treulosigkeit im Besonderen beklagte, verstand Fräulein Minchen nicht, aber sie würdigte Ledas Schmerz und Beide traten gleich enttäuscht, gleich moralisch entrüstet, zusammen den Heimweg an.

Gegen Abend stellte Trim sich geräuschlos ein. Fräulein Minchen würdigte ihn keines Blickes, sondern sagte nur verächtlich: „Abenteurer!" Aber Leda rümpfte die Nase und knurrte empört. „Wie siehst Du aus, pfui, komm mir nicht nah, bis Du Dich gesäubert hast!" Trim wälzte sich auf allen Matten in der kleinen Wohnung und kroch dann kleinlaut in seinen Korb. Leda thronte tugendstolz in dem ihrigen und legte den Kopf auf die andere Seite, um ihn nicht zu sehen. Trim tröstete sich mit einem Knochen, den er in seinem Korbe fand, und mit der Kräftigung kam auch neuer Muth über ihn: er lugte über den Rand seines Korbes hinweg und flüsterte zärtlich: „Leda, bist Du mir böse?" „Gewiß," gab Leda zurück, „und nicht ohne Grund. Konntest Du nicht bei Minchen und mir bleiben? Mußt Du immer verbotene Wege gehen?" „Aber Leda," rief Trim vorwurfsvoll, „ich sagte Dir doch, ich hätte eine Dachsspur gefunden! Denke Dir doch: eine Dachsspur! Und so frisch war sie, sage ich Dir, sie roch so scharf, daß ich den geschmeidigen Feind vor mir sah. Ein Dachsbau mußte ganz in der Nähe sein; und ich habe ihn gefunden, Leda, ich bin darin gewesen und habe den Dachs hinausgetrieben! Erst setzte er sich zur Wehr, aber ich faßte ihn, siehst Du so" — und Trim sprang erregt auf und wollte Leda fassen, diese aber bereitete der Vorstellung ein jähes Ende, indem sie gähnte: „Sei so gut und verschone mich mit solchen rüden Jagdgeschichten. Ich verstehe nicht, wie ein gesitteter Hund um eines Dachsbaues willen sich so zurichten kann. Du siehst aus wie ein Landstreicher, Dein linkes Ohr ist zerfetzt und blutig und — nimm es mir nicht übel — Du riechst schlecht." „Was thut denn Das," rief Trim mannhaft, „es war doch herrlich! Nein, wie konntest Du nur sitzen bleiben, als ich auf und davonging! Natürlich dachte ich, Du kämest mir nach. O Jagen! Jagen! Die Spannung, ob man den Feind stellt, die Wonne, wenn man ihn hat, der Rausch, wenn man siegt! Was machen denn da ein paar Blutstropfen oder zerfetzte Ohrlappen aus! Glaubst Du, man dächte nur daran?" Er wartete vergeblich auf Antwort; Leda war schon eingeschlafen.

Am anderen Tage ging Minchen allein mit Leda spaziren und ließ

Hosted by Google

Trim daheim. Aber der Postbote kam, ließ die Flurthür offen und Trim entschlüpfte. Er nahm sich vor, Minchen und Leda einzuholen und sie zu begleiten, aber bald spürte er wieder die Fährte des Dachses auf und da war Alles vergessen, Minchen und Leda, süßer Rahm und Rutenstreiche: er jagte. Es ging auch über eine Wiese hinweg, wo der Förster eine Fuchsfalle aufgestellt hatte. Trim trat hinein und — o weh! — war gefangen. Von Schmerzen gequält, lag er auf dem Rücken, eine Vorderpfote in das tückische Eisen eingeklemmt. Er heulte und winselte und es dünkte ihn, er läge eine Ewigkeit dort, bis er endlich in der Ferne Ledas Stimme hörte. Er klagte, so laut er konnte, und nach einiger Zeit standen Minchen und Leda an seiner Seite. Während Leda ihn liebreich leckte, öffnete Minchen die Falle, nahm den halbtoten Trim auf den Arm und trug ihn nach Hause. Stunden lang legte sie ihm nasse, kühle Umschläge auf die gequetschte Pfote und reichte ihm alle seine Leckerbissen, während Leda stillbetrübt neben ihm saß. Trim leckte dankbar Fräulein Minchens sanfte Hand und sah flehend zu ihr auf. „Ja, ja," meinte Minchen, „nun wirst Du Dir wohl die Hörner abgelaufen haben."

Als Trim am anderen Morgen mit Behagen seine Milch geschlürft hatte, glaubte Leda den Zeitpunkt zu einer Bemerkung gekommen und hub an: „Ich mache Dir keinen Vorwurf, Trim, denn Du bist bestraft genug, ich frage Dich nur, wie ist es möglich, daß Du so handeln kannst? Wenn wir nicht kamen, verhungertest Du elendiglich. Was treibt Dich nur weg? Das sage mir. Gefällt Dir Dein Korb nicht? Oder magst Du die Milch nicht mehr? Oder bin ich Dir vielleicht nicht hübsch genug? Und doch muß ich, ohne eitel zu sein, gestehen, daß ich nicht ganz reizlos sein kann, denn ich habe viele Anträge" . . . Trim schloß ihr auf wirksame Weise das Mäulchen, in dem er zärtlich ihr Gesicht leckte; als er aber ermüdet abließ, nahm Leda das Thema unbeirrt wieder auf. „Mir scheint, Trim", schloß sie, „daß Du es hier sehr gut hast und Dich einer schreienden Undankbarkeit schuldig machst." „Leda, Leda", rief Trim da schmerzlich gekränkt, „Du irrst! Ich liebe Dich und verehre unsere gute Herrin, ich wollte Euch einholen und begleiten und hätte es gethan, wenn nicht die Dachsfährte gewesen wäre. Leda, Leda, stelle Dir doch vor: wenn ich ihn gefaßt hätte! Doch was rede ich so? Wenn Du nicht weißt, was jagen ist, weißt Du auch nicht, was leben ist. O die Jagd! Die Jagd! Siehst Du, Du sprichst von den guten Tagen hier. Ja, wir haben eine schöne Stube und bekommen fette Milch und saftiges Fleisch, aber was ist das Alles im Vergleich zur Jagdlust! Lieber Hunger und Durst und Kälte leiden, als gefangen sein und nicht jagen dürfen. So ging es mir auch heute. Als ich die Dachsspur roch, wußte ich nicht mehr, was ich that, vergessen war alles Andere, nur vorwärts, vorwärts, — auf den Dachsbau los! Da trat ich in die Falle" . . . . „Und lägest noch darin", vollendete Leda, „wenn wir Dich nicht winseln hörten. Aber ich

Hosted by Google

sehe wohl, weder nach Minchens Zorn noch nach meinem Schmerz fragst Du weiter; was kümmert es Dich auch?" Da fing Trim noch einmal an, zu schmeicheln, und er war so zärtlich und so zerknirscht und gelobte so ernstlich Besserung, daß die Schmollende Gnade für Recht ergehen und ihren letzten Groll schwinden ließ. In inniger Eintracht fand Minchen das Paar in einem Korbe und störte zartfühlend die Weihe des Augenblicks mit keinem Worte.

Ueber eine Woche war Trim leidend. Dann war die Pfote geheilt, der Schrecken bei Allen etwas verwunden. Zur Feier der Genesung wandelte man selbdritt den Waldweg entlang, den Minchens konservativer Sinn bevorzugte. Sie war überzeugt, daß Trim jetzt für immer von seiner Jagdliebhaberei geheilt sei. Mit ruhigem Anstand hielt er neben Leda Schritt, so daß diese mit heimlichem Stolz auf den ansehnlichen und, wie sie annahm, gebesserten Begleiter blickte und den stillen Neid ihrer Standesgenossinnen bei jeder Begegnung zu fühlen glaubte. Aber da kam die verhängnißvolle Stelle . . . Trims Augen glühten, die Flanken zitterten, der Athem schnob . . . und wie der Blitz war er auf und davon.

Minchen rief überlaut, Leda heulte mit eingezogenem Schwanze, aber Beide verstummten jäh, als in der Nähe ein Schuß fiel. „Das ist der Jäger", schrie dann Minchen, „Trim, Trim, wo bist Du?" Sie hastete vorwärts in der Richtung, wo der Schuß gefallen war, und hieß Leda suchen. Bald heulte diese laut auf und gab der Herrin zu verstehen, daß sie den Gesuchten gefunden habe. Keuchend vor Anstrengung und Aufregung bahnte Minchen sich den Weg zu der Stelle, wo der arme Trim lag. Die Kugel hatte ihn getroffen, er blutete aus einer kleinen Wunde in der Seite. Minchen verband ihn, so gut sie konnte, mit ihrem Taschentuch und trug ihn vorsichtig nach Hause. Trim lag ruhig in seinem Korbe, nur ab und zu winselte er und athmete schwer; der Thierarzt erklärte aber, es sei um ihn geschehen, er werde den Morgen nicht mehr erleben. Leda saß treulich neben ihm, leckte ihn und sah ihn tieftraurig an. „Es war doch schön, liebe Leda", sagte Trim leise, „ja, wenn ich nur noch einmal jagen könnte!" . . . Bald stellte sich starkes Fieber ein. „Bist Du da, Leda", rief er wiederholt und war zufrieden, wenn sie ihn leckte. Einmal noch wurden seine Augen hell: da sah er deutlich, wie Fräulein Minchen in ihrer weißen Nachthaube mit der getollten Krause sich weinend über ihn beugte und eine große Thräne an der langen Nasenspitze hing. Dann wurde es wieder dunkel. Minchen legte ihm ein frisches feuchtes Tuch über; da glaubte er, er käme in den kühlen Dachsbau. „Leda", rief er, „Leda, ich hätte den Dachs doch gefaßt, wenn nicht der Jäger . . . ."

Dann war er tot. Fräulein Minchen begrub ihn im Garten hinter dem Hause und stellte einen blühenden Rosenstock auf den kleinen Hügel.

Elisabeth Gnauck-Kühne.

Hosted by Google

Ferienbörse.

Wenn die Ueberfüllung des Marktes mit Industriewerthen ein Unglück ist, dann giebt es dagegen ein ziemlich wirksames Mittel: man braucht die deutschen Staatspapiere einstweilen nur nicht mehr dreiprozentig zu machen. Gute Kenner des Geldmarktes glauben, Preußen und das Reich würden sich eines Tages sogar wieder zu vierprozentigen Renten entschließen; allzu wahrscheinlich ist aber, daß man zunächst wenigstens auf den $3^1/_2$prozentigen Satz zurückkommt, obwohl z. B. die neue dreiprozentige sächsische Rente sofort unter ihren Emissionkurs zurückging. Wie entschieden sich das Publikum jetzt von niedrig verzinsten Anlagen abwendet, Das dürfte sich besonders im nächsten Jahr zeigen, wenn erst die Kautionen bei uns den Eigenthümern wieder eingehändigt werden. Die preußischen Beamten sind gewiß konservativ und an ein enges Sparsystem gewöhnt; aber wir werden sehen, wie groß die Zahl der kleinen Posten von Konsols ist, die dann alsbald auf den Markt kommen, wo sie gegen Dividendenpapiere vertauscht werden sollen. Das führt voraussichtlich zu einem Kursdruck, der Herrn von Miquel einsehen lehrt, was er mit der Aufhebung der Kautionen eigentlich heraufbeschworen hat. Der kluge Finanzkünstler hatte hier neben der Befriedigung eines gerechten Anspruches auch noch praktische Zwecke im Auge: die Verwaltung der Kautionen war ihm zu kostspielig geworden. Die Kursrückgänge könnten aber noch theurer zu stehen kommen, denn seit Jahr und Tag ist die Sehnsucht nach Gewinnen an Industriepapieren so gewachsen, daß selbst viele Beamte von Dividendenpapieren träumen. Trotzdem werden natürlich die elf Serien russischer Obligationen, die ein Ukas des Zaren eben geschaffen hat, nach und nach von deutschen Käufern aufgenommen werden; für solche gute und leidlich verzinste Werthe ist heute immer ein Publikum da. Und es erhebt sich nicht einmal eine Stimme dagegen, wenn, wie jetzt bei der Warschau-Wiener Bahn, im Zarenreich die Bedingung gestellt wird, daß alles nöthige Eisenbahnmaterial nur in Rußland selbst fabrizirt werden darf. Das Wichtigste, das Geld, müssen wir beschaffen; das Material aber, an dem am Meisten verdient wird, soll uns systematisch entzogen werden, obwohl unsere Hütten bei Lieferungen ja erst noch mit dem hohen Zoll zu rechnen hätten. Auch gegen Rußland sollten unsere Großindustriellen einig zusammenstehen, wie es im vorigen Heft für unser Verhältniß zu den Franzosen gefordert wurde. In Petersburg hängt es vom Belieben der Regirung ab, ob sie einer deutschen Firma eine Konzession ertheilen will oder ob ein Russe vorgeschoben werden muß, und Herr Witte käme vielleicht manchmal in Verlegenheit, wenn unsere ersten Fabriken und Werke etwas stolzer wären.

An der Börse giebt man sich jetzt keinen Geldsorgen hin; eher sind in den Bankregionen solche Sorgen zu spüren. Wie einst Jahre lang der ganze Effektenverkehr von den Eisenbahnbauten getragen wurde, so ist heute — und wohl noch für Jahre hinaus — unsere ganze Hochfinanz mit der elektrischen Industrie beschäftigt. Dieser Zustand scheint nur so lange solid, wie man die Dispositionfähigkeit unserer Geldgeber nicht vorsichtig beachtet. Es geht da wie mit einem Hause, dessen Erbauer ein reicher Mann versprochen hat, die Mittel zum Bau zu liefern.

Hosted by Google

Der Reiche rechnet sich die gewöhnliche Bauzeit eines Hauses aus und meint, er werde zu den bestimmten Terminen das Geld schaffen können. Nun baut aber der Unternehmer ungleich rascher, als wir es sonst gewöhnt sind, und die Baarmittel sind nicht so schnell aufzubringen. Aehnlich ist heute das Verhältniß zwischen Banken und Elektrotechnik. Seit Jahren war Alles auf große Anforderungen vorbereitet, aber das Tempo der Entwickelung hat sich über Erwarten beschleunigt. Diese Ueberstürzung kann noch eine Weile dauern, bis auch keine künstlichen Mittel — ich meine den Kredit unserer Großbanken in Paris und London — mehr helfen können. Dann wird es nur noch die Alternative geben: Versumpfung einer großartigen Industrie oder Erweiterung der Notengrenze unserer Reichsbank, also auch Erhöhung des Kapitals. Die äußerliche Decentralisation unserer elektrischen Unternehmungen hilft nicht. Sachsen, wo eine besondere Elektrizität-Gesellschaft gegründet wurde, um sächsisches Kapital heranzuziehen, liefert doch auch nur deutsches Geld. Noch umständlicher sind die Verhältnisse bei Gründungen im Auslande, wo wir zunächst doch die Kapitalien vorlegen müssen und sie dann nur langsam wieder placirt sehen. Es giebt aber Länder, wie z. B. Chile, Argentinien, Brasilien, wo alle deutsche Finanzkunst bei den Eingeborenen aus leicht begreiflichen Gründen unwirksam bleibt. Da verdient die erste Gesellschaft am Agio und dann noch einmal an den zu liefernden Maschinen, während ihre zweite — exotische — Gesellschaft später sehen kann, wo sie bleibt.

Das Börsengeschäft ist still. Wenn der Optimismus sich nicht täuscht, wird wenigstens Berlin wieder lebhafter werden; an die anderen Börsen darf man vorläufig aber keine allzu großen Hoffnungen knüpfen. Ein einziges Spekulationpapier tritt stärker hervor: Northern-Pacific. Man hofft nämlich, das Ende des Krieges gegen Spanien werde in Amerika einen neuen großen Aufschwung bringen. Uebrigens haben unsere Börsen bei mancher Siegesnachricht aus Washington recht komische Zweifel geäußert, während doch Alles, was amtlich von drüben gemeldet wurde, sich bisher als vollkommen wahr erwiesen hat.

Interesse erregt auch in Deutschland die Reorganisation der großen Baltimore- und Ohio-Bahn, deren Bonds in Pfund Sterling lauten und meist in England liegen und deren Zahlungeinstellung einst recht überraschend kam. Da der Erfolg stets Wunder wirkt, so hat das selbe new-yorker Bankhaus, das die schwierige Reorganisation der Union-Pacific-Bahn so glücklich für sich und seine Konsorten durchführen konnte, in Gemeinschaft mit einem anderen deutsch amerikanischen Haus auch die Sanirung der Baltimore- und Ohio-Bahn erhalten. Weltfirmen wie Morgan und Baring mußten ihre vornehme Zurückhaltung aufgeben und diesen Bankhäusern freundlich entgegenkommen. Das bedeutet vielleicht für die ganze amerikanische Hochfinanz einen Wendepunkt, einen Sieg des fremden Elementes. Morgan, Baring und ähnliche Größen waren bekanntlich die Emittenten der jetzt nothleidend gewordenen Prioritäten. Der Begriff „Saniren" hatte früher in der Union allerdings eine andere Bedeutung als bei uns. Damals kümmerten sich die rücksichtlosen Railroadmen nicht um die wirkliche Verbesserung der Bahn, sondern nur um die stets mit Raffinement geübte Kunst, den bestehenden Zinsendienst kräftig zu beschneiden und auf dessen Kosten ein Gebäude von neuen Verpflichtungen zu errichten, an dem sie, die Reorganisatoren der Bahn, sich insgeheim beträchtliche Interessen geschaffen hatten. Die Angelegenheit der Union-Pacific-Werthe mußte

Hosted by Google

natürlich schon ganz anders angefaßt werden und auch bei der Baltimore- und Ohio-Bahn dürfte es anständiger zugehen. Selbstverständlich fordern die beiden führenden Bankhäuser zunächst mindestens ein Prozent „Kommission." Das macht bei den hier in Frage kommenden ungeheuren Kapitalien schon etwa $1^1/_2$ Millionen Dollars. Uebrigens giebt es auch Fachleute, die nicht, wie die Börsen, glauben, daß einzelne new yorker Bankfirmen künftig so reich wie Rothschild werden können.

Die ausländischen Plätze wirken im Allgemeinen jetzt nicht allzu sehr auf die deutsche Stimmung. Wien würde mehr zur Geltung kommen, wenn ihm Pest nicht Konkurrenz machte. Das ist ein Dualismus, den das Ausland nur schwer verträgt. Die hier neulich geschilderten Erntehoffnungen der Ungarn sind inzwischen arg verhagelt. Die Erleichterungen, die von dem neuen österreichischen Aktiengesetz erhofft werden, können nicht recht wirken, so lange man den unternehmungslustigen Leuten in Wien ihrer Abstammung wegen das Leben schwer macht.

Die Verschiebung der pariser Coulisse nach Brüssel kann die Bedeutung der einstigen pariser Börse nicht ersetzen. Natürlich: wenn z. B. in einer Viertelstunde fünfzig Millionen für italienische Rente gebraucht werden, kann in Brüssel ein so wichtiger Entschluß nicht so schnell gefaßt werden, wie es doch nöthig wäre. Außerdem hat man an einen möglichen Widerstand der Belgier nicht gedacht. Die brüsseler Agents waren gewöhnt, wenig zu handeln und viel zu verdienen; jetzt, bei der neuen Konkurrenz, kann es leicht umgekehrt kommen.

An Gründungen fehlt es bei uns noch immer nicht. Im Juni haben die industriellen Unternehmungen Englands ungefähr 1800000 Pfund Sterling an neuen Kapitalien gebraucht, — eine Summe, die in Deutschland gewiß an manchem Tage für Gründungen bewilligt und ausgegeben wurde. Selbst Schiffahrtgesellschaften brauchte England im Juni nur mit 300000 Pfund auszustatten; bei uns brachte allein der Norddeutsche Lloyd 26 Millionen junger Aktien auf den Markt. Unsere Rhedereien sollten übrigens mehr an ihre Aktionäre als an die angeblichen Pflichten der Repräsentation denken. Durch die ewigen Festfahrten, Frühstücke und Bankette mit und ohne Tischreden wird im Grunde doch weder die Summe der Subvention noch die Zahl der Passagiere erhöht. Keine Industrie der Welt giebt so viel Geld für unnützliche Reklame aus wie die großen bremer und hamburger Rhedereien und man muß beinahe schon annehmen, daß diese Mühen und Aufwendungen zum großen Theil unterbleiben würden, wenn sie nicht mit persönlichen Annehmlichkeiten verknüpft wären. Unsere Bahnverwaltungen haben selten oder nie Etwas verschenkt. Die neuen Gründungen betreffen mehr kleine Objekte, deren Aktien vorläufig im Besitz des Uebernahmekonsortiums zu bleiben pflegen.

Der Montanmarkt könnte lebhafter sein; dafür sprechen die allgemeinen Aussichten des Hüttengewerbes und besonders die Kämpfe zwischen Hausse und Baisse, die jetzt wieder um Bochumer toben, genau wie im vorigen Jahr. Es ist, als sollte das selbe Stück noch einmal aufgeführt werden. Das Publikum sitzt vor dem Vorhang, hört beständig von Dividendenbeschlüssen und erwartet gespannt den Beginn des Schauspieles, — nämlich die entscheidende Aufsichtrathssitzung. Pluto.

Hosted by Google

Theaternotizbuch.

Die Epochen, in denen die berlinische Theatergemeinde alljährlich Genies entdeckt, pflegen sonst mit dem April zu schließen. Diesmal hat noch der kühle Junimond eine Entdeckung gebracht, vielleicht, weil vorher beim besten Willen nichts Rechtes zu fischen war und die Kritiker nicht in die Ferien gehen mochten, ohne dem Publikum ihre Anglerkünste bewiesen zu haben. Der Winter war ohne neue Genie-Emission vorübergegangen — die Damen Réjane, Yvette Guilbert und Sandrock konnte man doch in der Spreestadt nicht gut mehr entdecken — und so fügte es sich erfreulich, daß der Rosenmonat eine in Wien wegen der Munterkeit ihres Wesens beliebte Spielerin nach Berlin führte: Fräulein Hansi Niese, deren Vorname, wie Jeder bekennen muß, schon recht neckisch klingt. Die Dame schreibt auch für Zeitungen und hat in einem berliner Blatt neulich erklärt, sie sei von der Hauptstadt des Deutschen Reiches und von deren Bewohnern ganz entzückt, vom Publikum und besonders von der wohlweisen Kritik; in Wien werde sie ja auch gelobt, gewiß, aber man fertige ihre Leistungen da mit ein paar Zeilen ab, während sie hier ganze Spalten über sich lesen könne. Die fidele Dame hat Recht. In Wiens alte Theaterkultur wird höchstens von eingewanderten Provinzialen mitunter die Parvenuneigung verschleppt, immer neue Wunderkinder auf der Bühne zu entdecken, und die kritisch gestimmten oder von Amtes wegen zur Kritik berufenen Besucher des Raimund-Vorstadttheaters haben Fräulein Niese wohl noch nie als ein Genie angestaunt. In Parvenupolis aber las man über die Spielerin, die in leichten, unbeträchtlichen und dankbaren Possenrollen auftrat, allerlei Fabeldinge. Eine große Persönlichkeit. Ein humoristisches Genie vom Wuchs der Gallmeyer. Eine Naturalistin, deren „vollsaftige Gestaltungskraft" sich erst an den bekannten Meisterwerken der „neuen Richtung" in ihrer ganzen Stärke bewähren werde. Wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, las ich irgendwo auch Etwas von einer „lachenden Duse". Das ließ immerhin Einiges erwarten. Weshalb sollten die Wiener, die Matkowskys große Natur nicht empfanden, sich nicht auch in der Beurtheilung einer Soubrette geirrt haben? Mir fiel ein, daß der Burgschauspieler Costenoble, ein feiner, selbst von Grillparzers und Bauernfelds jungem Ruhm nicht geblendeter Kritiker, über Demoiselle Huber, Raimunds erste Partnerin in der Leopoldstadt, 1822 in sein Tagebuch schrieb: „Die Wiener wollen diese Kunstperle nicht als echt würdigen und meinen, Das sei nichts Großartiges, weil es in lokaler Mundart und nicht auf der Hofbühne geboten werde." Das selbe Schicksal mochte am Ende der jüngsten Nachfolgerin der Huber den höchsten Ruhm geraubt haben. So lenkte ich denn ins Thalia-Theater, wo früher Herr Adolph Ernst mit seiner Bande unter dem Beifall der kritischen Häuptlinge den Geschmack verdarb, neugierig und froher Hoffnungen voll den Schritt, um Fräulein Niese zu sehen.

Sie spielt die wirksamste Rolle in der Posse „Im Fegefeuer", die das wienerische Kleinbürgerleben und das Leid eines in dieser Stickluft der Hochzeit entgegenharrenden Brautpaares zeigen möchte, allzu bald aber in der ältesten Schwankschablone stecken bleibt. Die Rolle ist im Theatersinn gut: ein kerngesundes Mädel, das sich von zimperlichen Vorurtheilen den hellen Kopf nicht verdunkeln läßt, mit keckem Schnabel Jedem die Meinung gerade ins Gesicht sagt und dem Liebsten, wenn er Lust hat, die küßlichen Lippen nicht weigert. Und Fräulein Niese ist

Hosted by Google

wirklich sehr nett; robust, kugelrund, derb und drall, mit einem herzhaft frischen Ton und einer komisch wirkenden hastigen Energie in den eckigen Bewegungen. Sie bringt ihre Schlagwörter mit schlauer Berechnung des Effektes an die Hörer und versteht, obwohl sie nicht hübsch ist, sich schnell beim Publikum einzuschmeicheln. Schlimm ist die geringe Ausdrucksfähigkeit ihres Gesichtes; die Fettpolster der Wangen bleiben fast immer unbewegt und in die vergnügten Aeuglein dringt kaum je ein Widerschein der wechselnden Stimmungen inneren Lebens. Und monoton, wie der mimische Ausdruck, erscheint auch die Sprache dieses Temperamentes. Wenn die Soubrette ein paar Szenen lang auf den Brettern herumgetollt hat, kennt man sie ganz genau und wartet vergebens dann auf einen neuen Ton. Im zweiten Akt singt sie ein Couplet, in dem sie die Barrisons, eine französische Chantant-Diva und die stimmlosen Liedersängerinnen deutscher Tingeltangel zu parodiren versucht. Das sollte sie nicht thun. Sie kann es nicht, kommt über ein eifriges Dilettantenthum nicht hinaus und lehrt die Berliner erst erkennen, wie sicher Frau Dora solche Künste beherrscht. Die ganze Leistung aber hinterläßt einen angenehmen Eindruck. Man lauscht lachend der lustigen Dame, die in ihrem Fach die besten Muster studirt und ihnen viel Gutes und Wirksames abgeguckt hat. Man sieht nicht eine starke Persönlichkeit, die es „anders macht", als mans bisher sah, aber man freut sich an einem frischen Frauentemperament, in dem die alten Schelmengeister des österreichischen Lokalsängerthumes scherzend wieder die Flügelchen regen.

Scherer hat Lessings sieghaft gesunde Franziska, einmal „die verbesserte Auflage jener Lisetten" genannt, „die der Dichter in früheren Lustspielen nach französischem Vorgang als Maschinistinnen verwendet hatte." Er hätte, statt von Lisetten, auch von Soubretten sprechen können. Maschinistinnen waren die munteren, handfesten oder zierlichen Zofen bei Molière und Marivaux, Maschinistinnen der Handlung blieben ihre Nachkommen, die mitunter bis zum Range der „Salondamen" erhöht wurden und denen auf deutschen Bühnen oft die in französischen Komoedien seit Musssets Tagen von den Raisonneuren, den beredten Erben des geistreichen Herrn Tiberge, gespielte Rolle zufiel. Wie sich mählich da ein Rangwechsel vollzog, wie die Schelmenkinder aus dem Gesindezimmer zuerst in die Gute Stube und später sogar in den mit allem Komfort der pariserischen Neuzeit ausgestatteteten Salon der Blumenthalepoche vordrangen, wie aus derben Küchendragonern gemüthvolle Mädchen, aus den gräßlich gemüthvollen L'Arronge-Sprossen die Baroninnen von Blumenthals Gnaden wurden und wie, während die Operettengroßmacht im hellsten Glanz erstrahlte, die stärksten Theatertalente sich dem neuen, reicheren Gewinn verheißenden Kult zuwandten: Das zu schildern, wäre schon deshalb lohnend, weil die Schilderung allerlei interessante Ausblicke auf gesellschaftliche Wandlungen bieten und uns endlich den ersten Versuch einer soziologischen Dramaturgie bescheren könnte, die wir noch immer vermissen. Heute, wo ich, von zwei Nachtfahrten ein Bischen verstört, aber mit neuen lehrreichen forensischen Erfahrungen von der zweiten Verurtheilung wegen „Groben Unfugs" aus München heimkehre, fühle ich mich für diesen Versuch nicht gestimmt und wollte nur schnell davor warnen, in der Besonderheit eines Stammestemperamentes wieder einmal eine Bekundung hoher und höchster Kunst zu erblicken. Der Soubrettentypus hat sich in Oesterreich am Längsten in seiner Reinheit erhalten und irgend ein Fräulein Pepi, Mizi oder Hansi hat auf wiener Bühnen immer sein neckisches, Heiterkeit weckendes Wesen getrieben.

Hosted by Google

In diesen mehr oder minder holden Damen lebte stets ein Stück von dem Genius eines frohen, zum Spott und zur „Hetz" aufgelegten Volkes; aber man sollte sich hüten, jede von ihnen nun gleich als ein Kunstgenie anzupreisen. Ein Genie mag Therese Krones gewesen sein, von der Costenoble sagte, „sie besitze zwar nicht die Feinheit und Dezenz der Huber, könne aber durch ihren genialen Vortrag selbst das Gemeine erträglich machen", vielleicht auch die Wildauer, die als vierzehnjähriges Kind schon die Wiener in Gurlirollen entzückte. Genial mochte man die Gallmeyer nennen, deren Tonschatz unerschöpflich schien, die den Zauber einer ungewöhnlich starken Persönlichkeit auf die Bretter brachte und mit einem Blick, einer Geberde, einem jähen Ruck des Leben sprühenden Kopfes die Gründlingschaar im Parterre beherrschte, oder die Geistinger, deren urwüchsige Kraft geringer war als die der gehaßten Rivalin, die aber durch Grazie und Takt, durch den Reiz eines beweglichen Geistes und eines schönen, in fleißiger Selbstzucht disziplinirten Frauenleibes fast noch größere Wirkungen gewann. Wer die Gallmeyer als Therese Krones, als Stallmagd in „Hohe Gäste", als Heldin der „Luftschlösser", wer die Geistinger als Helena, Schustersfrau Leni, in den Kreuzelschreibern, als Großherzogin von Gerolstein und als Näherin gesehen hat, Der wird von dem Fräulein Niese nur sagen können, daß sie die wienerische Possentradition geschickt verwaltet und eine gesunde und lustige Vertreterin angenehmer Epigonenkunst ist. Mehr als an die großen österreichischen Soubretten erinnert sie an die Bühnenberlinerin Ernestine Wegner. Aber die Wegner hatte, was dem Fräulein Niese völlig fehlt: Mädchenanmuth; sie konnte das Aeußerste wagen, das Derbste, Rüdigste aussprechen, weil es aus ihrem kleinen Munde, über dem zwei freundliche Mädchenaugen lachten, immer liebenswürdig klang. Die Wegner war ein graziöser Komiker; Fräulein Niese ist eine gute wiener Soubrette, — nicht so echt in ihrem Wesen wie in ihrem eigensten, freilich nur engen Fach unsere Frau Lehmann, nicht so reich an feinen und robusten Tönen wie Frau Conrad, die von der berliner Hofbühne nun Abschied genommen hat.

Auch Frau Conrad kam vor zwanzig Jahren aus Oesterreich zu uns. Ich erinnere mich aus der Gymnasiastenzeit noch ihrer Gastspiele. Sie trat als „Grille" auf, als Landmädchen in den „Hagestolzen" und als Theaterkindlein in dem verschollenen Einakter „Sie hat ihr Herz entdeckt". Der Boden war für die neue Spielerin heiß. Zur Lustspielgarde der Hofbühne gehörten damals Döring, Krause, Berndal, Liedtke, Vollmer und die Damen Frieb-Blumauer, Keßler und Meyer. In der Intendantenloge gab den Ton der alte Theaterprofessor Werder an, der die Birch-Pfeiffer und die Goßmann noch als Naive gesehen hatte und von dem Nachwuchs schwer zu befriedigen war. Und das Publikum, vor das Fräulein Conrad trat, war in den für das Gastspiel gewählten Rollen an Hedwig Niemann und Helene Hartmann gewöhnt. Dennoch siegte das kleine, tapfere Fräulein sofort. Sie war jung, frisch, resolut, konnte herzlich lachen und weinen und schien eine starke Natur. Leider hat sie nicht alle Hoffnungen erfüllt, die man an ihr erstes Erscheinen knüpfen durfte. Es zeigte sich bald, daß ihrer Thätigkeit zwei Schranken errichtet waren: sie war und wurde nicht hübsch und sie konnte nicht elegant scheinen. Schon für das heilbronner Käthchen, dessen Kinderton sie getroffen hätte, reichte ihr Reiz nicht und vor den mondänen Mädchen der neuen Salonlustspiele mußte ihre derb zupackende Art ängstlich behütet werden. Sie lernte nie ein Modekleid mit Anmuth und Würde tragen, war immer schlecht angezogen, galt beim Thiergartenfreisinn, dem Beherrscher

Hosted by Google

des berlinischen Theatergeschmackes, deshalb nie für voll und konnte beim eifrigsten Willen nicht in die dünne Haut höherer Komoedientöchter schlüpfen. Sie wirkte, wenn sie ein Ballkleid trug, wie ein frisirtes Dorfkind auf einer Bankierhochzeit. Dafür tobte sie sich als Puck allerliebst aus und ward in Molières Soubrettenrollen leicht heimisch. Später erwuchs ihr eine neue Gefahr: ihr sicherer Bühneninstinkt beugte sich einem fremden Willen und sie setzte sichs in den Kopf, um jeden Preis „modern" zu werden, obwohl ihr ganzes Wesen so unmodern wie möglich war und im Grunde stets auf den Ton der Rührstückezeit gestimmt bleiben mußte. Die Duse hatte ihrs angethan, — vielleicht auch der rasch wachsende Ruhm der Frau Sorma, der sie, als der unendlich reicheren und feineren Natur, doch nie gleichen konnte. Seitdem ging das Beste, die bubenhaft kindische Unbewußtheit, ihrem Spiel verloren; sie wurde künstlich, errechnete klug die modernen Mächlereien und bemühte sich im Schweiß ihres Angesichtes, einem hohen Adel und verehrlichen Publiko zu zeigen, wie sorgsam sie nach den besten Mustern ihre Rollen „studirt" habe. Als sie so weit gelangt war und obendrein noch ihrem Berather, dem aus Insterburg gebürtigen, allgemach aber, wohl unter der Wirkung des Pilsener Bürgerbieres, zum österreichischen Patrioten herangereiften Herrn Schlenther, die Hand zum Ehebunde gereicht hatte, wurde sie — beinahe ists überflüssig, es noch zu sagen — von der Meute dieses behenden Strebers nach allen Regeln der Kunst entdeckt. Das ist des berlinischen Landes so der Brauch. Die in rundlicher Unschönheit alternde Dame spielte das im Kindertraum wimmernde Hannele, spielte die nicht zu verfehlende Melodramenrolle mit dem ganzen Aufwand einer in langer Dienstzeit erworbenen Routine, ohne den leisesten Hauch des kränklichen Reizes, der die Fiebernde umleuchten soll, und die Auguren blickten einander ins treue Mannesauge und meinten, hier sei, im hauptmännischen Bethlehem, der deutschen Bühnenkunst ein neuer Genius erwacht. Lange dauerte die Freude nun freilich nicht; der gemalte Weberhimmel wurde aus dem Hofschauspielhaus entfernt, andere Hanneles kamen und bewiesen selbst den Blindesten, wie leicht die auf Schreckenskammereffekte gestellte Rolle zu spielen ist, Frau Sorma wuchs als Rautendelein zum Abgott des Hauptmannshaufens heran und die arme Frau Conrad mußte hören, das Publikum wolle sie nicht länger mehr als Vertreterin munterer Jugend dulden. Immerhin hat sie im Genierang ein höheres Alter erreicht als sonst die Entdeckten. Gewöhnlich leben die berlinischen Theatergenies nur ein paar Monate und werden, wenn sie nach einer Pause mit dem alten Anspruch wiederkehren, von den einstigen Bewunderern nicht mehr anerkannt. Frau Conrad wird in Wien jetzt Muße haben, der Frage nachzudenken, ob es für ihre Kunst nicht besser gewesen wäre, sich der individuellen Art anzupassen, die sie auf den Weg der Meisterin Hedwig Niemann wies, statt an des strebenden Freundes Hand den Eintagsruhm der Modernität zu suchen. Und auch das mit geringeren Gaben ausgerüstete Fräulein Niese sollte sich von dem warnenden Beispiel schrecken lassen. Weil die vergnügte Dame in einem Dialektstück recht artig geweint hat, wollen die führenden Geister unserer sogenannten Theaterkritik sie flink zur Tragoedin machen. Sie bleibe im Donaulande und nähre sich redlich von den Resten girardischer Possenkunst; wenn sie Glück hat, kann sie dort noch das Erscheinen des Dichters erleben, der den für ihr dralles Talent und ihre derbe Gestalt am Meisten geeigneten Soubrettentypus der Proletarierzeit auf die Bühne bringt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Juli 1898.

Cid Hobson.

Vor ein paar Wochen, als über das Weltmeer die Kunde kam, der spanische Admiral Cervera habe mit seinem Geschwader den schützenden Hafen Santiagos erreicht, stimmten die Spanierfreunde im Deutschen Reich ein Jubellied an. Es giebt im Deutschen Reich nämlich Spanierfreunde, leider sehr viele sogar, und ihre Zahl ist Legion geworden, seit die verhaßten Yankees sich, ohne Europa zu fragen, erfrecht haben, den heldischen Söhnen Kastiliens den Krieg zu erklären. Warum die Yankees den Deutschen verhaßt, die Spanier ihnen ans Herz gewachsen sind? Das ist nicht ganz leicht zu erklären. Die dumpfe Furcht, die heute die Allbeherrscherin Industrie vor der amerikanischen Konkurrenz empfindet, ist an diesem Vorurtheil sicher nicht schuldlos; aber die großen berliner Banken, deren Macht doch auch nicht gering ist, sind zum beträchtlichen Theil auf die Geschäfte mit den Vereinigten Staaten angewiesen und pflegen in der Ausbeutung ihrer Einflußsphäre nicht gerade jungfernhaft schüchtern zu sein. Wenn es ihrem Herrengebot nicht gelingen konnte, aus den deutschen Centralen für öffentliche Meinung den Strom in das Lager der Amerikaner zu leiten, dann müssen andere, verborgene Kräfte ihrem Willen den Weg versperrt haben. Solche Kräfte hausen meist unterhalb der Bewußtseinsschwelle, im Lande der Vorstellungen, der Heimath aller Romantik; da wirken sie sacht, von da brechen sie in Entscheidungstunden plötzlich hervor. Unzählige Eindrücke, die nicht kontrolirt werden und keine Prüfung ertragen würden, verdichten in einem Volksempfinden sich zu einem Wahn, der das assoziative Wirken der Gehirncentren hemmt. Der heute mannbare Deutsche hat von Kindesbeinen an oft gehört, daß

Hosted by Google

der Spanier ein tugendsamer Held ist, der würdige Erbe alter Ritterehre, und er hat in dem Bürger der Vereinigten Staaten den gewissenlosen, nur auf schnöden Profit bedachten Geschäftsmann sehen gelernt. Kann, wenn er die in Schleuderfabriken schnell hingepinselten Bilder der beiden Völker vergleicht, sein Urtheil zweifelhaft sein? Dort ein stolzer, vom gespanntesten Ehrbegriff in allen Fibern beherrschter Don, dem unter dem Federhut die dunklen Augen in heldischem Feuer glühen, dessen feine und doch sehnige Rechte den Schnurrbart keck in die Höhe zwirbelt, während die Linke den faltigen Mantel um das verschlissene Prunkwams des armen Ritters schlägt, — vom Scheitel bis zur Sohle ein vornehmer Caballero, ein sieghaft strahlender Ueberwinder im blutigen Feld und im stillen, duftenden Mädchengemach. Hier der hagere Bruder Jonathan mit der langen Raubvogelnase, dem grauen Philistercylinder und dem spitzen Ziegenbart der geprellten Märchenschneider, — ein alter, kalter, nüchterner Geselle, der, wonnig grinsend, von früh bis spät seine Dollarstücke zählt, nichts im Sinn hat als sein Geschäft und Ruhm und Liebe nur kaufen kann. Der Betrachter wird zwischen Sympathie und Antipathie nicht lange zaudern: sein Auge weilt liebend auf der Hochgestalt des Helden alter Romanzen; und wenn er von Don Quixote und Don Juan, als im Grunde doch unpraktischen Leuten, nichts wissen mag, streichelt er zärtlich wenigstens die stattliche Fresserbäuche straff umspannenden Gewänder der Sancho Pansa und Leporello, die besser in unsere Alltagswelt passen würden. Auch hat er allerlei Wunderbares von Valencia, Sevilla und der Alhambra gehört, von ragenden Kathedralen, herrlichen Resten maurischer Kultur, von Guitarrenklängen, denen in hellen Nächten holde Frauen auf den Balkonen lauschen, und von dem die Sinne aufrüttelnden Gliederspiel schöner Gitanen, deren tolle Tanzlust, wie ein Wirklichkeit gewordener Dämonenspuk, mit ihren Wirbeln das Staunen des Fremden weckt. Solche Reize hat das Yankeeland der Phantasie nicht zu bieten: da ist Alles neu, Alles frisch lackirt, für den praktischen Gebrauch eingerichtet und auf den harten Ton des Zauberwortes business gestimmt; da versperrt das dichte Gesträhn des Telegraphen- und Telephonnetzes sogar den Himmel dem sehnenden Blick, Maschinenlärm ärgert von allen Seiten das überreizte Ohr, elektrische Bahnen rasseln heran, Dampfpfeifen durchgellen bei Tag und bei Nacht die qualmige Luft und selbst in die hastige Frömmigkeit, deren Pflichten zwischen zwei Geschäftsabschlüssen schnell erledigt werden, drängt sich kein mystischer Schauder... Diese Bilder sind freilich von Pfuschern, die man heutzutage gern Idealisten nennt, gemalt;

Hosted by Google

wer das Empfinden ganzer Volkheiten enträthseln will, Der muß aber stets mit der Kinderstubenpsychologie rechnen, die, wie es leider scheint, nur an solchen Pinseleien Gefallen findet. Der Durchschnittsdeutsche, der immer nur von der eklen Korruption, dem Dollarkult und der gemeinen Würdelosigkeit des amerikanischen Lebens vernommen hat, mußte, auch wenn der Haß gegen den Industriekonkurrenten nicht seinem Willen die Richtung wies, im Bann anerzogener Vorstellungen blind für die edlen Kastilianer Partei ergreifen. Zwar haben die Spanier, die skrupellosesten und tückischsten Raubritter unter den Romanen, uns in neuerer Zeit nur Unannehmlichkeiten bereitet; zwar wäre es Wahnsinn, in unserer heute mehr als seit dreißig Jahren gefährdeten politischen Lage uns zu allen übrigen Antipathien auch in Nordamerika noch, bei einem aufsteigenden, den Germanen verwandten Volk leichtfertig Groll zu züchten, — einerlei: die Spanierfreunde stimmten aus voller Kehle ein Jubellied an, als über das Weltmeer die Kunde kam, der Almirante Cervera habe mit seinem Geschwader den schützenden Hafen Santiagos erreicht. Diese Heldenthat, hieß es in den Zeitungen, reiht sich würdig dem kühnen Vollbringen des Don José de Palafox an, der Saragossa einst gegen die Franzosen vertheidigte, würdig den Waffenwundern, die vor den spanischen Schlössern der Mythentage der Cid Campeador wirkte. Und als man gar hörte, es sei den Spaniern gelungen, ein amerikanisches Kriegsschiff, den „Merrimac", in den Grund zu bohren, da schien mit einem Schlage der Krieg entschieden. Niemand dachte erst lange der Frage nach, ob den Yankees wirklich die Dummheit zuzutrauen sei, ein Kriegsschiff mit einer Besatzung von sieben Mann vor den Feind zu senden: die Spanier telegraphirten ihren Triumph in die Welt hinaus, sie feierten Freudenfeste, — und dieses Rittervolk hat, wie jeder Stammtischgast weiß, nie lügen gelernt. Die Antillenperle schien ihren Besitzern gesichert und von der guten Stadt Santiago, die Held Cervera mit seiner Flotte nun dem Angriff des Gegners sperrte, klang durch Europa das Lied, wie von Zamora einst in den alten Romanzen vom Cid:

Wohlgeschützt auf steil gehaunen
Felsen liegt die starke Stadt,
Gut versehn mit harten Mauern,
Die zahlreiche Thürme tragen.
Wundernswerth ist sie befestigt:
Nicht genügen, sie zu nehmen,
Alle Krieger dieser Welt.

* * *

Es ist anders gekommen; und die frechen Spanierlügen, neben denen

Hosted by Google

selbst die berüchtigten Kriegsschauplatzdepeschen der Leporellotochter Eugenie Montijo wie harmlose Späße erscheinen, konnten auf ihren kurzen Beinen nur kümmerlich hinter den Ereignissen herkeuchen. Der große Seeheld Cervera hatte, als er den Kurs nach Santiago nahm, keinen Befreierplan, sondern suchte in der Kohlennoth geschwind den nächsten bergenden Hafen. Der „Merrimac" wurde nicht von den kastilischen Rittern, sondern von den Amerikanern in den Grund gebohrt und sein Wrack sperrte die Hafenausfahrt, bis die Yankeeflotte in ausreichender Stärke vor Santiago versammelt war. Die angeblich wundernswerth befestigte Stadt erwies sich als zu jedem ernsten Widerstande unfähig; ihre Festungbatterien vermochten den Belagerern keinen Schaden zu thun und sie wurde, als Cerveras zum Kampf untüchtiges Geschwader bei dem thörichtesten Fluchtversuch, den die moderne Kriegsgeschichte kennt, vernichtet worden war, durch Hunger und Dynamitkugeln mühelos und ohne Opfer des Angreiferheeres zur Uebergabe gezwungen. Auf den Mauerthürmen von Santiago flattert das Sternenbanner im Seewind; und Sankt Jakobus, der von der Legende zum Schutzpatron Spaniens geweihte Sohn des Zebedäus, wird am fünfundzwanzigsten Juli, seinem Kalendertage, statt der Kastilierhymne entsetzt den Yankee-doodle oder das Star-spangled banner-Lied hören und sehnend der fernen Zeit denken, da Donna Urraca den Cid am Altar Santiagos zu heiligem Ritterthum waffnete. Diese Zeit ist dahin und wird, wenn Menschenvoraussicht nicht völlig trügt, Rodrigos hochmüthigen und entarteten Söhnen nie wiederkehren. Man brauchte sich mit Spanien und spanischer Kolonialpolitik nicht einmal besonders eifrig beschäftigt zu haben, um schon vor dem Ausbruch des Krieges zu wissen, wie ruchlos diese arbeitscheuen Beutemacher auf den Antillen und Philippinen gehaust hatten und wie morsch die Grundmauer ihrer Herrschaft mählich geworden war. Der spanische Kolonialbeamte kennt nur einen Gedanken: möglichst schnell möglichst große Summen zusammenzuraffen, — durch Erpressung, Betrug und jede Art arger List. Auf diesem Schleichwege ist es dem als Henker Kubas berühmten General Weyler, der seine Räuberlaufbahn als Generalgouverneur von Manila begann, gelungen, in drei Jahren ungefähr zwölf Millionen Francs zu erwerben, obwohl er nur ein Jahresgehalt von 200 000 Francs bezog und, als höchster Vertreter des Mutterreiches, für Repräsentation und Wohlthätigkeit beträchtliche Aufwendungen machen mußte. Und dieses schlimme Beispiel ist nicht etwa vereinzelt: mit den Großen stehlen die Kleinen um die Wette, in der Heimath wie in der Fremde, und die im Namen der rathlos und schwächlich zwischen den korrumpirten

Hosted by Google

Parteien einhertaumelnden Königin beherrschten Völker haben nur die Aufgabe, die leeren Taschen der junkerlichen Konquistadoren zu füllen. Zum Dank dafür werden sie barbarisch bedrückt, von gemästeten Pfaffen in dumpfer Unwissenheit und Willenlosigkeit erhalten, an Feiertagen mit Stiergefechten und Hahnenkämpfen gefüttert und beim leisesten Versuch eines Widerstandes, selbst eines ganz legalen, in Massen grausam gefoltert und niedergemetzelt. Für die Kultur der Länder, für die Hebung des Wirthschaftniveaus und des Volksunterrichtes, geschieht nicht das Allergeringste; die Spanier haben, seit Columbus im Oktober 1492 Kuba entdeckte, in ihren Kolonien immer nur Gold gesucht, rasch aus dem Boden zu zerrendes Gold, und nur da sich heimisch gefühlt, wo Raubbau zu treiben und von den Eingeborenen Geld zu erpressen war. Sollen die stolzen Hidalgos sich etwa gar um die Wohlfahrt der Völker bekümmern? Plectuntur Achivi: wenn den Herrschenden Beute winkt, mögen die andalusischen Bauernsöhne auf den Antillen oder im Tagalenlande auf der Schlachtbank oder in Fieberkrämpfen verröcheln, — so ist es die Ordnung, so will es das Recht. Und so denken nicht nur die Leute vom Schlage des wüsten Banditen Weyler, nein: diese Vorstellung beherrscht den Sinn der Sagasta, Gamazo und ihrer Schandgenossen. Sonst wäre der wahnwitzige, vom ersten Augenblick an aussichtlose Krieg nicht begonnen, das unsühnbare Verbrechen am längst schon kränkelnden Körper des spanischen Volkes nicht begangen worden. Lug und Trug und alle Gaunerkniffe schlechter Regenten sollten zum Siege helfen: doch alle versagten; und gerade der Krieg, der mit dem Ruin des Volkswohlstandes die Herrschaft der Schattendynastie und der privilegirten Ausbeuter erkaufen sollte, ließ, da er nun auch die Verrottung der Wehreinrichtungen, die Unbrauchbarkeit der Schiffe und Geschütze und die Untüchtigkeit der Führer, grausam enthüllte, selbst den blödesten Blick erkennen, wie weit der Verfall des Kastilianerreiches schon gediehen ist. Die Fallenden aber will, wie Zarathustra, auch der Christengott und sein Apostel Santiago nicht halten: sie gleiten auf glatter Bahn dem Abgrunde zu und keine Thräne folgt ihnen ins feuchte Grab... Wie in den Romanzen vom Cid einst der greise Maurenprophet über Valencias verwüstete Auen den Weheruf sprach, so klingt vom Guadalaviar bis zum Bottnischen Busen und höher hinauf bis an Europens nördlichste Spitze heute das Klagelied von Spaniens versunkener Herrlichkeit:

Deine Brunnen, Deine Quellen
Sind schon alle ganz versiegt;
Deine üpp'gen grünen Gärten
Wollen Niemand mehr ergetzen,

Hosted by Google

Denn die Wurzeln ihrer Kräuter
Haben Thiere abgenagt.
Jene hochgepriesne Wohlfahrt
Deines Strandes, Deines Meeres
Ist verkehrt zu Schand' und Schaden,
Schlecht nur kann es Dir noch nützen! . . .
Also schwer ist ja Dein Leiden,
Deine Krankheit also groß,
Daß die Menschen dran verzweifeln,
Heilung je Dir zu verschaffen.

* * *

Mit den Romanzen ist auch die Romantik verklungen und ihre Wunderweisen schmeichelt uns keine Sehnsucht der schlechten Europäer zurück, die den Muth zu einer neuen Weltanschauung noch immer nicht finden können. Ist es denn wirklich so schwer, sich an die prunkloseren Formen modernen Heldenthumes zu gewöhnen, so schwer, zu glauben, daß auch ohne rasselnde Ritterrüstung heldischer Sinn in der Menschheit möglich ist? Die von deutschen Preßstrategen verhöhnten Yankees haben den Krieg bisher mit meisterlicher Klugheit und bewundernswerther Tapferkeit geführt, so klug und zäh, wie eine Weltfirma ihre Geschäfte besorgt, und der Präsident Mac Kinley, der in seiner Schreibstube die Pläne entwarf und, ohne den Feind und das Gefechtsfeld zu kennen, den Willen der Admirale und Heerführer lenkte, braucht vor dem alten Carnot und unserem Moltke nicht in Scham zu erbleichen. Dennoch erscheint nicht er als die repräsentative Gestalt dieses merkwürdigsten und modernsten aller Kriege unseres Jahrhunderts. Was wir staunend eben erlebt haben, war ein Triumph der in der Demokratie erwachsenen Technik über feudalen Verfall; und der Siegergeist verkörpert sich dem Betrachter in dem bartlosen Schiffslieutenant Hobson, der in der Schicksalsstunde den Muth zu dem Entschluß fand, den „Merrimac" in den Meeresgrund zu versenken, der mit diesem klug errechneten Kunststück das einzige Loch stopfte, durch das Held Cervera entwischen konnte, und so mit einem Handgriff ein ganzes Geschwader für Wochen mindestens aus der Schlachtordnung strich. Der Entschluß war nicht leicht: das Leben des tollkühnen Technikers stand auf dem Spiel, und wenn ein Knopf dem Druck des Fingers versagte, hatte der ruhmlos ins Schlammgrab Gesunkene zum Schaden auch noch den Spott. So sehen die modernen Helden aus, die nun ihre erste Kriegerprobe sieghaft bestanden haben: sie tragen keinen Federhut, keine Ritterstiefel und keinen wallenden Caballeromantel, aber sie sind wirklich, nicht nur, wie Lassalle, in ihrem Wahn, mit der Bildung des Jahr-

Hosted by Google

hunderts gewappnet; die Kinderstubenpsychologie merkt an ihrem nüchternen Wesen keinen Heroenzug, aber die Prunklosen sind berufen, im Kampf um das Dasein in der modernen Welt mündigen Völkern die Wege zu bahnen. Weil sie solche Helden in ihren Reihen hatten, weil Jeder an seinem Platz stand und, was er leisten sollte, auch konnte, weil Jeder fühlte, daß sich in Sieg oder Niederlage auch sein persönliches Schicksal, nicht nur das einer herrschenden Klasse, entschied: deshalb krönte das Kriegsglück die Yankees und Jonathans bocksbärtiges Haupt schmückt heute der Siegerkranz.

Nicht Glockengeläut und Böllersalut begrüßte die Siegesbotschaft und keine pathetische Rede stieg vom Kapitol zu Washington in die sommerlich leuchtenden Lüfte empor: die Dampfpfeifen gellten, wie am Werkeltage, nur bunter noch, greller und froher, und kleine Sternenfähnchen winkten vom Verdeck der elektrischen Bahnwagen und Automobilen den geschäftig der business Nachjagenden festlichen Gruß herab. War der Sieg kündende Pfeifenton nicht über den Ozean zu hören? Ist der deutsche Geist etwa schon so gealtert, daß er vom Greisenvorurtheil gegen alles Neue verseucht werden konnte und nur für niedergehende Völker noch, für Buren, Türken und Spanier, sich zu erwärmen vermag? Es ist begreiflich, daß Mancher sorgenvoll der Frage nachdenkt, was aus der deutschen Zuckerproduktion werden soll, wenn Kuba von amerikanischen Kapitalisten klug bewirthschaftet und bald in den Stand gesetzt sein wird, den Zuckerbedarf der ganzen Erde zu decken, begreiflich, daß die steigende Macht der Vereinigten Staaten manchen Fabrikherrn zu trüber Ahnung stimmt. Doch über ein weltgeschichtliches Ereigniß helfen solche Angsterwägungen nicht hinweg, — und als ein weltgeschichtliches Ereigniß von kaum zu überschätzender Bedeutung sollte der Deutsche den Ausgang des Krieges erkennen lernen, der mit blutig rothen Flammenzeichen gezeigt hat, was selbst ein Händlervolk, wenn es die Technik in seinen Dienst zu zwingen vermochte und den Muth seiner eigenen Weltanschauung hat, auf dem Feld alten Ritterruhmes leisten kann. Keine Täuschung ist möglich: die neue Welt hat, als der Lieutenant Hobson der Flotte Cerveras das Fluchtloch verstopfte, die alte besiegt. Und statt im Trauermantel der Romanzenzeit dem Cid Campeador nachzuseufzen, sollten wir in rüstiger Arbeit lieber den Boden bereiten, auf dem die modernen Helden wachsen und, wenn eines nicht fernen Tages die Stunde schlägt, die Retter aus feudalem Verfall werden können.

Hosted by Google

Vergleichende Mythologie.*)

Ich habe lange geschwankt, ob ich die beiden Bände über die Wissenschaft der Mythologie veröffentlichen sollte. Es that mir allerdings leid, diese Lücke in meinem Lebenswerk lassen zu müssen, wie ich es vor vielen Jahren geplant hatte, nämlich, einen — wenn auch unvollkommenen — Grundriß der vier Wissenschaften der Sprache, der Mythologie, der Religion und des Denkens zu geben, wie sie sich aus einander in natürlicher Folge entwickeln und wie sie das ganze Gebiet der Thätigkeit des menschlichen Geistes von der frühesten uns erreichbaren Zeit bis auf den heutigen Tag umfassen.

Es giebt nichts Aelteres in der Welt als die Sprache. Die Geschichte des Menschen beginnt nicht mit rohen Steinwerkzeugen, Felsentempeln oder Pyramiden, sondern mit der Sprache. Die zweite Stufe repräsentiren die Mythen, als die ersten Versuche, die Erscheinungen der Natur in Gedanken umzusetzen. Die dritte Stufe ist die der Religion oder der Erkenntniß sittlicher Mächte und schließlich einer sittlichen Macht hinter und über aller Natur. Die vierte und letzte ist die Philosophie oder eine Kritik der Denkkräfte in ihrem legitimen Wirken auf die Data der Erfahrung.

Ich habe von Zeit zu Zeit ziemlich klar angedeutet, wie meiner Ansicht nach das Studium der Wissenschaft der Mythologie betrieben werden müsse; allein ich fand zu meinem Bedauern, daß mir Zeit und Kraft fehlte, um für sie das Selbe zu thun, was mir für die drei anderen Wissenschaften zu thun vergönnt gewesen: in übersichtlicher Form zu sammeln, was ich an verschiedenen Orten gesagt hatte und was ich noch zu sagen wünschte. Wir Alle müssen einmal lernen, daß die Zeit für uns gekommen ist, wo wir uns zurückziehen und jüngeren und kräftigeren Arbeitern Platz machen müssen. Und wahrlich, es fehlt nicht an jungen Gelehrten, die, wenn sie es irgendwie für nothwendig hielten, durchaus willig und fähig sein würden, die alte Festung der vergleichenden Mythologie zu vertheidigen, und die Das unerschrockener und wirksamer thun würden, als ein alter Soldat von nun bald fünfundsiebenzig Jahren es je hoffen kann.

Als man mir aber so nachdrücklich zu verstehen gab, daß ich als Vertheidiger der mythologischen Orthodoxie „jetzt ganz allein stände, ein armer

*) Im Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig erscheinen jetzt die „Ausgewählten Werke" von F. Max Müller („Essays", „Gifford-Vorlesungen", „Wissenschaft der Sprache", „Indien", „Einleitung in die Religionwissenschaft"). In diesem Lebenswerk des berühmten Orientalisten dürfen natürlich auch die „Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie" nicht fehlen; aus dem Vorwort, das Max Müller dem ersten Bande dieses werthvollen Werkes — es wird im August erscheinen — mit auf den Weg gegeben hat, wird hier ein Fragment mitgetheilt.

Hosted by Google

Athanasius contra mundum", daß alle meine Anhänger und Unterstützer mich im Stich gelassen hätten und „daß die Zahl meiner siegreichen Gegner eine ganze Legion wäre", da fühlte ich, daß Dies wirklich eine persönliche Herausforderung sei und daß ich, wenn möglich, noch einmal selbst das Wort ergreifen müsse, wenn auch nur, um zu zeigen, daß derartige Behauptungen nicht nur jeder Grundlage entbehrten, sondern sogar im schärfsten Gegensatz zu den Thatsachen ständen, wenigstens so weit sie mir selbst bekannt sind. Es ist leicht, solche Behauptungen in einer Reihe von Tageblättern aufzustellen, aber dadurch werden sie noch nicht zu Wahrheiten. Wenn, wie es bisweilen der Fall ist, der selbe Kritiker im Redaktionbureau mehr als einer Zeitung oder Zeitschrift thätig ist und jeden Tag, jede Woche oder jeden Monat so und so viel „Manuskript" zu liefern hat, so kann es vorkommen, daß die gebrochenen Strahlen eines einzigen glänzenden Sternes den blendenden Eindruck vieler unabhängigen Lichter hervorrufen. In der letzten Zeit haben wir wirklich eine ganze Milchstraße solcher lichtsprühenden Artikel über vergleichende Mythologie und Folklore zu sehen bekommen, so daß schließlich selbst die Leute, die unserer Wissenschaft abhold sind, ihr Mißfallen an dem „journalistischen Nebel" bekundet haben, der auf diese Weise geschaffen ist und der die wahren Probleme der Wissenschaft der Mythologie ganz zu verdunkeln droht. Ich bezweifle nicht, daß der oder die Verfasser dieser Artikel völlig von ihrer Richtigkeit überzeugt sind; aber, obwohl sie, wie gewöhnlich, an die aufgeklärte Meinung des großen Publikums appelliren, glaube ich doch, daß sie auch das Urtheil echter Gelehrter und Männer vom Fach als nicht gänzlich werthlos und ihrer Beachtung unwürdig betrachten werden. Mit den folgenden Bemerkungen will ich mich nicht selbst vertheidigen, obgleich ich nur zu oft, wenn nicht als der wirkliche Begründer, so doch jedenfalls als der einzige noch übrig bleibende Vertheidiger einer wissenschaftlichen Mythologie hingestellt werde. Ich kann daher mit um so größerer Freiheit reden, ohne fürchten zu müssen, als egoistisch zu gelten. Ich führe meine Sache pro domo, aber nicht für mich selbst. Forscher kommen und gehen und werden vergessen, aber der Weg, den sie gebahnt haben, bleibt offen; andere Forscher folgen ihren Fußstapfen; und wenn auch Einzelne unter ihnen ihre Schritte zurücklenken, so herrscht im Ganzen doch Fortschritt. Diese Ueberzeugung ist unser schönster Lohn. Sie giebt uns an unserer Arbeit jene wahre Freude, die blos persönliche Motive nie gewähren können.

Da man so viele Namen angeführt hat, um zu zeigen, daß die vergleichende Mythologie tot sei, so wage ich es zunächst, ein paar Namen anzuführen, aber Namen von Fachmännern, die werthvolle Dienste beim Ausbau der vergleichenden Mythologie in den Hauptländern Europas geleistet haben. Beginnen wir mit Italien.

Hosted by Google

Was wird Herr Andrew Lang sagen, wenn er die Worte Canizzaros in seinem Werke „Genesi ed Evoluzione del Mito“ liest: „Degli avversari il Lang ha ceduto le armi“?

Gehen wir zunächst weiter nach Holland. Professor Tiele, den man thatsächlich als einen Verbündeten der siegreichen Armee beansprucht hat, erklärt: „Je dois m'élever, au nom de la science mythologique et de l'exactitude . . . contre une méthode qui ne fait que glisser sur des problèmes de première importance.“ Ferner: Ces braves gens qui, pour peu qu'ils aient lu un ou deux livres de mythologie et d'anthropologie, et un ou deux récits de voyages, ne manqueront pas de se mettre à comparer à tort et à travers, et pour tout résultat produiront la confusion.“

In Deutschland hat ohne Zweifel die „veraltete“ oder „abgethane“ Schule der vergleichenden Mythologie die größte Zahl von Anhängern, obgleich sie dort auch ein paar sehr entschiedene Gegner gefunden hat. Allein, wenn wir Professor Brugmann als einen würdigen Vertreter der neuen Schule der vergleichenden Sprachwissenschaft betrachten dürfen, so finden wir, daß er im allerersten Satz seiner vergleichenden Grammatik die indogermanische Mythologie neben der indogermanischen Grammatik als die beiden integrirenden Theile der indogermanischen Philologie hinstellt, die er als die Wissenschaft definirt, die das Studium der Kulturentwickelung der indogermanischen Völker von den Zeiten ihres ursprünglichen Zusammenwohnens bis auf unsere Zeiten hinab zum Gegenstande hat.

Wenden wir uns nach Amerika. Keiner wird dem Präsidenten der Folklore Society, Mr. Horatio Hale, die Befähigung absprechen, als Wortführer und vertrauenswürdiger Richter in dieser Sache aufzutreten. Er giebt allerdings zu, daß sich in letzter Zeit die ethnologische Schule größerer Popularität erfreut hat als die linguistische Schule der vergleichenden Mythologie; aber wie erklärt er Das? „Die geduldige Arbeit und unausgesetzte geistige Anstrengung, die erforderlich ist, um in die Geheimnisse einer fremden Sprache einzudringen und sich eine Kenntniß zu erwerben, die tief genug ist, um die Mittel zur Bestimmung der geistigen Beanlagung des Volkes, das sie spricht, zu gewähren, sie sind so mühevoll, daß nur sehr wenige Männer der Wissenschaft sich bereit gefunden haben, sich ihnen zu unterziehen.“ Sicherlich läßt sich Das nicht von Horatio Hale selbst behaupten.

Eben so energische Proteste haben in Frankreich Männer wie Michel Bréal und A. Barth, Beide Mitglieder des Französischen Institutes, und Victor Henry, Professor an der Sorbonne, erhoben. Als eine Antwort auf die oft wiederholte Nachricht von dem vorzeitigen Tode und feierlichen Leichenbegängniß der vergleichenden Mythologie schreibt Professor Victor Henry:

Hosted by Google

„Mais si l'on vous dit que l'école adverse est morte, n'en croyez rien. Si elle n'était pas bien vivante, on ne la tuerait pas tous les jours.“ Was A. Barth betrifft, der ebenfalls als einer meiner vielen Vernichter angeführt worden ist, während ich ihn stets als einen der ehrlichsten und liebenswürdigsten unter meinen Kritikern betrachtet hatte, so tadelt er mich allerdings wegen meiner etwas ablehnenden Stellung zu der Theorie eines primitiven Fetischismus . . . Ich verstehe vollkommen, was er meint, aber ich bezweifle, ob er sich völlig bewußt ist, wie viel Unheil jene leichte Brücke über alle Schwierigkeiten der Mythologie angerichtet hat, die aus Fetischismus, Totemismus u. s. w. konstruirt ist, und wie hindernd sie der Vollendung eines festeren und solideren Bogens über den Abgrund, den die Wissenschaft der Mythologie zu überbrücken hat, im Wege steht . . .

Ich fürchte, es würde allzu ermüdend wirken, wollte ich einen Gelehrten nach dem anderen citiren, und doch habe ich, da ich jetzt nicht mehr viele Zeitschriften und Zeitungen lese, nur die Schriften der Männer angeführt, die mir ihre Arbeiten übersandt haben, und zweifle nicht, daß mir viele ähnliche Urtheile entgangen sind. Ich ziehe es daher vor, abzuwarten, ob Herr Andrew Lang oder seine Freunde einen einzigen Vedakenner aufweisen können, der nicht überzeugt wäre, daß die Prinzipien der vergleichenden Mythologie, wie sie Bopp, Grimm, Pott und Burnouf niedergelegt und Kuhn, Benfey, Graßmann, Schwartz, Mannhardt, Osthoff, Bréal, Decharme, Darmesteter, Achelis, Mehlis, Wackernagel, Meyer, Victor Henry, Barth, von Schroeder, Bloomfield, Hopkins, Fay, Ehni, Oldenberg und ich selbst befolgt haben, richtig sind, so schwer es auch sein mag, sie in einer Weise anzuwenden, die allgemeine Zustimmung findet. Wahrlich, mit solch einem Rückhalt bin ich noch nicht ganz ein Athanasius contra mundum, obgleich ich, auch wenn ich es wäre, mit Freuden sagen würde: „Omen accipio.“

Es giebt allerdings eine Art von Kritik, die vom größten Nutzen ist und für die ich daher stets sehr dankbar gewesen bin. Kein vergleichender Mythologe kann auf die gleiche Vertrautheit mit allen Sprachen, denen er sein Material entnehmen muß, Anspruch erheben. Wenn daher der klassische Philologe ein Versehen, das sich der Sanskritist oder Assyriologe hat zu Schulden kommen lassen, verbessert, so verdient Das nur dankbare Anerkennung. Allein mit außerordentlicher Kraft ist in der letzten Zeit wieder jene alte klassische Orthodoxie aufgeschossen, die in den Tagen Bopps und Potts so üppig wucherte. Es scheint in der That, als ob Otfried Müller und Welcker umsonst geschrieben hätten. Wie früher gewisse Gelehrte die Idee verlachten, daß die griechische und lateinische Grammatik ihr wahres Licht vom Sanskrit empfangen müsse, so entsetzen sie sich jetzt vor dem Gedanken, daß eine griechische Gottheit ihr Urbild im Veda haben könnte. Den Dyaus als Urbild des Zeus

Hosted by Google

haben sie allerdings hinunterschlucken müssen, aber sie geben sich alle Mühe, dem Kronos bei der Behandlung seiner Kinder nachzuahmen. Die Meisten, die die Arbeit der vergleichenden Mythologen getadelt haben, scheinen thatsächlich die wahren Endziele dieser neuen Wissenschaft gar nicht zu kennen. Sie wiederholen beständig, daß für Homer Zeus nicht der Himmel, Apollon nicht die Sonne, Athene nicht die Morgenröthe war. Aber Das hat auch, so viel ich weiß, kein Mensch jemals behauptet. Wir behaupten nichts weiter, als daß das Griechische und das Sanskrit, wie sie eine große Anzahl von Wörtern gemeinsam haben — Wörtern, die sowohl den Lauten wie der Bedeutung nach oft stark von einander abweichen —, so auch die Namen gewisser sogenannter Devas oder Dii gemeinsam hatten, obgleich diese Namen sich änderten und die Charaktere jener Devas bedeutende Umgestaltungen erfuhren. Die klassischen Philologen mußten es als eine Thatsache hinnehmen, daß der Athene des Phidias die mißgestalteten archaischen Statuen der selben Göttin vorausgingen, ja, daß viele der griechischen Götter zuerst durch rohe Steine dargestellt wurden, ohne eine Spur von menschlicher Schönheit. Und doch wissen wir jetzt, daß zwischen diesen ungeschlachten Götzenbildern und den Meisterwerken eines Praxiteles ein unterbrochener Zusammenhang bestand. Warum sträuben sie sich, die selbe Thatsache in der Mythologie anzuerkennen? Gewiß: Tausende von Meilen und Tausende von Gedanken trennen den griechischen Zeus von dem vedischen Dyaus; und doch war die ursprüngliche Vorstellung jener Beiden die selbe. Und diese Lehre, daß eine fortlaufende Kette die ersten rohen und barbarischen Versuche, die erwachenden Vorstellungen von göttlichen Mächten in Holz oder Stein oder Worten auszudrücken, mit den jüngeren Schöpfungen der Dichtung eines Homer und der Kunst eines Phidias verknüpft, war sicherlich des Lernens werth.

Nach Plutarch (Quaest. Rom. LXXVII) waren Einzelne selbst noch zu seiner Zeit der Ansicht, daß Zeus die Sonne und Here der Mond wäre; aber selbst in den vedischen Hymnen werden die Götter nicht mehr mit den Naturerscheinungen, denen sie entsprungen sind, identifizirt. Kein vergleichender Mythologe wird behaupten, daß die griechische Athene die Morgenröthe sei, oder wenn einer es behauptet hat, so hat er damit eben nichts weiter meinen können, als daß ihr Name ursprünglich ein Name der Morgenröthe war, daß sie ihre Existenz der Morgenröthe verdankte und in der Folgezeit allmählich zu einer Göttin des Lichtes und der Weisheit wurde, bei der alle Spuren der Morgenröthe verschwunden sind, so daß nur eine mikroskopische Analyse ihres Namens ihre eigentliche Geburtstätte enthüllen kann. Wenn klassische Philologen diese einfachen Lehren nicht annehmen wollen, wenn sie glauben, sie könnten uns damit weiter helfen, daß sie einfach sagen, Zeus und Dyaus, Athene und Ahanâ seien sehr verschieden von einander, so ver-

Hosted by Google

gessen sie, daß Dies gerade der Punkt ist, von dem wir ausgehen. Der Brahmaputra und der Ganges sind sehr verschieden von einander; die Frage ist nur: kann die geographische Forschung beweisen, daß Beide auf dem selben Breitengrade entspringen? Haben die griechischen Götter überhaupt keine Vergangenheit, keine — rationelle oder irrationelle — Quelle, keine raison d'être? Das ist die Frage, die wirkliches Interesse hat, nicht die, ob in einer Vergleichung von Athene und Ahanâ gegen ein gewisses Lautgesetz verstoßen worden ist. Wenn die Geologen einen Ammoniten unter „den ersten Knochen der Zeit" finden, so wissen sie sofort, daß es nicht ein toter Stein ist, sondern daß seine Rippen und Knorren einstiges Leben und Zweck bedeuten. Eben so weiß der Mythologe, wenn er in den vedischen Hymnen den Namen Dyaus findet, daß Dies nicht ein bloßer toter Laut ist, sondern daß er Vernunft und Zweck in sich schließt. Und wie Geologen, wenn sie in palaeozoischen und mesozoischen Gesteinen nur wenig von einander verschiedene Ammoniten antreffen, überzeugt sind, daß sie alle den selben Ursprung hatten: können da nicht auch die Mythologen, wenn sie in Griechenland den Zeus und in Rom den Jupiter antreffen, versichert sein, daß Dyaus, Zeus und Jupiter das selbe Wort ist und den selben Gedanken ausdrückt, nur mit leichten lokalen Verschiedenheiten in der Aussprache? Man hat gesagt, daß Richard Owen das ganze Skelet eines Thieres zu rekonstruiren vermochte, wenn er nur einen Zahn hatte, mit dem er beginnen konnte; ist es dann so sehr wunderbar, daß ein vergleichender Mythologe im Stande sein sollte, wenn er nur einen Dyaus als Ausgangspunkt hat, eine ganze intellektuelle Periode, ein ganzes System des Denkens in Umrissen zu entwerfen, selbst wenn uns weiter nichts daraus erhalten wäre als dieser einzige Jupiter Ammon? Freilich, wenn wir glauben, daß Athene fertig entwickelt und fertig benannt aus dem Haupte des Zeus oder aus dem Gehirn Homers hervorging, so hat die vergleichende, ja, alle wahrhaft wissenschaftliche Mythologie ein Ende; wenn aber in der arischen Mythologie wie in der arischen Sprache Entwickelung herrschte, so ist es für uns als verständige Erforscher der Vergangenheit, je näher wir an die Keime und Samen herandringen können, um so besser. Es ist eine ganz unglückliche Einbildung der klassischen Philologen, wenn sie glauben, daß die vergleichenden Mythologen all ihr Griechisch und Latein vergessen haben und nicht die Unterschiede zwischen vedischen und homerischen Gottheiten sehen können. Sie werden für Behauptungen zur Rede gestellt, die ihnen auch im Traume nicht eingefallen sind, — und dann ist natürlich nichts leichter, als sie zu vernichten. Erst stellt man uns als Scheiben auf, in ungefähr zehn Schritt Abstand, und dann herrscht großer Jubel, weil jeder Pfeil trifft. Glaubt Professor Erwin Rhode wirklich, daß die Gleichung Sarvara = Κέρβερος durch das obiter

Hosted by Google

dictum, daß sie schlecht unterstützt sei, abgethan werden könne? Die vedischen Rishis hatten keinen Hades, keinen Styx, keinen Charon, keinen dreiköpfigen Wächterhund. Wenn aber Kerberos das selbe Wort ist wie Sarvara, so muß der Keim der Anschauung, die sich später zu Kerberos und den Hunden der Saramâ entwickelte, sicherlich vor der arischen Trennung existirt haben und in jener nächtlichen Dunkelheit, dem sârvaram tamas, gefunden werden, die eingeborene Mythologen in Indien auch in nachvedischer Zeit noch nicht ganz vergessen hatten. Wenn Professor Rhode sagt, daß Kerberos bei Homer keinen Namen habe und zuerst von Hesiod genannt werde, so war Das nicht ganz unbekannt; es war, wie ich glaubte, von mir selbst ausdrücklich erklärt worden; allein es schien mir eher eine Verstärkung als eine Abschwächung meines Beweises zu sein, daß Kerberos ursprünglich „nächtlich" bedeutete und später in Griechenland und Indien weiter entwickelt und personifizirt wurde, und zwar in beiden Ländern in besonderer Weise.

Während aber Das, was Leute wie Erwin Rhode und Gruppe an unseren Ansichten auszusetzen haben, jedenfalls eine Antwort möglich macht, so weiß man wirklich nicht, was man mit jenen allgemeinen Beschuldigungen anfangen soll, die mehr gegen unseren moralischen Charakter als gegen unsere linguistische Befähigung gerichtet zu sein scheinen. Man hat zum Beispiel in nicht mißzuverstehender Weise angedeutet, daß ich kein Recht hätte, Gelehrte wie Mannhardt oder Oldenberg als meine Anhänger anzuführen. Man hat immer viel Wesens daraus gemacht, daß Mannhardt seine Ansichten geändert und uns verlassen habe, um selbst der Gründer einer anderen Schule der vergleichenden Mythologie zu werden. Man hat mich sogar beschuldigt, ich hätte absichtlich die Arbeiten Mannhardts ignorirt oder totgeschwiegen. Wie mild! Nun, zunächst ist es wohl bekannt und hätte nicht verschwiegen werden sollen, daß Mannhardt, obgleich er eine Zeit lang seinem Mißtrauen gegenüber einzelnen Ergebnissen der vergleichenden Mythologie Ausdruck gab, schließlich doch zu seiner alten Fahne zurückkehrte, wie man aus seinem lehrreichen Aufsatz — um nicht die journalistischen Ausdrücke monumental oder Epoche machend zu gebrauchen — „Die lettischen Sonnenmythen", den er im Jahre 1875 veröffentlichte, ersehen kann. Mannhardt starb 1880. Alle, die Mannhardt gekannt haben, wissen, wie sehr er unter dem Einfluß Haupts, Scherers und Müllenhoffs stand und wie sehr er sich bemühte, sich den Ansichten seiner Freunde und Wohlthäter anzupassen. Das war es, was ihn eine Zeit lang von dem Pfade, den Bopp und Grimm und Burnouf gebahnt hatten, abschweifen ließ. Aber auch dann, als er die Reste von Aberglauben und Gebräuchen, die noch in vielen Theilen Deutschlands im Volk leben und vielleicht aus den ältesten mythologischen Zeiten herrühren, sammelte, war seine Arbeit für viele vergleichende Mythologen vom größten Nutzen.

Hosted by Google

Wenn ich in meinen früheren Beiträgen zur Wissenschaft der Mythologie nicht auf seine Arbeiten Bezug nahm, so war der Grund dafür einfach genug. Es war nicht, wie man vermuthet hat, meine Absicht, sie totzuschweigen; der Grund war einfach meine Unvertrautheit mit dem Material, das er bearbeitete, den volksthümlichen Gebräuchen und Ueberlieferungen Deutschlands, und daher das Bewußtsein meiner Inkompetenz, über seine Arbeiten zu Gericht zu sitzen. Jeder Gelehrte hat doch sicherlich das Recht, sein eigenes Arbeitfeld zu beschränken; und wozu hatte ich es nöthig, die Arbeiten Mannhardts zu loben oder zu tadeln, wenn er in England einen so würdigen Vertreter und so beredten Schüler gefunden hatte wie Herrn Frazer? Mannhardts Stellung zu den allgemeinen Grundsätzen der vergleichenden Sprachwissenschaft ist so genau die gleiche wie meine eigene gewesen, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, wenigstens ein paar Stellen aus seinen letzten Briefen anzuführen.

Als Mannhardt seine Lettischen Sonnenmythen (1875) veröffentlicht hatte, traf er 1876 mit Müllenhoff in Berlin zusammen und besprach den ganzen Gegenstand mit ihm. Müllenhoff hatte sich seine Begriffe von vergleichender Mythologie offenbar aus den Werken Dupuis', Schwencks, Hitzigs, Clauffens und Norks gebildet und das Vorurtheil, das sie in ihm erzeugt hatten, auf die Werke Bopps und Kuhns übertragen. Kein Wunder daher, daß Müllenhoff Mannhardt abschreckte und ihn thatsächlich in seinen Ueberzeugungen wankend machte. Als aber Mannhardt in sein stilles Haus und zu seinen Büchern und Papieren zurückgekehrt war, schrieb er am siebenten Mai 1876 an seinen Lehrer und Freund: „Wie es bei solchen Streitfragen leicht zu gehen pflegt, ließ mich die Nothwendigkeit, mich gegen Ihre mir unerwarteten Bedenken hinsichtlich des Ganzen meiner lettischen Sonnenlieder zu rechtfertigen, nicht zu dem Geständniß kommen, daß mir selbst bei der Ausdehnung, welche die Sonnenmythologie unter meinen Vergleichungen gewinnen wollte, nicht behaglich zu Muthe sei, daß ich Dies als eine Art schmerzlicher Niederlage empfinde, insofern bei Eröffnung eines neuen Gesichtspunktes sofort von allen Seiten zuströmender Stoff sich ihm unterzuordnen drängt, also die betrübende Gefahr unvermeidlich erscheint, aus Allem Alles zu machen." Sind Das nicht beinahe die selben Worte, die ich vor Jahren gebrauchte, als ich mich beklagte, daß die allgegenwärtige Sonne und die unvermeidliche Morgenröthe in so unendlich vielen Verkleidungen hinter dem Schleier alter Mythologie erscheine? Und habe ich nicht genau die selben Phasen des Zweifels durchgemacht, die Mannhardt hier beschreibt, und mit den selben Verlegenheiten zu kämpfen gehabt? Und sind wir nicht schließlich Beide zu dem selben Schluß gelangt, so daß ich ohne Einschränkung die Schlußworte jenes unermüdlichen Erforschers des Folklore und der Mytho-

Hosted by Google

logie unterschreiben kann? „Um so mehr habe ich," fährt er fort, „da es mir ja doch nur um Auffindung der Wahrheit zu thun ist und da ich auf Ihr Urtheil den höchsten Werth lege, immer und immer wieder Ihren und Scherers angedeuteten Widerspruch mir im Kopf herumgehen lassen und seinen Gründen nachgespürt. Indem ich mir aber zugleich sagte, daß Sie Beide in dieser speziellen Sache noch nicht, wie ich, zu Hause sein, noch meine Arbeit (was gewiß kein Vorwurf sein soll) durchstudirt haben konnten, wie sie es will, faßte ich wieder Muth, da ich auch bei ernstester Prüfung mich überzeugen zu dürfen glaubte, daß im Ganzen und Großen meine Untersuchung nicht unnütz noch unwissenschaftlich geführt ist. Ich bin weit entfernt, alle Mythen mit Kuhn, Schwartz und Max Müller sammt ihrer Schule für psychische Reflexe von Naturerscheinungen zu halten, noch weniger ausschließlich für himmlische (solare oder meteorische)." Wo hat irgend Einer von uns Das je gethan? Wir haben eine gewisse Anzahl von Mythen, so gut wir konnten, erklärt, aber kein Einziger von uns hat je behauptet, daß wir alle Mythen erklärt hätten, wenn ich auch jetzt mit Mannhardt gestehen muß, daß die Zahl der Mythen, die seitdem den Anspruch erhoben haben, in die Reihe der Mythen solaren und auroralen Ursprunges einzutreten, weit größer ist, als ich früher vermuthet hatte. „Ich habe gelernt", schreibt Mannhardt weiter, „die dichterische und literarische Produktion als wesentliche Faktoren in der Ausbildung der Mythologie zu würdigen und die aus diesem Sachverhalt folgenden Konsequenzen zu ziehen und in Anwendung zu bringen. (Wer hätte Das nicht gethan?) Aber andererseits halte ich für gewiß, daß ein Theil der älteren Mythen aus Naturpoesie hervorging, die uns nicht mehr unmittelbar verständlich ist, sondern durch Analogien erschlossen werden muß, die noch keineswegs historische Identität zu verrathen brauchen, sondern nur gleiche Auffassungart und Anlage auf ähnlicher Entwicklungstufe bekunden. Unter diesen Naturmythen beziehen sich einige auf die Zustände und das Leben der Sonne. Die ersten Schritte zu ihrem Verständniß werden gefördert durch eine noch nicht durch kunstmäßige Dichterreflexion getrübte Naturpoesie, wie die lettische [nicht auch die vedische?], wo ausgesprochenermaßen zum solaren Kreise gehörige mythische Persönlichkeiten zu einer großen Anzahl poetischer Verbildlichungen in Beziehung gesetzt werden, für die folgerichtig zunächst auch aus dem selben Naturgebiet eine Deutung versucht werden muß . . . . Meine Methode ist hier die selbe wie in dem Baumkultus."

Wo ist hier nun irgendwelche Verschiedenheit zwischen diesem — also dem letzten und endgiltig von Mannhardt angenommenen — System und meinem eigenen System, das ich 1856 aufstellte? Der einzige Punkt, bei dem eine wirkliche Verschiedenheit zwischen ihm und mir zu Tage tritt, ist

Hosted by Google

seine Bemerkung, daß die Sonnenmythen bei verschiedenen arischen Völkern, die er verglichen hatte, keine historische Identität verriethen. Das mag für solche Sonnenmythen richtig sein, wie sie Sir George Cox und andere Anhänger der analogischen Schule der vergleichenden Mythologie so trefflich analysirt haben; es läßt sich aber kaum von Mythen behaupten, in denen die Hauptpersonen thatsächlich den selben Namen haben. Wofern wir nicht annehmen wollen, daß der Name des Zeus unabhängig von dem des Dyaus gebildet wurde, müssen wir zugeben, daß Dyaush-pitar, Jupiter und Zeus wirklich den selben historischen Ursprung hatten, wenn er auch weit über unsere gewöhnliche Chronologie zurückgeht; viele der Geschichten, die von ihnen erzählt werden, können trotzdem einer späteren Entwickelung angehören. Die Vorstellung z. B., daß zwischen der Sonne und der Erde eine Art Ehe bestehe und daß der Reichthum der Ernte das Resultat dieser Vereinigung sei, hat sich in den Ueberlieferungen der fernsten Völker, die historisch nicht im Geringsten mit einander verknüpft sind, wiedergefunden. Wenn wir aber von Iăsĭôn, dem Sohne des Zeus und der Hemera (Morgenröthe), lesen, wie er auf dem dreimal geackerten Brachfelde der Gatte der Demeter wurde, und weiter, daß der Sprößling aus dieser Ehe Plutos, Reichthum, hieß, und wenn wir in Ἰασίων den vedischen Namen der Sonne, Vivasvân, wiedererkennen, so können wir die wirkliche, historische Identität des vedischen und des griechischen Namens der Sonne als des Gatten der Erde und des Sohnes des Himmels (Zeus) und der Morgenröthe (Hemera) kaum noch bezweifeln. Man darf auch nicht vergessen, daß, während Saranyû die Gattin des Vivasvat ist, Demeter, die Gattin des Jasion, bisweilen Erinys genannt wird. Ist das Alles bloßer Zufall? Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß trotz der großen Verwirrung, die im Allgemeinen wegen der verschiedenen Formen des Namens — Jasion, Jason, Jasos, Jasios, Jaseus — herrscht, wir doch immer zwischen den Namen mit kurzem a und denen mit langem â unterscheiden sollten; die ersten gehören ursprünglich dem Geliebten der Demeter, die letzten sind dem Geliebten der Medea eigenthümlich, der ursprünglich ein Heiler (ἰατρός) und daher der Schüler des Cheiron, d. h. Cheirurgos war. Zuweilen scheint indessen die Verwirrung unter den Namen auch Verwirrung unter den Mythen von Jāsion und Jāson angerichtet zu haben, so daß es gelegentlich schwer wird, die beiden Gruppen von iasonischen Sagen auseinander zu halten. Doch sowohl über diesen wie über andere Punkte würde sich mit einem so gewissenhaften und wahrheitliebenden Forscher, wie Mannhardt es war, unschwer eine Verständigung haben erzielen lassen; und die Thatsache, daß er mir seinen letzten Aufsatz, die Lettischen Sonnenmythen, „verehrungvoll" zusandte, zeigt jedenfalls, daß er für meine mythologischen Arbeiten nicht die tiefe Verachtung fühlte, die sie bei Denen erweckt haben, die seinen Fußstapfen zu folgen vorgeben.

Hosted by Google

Was endlich das System betrifft, das Professor Oldenberg vertritt, so glaube ich trotz Allem, was in gewissen Zeitungen darüber gesagt worden ist, daß ich volles Recht hatte, ihn als einen Angehörigen unserer vielgescholtenen Schule der vergleichenden Mythologie zu bezeichnen. So weit es sich um die grundlegenden Prinzipien handelt, ist er ein eben so treues Mitglied wie ich selbst von „jener Schule physisch-allegorischer Deutung, die die Faktoren, die zu der Vorstellung der hervorragendsten Devas führten, in Himmel, Morgenröthe, Sonne, Sonnenuntergang, Mond, Wasser, Erde, Wolke, reiner Luft, Blitz und ‚wer weiß, was nicht' sucht." Er wird keinen Augenblick schwanken, Zeus auf den Himmel zu beziehen, Eos auf die Morgenröthe, Helios auf die Sonne, Selene auf den Mond, Âpas auf die Wasser oder Wolken, Prithivî auf die Erde, Parganya auf die Regenwolke, Antarikṣha auf die reine Luft, Apâm napât oder Agni vaidyuta auf den Blitz und vielleicht Aditi auf das ‚Wer weiß, was nicht'.*)

Die Leute, die ihn so gern als einen Fahnenflüchtigen hinstellen möchten, haben offenbar sein Buch nicht zu Ende gelesen, wo er, auf Seite 591, seine Bemerkungen zusammenfaßt und sagt: „Die meisten und größten von ihnen (den Göttern der Aryas) sind die Repräsentanten von Naturmächten: Gewitter und Sturm, Sonne und Mond, Morgen- und Abendstern und das Feuer, der freundliche Hausgenosse der Menschen." Er fügt hinzu, worauf ich selbst so oft nachdrücklich hingewiesen habe, daß „bei einem großen Theil jener Naturgötter die ursprünglichen Züge ihres Wesens ganz verblaßt und verschwommen" sind, denn „lange Entwickelungen haben den Zusammenhang mit den zu Grunde liegenden Naturwesenheiten gelockert, ja oft aufgelöst." Welchen Zweck kann die falsche Darstellung von Thatsachen haben, die so leicht durch einen Blick in ein gedrucktes Buch oder durch einen Brief an den Verfasser in Kiel richtig gestellt werden können? Würde nicht ehrliche Arbeit und Hilfeleistung viel wohlthätiger wirken als alle forensische Feinheit und alle journalistische Beredsamkeit?

Kein Mensch wird Professor Oldenberg und Andere dafür tadeln, daß sie gelegentlich einmal in den Mythologien wilder Völkerstämme nachgesehen haben, ob sie etwa Analogien und vielleicht die Erklärungen für vedische Mythen böten. Muß ich mich nicht, was Dies betrifft, selbst als einen der ältesten Uebelthäter schuldig bekennen? Bei Oldenberg aber können wir jedenfalls sicher sein, daß, wo er arische durch nichtarische Mythen oder die Gebräuche der vedischen Rishis durch Reiseberichte über wilde Völker-

*) Siehe Oldenberg, Religion des Veda, S. 39 ff.: „Die Götter und Dämonen in ihrem Verhältniß zur Natur und den übrigen Substraten der mythischen Konzeption."

Hosted by Google

schaften zu illustriren sucht, er nie jene kritische Umsicht und Zurückhaltung außer Acht gelassen haben wird, die seine übrigen Untersuchungen auszeichnet. Auch da, wo ich von ihm abweiche, mag der Fehler auf meiner Seite sein, da ich keinen Anspruch auf eine so gründliche Kenntniß der Sprachen und Sagen wilder Völkerschaften erheben kann, wie sie allein mich in den Stand setzen könnte, mir ein selbständiges Urtheil über die Arbeiten Anderer zu bilden. Was ich gegen ihn einzuwenden habe, ist nur, daß wir zunächst versuchen sollten, vedische Worte und vedische Gebräuche aus vedischen und arischen Quellen zu erklären, ehe wir uns an die Indianer Amerikas um Hilfe wenden. Die vedischen Rishis mögen noch so viele Erbstücke aus grauester Urzeit mit den Australnegern gemeinsam haben: können sie nicht auch einzelne von ihren Mythen erfunden haben, nachdem sie die Periode uranfänglicher Wildheit überschritten hatten? Ich glaube, auch in diesem Punkt würde Professor Oldenberg nicht sehr von mir abweichen. Ich glaube zum Beispiel, daß eine sorgfältige Analyse der Bedeutungentwickelung von Wörtern wie Brunst und Inbrunst, Brennen und Leiden, Brüten und Denken, mehr Licht auf die verschiedenen Stufen des tapas im Veda werfen würde als ein Hinweis auf die orgiastischen Rasereien der Glieder verrenkenden, in Schweiß gebadeten Schamanen. Doch je mehr Licht wir bekommen können, um so besser, und wir wollen daher nichts zurückweisen, aus welchem Welttheil es auch kommen mag; nur müssen wir um zuverlässige Gewährsmänner bitten und um Kapitel und Vers für die Namen, Sagen und Bräuche jedes wilden Stammes, der uns den Hintergrund für das Ceremoniell liefern soll, wie es in den Brâhmanas und Sûtras und — nur vereinzelt aber — in den älteren Liedern der Samhitâs der drei Veden gelehrt wird. Auch erscheint es mir schwer, zu erklären, wie es gekommen sein soll, daß die älteste vedische Periode übersprungen wurde und dieser uranfängliche Schamanismus plötzlich erst wieder in den späteren Perioden auftauchte. Wie Dem aber auch sein mag: ich habe nie irgend welche Schwierigkeit gehabt, mich mit Oldenberg bei gemeinsamer Arbeit zu verständigen, und selbst wenn wir von einander abwichen, konnten wir den Grund dafür verstehen und schließlich übereinkommen, von einander abzuweichen.

Dies Alles ist so selbstverständlich, daß ich gewiß bin, meine Freunde in Deutschland werden mich tadeln, daß ich so viele Worte darüber verliere. Sie sind der Ansicht — und mit Recht —, daß wahre Wissenschaft nichts mit Persönlichkeiten oder Kritiken in Tageszeitungen, gezeichneten wie ungezeichneten, zu thun hat. Allein die öffentliche Meinung in England urtheilt anders und man hat es fast als ein crimen laesae majestatis betrachtet, daß ich nicht mit vollem Namen Herrn Andrew Lang und anderen emsigen Schriftstellern geantwortet habe. Ja, man hat mir gesagt, und zwar mit

Hosted by Google

triumphirender Miene, daß es ein Buch gebe, „nicht über persönliche griechische Religion, sondern über griechischen Kultus“ und geschrieben „von einem Gelehrten, der die einander widersprechenden Systeme der griechischen mythologischen Interpretation, die auf der philologischen Analyse der Eigennamen beruhen, aufgiebt“, und daß in dem ganzen Buch mein Name nirgends erwähnt werde. Ohne Zweifel glaubt man, daß Dies alle Fragen erledige. Wenn aber Dyaus die Schmach überlebt hat, in einem Buch über die griechischen Kulte von einem Gelehrten, der den Werth vorsichtigen Schweigens zu schätzen weiß, ignorirt, und zwar mit Recht ignorirt zu sein: habe ich da Grund, mich zu beklagen, besonders wenn ich meinen Namen so oft in Büchern über die Kulte von Hottentotten und Buschmännern erwähnt sehe? Wie nützlich wäre es, wenn andere Gelehrte diesem vortrefflichen Beispiel folgen und ihre kritischen Bemerkungen auf Sprachen beschränken wollten, von denen sie wenigstens das Alphabet und die Grammatik kennen! . . .

Da diese Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie von Zeit zu Zeit geschrieben waren, so fand ich, daß sie häufig Wiederholungen enthielten. Wenn Andere sich beklagt haben, daß die Seiten unserer Gegner von Fetischen, Totems, und was sonst dahingehört, wimmelten, so fürchte ich, daß Jene jetzt das Kompliment zurückgeben und sich über das beständige Erscheinen und Wiedererscheinen von Dyaus, Deva, Varuna, Saramâ u. s. w. auf den Seiten dieser Bände beklagen werden. Viele von ihnen habe ich zu beseitigen versucht; andere mußten bleiben, theils, weil ihre Entfernung den Zusammenhang zerrissen haben würde, theils, weil der Gegenstand, obwohl er der selbe war, an verschiedenen Stellen mit verschiedener Absicht behandelt wurde. Wenn man trotzdem der Meinung ist, daß ich mein Manuskript schonungloser hätte beschneiden sollen, so muß ich mich wohl schuldig bekennen und kann zu meiner Vertheidigung nur sagen, daß ich auf die selben Einwürfe, Jahr für Jahr wiederholt, zu antworten hatte und daß es mehr als eines Schlages bedarf, um einen Nagel durch einen dicken Klotz zu treiben.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich im Stande sein werde, mich noch einmal auf eine Erörterung der Thatsachen und Ansichten einzulassen, wie ich sie in diesem Werk niedergelegt habe. Ich überlasse, was ich geschrieben, so wie es ist, meinen Freunden und Mitarbeitern, im Voraus dankbar für jegliche wirkliche Verbesserung, die sie vorzuschlagen haben, und überzeugt, daß mein Buch, wenn auch in noch so bescheidenem Maß, dazu beitragen wird, eine der ältesten und lehrreichsten Phasen in der historischen Entwickelung des menschlichen Geistes, während seines Fortschreitens von mythologischem Stammeln zu klarer Verkündigung der religiösen und philosophischen Wahrheit, besser zu verstehen. Jeder, der in der Mythologie die letzten Spuren einer poetischen Auffassung des feierlichen Dramas der Natur erblickt,

Hosted by Google

steht auf unserer Seite; und welche Sprache und Literatur er sich auch als sein Spezialstudium erwählen mag, Babylonisch oder Egyptisch, Lettisch oder Finisch, Maorisch oder Mincoupisch oder Mincopisch: wenn er nur irgend Etwas aus ihnen zur Aufklärung unserer alten arischen Mythen beitragen kann, wird er willkommen sein als ein nützlicher Bundesgenosse und ein werther Mitarbeiter an einem Unternehmen, das, wie ich hoffe, in der Geschichte der Wissenschaft nicht ganz erfolglos oder ruhmlos dastehen wird.

Oxford. Professor F. Max Müller.

Vergessen.

In meiner Großmutter Garten,
Auf der alten Rasenbank,
Wollt' ich die Gespielen erwarten —
Vor dem Beet mit den dunklen Violen —
Sie sollten dort mich holen
Zu einem Maiengang!

Die Stunden kamen und gingen,
Weiß nicht, wie mir geschah —
Da hört' ich die Freunde singen
Und wußt', daß sie mich vergessen,
Dieweil ich in Träumen gesessen —
So einsam stand ich da!

Wie war Das nur geschehen?
Ich sann das Herz mir schwer
Und mocht' doch von hinnen nicht gehen —
Denn der süße Duft der Violen
Stieg auf, so heiß und verstohlen —
Wie ein Zauber wars um mich her ...

Vergangen sind und verklungen
Darüber viel Jahr' und Wort' —
Was das Glück auch den Andern gesungen:
In meiner Großmutter Garten,
Zwischen Träumen und scheuem Erwarten —
Ich sitz' noch immer dort!

Wien. M. E. delle Grazie.

Hosted by Google

Italienische Wirthschaft.

Es ist kaum anzunehmen, daß die traurigen Ereignisse, die die letzten Monate über Italien brachten, im Auslande eine richtige Würdigung gefunden haben. Dank den nach der einen oder anderen Richtung hin übertriebenen Berichten der Tagespresse und der ungenauen Kenntniß, die man im Allgemeinen von Italien und italienischen Zuständen hat, dürften sie im Publikum den traurigen Eindruck hervorgerufen haben, den uns die Kunde von einer unüberlegten oder verbrecherischen Handlung hinterläßt. Und gerade in den Ländern, wo das Gefühl der Ordnung und Gerechtigkeit am Lebendigsten ist, müssen diese Ereignisse den strengsten Richter finden. Durch ihre brutale Verfolgung der sozialistischen Partei sucht die Regirung im Auslande und in Italien die Ansicht zu stützen, als sei das Geschehene das Werk einer Sekte, die eine vorübergehende wirthschaftliche Depression benutzt habe, um die niedrigsten Leidenschaften im Volk aufzuwühlen und einen Klassenkrieg zu entfesseln. Die Regirung will sich nicht zu ihren Irrthümern, ihrer Schuld, ja, ihren Verbrechen bekennen, sie hat nicht Lust, vor der Gegenwart und der Geschichte die Verantwortung für Zustände auf sich zu nehmen, die sich in den vierzig Jahren politischen Lebens immer ernster und bedenklicher gestaltet haben, und sucht und findet den Sündenbock im Sozialismus. Die feile Presse stößt in das selbe Horn, die furchtsamen Gemüther und die schlechten Gewissen applaudiren, — zufrieden, so leichten Kaufes die Ursachen und das Heilmittel für eine Reihe drohender Erscheinungen gefunden zu haben. Aber die Mehrzahl der ehrlichen und gewissenhaften Menschen aller Parteien blickt entsetzt auf den Abgrund, blickt entsetzt auf die Zukunft Italiens, das glücklich das Land der größten Verelendung, des Fiskalismus, der systematischen Korruption, der privaten und öffentlichen Unsittlichkeit geworden ist.

In den letzten Jahren ist viel über den Verfall und den geringen sozialen Werth der Italiener geschrieben worden. Das ist eine Frage, der man kaum mit den dafür und dagegen angeführten Argumenten auf den Grund kommen dürfte; aber man kann dreist behaupten: wenn das italienische Volk nicht größere Energie und größere Tüchtigkeit besäße, als seine herrschende Klasse bis heute an den Tag gelegt hat, wenn es bei der tiefgehenden Umwälzung, die sich nothwendig im nationalen Leben unter dem Einfluß der die moderne Entwickelung bestimmenden Kräfte vollziehen muß, in moralischer und politischer Beziehung nicht die Richtung zu weisen und sie den mannichfachen Forderungen der neuen Zeit anzupassen vermöchte, daß dann wirklich die Stunde des Verfalles geschlagen hätte und wir uns in den Gedanken finden müßten, anderen Rassen Platz zu machen, die höhere moralische und soziale Eigenschaften zu entwickeln im Stande waren. Aber von der Zukunft

Hosted by Google

und dem sozialen Werth Italiens könnte man heute nur auf Grund ungenügend bekannter Daten urtheilen, die außerdem zum großen Theil direkt von dem politischen Uebergewicht einer Klasse abhängen, die zweifellos an Sittlichkeit und Bildung der herrschenden Klasse jeder anderen Nation nachsteht. Wären aber wirklich die jüngsten Unruhen, wie Viele annehmen, ein Ausdruck der wirthschaftlichen Umwandlung gewesen, die sich in der modernen Gesellschaft vollzieht, dann hätten wir in ihnen einen Inferioritätbeweis, dann brauchten wir nicht erst von der Zukunft eine Antwort abzuwarten. In diesem Fall wäre auch die Verantwortlichkeit auf beiden Seiten schwerer, sowohl die der herrschenden Klasse als die der sozialistischen Partei, — wenn diese die Rolle gespielt hätte, die man ihr zuschieben will. Denn eine wahrhaft gebildete herrschende Klasse, die im Stande ist, den Umwandlungprozeß zu verstehen, der sich automatisch im Gesellschaftkörper vollzieht, läßt sich nicht von revolutionären Bewegungen überraschen und greift noch weniger zu jenen äußersten Repressionmitteln, zu denen nur Furcht und Schuldbewußtsein rathen können. Ganz abgesehen von der individuellen Stellung zur sozialen Frage muß es Jedem klar sein, daß eine durch die Wissenschaft und die Erfahrung berathene herrschende Klasse einer Spannung in den ökonomischen, politischen und moralischen Beziehungen der verschiedenen Klassen, wie sie durch schreiende soziale Kontraste erzeugt wird, im eigensten Interesse durch organische Reformen begegnen und eine Milderung dieser Gegensätze anstreben sollte. Politisch wie soziologisch betrachtet, sind die leitenden Klassen berufen, die gesellschaftliche Entwickelung zu lenken und zu mäßigen. Wenn nun diese konservativen Elemente aus mangelnder Erkenntniß oder aus Selbstsucht die der sozialen Entwickelung innewohnenden Tendenzen positiv hemmen, so ist leicht zu verstehen, daß eine solche künstliche Hemmung zu gewaltsamen Ausbrüchen führen muß. Die Schuld fiele einzig und allein der mehr oder weniger negativen Aktion der herrschenden Klasse zu, der in der Ausübung ihrer sozialen Funktion jene Mäßigung, jener Geist der Freiheit und Gerechtigkeit, jenes bewußte ruhige Nachgeben gefehlt hatte, in denen gerade ihr erziehender Beruf liegen sollte. Hätte auf der anderen Seite die sozialistische Partei eine solche Bewegung heraufbeschworen, so hätte sie dadurch klar gezeigt, daß sie die wahre Lage des Landes und der Masse nicht kennt, sie wäre ihrer Mission der Bildung und Organisation untreu geworden, ihrer Aufgabe, der automatischen Entwickelung neuer Gesellschaftformen Bedingungen organischer, harmonischer Entfaltung zu sichern, und hätte endlich eine schwere sittliche und politische Verantwortung auf sich geladen, da sie unbewußte, waffenlose Massen in den Kampf sandte.

Aber weder der herrschenden Klasse noch der sozialistischen Partei kann dieser Vorwurf gemacht werden. Italien ist bis heute noch nicht in die ökonomische Phase getreten, die die Vorbedingung einer sozialen Umformung

Hosted by Google

wäre, wie sie der Entwickelungsgang der Gesellschaft vorzuzeichnen scheint. Die italienische Bourgeoisie hat sich noch gar nicht mit den ernsten Problemen auseinanderzusetzen, die die Umwandlung der Produktionmittel in anderen Kulturstaaten zeitigt, und die sozialistische Partei ist nicht so blind, sich über die Bedeutung eines Aufstandes Illusionen zu machen, der obendrein noch mit so völlig unzulänglichen materiellen und moralischen Mitteln versucht wird.

Wirthschaftlich ist Italien wenigstens um fünfzig Jahre hinter den anderen Kulturstaaten zurück. Das Land hat nur wenige Industrien, deren Mehrzahl sich durch staatliche Lieferungen oder durch hohe Schutzzölle am Leben erhält, seine Landwirthschaft liegt schwer darnieder, schleppt sich mit veralteten Produktionmethoden weiter, ist zu neuer Entwickelung und Blüthe unfähig aus Mangel an Kapitalien, außerdem durch übermäßige Steuerlast und Fehlen von Initiative und Thatkraft der Grundbesitzer paralysirt. So haben wir noch kein Proletariat im modernen Sinn des Wortes, weder ein industrielles, denn außer in Mailand, Turin, Genua und einigen kleineren Centren existirt keine Industrie, noch ein agrikoles, denn im Allgemeinen ist der Grund und Boden sehr zerstückelt, und wo Großgrundbesitz besteht, finden wir, mit wenigen Ausnahmen, Mezzadrie in ihren verschiedenen Formen. Trotzdem herrscht das Elend überall, drückender und unerträglicher als anderswo, gerade weil die alten wirthschaftlichen Funktionen von Tag zu Tag untauglicher werden, während die neuen nicht aufkommen können, dank der Unwissenheit und Interessenpolitik der herrschenden Klasse. Diese wirthschaftlichen Zustände, die vielleicht vor fünfzig Jahren zweckmäßig waren und auch heute bei anderen finanziellen und politischen Verhältnissen erträglich wären, werden absolut unerträglich, nicht nur, weil die Schutzzölle, ohne Landwirthschaft und Industrie von der fremden Konkurrenz zu schützen, die Preise wesentlich erhöhen, sondern mehr noch, weil die administrative Mißwirthschaft dem Lande ungeheure Opfer auferlegt und seine wirthschaftliche Leistungfähigkeit erschöpft.

Man kann behaupten, daß der betrübende Marasmus des italienischen Wirthschaftlebens im Wesentlichen eine Folge des Rückschlages der wirthschaftlichen Verhältnisse der anderen Kulturnationen ist, die seine landwirthschaftliche und industrielle Produktion niederhalten, und ein Ergebniß der bis heute verfolgten Politik, die, in jeder Beziehung den wahren Interessen des Landes entgegen, eine beständige Vermehrung der Steuern nöthig macht und so alljährlich dem Lande zu unproduktiven Ausgaben ungeheure Summen entzieht, außerdem systematisch die ökonomische Entwickelung hemmt und es der Halbinsel unmöglich macht, den Entwickelungsgrad zu erreichen, den Italien nach seinen natürlichen Bedingungen erreichen könnte.

So wurden von einem Einnahmebudget von 1700 Millionen Lire im Jahre 1895/96 42,5 Prozent, also beinahe die Hälfte, für die Staatsschuld

Hosted by Google

verausgabt, 27,5 Prozent für Armee und Marine, 10 Prozent für die Erhebung der Abgaben; es bleiben also 20 Prozent für alle übrigen Aufgaben eines Kulturstaates, d. h.: von 1700 Millionen werden in runder Zahl 1360 so gut wie unproduktiv verbraucht und aus dem mehr oder weniger gut verwalteten Rest von 340 Millionen müssen die wichtigsten Bedürfnisse des Staates befriedigt werden. Aber isolirt betrachtet, sagen diese Zahlen noch nicht genug; um sie richtig werthen zu können, muß man das Mißverhältniß zwischen ihnen und der augenblicklichen ökonomischen Leistungfähigkeit des Landes betrachten. Die folgende Tabelle giebt in absoluten Zahlen den privaten Reichthum, die öffentlichen Ausgaben verschiedener europäischer Staaten und das prozentuale Verhältniß zwischen beiden wieder:

	Privater Reichthum Milliarden	Oeffentliche Ausgaben Millionen	Prozent
England (Giffon)	251	3255	1,29
Frankreich (Paris-Bourse)	225	3350	1,49
Preußen (Soetbeer)	85	2153	2,56
Oesterreich (Inama)	61	1417	2,32
Belgien (Graux)	34	351	1,09
Italien (Pantaleone)	54	1689	3,22

Italien wendet also 3,22 Prozent seines Gesammtreichthums jährlich öffentlichen Ausgaben, dreimal mehr als Belgien, zu; aber diese Thatsache gewinnt erst ihre volle Bedeutung, wenn man die Art der Ausgabe näher betrachtet. Selbst wenn in einem Lande, das sich in der Lage wie Italien befindet, die herrschende Klasse alljährlich einen so großen Theil des nationalen Reichthumes erheben könnte, ohne die normale Entfaltung der ökonomischen Kräfte des Landes zu beeinträchtigen, so müßte man doch auf alle Fälle von ihr erwarten, daß sie sich die Förderung des Ackerbaues und der Industrie, der Erziehung und Bildung des Volkes, die Hebung des Verkehres, die Vervollkommnung der inneren Verwaltung u. s. w. angelegen sein ließe. Aber die italienische Bourgeoisie ist unfähig, gründliche Reformen auch nur auszudenken; in ihrer Unwissenheit fürchtet sie sogar, durch sie ihre eigenen Interessen zu schädigen. So steht nicht nur in Italien die für die kulturellen Aufgaben des Staates verwendete Summe hinter der anderer Länder zurück, sondern auch für ihre Verwendung sind von vorn herein andere Kriterien maßgebend. Die öffentlichen Arbeiten gelten der herrschenden Klasse vor Allem als Mittel, größeren politischen Einfluß zu erringen. So ist z. B. der größte Theil der Eisenbahnbauten weniger thatsächlichen Bedürfnissen der entsprechenden Regionen entsprungen als den persönlichen Einflüssen und dem Nepotismus von Menschen, die von der Gier nach Macht und Einfluß getrieben werden. Man erbaut eine Eisenbahnlinie, eine Brücke, einen Kanal, nicht, weil sie

Hosted by Google

nützlich sind, sondern, weil eine Gruppe von Deputirten Interesse daran hat, man macht anderen Gruppen Zugeständnisse, die anderen Sonderinteressen Handlangerdienste leisten, und keine Regirung, wenn sie es auch wollte, könnte dieser Interessenverbände Meister werden. Unter dem Schein, dem Gedeihen und dem Ruhm des Vaterlandes zu dienen, haust die herrschende Klasse der Halbinsel wie eine Bande von Weglagerern, die, bis an die Zähne bewaffnet, sich die Reichthümer des Landes anzueignen oder sie zu zerstören sucht.

Die Geschichte der staatlichen und kommunalen Verwaltungen in Italien würde, wenn sie Einer schreiben wollte, wie sie geschrieben werden müßte, als eine ununterbrochene Reihe von Veruntreuungen und Unterschlagungen erscheinen, die eine Kategorie von Individuen zum Nachtheil der Gesammtheit begeht. Die Männer, die im Ministerrath, im Parlament eine Stimme haben, bilden mit ihren Freunden und Klienten die eigentlich herrschende Klasse und das Volk und das Kleinbürgerthum, auch wenn ihnen die Vergewaltigung, die Ungerechtigkeit und administrative Mißwirthschaft zum Bewußtsein kommen, vermögen nur selten die Koalitionen der Mächtigen zu durchbrechen, denn auch die politische Freiheit in Italien ist Lüge: Das beweist schon die Thatsache, daß die Regirung bei allen Wahlen ganz schamlos ihre Kandidaten durchdrückt mit Pressionen aller Art, Bestechung, Unterschlagung und Fälschung der Stimmzettel, ja, durch Verwendung der Stimmen von Abwesenden und Toten.

Wir sind in Italien dahin gekommen, die Hegemonie einer kleinen Klasse zu erdulden, die Alles verdirbt, korrumpirt, unterdrückt, die die Freiheit in Worten feiert und thatsächlich mit Füßen tritt, die ein civilisirtes Land will, aber von der Civilisation nur den äußeren Firniß, die für gebildet gelten möchte, aber die Bildung haßt wie die Civilisation, wie die Freiheit, weil sie unfähig ist, sie zu verstehen, weil sie in ihnen — und nicht mit Unrecht — Feinde ihrer augenblicklichen Interessen sieht. Trotzdem treibt sie mit Ostentation Kultus mit der früheren Größe und dem nationalen Geist und will sich den anderen Nationen auf der Höhe des modernen Gedankens und Fortschrittes zeigen; und so geschieht es bei uns wie in anderen Staaten, z. B. in Rußland, daß offiziell Vieles berichtet wird, dem in der Wirklichkeit nichts entspricht. Italien hält Schritt mit allen Kulturnationen, ruft man aus, und kümmert sich nicht weiter darum, daß die Masse des Volkes in Hunger und Ueberarbeit, in Unwissenheit und Aberglauben verkommt. Und stammt sie denn etwa nicht auch aus dem Alterthum, die hochmoderne Lehre, daß das Volk nur das Instrument sei, um die oberen Klassen auf ihrer Höhe zu erhalten, daß es keinen sozialen Selbstzweck habe, keinen Anspruch auf Größe und Ruhm, sind Nietzsche, d'Annunzio, Lapouge etwas Anderes als ein moderner Ausdruck dieser im Alterthum allgemeinen Lehre? Ist es denn wunderbar, wenn die italienische Bourgeoisie, die Erbin so zahlreicher Genera-

Hosted by Google

tionen von Tyrannen, jedem Versuch moderner Neugestaltung feindlich und stets geneigt ist, die alten Traditionen einer brutalen Klassenherrschaft zu bewahren?

Charakteristisch für solche Tendenzen ist die Fürsorge, die man dem Unterrichtswesen zu Theil werden läßt. Man vergleiche die Ausgaben für den öffentlichen Unterricht in Italien mit denen anderer Nationen, um klar zu sehen, wie wenig Interesse die italienische Bourgeoisie einem so wichtigen Theil der staatlichen Aufgaben entgegenbringt:

Staaten	Jahr	jährl. Ausgaben für den Unterricht Lire	jährl. Ausgabe pro Einwohner Lire
Italien*)	1895	63027172	2,03
Frankreich	1887	172900514	4,54
Preußen	1891	197739936	6,60
England und Wales	1892	205345400	7,08
Schweiz	1890	19741110	6,67
Belgien	1891	29043601	4,79
Holland	1891	31666056	7,20
Spanien	1887	29149074	1,64

Diese Zahlen erklären nur zu gut, warum das italienische Volk trotz seiner Intelligenz sich im Kampf ums Dasein in so ungünstigen Bedingungen befindet und warum seine Auswanderer von den anderen Nationen mit Verachtung angesehen und nur als Objekte der rücksichtlosen Ausbeutung betrachtet werden. Und auch die Bourgeoisie hat in den vierzig Jahren, in denen sie am Ruder ist, ihre wirthschaftliche und intellektuelle Kraft einzig und allein zur Ausbeutung des Volkes verwerthet. Sie hat durch ihre Kapitalien nicht industriellen, kommerziellen und landwirthschaftlichen Unternehmungen sichere Entwickelung und größere Produktivität zu geben gesucht, sondern ihr politisches Privileg benutzt, um die Kräfte des Landes zu eigenem Vortheil zu erschöpfen, weil sie, gleich den oberen Schichten zur Zeit des römischen Verfalles, nicht versteht, daß Größe und Gedeihen eines Landes und seiner herrschenden Klasse selbst in der nützlichen und produktiven Arbeit und Nutzbarmachung seiner natürlichen Kräfte liegt, in der sittlichen Tüchtigkeit und sozialen Gerechtigkeit des Volkes und der Institutionen.

Die Bourgeoisie hat leichten Herzens Geld ausgegeben und Schulden gemacht, nicht nur, weil sie selbst sie ja nicht zu bezahlen braucht, sondern mehr noch, weil gerade der finanzielle Ruin des Landes ihr die hohen Renten sichert, die sie durch anderweitige Verwendung ihrer Kapitalien nicht zu er-

*) Es ist hervorzuheben, daß der Staat für den Unterricht nur 40 Millionen ausgiebt, während der Rest der angeführten Summe den Provinzen und Gemeinden zur Last fällt, so daß in Wirklichkeit bei einem Vergleich der staatlichen Ausgaben mit denen der anderen Staaten Italien noch tiefer steht als Spanien.

Hosted by Google

zielen vermöchte. Sie macht sich über die Erschöpfbarkeit der Quelle, aus der sie ihre Zinsen nimmt, ganz sonderbare Illusionen und scheint nicht einmal zu merken, daß die ungeheure Menge der unproduktiv angelegten Kapitalien schließlich die wirklichen Quellen des Reichthumes zerstören muß und sie so eines Tages die Entdeckung machen wird, daß sie, im Wahn, nur Zinsen zu erheben, das Kapital selbst verbraucht hat. So ist sie heute der allgemeinen wirthschaftlichen Lage des Landes gegenüber etwa in der selben Lage wie die Regirung bei der Begleichung des Staatsbudgets, das durch eine gute Ernte, namentlich an Korn, aus dem Gleichgewicht kommt wegen des Ausfalles der Zölle: die Einkünfte der italienischen Bourgeoisie und der italienischen Regirung basiren nicht auf dem Gedeihen und dem Wohlstande des Landes, sondern auf seiner Verelendung, nicht auf der Bildung und Erziehung der Masse, sondern auf ihrer Verthiertheit und Knechtung. Die folgende Tabelle, die ich der jüngst erschienenen Arbeit des Professors Flora*) entnehme, möge beweisen, daß die erwähnten Mißstände nicht im Abnehmen, sondern im Wachsen begriffen sind, so daß ein immer kleinerer Bruchtheil des Staatseinkommens den bürgerlichen Aufgaben des Staates zugewandt wird.

	1862		1875		1895/96	
	absol. Mill. L.	proz.	absol. Mill. L.	proz.	absol. Mill. L.	proz.
Ausgaben für die Staatsschuld	148	15,0	380	30,2	685	42,5
„ „ Militär und Marine	377	39,6	214	17	443	27,5
„ „ Erhebung der Abgaben	112	11,8	112	8,8	160	10,0
„ „ Landesverwaltung ꝛc.	313	33,0	553	44	318	20,0

In dreiunddreißig Jahren haben also die Ausgaben für die Landesverwaltung im weitesten Sinn sich um die winzige Summe von fünf Millionen vermehrt. Solche Zahlen bedürfen keines Kommentares. Aber was die Sachlage vollends verderblich macht, ist nicht nur die für die ökonomische Leistungfähigkeit des Landes außerordentliche Höhe der Steuern, nicht nur die Art ihrer Verwendung, die der wirthschaftlichen Entwickelung geradezu schädlich ist, sondern die widersinnige und ungerechte Vertheilung auf die verschiedenen Klassen der Steuerzahler. In dem italienischen Abgabensystem kommt die ganze Unsittlichkeit der herrschenden Klasse zum Ausdruck, die die unteren Schichten erst verarmen und in Unwissenheit verkommen läßt und ihnen dann alle Lasten aufbürdet. Das Einnahmenbudget für das Jahr 1895/96 lautet:

Einkommen aus den Staatsgütern . . .	87128904	Lire
Direkte Steuern	481583300	„
Stempelabgaben	215607000	„

*) Il nostro sistema tributario, Turin 1898.

Hosted by Google

Indirekte und Verbrauchsabgaben	655050000 Lire
Lotto	65000000 „
Ertrag aus öffentlichen Leistungen	81890000 „
Anderweitige Einnahmen	45512000 „

Zunächst fällt die ungeheure Summe der auf dem Wege der indirekten Steuer erhobenen Abgaben ins Auge, die fast ausschließlich auf den weniger besitzenden Klassen lasten. Mit Einschluß des Lotto sind es 720 Millionen, beinahe die Hälfte des gesammten Einkommens, mehr als die Hälfte, wenn man nur die Abgaben betrachtet und die 87 Millionen abzieht, die das Staatspatrimonium abwirft, während in Großbritannien nur 265 Millionen Lire oder $^1/_{12}$ des Gesammteinkommens, in Preußen nur 68 Millionen Mark, $^1/_{27}$ des Gesammteinkommens, aus indirekten Steuern besteht. Zählt man zu den 720 Millionen, die der Staat erhebt, noch die Summe von annähernd 200 Millionen hinzu, die in der Form des Octroi von den Gemeinden erhoben werden, so steigt die vorwiegend von den armen Schichten getragene Steuerlast auf nahezu eine Milliarde. Dann kommt die Gebäudesteuer, die 16 bis 25 Prozent des Reinertrages beträgt, aber durch die Summe der verschiedenen Zuschlagsteuern auf 42 Prozent steigt. In den Städten namentlich wird diese Steuer zum großen Theil auf die kleinen Wohnungen übergewälzt, während sie auf dem Lande direkt den Besitzer trifft und besonders den kleinen Besitzer übermäßig belastet. In Italien kommen auf $2^1/_2$ Millionen Hausbesitzer $3^1/_2$ Millionen Miether. In den großen Städten kann die beschränkte Zahl der Hausbesitzer, dank dem beständigen Zufluß in die Stadt, die Steuerlast ohne Rest auf die Miether abwälzen, so daß sich hier die direkte, die Besitzer treffende Abgabe in eine indirekt vom Miether erhobene verwandelt; in den kleinen Orten ist diese Ueberwälzung nicht möglich, weil Bewohner und Besitzer meist eine Person sind und weil die Entvölkerung zu Gunsten der großen Centren eine Steigerung des Miethzinses nicht zuließe. Zum großen Theil lastet also auch diese Steuer auf den bedürftigsten Schichten.

In Frankreich werden an Grundsteuer durch Staat und Gemeinde im Ganzen 16 Prozent des Reinertrages, in Deutschland 15 Prozent, in Oesterreich 19 Prozent, in England 20 Prozent erhoben; für Italien ergiebt sich, wenn man staatliche, provinziale, kommunale Steuern und die Zinsen der Hypothekarschuld*) addirt, ein Belastungverhältniß des Bodens, das von 30 bis 50 Prozent des Reinertrages schwankt. Zieht man nun in Betracht, daß in Italien von 4800000 Grundbesitzern 4500000 eine jährliche Steuerquote von weniger als 40 Lire zahlen, so kann man sich eine Vorstellung

*) Die namentlich auf dem Kleinbesitz lastende Hypothekarschuld ist von sechs Milliarden im Jahre 1872 auf mehr als 10 Milliarden im Jahre 1895 gestiegen und übertrifft ein Drittel des Werthes von Grund und Boden.

Hosted by Google

von der trostlosen Lage machen, in der sich die Familien dieser kleinen Landleute befinden. Die Wucherer, die den unglücklichen Eigenthümer gegen einen besonderen Kontrakt, der schon im Voraus einer Pfändung gleichkommt, Darlehen geben, und die Kreditanstalten, die die Entwickelung der Landwirthschaft heben und fördern sollten, funktioniren in gleicher Weise als neue Ursachen des Niederganges und Ruins. Die Darlehen werden gegen so ungünstige Bedingungen gegeben und der Markt für die landwirthschaftlichen Produkte ist so gedrückt, daß die Besitzer unerbittlich ihr kleines Gut verlieren müssen, das zwei- oder dreimal mehr werth ist als die geliehene Summe, die etwa für die Steuer und den Unterhalt der Familie während des schlechten Jahres ausreicht. In der That rekrutirt sich die italienische Auswanderung, die von 99000 im Jahre 1879 auf 306000 im Jahre 1896 gestiegen ist, mehr als zur Hälfte aus der Zahl der Landarbeiter, die ihre letzte Habe verkaufen, um jenseits des Ozeans einen gastlicheren Boden zu suchen.

Schon die wenigen Hinweise, die hier der Raum gestattet, geben einen Begriff von der ungeheuren Unbilligkeit der Abgabenvertheilung und dem Mißverhältniß zwischen Steuerlast und wirthschaftlicher Tragkraft. Außerordentlich hohe indirekte Abgaben, die hauptsächlich die arbeitenden Schichten drücken, direkte Steuern auf den Gebäuden, auf Grund und Boden (481 Millionen, ohne die provinzialen und städtischen Zuschläge) von so übermäßiger Höhe, daß man sie nicht mehr als vom Einkommen erhoben ansehen kann, sondern als direkte Verkürzungen des Kapitales, — kurz, ein Abgabensystem, unter dessen Druck der Kleinbauer, der Kleinkaufmann, der kleine Gewerbetreibende sich vielleicht der Illusion hingeben kann, durch seine Arbeit einen Ertrag zu erzielen, während in Wirklichkeit dieser Ertrag — abgesehen von den Schwierigkeiten allgemeiner Natur — unfehlbar vom Fiskus aufgesogen wird, dank einer Reihe systematisch durch den Staat und die herrschende Klasse geschaffener Bedingungen, so daß der kleine Mann nach einigen Jahren zwecklosen Mühens nicht nur seine Arbeitkraft, sondern auch sein geringes Kapital verbraucht findet. In einem ganzen Band könnte man nicht die volle Trostlosigkeit der italienischen Verhältnisse schildern, die Abgabenlast, die die Bevölkerung erdrückt, die Klientenwirthschaft, das Günstlingswesen, die Interessenpolitik Derer, die ohne Arbeit und mit geringem Risiko jede Gelegenheit erspähen, um ihre ohnehin stattliche Rente zu erhöhen, das ganze ausgedehnte, vielmaschige Raubsystem, das die soziale Entwickelung des Landes niederhält.

Ein Blick auf die Preise einiger Waaren möge die praktischen Folgen dieses Systems illustriren helfen. Die folgende, der angeführten Arbeit Floras entnommene Tabelle stellt dem thatsächlichen Produktionwerth die Abgabe und die durch sie bewirkte Preiserhöhung (auf je 100 des Herstellungwerthes berechnet) einander gegenüber.

Hosted by Google

Waaren	Einheit	Durchschnittlicher Werth im Jahre 1896	Einfuhrzoll		Staatliche und kommunale Verbrauchsabgabe *)	
			absolut	p. Cent	absolut	p. Cent
Wein	Liter	..... 0,25 Lire	0,20	807	0,10	40
Alkohol	„	..... 0,43 „	1,80	420	—	—
Reis	Kilogramm	..... 0,27 „	0,11	40,8	0,06	22,2
Petroleum	Liter	..... 0,16 „	0,48	300	0,06	37,05
Zucker	Kilogramm	..... 0,37 „	0,99	268	0,13	35,12
Weizen	Doppelcentner	..... 15,00 „	7,50	50	—	—
Weizenmehl	Kilogramm	..... 0,24 „	0,12	50	0,03	12,50
Weizenbrot	„	..... 0,25 „	0,16	64	0,04	16,00
Kaffee	„	..... 2,20 „	1,50	68,2	0,15	6,08
Salz	„	..... 0,02 „	0,38	1900	—	—

Wie die Tabelle zeigt, variirt der Preisaufschlag, den die Abgaben bewirken, von 50 bis 1900 Prozent. Bedenkt man, daß er die nothwendigsten Lebensmittel trifft, daß z. B. das Brot um 80 Prozent seines Werthes vertheuert wird, so wird die Annahme nicht übertrieben erscheinen, daß der Arbeiter, dessen Durchschnittslohn für Italien etwa auf 2 Lire anzusetzen sein dürfte, täglich 50 Cent, den vierten Theil seines Lohnes, an indirekten Abgaben dem Fiskus entrichtet. Gegenüber dieser ungeheuren Belastung sehen wir das Kapital, das einen überwiegend großen, stets wachsenden Bruchtheil des Reichthumes der italienischen Bourgeoisie ausmacht, von dem geringen Satz von 10 bis 15 Prozent getroffen, einer Quote, die man dreist auf 10 Prozent reduziren kann, in Anbetracht der ungeheuren Steuerhinterziehungen durch Verheimlichung der wahren Revenuen, einem der Mittel, durch die sich die Bourgeoisie selbst von dem kleinen Theil der Abgaben zu entlasten sucht, den sie zu tragen vorgiebt.

Im vorigen Sommer ordnete das Ministerium, bedenklich gemacht durch die finanziellen Schwierigkeiten des Staates und durch die offenkundige Ungerechtigkeit in der Besteuerung verschiedener Großkapitalisten und Industriellen, eine Neueinschätzung einiger Einkommen an. Gegen ein so keckes Vorgehen lehnte sich die Bourgeoisie wie ein Mann auf und brachte unter Mitwirkung eines Theils des Kleinbürgerthumes, das nicht begriff, um was es sich eigentlich handelte, eine Agitation zu Stande, die sich über das ganze Land erstreckte. Die Folge war eine Verordnung, die den Mächtigen den

*) Die kommunale Verbrauchsabgabe ist die von der Stadt Genua erhobene, die allerdings die höchste in ganz Italien ist.

Hosted by Google

Genuß ihrer Sonderstellung ungestört ließ, während die Neueinschätzung und höhere Belastung der kleinen Besitzer ruhig ihren Fortgang nahm.

Mehrmals habe ich die Liste der Steuerzahler eines Bezirkes in Ligurien vor Augen gehabt, in der mit einem Jahreseinkommen von 40000 Lire Leute eingeschätzt waren, die Fabriken mit mehreren tausend Arbeitern besitzen, die alljährlich für einige Millionen Waaren absetzen und nicht allein nach der öffentlichen Meinung, sondern auch nach dem Prunk und Luxus ihrer Lebenshaltung, nach den Palästen, Parks, Villen u. s. w. mindestens 400 bis 500000 Lire jährlich verbrauchen. Ein genueser Großindustrieller, Figari, in dessen Textilfabriken Tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen gegen einen Tagelohn von 1, 1,50 bis 2 Lire arbeiten, beantwortete in diesem Winter einen Versuch, seinen thatsächlich unmöglichen Steuersatz für eine Fabrik zu erhöhen, mit der plötzlichen, von einem Tage auf den anderen verfügten Schließung der Fabrik; er erklärte ganz einfach, so hohe Steuern wolle er nicht zahlen. Die Arbeiter machten Anstalten, gegen ihre unvermittelte Arbeitlosigkeit zu protestiren, und der Präfekt ließ die Steuersumme wieder auf die frühere reduziren. Die Fabrik wurde von Neuem geöffnet. So geht die herrschende Klasse in Italien mit den Gesetzen um, die sie selbst gemacht hat.

Und nicht nur die Industriellen treiben es so. Hier das Verzeichniß Derer, die in der Ausübung liberaler Berufe ein Jahreseinkommen von über 10000 Lire versteuern: Aerzte 35, Rechtsanwälte 66, Notare 16, Ingenieure und Architekten 11. Es ist unnöthig, zu sagen, daß diese Zahlen absolut lächerlich sind. Jeder Mensch weiß, daß viele unserer Aerzte und Rechtsanwälte mehr als 50- und sogar 100000 Lire jährlich verdienen und daß die angeführten Zahlen von dem thatsächlichen Einkommen der betreffenden Berufsarten gar keinen Begriff geben können.

Zu all diesen Mißständen kommt noch hinzu, daß von den 16 Milliarden unserer Staatsschuld, für die ein effektiver Zinsfuß von 4,20 Prozent bezahlt wird, nach den neuesten Erhebungen 9 Milliarden italienische Kapitalien sind, etwa ein Sechstel des gesammten Nationalreichthumes, die so der produktiven Anlage in agrikolen und industriellen Unternehmungen, wo sie so dringend nöthig wären, entzogen sind, während die 500 Millionen jährlicher Zinsen in der brutalsten Weise den erschöpften Kräften des Bodens und der Arbeit ausgepreßt werden. Die Bourgeoisie hat ein sicheres und bequemes Mittel, ihre Kapitalien anzulegen; was gilt Dem gegenüber das Darniederliegen von Ackerbau, Industrie und Handel, die stets wachsende Verelendung! Es ist leicht, zu verstehen, daß das Mißverhältniß zwischen den der Cirkulation entzogenen Kapitalien und dem Nationalreichthum eine nicht unwesentliche Ursache des wirthschaftlichen Tiefstandes ist, gegen die die verschiedenen Ministerien weder wirksam ankämpfen konnten noch wollten, die sie

Hosted by Google

sogar durch ihre kostspielige Politik zu erhalten gezwungen waren, eben so wie sie, um das Budget im Gleichgewicht zu erhalten, wozu die regelmäßige Einnahme nicht genügte, in wahrhaft erschreckender Weise das Patrimonium des Staates verringern oder auch durch Emission von Eisenbahnaktien u. s. w. die Staatsobligationen vermehren und den Kapitalien profitable Anlagegelegenheiten schaffen mußten.

Wie summarisch und unvollständig diese Darlegung auch sei, ob in ihr auch viele der Verfallsursachen unerwähnt bleiben mußten oder nur flüchtig berührt werden konnten: ich glaube doch, durch die wenigen, offiziellen Veröffentlichungen entnommenen Ziffern den Leser überzeugt zu haben, daß in Italien die Stunde einer sich durch die Umwandlung der Wirthschaftsform aufzwingenden Umwälzung, wie sie der Sozialismus zu beschleunigen und zu lenken für seine Aufgabe hält, noch lange nicht gekommen ist, während die Zustände im Lande so sind, daß wahrlich nicht der sozialistische „Umstürzler" Unzufriedenheit zu säen braucht. Ohne Zweifel werden die verschiedenen kommenden Ministerien völlig außer Stande sein, die wirthschaftliche Lage zu heben und das Finanzwesen zu verbessern. Die radikalen Reformen, die dazu nöthig wären, stehen in zu großem Widerspruch zu dem Geist und den Interessen der herrschenden Klasse, die, gleich dem Kinde, nur dort eine Gefahr sieht, wo sie unmittelbar und greifbar vor ihr steht; auch fehlt es an Männern, die die Ursachen der heutigen Lage zu verstehen und den Komplex von Veranlassungen zu übersehen vermöchten. Was kann man von einer Klasse erwarten, die in mehr als vierzig Jahren nichts fertig gebracht hat, als das Land auszusaugen und beispiellose Unsittlichkeit sowie völlige Untüchtigkeit zur Regirung zu zeigen, — und sei es nur zu einer Regirung im eigenen Interesse? Sie schämt sich nicht, die Freiheit im Munde zu führen, während sich Bestechung, Privilegien, Vergewaltigung in jedem Zweig der staatlichen und kommunalen Verwaltung breit machen. Wenn sie der Armee Loblieder singt, so thut sie es, weil sie von ihr den Schutz ihrer Sonderstellung erwartet; sie preist die Monarchie, weil sie das Prestige ausnutzen will, das dieser geblieben, die Wissenschaft, so lange diese ihre Klassenprivilegien nicht antastet, redet dem Kleinbürgerthum und Proletariat zum Munde, so lange sie alle Lasten, alle Schererei, alle Ungerechtigkeit geduldig ertragen, so lange sie stumpf und still die Handlanger für die eigene Entrechtung und Ausbeutung sind. Aber nicht einmal vom eigenen Interesse hat diese Bourgeoisie eine klare Vorstellung, wenn es gilt, über den heutigen Tag hinauszusehen. Sie denkt, fühlt und regirt, als sei die Welt in den letzten fünfzig Jahren nicht vom Fleck gekommen. Das Vaterland! Das ist das Wort, das immer herhalten muß: im Namen des Vaterlandes, für die Religion des Vaterlandes hat das Heer in diesem schweren Moment die schmerzliche Aufgabe auf sich genommen, die

Hosted by Google

Schaaren von Uebelthätern zurückzuwerfen, die der Freiheit und Gesittung den Untergang drohten. Es wäre zum Lachen, wenns nicht so traurig wäre. Der Hinweis auf eine vierzigjährige Regirung giebt solchen Worten Kraft und Mark, — auf eine Regirung, die das Land dahin gebracht hat, wo es heute steht.

Man lächelt jetzt befriedigt über den Sieg, den lächerlichen Sieg der italienischen Waffen über waffenlose Männer, von Entbehrung und Anstrengung ausgemergelte Weiber, man lächelt über den Schrecken, den man gesät zu haben glaubt, man lächelt besonders zufrieden bei dem Gedanken, der sozialistischen Schlange den Kopf zertreten zu haben, der Hauptursache all dieser Uebel und all der überstandenen Angst. Ich habe im Anfang darauf hingewiesen, daß in Italien weder die geschichtlichen noch die wirthschaftlichen Bedingungen für eine revolutionäre Aktion der Sozialisten gegeben sind. Wohl wächst ihre Zahl und ihr Einfluß mehr, als man im Allgemeinen annimmt, ihre erziehende, Gesittung und Sittlichkeit verbreitende Propaganda gewinnt beständig Boden, aber trotzdem, abgesehen von der klaren Rechenschaft, die sich die Sozialisten von ihrer Kraft und von ihrer Aufgabe geben, würde ihnen das wirthschaftliche Substrat fehlen, wie leider auch das moralische, Bildung und Erziehung des Volkes, bis heute noch vielfach mangelt. Gerade dieses noch nicht dem Sozialismus gewonnene Volk, das sich zu keiner politischen Partei bekennt, erhebt sich unter der erdrückenden finanziellen und wirthschaftlichen Last und schreit nach Brot. Es war eine blinde Revolte, für Alle, die nicht blind sind, gleichzeitig ein Symptom und eine Warnung. Mit ihr könnte eine Revolution beginnen, — keine proletarische Revolution, sondern eine kleinbürgerliche, durch eine allzu trostlose, allzu verzweifelte Lage der Kleinbesitzer heraufbeschworene. Der Arbeiter kann seine Arbeitkraft auf den ausländischen Markt tragen: der Kleinbauer, der Krämer, der Handwerker wartet den Gerichtsvollzieher, der ihm sein Bischen Habe und Gut nimmt, im Vaterlande ab. Gewiß wird auch das Proletariat, auch die ganz besitzlose Masse an einer Revolution theilnehmen, aber in seinem unmittelbaren Interesse wird sie nicht ausgefochten. Es ist das Kleinbürgerthum, das zwischen ausländischer Konkurrenz und inländischem Fiskalismus erdrückt wird und noch eine Spanne Leben zu ertrotzen sucht. Heute war es eine amorphe, planlose Bewegung, morgen wird sie, wenn nicht ein Regime wirthschaftlicher, finanzieller, politischer Freiheit die Sachlage ändert, kräftig genug sein, um freie Bahn für eine Umwandlung zu schaffen, deren wesentliche Bedingungen im Lande gegeben sind. In dieser Bewegung kann dem Sozialismus nur eine sekundäre Rolle zufallen: seine wahre Thätigkeit beginnt später, wenn Italien die Kluft überschritten hat, die es heute von den anderen Ländern trennt.

Genf, am dreißigsten Juni 1898. Giovanni Lerda.

Hosted by Google

Nervenheilstätten.*)

Im ersten Juliheft der „Zukunft" hat Professor Albert Eulenburg über die Nervenheilstätten gesprochen. Er rechnet sich zu den „frühesten Befürwortern" der Sache, aber er scheint ein gefährlicher Freund zu sein; bei ihm sieht das Befürworten dem Bekämpfen verzweifelt ähnlich. Er erzählt, daß jetzt zum ersten Mal in Berlin der Versuch gemacht werde, für minder bemittelte Nervenkranke eine Heilanstalt zu gründen. Die Anregung zu diesem Unternehmen hat mein Aufsatz „Ueber die Behandlung von Nervenkranken und die Errichtung von Nervenheilstätten" gegeben und in der neuen Anstalt sollen die von mir empfohlenen Grundsätze der Behandlung Geltung haben. Einige hochherzige Männer haben beträchtliche Summen zu diesem Zwecke gestiftet und sie sind eben dabei, durch Sammlung freiwilliger Beiträge das noch Fehlende herbei zu schaffen. Dieses junge Unternehmen „befürwortet" Eulenburg dadurch, daß er seine Bedenken ausspricht und diesen den größeren Theil seines Aufsatzes widmet.

Die Hauptursache der Nervenkrankheiten ist die vererbte Entartung. Dadurch, daß mehr oder weniger nervenkranke Menschen sich verbinden und Kinder in die Welt setzen, entsteht die „nutzlose" Menschensorte, von der Eulenburg spricht. Die Noth des Lebens macht dann die Nervenschwachen krank: Ueberanstrengung in der Schule, in der Familie, im Beruf, die Sorge um das tägliche Brot und die Gier nach Reichthum, Ehrgeiz und allerlei Leidenschaften, dazu Kummer, Angst und Schrecken, der Alkohol und die venerischen Krankheiten. Welche unpopuläre Mittel Eulenburg dagegen anwenden will, sagt er nicht; aber vielleicht möchte er eine Reihe von Gesetzen erlassen. Zunächst müßte er jedes Individuum, das eine bedenkliche Neigung zum Heirathen verräth, verpflichten, sich in einer Irrenanstalt einer sechswöchigen Beobachtung durch Sachverständige zu unterziehen. Ergiebt die Prüfung des Körpers und des Geistes Zeichen von Nervenkrankheit, so ist die Ehe zu verbieten, in ernsteren Fällen aber ist die Fortpflanzung unmöglich zu machen. Ferner wäre anzuordnen, daß Niemand sich der Ueberanstrengung, den Sorgen, dem Kummer und dem Schrecken aussetze. Doch Scherz bei Seite: die Sache liegt so, daß eine wirklich erfolgreiche Verhütung der Nervenkrankheiten unmöglich ist. Das, was möglich ist, Belehren, Warnen, Streben nach gesünderen Lebensverhältnissen, Das wollen wir Alle, aber es ist nicht einzusehen, warum es nicht mit der Sorge für die Kranken vereinbar sein oder diese Sorge überflüssig machen sollte. Gewiß ist Verhüten besser als Heilen; aber warum soll nicht Beides versucht werden, so weit es möglich ist?

Die Motive, die die Gesunden veranlassen, sich der Kranken anzunehmen, sind verschiedenartig. Das stärkste ist die Angst, selbst krank zu werden. Daher die Bereitwilligkeit, bei akuten Seuchen zu handeln und sich Allerlei gefallen zu lassen. Obwohl die akuten Seuchen, die Cholera z. B., Kinderspiele gegen die

*) Herr Dr. Möbius, dessen Aufsatz über Nervenheilstätten der Geheimrath Eulenburg hier citirt hat, wünscht, auch an dieser Stelle noch einmal über das Ziel seiner Pläne zu sprechen. Diesem Wunsch kann schon im Interesse der wichtigen Sache die Erfüllung nicht versagt werden; doch wird Mancher den Eindruck haben, daß Herr Dr. Möbius Eulenburgs gute Absicht mißverstanden hat.

Hosted by Google

chronischen sind, erregen jene die Menschen, lassen diese sie ziemlich gleichgiltig. Nach der Angst kommt der Wunsch, die Ordnung des Lebens aufrecht zu erhalten. Kranke sind außerordentlich störend, am Meisten die Geisteskranken. Um sie los zu werden, hat man die Irrenhäuser erbaut (nicht etwa aus Liebe). Im Mittelalter trieben vielfach religiöse Vorstellungen (Gehorsam gegen das kirchliche Gebot und Hoffnung auf göttlichen Lohn, gemischt mit Menschenliebe) zur Krankenpflege. Neuerdings sind das Interesse an der Wissenschaft und das Streben, durch gemeinnützige Thätigkeit sich selbst vorwärts zu bringen, dazugekommen und hier und da spielt auch die reine Menschenliebe mit.

Von der historischen Entwickelung ist die vernünftige Krankenpflege zu trennen. Nicht alle Kranken können gleichmäßig gepflegt werden. Zuerst kommen Die daran, die es am Meisten brauchen, dann Die, deren Wiederherstellung im allgemeinen Interesse besonders zu erstreben ist. Man hat zu beachten die Hilflosigkeit, die Gefährlichkeit und die Heilbarkeit. Der Hilfe bedürfen Alle, die ohne Hilfe zu Grunde gehen würden, wie viele akut Kranke, viele Geisteskranke u. s. w., aber auch Alle, die durch ihre Krankheit zum Erwerb unfähig geworden sind. Gefährlich sind außer den gemeingefährlichen Irren die an ansteckenden Krankheiten Leidenden. Die Heilbarkeit ist bisher am Wenigsten berücksichtigt worden. Betrachten wir die außer den Irren wichtigsten drei Gruppen chronisch Kranker, die venerisch Kranken, die Tuberkulösen und die Nervenkranken. Wir sehen dabei gleich, daß unsere Einrichtungen nicht recht rationell sind. Die venerisch Kranken sind höchst gefährlich und relativ leicht heilbar. Da sie jedoch in der Regel nicht der Hilfe bedürfen und ihre Gefährlichkeit nicht augenfällig ist, kümmert sich die Gesellschaft fast gar nicht um sie, läßt das Uebel fortwuchern und macht den entsetzlichsten Dingen gegenüber die Augen zu. Es bleiben die Tuberkulösen hier, die Nervenkranken da. Daß man bis in die neueste Zeit für diese beiden Gruppen so gut wie nichts gethan hat, gereicht der Gesellschaft nicht sehr zur Ehre. Doch ist zu bedenken, daß erst die Bedingungen des modernen Lebens die Uebelstände groß werden ließen. Die Tuberkulösen und die Nervenkranken sind der Hilfe bedürftig, aber jene mehr als diese, denn diese brauchen eine Krankenpflege im engeren Sinn gewöhnlich nicht, ihr Hauptübel ist die Unfähigkeit zum Erwerb. Die Tuberkulösen sind gefährlich, die Nervenkranken sind es nicht, wenn man von moralischen Nachtheilen absieht. Die Gefährlichkeit der Tuberkulösen ist zwar durchaus nicht so groß, wie das von gewissen einseitigen Lehren in Angst versetzte Publikum glaubt, aber sie ist vorhanden und hat ihren Theil an der mitleidigen Liebe, die man jetzt den Schwindsüchtigen entgegenbringt. Einen großen Unterschied macht die Heilbarkeit, denn die Tuberkulose tötet, während die Nervenkrankheiten es nicht thun. Vom Standpunkt der Gesellschaft aus ist der Tod auch eine Kur. Wäre man vor die Wahl gestellt, entweder nur für die Schwindsüchtigen oder nur für die Nervenkranken zu sorgen, so müßte man diese wählen, weil für jene der Tod sorgt. Vollkommene Genesung ist auch bei Nervenkranken oft nicht zu erreichen, aber in der Mehrzahl der Fälle wird es durch eine zweckmäßige Behandlung gelingen, die Arbeitfähigkeit ganz oder theilweise wieder herzustellen. Fast immer aber wird es möglich sein, durch richtige Gestaltung der Lebensverhältnisse den Nervenkranken, die nun einmal alt werden, ein erträgliches Leben zu schaffen und da-

Hosted by Google

mit ihren Familien auch. Dem gegenüber steht die Sache für die Schwindsüchtigen sehr ungünstig. Die günstigsten Bedingungen zur Heilung bieten die privaten Lungenheilanstalten und doch erlangt hier nur ein kleiner Prozentsatz die Genesung, obwohl die Wohlhabenden bei den ersten Zeichen der Krankheit das Nöthige zu thun vermögen, obwohl Viele von ihnen lange genug in der Anstalt bleiben können und obwohl die Meisten bei ihrer Rückkehr günstige Lebensverhältnisse finden. Die Armen dagegen müssen arbeiten und thun es, ohne den Arzt zu fragen, so lange es geht; sie kehren, wenn sie gebessert aus der Anstalt entlassen werden, in die alte Noth zurück, die ihnen keine Schonung erlaubt. Was wird der Erfolg sein? Die meisten Gebesserten werden nach einiger Zeit wieder erkranken, inzwischen werden sie aber einige tuberkulöse Kinder gezeugt haben. Auch in Beziehung auf die Nachkommenschaft stehen die Nervenkranken besser da. Zunächst sind im Allgemeinen die Schwindsüchtigen sehr fruchtbar, die Nervenkranken nicht. Dann aber können diese auf ihre Nachkommen nur den ihnen angeborenen Grad von Nervenschwäche übertragen; ihr persönlicher Gehirnzustand ist ganz — oder fast ganz — ohne Einfluß. Beim Schwindsüchtigen aber steigt die Gefahr der Vererbung mit dem Fortschreiten der Krankheit, denn die Tuberkulose ist eine Vergiftung des Körpers und mit der Menge des Giftes wächst die Verderbniß der Keimstoffe. Ich will gewiß nicht gegen die Lungenheilstätten sprechen. Ich wünsche ihnen das beste Gedeihen; aber gegen die Einseitigkeit rede ich, mit der man jetzt die Lungenheilstätten als das Eine, was Noth thut, hinstellt.

Die Heilbarkeit der Nervenkrankheiten richtet sich nach dem Unterschiede zwischen dem primären Zustande und dem augenblicklichen Befunde. Unter dem primären Zustand verstehe ich den Grad der Entartung, der Einem eigenthümlich ist. Daran ist natürlich nicht viel zu ändern. Ist aber die Entartung gering oder minimal, wie es bei vielen Nervenschwachen, Leuten, die durch Ueberreizung erschöpft sind, der Fall ist, so kann im populären Sinne eine vollständige oder fast vollständige Heilung erzielt werden. Wenn dieses Ziel in Wirklichkeit oft nicht erreicht wird, so liegt es eben daran, daß die Leute nicht die Mittel dazu haben oder, wenn sie sie haben, nicht die richtige Behandlung finden. Die Mittel sind deshalb schwer zu haben, weil in allen ernsteren Fällen die Heilung viel Zeit braucht und weil die erste Bedingung Abhaltung der Schädlichkeiten ist, zu den Schädlichkeiten aber recht oft Familie und Beruf gehören. Die Kranken müssen daher für längere Zeit aus ihren gewöhnlichen Verhältnissen entfernt werden, — und Das geht nicht, weil die Mehrzahl nicht Geld genug hat. Für die Wohlhabenden ist scheinbar auch jetzt gesorgt, da Nervenheilanstalten, Wasserheilanstalten, Bäder, Kurorte existiren. In Wahrheit finden aber auch die Wohlhabenden nicht, was sie brauchen, weil unsere Anstalten nicht so eingerichtet sind, daß die Kranken lange genug darin bleiben können. Wir behandeln jetzt die Kranken gewöhnlich mit Suggestionen, sei es, daß diese rein oder eingehüllt in Medizin, in Wasser, in Höhenluft, in Massage, in Elektrizität u. s. w. gegeben werden. Das ist ja ganz gut; und entbehrlich ist die heutige Behandlung nicht, aber sie ist nicht ausreichend, weil die Kranken in erster Linie Ruhe und Arbeit brauchen und weil man bei der bisherigen Behandlung nicht so lange aushalten kann, wie es nöthig ist. Es mag Einer einmal ein Vierteljahr lang in einem Badeort bleiben; ist er vorher noch nicht stumpfsinnig gewesen, so wird er es dort höchst wahrscheinlich geworden sein.

Hosted by Google

Weil es so ist, müssen Nervenheilstätten gegründet werden, d. h. Orte, wo die Kranken Frieden vor der Welt und Anleitung zu rechter Thätigkeit finden, wo sie leben lernen können. Und weil es den meisten Kranken an Geld fehlt, müssen die Leute, die Geld haben, seien es die einzelnen Reichen, seien es Genossenschaften, Kirche, Gemeinde, Staat, Geld hergeben zur Gründung von Nervenheilstätten. Das muß werden, denn es kann nicht so bleiben, wie es ist. Jetzt sind die armen Nervenkranken so schlecht wie möglich daran. Sie könnten gesund werden, aber sie werden es nicht, weil man nichts für sie thut. Es hat vielleicht ein Lehrer oder ein Beamter sich im Dienst des Gemeinwohles aufgerieben. Hat er Glück, so wird er geisteskrank, denn dann ist für ihn gesorgt, dann kommt er in eine schöne Anstalt, die mit dem Aufwande von Millionen gebaut ist. Gehört er aber zu den Nervenkranken, die geistig krank, aber nicht geisteskrank sind, so kann er sehen, wo er bleibt.

Ich will nicht weitläufig werden, sondern nur noch einige der Bedenken gegen die Nervenheilstätten besprechen. Man habe ungünstige Erfahrungen mit den Unfall-Nervenkranken gemacht. Das ist richtig. Diese Kranken sind aber auch das ungünstigste Material, das man finden kann. Sehr viele von ihnen sind unter allen Bedingungungen gänzlich unheilbar. Aus ihnen allein eine Anstalt zu bilden, wäre ein hoffnungloses Unternehmen. Sie dürften nur vereinzelt zwischen andere Patienten verpflanzt werden. Die Nervenkranken sollen einander ungünstig beeinflussen. Das mag zum Theil für die jetzigen Anstalten gelten, wo die Kranken den größten Theil des Tages faullenzen und einander ihre Erfahrungen und Einbildungen erzählen. In der Hauptsache aber ist es nicht richtig. Man macht sich oft recht falsche Vorstellungen von den Nervenkranken. Gewiß giebt es unter ihnen zänkische, grillige, unleidliche Leute, aber die Mehrzahl der männlichen Nervenkranken ist nicht so, vielmehr haben die Meisten ein ausgeprägtes Friedensbedürfniß und wenig Neigung, sich um den Nächsten zu kümmern, sind daher für ein gemeinsames Leben ganz geeignet. Auch von geistiger Ansteckung kann nur bei einer geringen Zahl die Rede sein; die Mehrzahl eignet sich eben so selten die Beschwerden ihrer Mitkranken an wie die Irren den Wahn Anderer. Wenn man immer an junge hysterische Weiber denkt, bekommt man eben ein falsches Bild. Verkehrt wäre es auch, wenn Jemand die Meinung ausspräche, die Nervenheilstätte würde eine Simulanten-Schule werden. Ja, es giebt Simulanten, aber sie sind höchst selten. Von zehn Simulanten existiren neun nur in der Vorstellung der sie so nennenden Aerzte und sind ein trauriger Beweis ärztlicher Unwissenheit. Die Simulanten-Riecherei ist geradezu eine Schande. Von all den Unfall-Nervenkranken, über die ich bisher Gutachten abgegeben habe, sind verhältnißmäßig wenige nicht von diesem oder jenem Arzt für Simulanten erklärt worden. Ich aber habe bisher noch nicht Einen getroffen und ich kann es nur aufs Höchste bedauern, wenn ein Arzt sich nicht schämt, ohne die allergewichtigsten Gründe einen armen Arbeiter für einen Betrüger zu erklären.

Aus allen diesen Gründen meine ich: Nervenheilstätten sind nöthig und werden, weil sie nöthig sind, entstehen.

Leipzig. Dr. Paul Julius Möbius.

Hosted by Google

Die Einfall-Fabrikantin.

Wenn ich von einer Frau erzähle, der ich in jedem Winter in berliner Gesellschaften begegne, wird man meinen, sie zu kennen, denn sie ist typisch für eine bestimmte Klasse von Großstadtleuten. Zahlreich ist diese Klasse nicht; den meisten Menschen fehlen die Vorbedingungen: Geist und Geld.

Beides braucht allerdings die Baronin Ruth von Sanden nur in beschränktem Maß, da sie es nach echter Frauenart versteht, mit Dem, was sie besitzt, Haus zu halten. Was es mit dem Geist für eine Bewandtniß hat, werden wir noch sehen; über das Geld sei nur gesagt: sie vermag sich eine äußerlich anständige Unabhängigkeit zu schaffen, so daß sie mit Jedem, der ihr gefällt, verkehren und überall standesgemäß erscheinen kann. Wenn sie die Einladungen reicher Leute in ihrem kleinen, künstlerisch ausgestatteten Heim erwidert, versteht sie, den bescheidenen Festen ein originelles Gepräge zu verleihen und so zu verbergen, daß ihnen der Glanz und die Ueppigkeit der Salons ihrer Millionenfreunde fehlen. Die Geselligkeit in ihrem Haus ist übrigens nur nebensächlich; ihr Haupttalent entfaltet die Baronin, wenn sie die Feste Anderer besucht.

Frau von Sanden ist von vornehmer Abkunft und die Wittwe eines hohen Offiziers. Ihr verstorbener Gatte hatte als Flügeladjutant Seiner Majestät Fühlung mit den Hofkreisen, als leidenschaftlicher Verehrer der Belletristik Beziehungen zu den Dramatikern und Romanciers der Hauptstadt. Daß er selbst Etliches in Gedichten und Theaterstücken sündigte, natürlich nur im Stillen und pseudonym, braucht kaum noch erwähnt zu werden. Der Baron war sozusagen eine Brücke zwischen den Hofkreisen und den Leuten der Feder; und seine Wittwe übernahm die Erbschaft dieser Stellung. Es macht, neben ihrem eigenen Wesen, den Reiz ihres Hauses aus, daß man dort die verschiedenartigste und bunteste Gesellschaft findet. Vertreter der Bühne und des Exerzirfeldes treffen hier auf neutralem Boden zusammen und mißfallen einander durchaus nicht, wenn auch die Excellenzen mitunter über die Formlosigkeit der Theaterleute entrüstet sind. Aber „man mopst sich doch mal nicht", heißt es dann wieder, und so kann man schon Manches in den Kauf nehmen.

Wie war nun die Baronin von Sanden in den Ruf einer geistreichen Frau gekommen, wie war sie dazu gelangt, die begehrte pièce de résistance aller eleganten Diners des berliner Westens zu sein?

Zu Lebzeiten ihres Mannes hatte sie ihr Talent noch nicht ausgebildet; da wurde sie durch seine Stellung und ihre jugendfrische Schönheit getragen. Als aber ihr Gatte starb und Ruths Reize zu verblassen begannen, überlegte sie, wodurch sie sich wohl neue Bedeutung geben könne. Mehr als platonisch Schönheit zu bewundern, lieben es die Menschen, auf deren Beifall es ihr ankommt, sich zu amusiren, zu lachen, am Meisten, hinter dem Fächer oder hinter dem Schnurrbart über einen gewagten, gepfefferten Einfall und über einen treffenden Hieb auf den Nächsten, der gerade nicht anwesend ist, zu lächeln. Lag da der Weg nicht vor ihr? Für einen Mann wäre der Ruf, die schärfste Zunge

Hosted by Google

von Berlin zu besitzen, gefährlich, für ihn giebt es Duelle, er muß für seine boshafte Rede Rechenschaft geben. Eine Frau dagegen plaudert hin, was sie will, was sie zu verantworten und was sie nicht zu verantworten vermag. Baronin Ruth kannte alle Leute der Gesellschaft und hatte ein ausgezeichnetes Gedächtniß; sie brauchte keine Rücksicht zu nehmen, sie war vollkommen unabhängig. Alle diese Eigenschaften bestimmten sie zur Salonsatirikerin.

Nachdem Frau von Sanden einmal gesehen hatte, welcher Erfolg sich durch die humoristische Darstellung der Schwächen ihres Nächsten erzielen ließ, beackerte sie dieses Feld mit verdoppeltem Eifer und machte es zur Stätte höchster Kultur.

Aber wie fern war sie von der üblichen scharfen Zunge der kleinen Städte! Sie betrieb das Geschäft wissenschaftlich, sie machte eine Kunst daraus. Ihr lag auch nicht daran, dem Nächsten zu schaden, sondern nur daran, eine Zielscheibe für ihren Witz zu haben. Ja, sie liebte gewissermaßen ihre Opfer, weil sie ihr Gelegenheit gaben, geistreich und unterhaltend zu sein; sie hatte eine Art Zärtlichkeit für alle Menschen, deren Schwächen sie in Gesellschaft geißelte, und sie liebte sie um so mehr, je mehr Angriffsfläche sie ihr boten, je drolliger sich ihre Eigenheiten ausgestalten ließen.

Der Witz der Baronin wurde durch ihre große Fähigkeit, Stimmen und Geberden nachzuahmen, unterstützt. Wenn Das, was sie sagte, auch nicht immer überraschte, so war es doch unwiderstehlich komisch, die Abwesenden in charakteristischer Eigenthümlichkeit dargestellt zu sehen, gleichsam eine Quintessenz des Lächerlichen zu vernehmen, das fast jedem Menschen anhaftet.

Doch nicht auf dies Talent nur gründete die Baronin ihren Ruf. Noch ein Mittel führte sie zum Ziel. Sie hielt in ihrem Kopf satirische Aussprüche bereit, wie ein Geschäftsreisender ein Musterlager in der Tasche hat. Ruths verblüffende Bemerkungen waren nicht, wie es schien, das Ergebniß eines glücklichen Einfalles, einer augenblicklichen übermüthigen Laune, sondern sorgsam vorbereitete, mühsam gefeilte kleine Kunstwerke. Es war Ruths Lebensaufgabe, diese sogenannten plötzlichen Einfälle vorzubereiten und zu ersinnen; sie verbrachte Tage, Wochen, ja Monate damit. Hatte sie einen satirischen Gedanken gefaßt, so wurde er nicht wahllos in die Gesellschaft geschleudert, nein: er bestand mehrere Proben und schließlich eine Generalprobe. Die Baronin hätte ihren Ruf nie durch eine Aeußerung gefährdet, die nicht zündete. Sie versuchte erst die Wirkung in einem kleinen Kreise, in dem ihr Ruf zu fest stand, um erschüttert werden zu können; sie beobachtete dann, wie der Einfall auf die Einzelnen wirkte. Sollte er packend und doch fein sein, so mußten die Schnellen ihn gleich erfassen und ihr verständnißvolles Lächeln mußte zeigen, daß er Widerhall fand, so mußten die Langsamen sich erst verwundert besinnen und auflachend ein Echo des Beifalles der Anderen bilden.

Dem echten Kunstwerk merkt man den sauren Schweiß, den es gekostet hat, nicht an; man glaubt es in einem gottbegnadeten Augenblick entstanden, sozusagen aus dem Aermel geschüttelt. So sollte es auch mit den satirischen Aussprüchen der Baronin sein. Das war ihr Streben. Man konnte ihr nicht mehr schmeicheln, als wenn man ihre Trägheit schalt und sagte: „Ja, Sie, — Ihnen fliegt Alles an. Den Seinen giebt es der Herr im Schlaf.“ Niemand ahnte, wie diese Frau arbeitete, unermüdlich, hart arbeitete. Sie studirte Rabelais und Montaigne, Auguste Barbier und Voltaire. Sie las Friedrich

Hosted by Google

Nietzsche, um ein Paradoxon mit Eleganz und Grazie, mit prägnanter Kürze und poetischem Bilderreichthum nach diesem Vorbilde auszuformen.

Wenn Ruth auch im Allgemeinen sich auf Personen der Gesellschaft als Witzobjekte beschränkte, so kannte sie doch alle Erzeugnisse der Literatur und sprach darüber; sie nahm das Gute, oder vielmehr das Scharfe, wo sie es fand. Sie bevorzugte die Alten und die Franzosen, weil die meisten Salonmenschen sie dort bei einer Witzanleihe nicht zu kontroliren vermochten. Sie hatte einen förmlichen Instinkt dafür, den Trick jedes Autors, Das, was man an ihm parodiren kann, herauszuspüren, nachzuahmen und für ihre Zwecke zu verwenden: eine Redeform, das Gegenüberstellen verschiedenartiger Dinge, die Art, eine Sache anzuschauen.

Um ihren nicht sehr gefüllten Beutel zu schonen, zog sich die Baronin in jedem Sommer zu Freunden aufs Land zurück. Die naiven Leute dort wurden mit den Brocken unterhalten, die der vergangene Winter übrig gelassen hatte, mit den harmlosen und wenig gepfefferten Geschichten, mit etwas Wald- und Wiesenlustigkeit und Witz, — immer noch genug, um die Anwesenheit des Gastes als eine Festzeit erscheinen zu lassen. Die Ferien ihrer Thätigkeit benutzte Frau von Sanden, um neue Tricks für die kommende Feldzugszeit des Winters zu ersinnen, um neue, unerhörte „Einfälle" zu erfinden.

Im lachenden Sonnenschein dachte sie an die von elektrischem Licht durchstrahlten Salons, beim Duft der Rosen und des Flieders an die Modeparfums der Weltdamen, bei dem Lachen flachshaariger und rothbäckiger Landmädchen an schmale, blasse Gesichter, die durch das Amusiren müde geworden sind und die eines starken Stachels bedürfen, um wieder lächeln zu können, um unter den matten, schweren Lidern einen Blitz des Verständnisses hervorschießen zu lassen. Im Park und im Walde, bei warmem Sommerlicht schmiedete Ruth ihre „Einfälle" des Winters, nachdem sie vorher eine geistige Gymnastik durch das Lesen Dessen getrieben hatte, was die witzigsten Köpfe erdacht und niedergeschrieben haben. So kommen in schwerer Geburt die graziösen Aperçus ans Licht, die als Kinder des Augenblickes, als schlagfertige Erwiderungen die Gesellschaft entzücken.

Die Baronin ist aber nur so lange schlagfertig, wie sie die Unterhaltung leitet. Bis jetzt hat sie es verstanden, das Gespräch zu führen, es dorthin zu lenken, wo sie ihre glänzenden Einfälle anzubringen vermag. Sollte aber eines Tages eine Andere ihr die Leitung des Salongeplauders entreißen, dann würde Ruth von Sanden nackt und bloß dastehen, das bunte Lappengewand, das sie so malerisch im elektrischen Licht zu drapiren versteht, würde ihr von den Schultern fallen.

Wünschen wir ihr Das?

Verschieden würde die Frage beantwortet werden. Viele werden die Baronin verdammen, weil ihr Witz Opfer fordert und weil er unecht ist. Andere werden ihr dankbar sein und sich geschmeichelt fühlen, daß sie auf Stelzen des Geistes einherschreitet, um uns zu ergötzen, statt bequem auf eigenen Füßen zu gehen wie wir Anderen.

Lassen wir der Stacheligen ihr Steckenpferd, befolgen wir den Rath des spanischen Sprichwortes: kämpfenden Toreros und schönen Frauen solle man nicht zu genau ins Angesicht schauen. G. von Beaulieu.

Hosted by Google

Industriesorgen.

Viele Monate sind verstrichen, seit an dieser Stelle darauf hingewiesen wurde, daß über alle Einzelheiten der pariser Ausstellung unserer Elektrotechnik noch Ungewißheit herrsche. Wir sind inzwischen um keinen Schritt weiter gekommen. Unser Reichskommissar gilt für einen „entgegenkommenden" Herrn; aber vielleicht ist ohne diese Eigenschaft bei den Franzosen heute eher Etwas zu erreichen. Trotzdem es hohe Zeit ist und die Gesellschaften schon ihre Dampfmaschinen bestellt haben, fehlen von Paris noch immer die näheren Angaben. Bisher hat man sich nur darüber geeinigt, daß für die Ausstellung eine große elektrische Centrale gebaut werden soll; die Hälfte der Stromversorgung sollen die Franzosen, die andere alle fremden Aussteller gemeinsam übernehmen. Da aber über die französische Hälfte bisher nichts zu erfahren war, wissen auch die fremden Aussteller nicht, wie die Sache für sie liegt, und auch die deutsche Abtheilung kann nicht nach Wunsch disponiren. Sollte den Franzossen vor einer Aufgabe grauen, die sie mit ihrer zurückgebliebenen Technik kaum bewältigen können? Den Gedanken an einen clou, von dem hier früher gesprochen wurde, hat die deutsche Kommission aufgegeben; da nach dem früheren Plan die Firma Siemens & Halske der Mittelpunkt des Ganzen geworden wäre, ist es anerkennenswerth, daß Herr von Siemens selbst dagegen stimmte. Hätte der clou versagt, so wäre eine ungünstige Stimmung für unsere ganze elektrische Ausstellung entstanden. Kommen die Deutschen aber, wie in der Kommission vereinbart wurde, mit einer großen Anlage von 2500 und sechs weiteren Anlagen bis zu je 1500 Pferdekräften, dann könnte ein etwa mögliches Mißglücken nur vereinzelt wirken. Am Liebsten würden unsere Elektrizitätwerke gar nicht ausstellen; sie konnten aber dem Wunsch der Regirung nicht gut widerstehen. Sie wissen: nur für überseeische Aufträge käme die pariser Heerschau praktisch in Betracht, weil jenseits des Ozeans die amerikanische Konkurrenz stark ist und die Yankees fast noch unternehmungluftiger als die Deutschen sind; ihnen fehlen — zum Glück — nur unsere großen Trustgesellschaften als Helfer.

Die größte Anlage wird die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft bieten; zu diesem Zweck sollen die Dampfmaschinen schon bei Gebrüder Sulzer bestellt sein. Zwar wurde der Einwand erhoben, daß Winterthur in der Schweiz liege, Gebrüder Sulzer also nicht als deutsche Firma zu betrachten seien. Aber diese Firma hat ja eine Filiale in Ludwigshafen und verpflichtete sich, die 2500 Pferdekräfte starke Maschine an diesem Ort, wo man bisher nur kleinere Konstruktionen von ihr kannte, ganz und gar zu bauen und auch allen Zubehör von deutschen Fabriken zu beziehen. Nun war es beim besten Willen nicht mehr möglich, diese große Auslandsfirma noch als undeutsch zurückzuweisen; sie wird freilich unseren eigenen Dampfmaschinenfabriken künftig vielleicht eine nicht ungefährliche Konkurrenz machen. Die Schweizer selbst verhalten sich ablehnend, wo sie mit ihren eigenen Fabrikaten auskommen. Das hat die deutsche Maschinenindustrie und Elektrotechnik an manchem Beispiel erfahren. Nur unsere Hütten werden nicht klagen, denn die Schweiz hat eben keine Eisen- und Stahlfabrikation. Auch giebt sich kaum ein anderer Staat solche Mühe, die Industrie immer mehr heranzuziehen. Uebrigens haben die verschiedenen Kantone durchaus nicht die selben Erfolge. So machen in Bern und

Hosted by Google

Freiburg die Behörden die größten Anstrengungen; sie können mit guten Wasserkräften und niedrigen Arbeitlöhnen förmlich prahlen; und dennoch wächst dort die Fabrikation nicht recht. Dagegen sind die großen züricher Unternehmer, Sulzer in Winterthur, Escher-Wyß u. s. w., ganz auf Kohle angewiesen; und doch ist in diesem Gebiet ein großer Aufschwung sichtbar.

Die deutsche Elektrotechnik ist schon im Reich mehrfach von schweizerischen Firmen siegreich unterboten worden, — zum Theil wegen der größeren diplomatischen Geschicklichkeit der Unterhändler. Oft ist nämlich in unseren Städten nicht der Oberbürgermeister die Hauptperson, sondern der leitende Ingenieur, der, wenn er sich in das elektrische Fach einmal hineingearbeitet hat, eigensinnig in seine Ideen verliebt zu sein pflegt. Submittenten, die erklären, für solche neuen Pläne eines strebsamen Herrn keine Verantwortung übernehmen zu können, sind oft schon abgelehnt, bevor sie noch die Entscheidung des Magistrates in der Hand haben. Schließlich bleibt dann nur eine Firma übrig, deren Chefs geschmeidiger sind. Scheinbar gehen sie auf die neuen Ideen ein, handeln um Aenderung der verhängnißvollsten Punkte, thun, als ob der städtische Ingenieur selbst den Einfall gehabt habe, diese Aenderungen zu wünschen, sichern sich so die unbedingte Unterstützung des technischen Kommunalberathers und erhalten den Auftrag.

Das Neueste, was an ausländischer Gewandtheit auf diesem Gebiet geleistet wird, möchte ich „die Fabrik auf Rädern" nennen. Eine unserer wichtigsten Handels- und Hafenstädte braucht eine elektrische Centrale, die auf ungefähr $2^1/_2$ Millionen veranschlagt ist. Zunächst werden die verschiedensten Systeme geprüft. Unsere sieben großen Gesellschaften reichen Pläne ein, nach deren Sichtung das städtische Gutachten auf eine Anlage mit Drehstrom lautet. Dann folgt eine neue Submission mit bestimmten Vorschriften; zugleich werden vom Bauamt die Maschinen bestellt. Die hierauf eingehenden Offerten umfassen den Bau und zugleich den Pachtvertrag. Abermals wird gesichtet und geprüft; Gutachter sind neben dem leitenden Ingenieur Professoren in Zürich und München und ein hoher Eisenbahnbeamter. Aus der allgemeinen Konkurrenz wird schließlich eine engere, bei der Schuckert mit Siemens & Halske sich zu einem gemeinsamen Anerbieten verbinden. Außerdem kommt noch ein bekanntes deutsches Unternehmen und eine schweizer Firma in Betracht. Diese engere Wahl erfordert dann einige Rückfragen, da die Stadt den Strompreis und die Kündigungfrist anders festgesetzt haben möchte. Die Antwort der Offerenten sagt, in diesem Fall sei eine neue Submission nöthig, weil nun ja die Pachtbedingungen verschlechtert, die Angebote aber verbessert werden sollten. Dennoch wurde von dem erwähnten deutschen Hause das billigste Angebot eingereicht; da zeigte sichs plötzlich aber, daß schon feste Abmachungen mit der fremden Firma vorlagen. Die schlauen Geschäftsleute hatten nämlich versprochen, im Fall des Zuschlages in der deutschen Stadt eine Fabrik zu errichten, und damit den Magistrat geködert. Zuerst erwiderte man ihnen, sie besäßen ja schon in einer benachbarten Stadt eine Fabrik, die sie geschaffen hätten, als sie dort die Centrale errichteten. O nein, war die Antwort: Das ist nur eine Reparaturwerkstätte. Vor Jahren schuf man, um das Elektrizitätgeschäft zu machen, in einer deutschen Stadt scheinbar also eine große Fabrik, während thatsächlich fast die ganze Fabrikation in den Etablissements des Mutterhauses jenseits der Grenze geleistet wird. Heute, wo dieser Bezirk abgegrast scheint, war aber überhaupt keine

Hosted by Google

Fabrik da, sondern nur eine Reparaturwerkstatt; die eigentliche Fabrik soll jetzt erst nach Deutschland kommen. Sind dann einige Jahre vorüber und macht auch die zweite Stadt Schwierigkeiten, so lockt wohl wieder eine dritte. Ihr versprechen die Herren abermals eine Fabrik und sagen, in der zweiten Stadt sei eben nur eine Reparaturwerkstätte. Die Fabrik auf Rädern wird also immer weiter geschoben. Bequemer kann man sich die Sache kaum noch machen. Den Städten aber, die die Submission der einen Gesellschaft nur benutzen, um auf die Bedingungen der anderen zu drücken, geschieht mit solcher Ueberlistung ganz Recht. Ein verständiger Magistrat sollte wissen, wie schwer es ist, einer Fabrik die Lebensbedingungen vorzuschreiben. Die Zahl der Arbeiter ist da die Hauptsache; und wenn die Bestellungen magerer oder die Lohnforderungen höher werden, läßt sich ein Etablissement nicht gut zwingen, etwa 500 Arbeiter zu halten. Die leider vielfach beliebte Behandlung der Projekte hat auch noch einen anderen Nachtheil. Ein Voranschlag kostet mit allen Beilagen mindestens 4000 Mark; sechs zurückgewiesene Offerten tragen also ungefähr 24000 Mark als unersetzte Unkosten. Das sind Summen, die unserer Industrie einfach verloren gehen, — nur, weil die Städte sich heute eine geradezu souveraine Behandlung der Großindustrie angewöhnt haben. Schuld daran tragen natürlich die deutschen Elektrizitätwerke mit ihrer Eifersucht selbst. Alle Direktoren klagen darüber und alle sündigen doch auf diesem Gebiet.

Wie verkehrt aber auch zuweilen das Sparen ist, hat jetzt Herr von Podbielski erfahren. Schwedens Vorbild, mit seinem einfacheren und deshalb billigeren Telephondienst, lockte ihn. Nnu sind aber bei uns die Fernsprech-Einrichtungen schon billiger geworden; die Qualität braucht dabei ja gar nicht so fein zu sein, wie die Tradition Siemens sie durchgeführt hat. Während es nun bei der Reichspost gebräuchlich war, den alljährlichen Bedarf im Betrage von mehreren Millionen Mark durch eine beschränkte Submission unter acht oder zehn Firmen zu begeben, so daß die Lieferungen — zum Zweck rascher Erledigung — vertheilt wurden, beschritt Herr von Podbielski einen anderen Weg: er hoffte auf Unterbietungen und ließ ganz neue Ausschreibungen ergehen. Auf diese Weise wurde der ganze Telephonbedarf an eine oder zwei Fabriken begeben; und die Folge war eine Verlegenheit vieler Postbezirke. Denn wenige Firmen können eben nicht so rasch liefern wie viele. Große Kautionen und Konventionalstrafen, die man auch früher schon kannte, können doch die unangenehme Lage der Telephonverwaltung nicht bessern. Interessant ist die Thatsache, daß die Verbilligung der Anlagekosten die Gebühren gar nicht berührt. Der billigere Apparat würde bei einer Gesammtanlage von hundert Mark etwa sechs Mark ersparen. Rechnen wir also Zinsen und Amortisation mit sechzehn bis zwanzig Prozent, so könnte man den Preis um ganze drei Mark herabsetzen. Das ist bei einem Jahresabonnement von hundertundfünfzig Mark nicht gerade viel. Und darum Räuber und Mörder!

— —

Herr Dr. Paul Meyer in Berlin-Rummelsburg, der eine Stelle in dem Artikel „Falsche Stempel“ als „offenbar“ auf seine Firma zu beziehen ansehen will, erklärt, den „Unfug“, Meßinstrumente mit fremden Aufschriften zu liefern, habe nicht er eingeführt, sondern ein großes berliner Elektrizitätwerk; Meyers Spezialfabrik sei dann gezwungen gewesen, den selben Weg zu beschreiten. Pluto.

Hosted by Google

Viktoria-Park-Theater.

Wir kamen gemüthlich vom Belle-Alliance-Platz her, gingen am Kanalufer entlang und wollten dann in die Großbeerenstraße einbiegen. Seit ein paar Stunden regnete es nicht mehr; aber die Badstubentemperatur in der feuchten, von Wochen lang nun schon währenden Regengüssen durchweichten Stadt war abends namentlich, wo die Dünste lastend über den dicht bewohnten Straßen zu lagern scheinen, schwer zu ertragen und wir hofften, auf dem Kreuzberg einen frischeren Luftzug zu finden. Langsam schlenderten wir und hatten einander nicht viel zu sagen. Worüber auch plaudern? Ueber Dreyfus, Zola, Picquart, Labori und andere neudeutsche Nationalhelden? Der Ekel an diesem gefährlichen Rummel, der von allen Seiten in Deutschland mit so sträflicher Leichtfertigkeit behandelt wird, war uns längst bis an den Hals gestiegen; und der Gedanke an die Hekatomben Unschuldiger, die in Italien und in den — leider noch immer — spanischen Kolonien seit Monaten hingeschlachtet und in die Kerker gesperrt werden, war gewiß nicht geeignet, den Eifer für das Schicksal des auf die Teufelsinsel verbannten Semssohnes zu steigern. Oder sollten wir der Knabenstrategie unserer Preßleute nachahmen und mit dem jetzt wieder so beliebten Sedanlächeln die angeblichen taktischen Fehler der Amerikaner beschwatzen? Oder gar zum tausendsten Male über die deutsche Gerichtspraxis seufzen, die sich in München eben wieder so herrlich bewährt hat? Abends vergißt man gern die widrigen Eindrücke des Tages. So schritten wir schweigend einher; nur über das unselige Loos der armen Kanalschiffer, die mit der Kraft ihrer Schultern die schweren Lastkähne vorwärts stoßen müssen, wechselten wir ein paar Worte und fragten ob man etwa auch von diesen an eine rückständige, unsinnig gewordene Betriebsform geketteten Leute verlangen wolle, daß sie in heißer Begeisterung für die heiligsten Güter der deutschen Kultur entbrennen. Dann blickten wir still wieder auf das Straßenbild. In kleinen Trupps zogen müde Arbeiter in die Destillation; Mädchen in hellen Blousen plauderten vor den Thüren oder erspähten an der Ecke den Liebsten, den der eklige Alte wohl wieder bis in die Nacht im Laden festhielt; ruhige Kleinbürger sahen aus den Fenstern; und auf dem Straßendamm verübten die Kinder den Höllenlärm, den der Berliner, wie einen wichtigen Theil der göttlichen Weltordnung, geduldig erträgt und gegen den man nicht das leiseste Tadelswörtchen wagen darf, wenn man nicht als ein barbarischer Feind kindlich naiver Lust flink an den Gassenpranger gestellt werden will. Von der schweifenden Prostitution, die dem berlinischen Straßenleben sonst den bezeichnendsten Zug giebt, sieht man in diesen südwestlichen Seitenstraßen nicht viel; hier sind lohnende Abschlüsse nicht zu machen und die billigen Bajaderen, die am Fuß des Kreuzberges hausen, suchen für ihre Pürschgänge ein anderes, fruchtbareres Revier. An der Ecke der Belle-Alliance-Straße,

Hosted by Google

bei Jandorfs Waarenhaus, wo die Berliner sich jetzt in Schaaren für eine Mark und achtzig Pfennige photographiren lassen, scheiden sich die beiden Welten: die Fleischverkäuferinnen streben, für den Konkurrenzkampf geputzt und gräßlich parfumirt, in die innere Stadt oder in die Gartenwinkelbörse des Belle-Alliance-Theaters; die kleinen Mädchen, Arbeiterinnen und Ladendamen, die immer nur einen einzigen Luststiller haben, suchen am Arm des Freundes den Weg ins Freie.

Das Alles hatten wir oft gesehen und achteten deshalb kaum noch des gewohnten Schauspieles. Uns lockte der Viktoria-Park, der vor zehn Jahren aus der sterilen Sandwüste des Kreuzberges hervorgezaubert wurde. Die berliner Kommunalverwaltung hat wenige Leistungen aufzuweisen, die man dieser vergleichen darf. Es ist eine allerliebste Anlage. In zierlichen Windungen führt, unter schattigen Bäumen und durch sorgsam gepflegte, mit Blumen bestickte Rasenflächen, der Weg hinauf und in der Mitte rauscht ein Wasserfall, der in Meyers Konversation-Lexikon „großartig" genannt wird und der auch auf minder hoch gestimmte Gemüther dekorativ wirkt. Wenn man bedenkt, daß dem Südwesten früher jede grüne Oase fehlte und daß es hier einst so kümmerlich aussah wie auf dem Tempelhofer Felde, muß man die Geschicklichkeit der kommunalen Gartenbaukünstler loben, denen dieses Wunderwerk im märkischen Wüstensande gelang. Oben, auf der Spitze des künstlich bewaldeten Berges, hat man eine sehr hübsche Aussicht auf die Stadt. Abends namentlich träumts sich da oben gut. Der Blick schweift ungehemmt bis zum Rathhaus, zum neuen Dom und zum alten Schloß, rechts taucht die Reichstagskuppel aus dem dämmernden Duft, das Gewirr der Kirchthürme und Fabrikschornsteine regt zu still weit führender Betrachtung an und die süße Müdigkeit des Abendfriedens schmiegt sich weich um die Sinne, wenn mählich die Nachtschatten einen Theil der Riesenstadt nach dem anderen in Finsterniß hüllen und endlich nur noch der Glanz flimmernder Lichter aus dem Nebelmeer ein Lebenszeichen auf die Höhe winkt.

Heute sah es in der Großbeerenstraße ganz anders aus als sonst an Sommerabenden. Auch sonst ists da ziemlich geräuschvoll; Nachbarn unterhalten sich von Fenster zu Fenster, vor den Kellerthüren hocken schwatzende Gruppen, Schulmädchen gröhlen den Jungfernkranz oder die Gigerlkönigin und Schuljungen vergnügen sich mit Knallerbsen und Taschenpistolen. Heute aber herrschte eine nie erschaute Bewegung. In ganzen Massen wälzten die Menschen sich heran: Arbeiter, Kleinbürger, Ladenhüter mit ihrer Trauten, da und dort auch ein reicher gekleidetes Paar aus der Oberschicht. Von der Teltowerstraße an war es kaum mehr möglich, vorwärts zu kommen; der Straßendamm war von Menschenmauern gesperrt und die Kirschenkärrner hatten Mühe, in drangvoll fürchterlicher Enge ihren Platz zu behaupten. Als wir uns unter Qualen bis zur Kreuzbergstraße durchgequetscht hatten, sahen wir ungefähr zwanzig berittene Schutzleute von links herantraben; die Zahl der unberittenen Ordnungwächter ließ

Hosted by Google

sich nicht übersehen. Wenn der Kreuzberg von wilden Empörerschaaren mit Barrikaden umsäumt worden wäre, hätte man kein größeres Polizeiaufgebot gebraucht. Die Schutzleute ordneten sich nach dem Kommando zu Ketten; ab und zu sprengte ein höher Chargirter herbei und herrschte den Untergebenen vom hohen Roß Befehl zu; die Straßenübergänge wurden nach allen Seiten abgesperrt und wir merkten bald, daß es nur auf weiten Umwegen möglich sein würde, den Viktoria-Park zu erreichen. Freund Arthur wurde unmuthig; in seinem Sozialistenherzen, das sonst recht sanft gegen das Jockeyclubhemd klopft, erwachte die alte Wuth gegen alles Polizeiliche. Er entschloß sich, die Ursache des Gedränges von einem jungen, blassen Menschen mit blonden Ringellocken zu erfragen, der neben uns stand, ein rothes Halstuch um den hageren Hals geschlungen trug und es sehr spaßhaft fand, seinem vor ihm stehenden Mädchen den Cigarettendampf in die Ohren zu blasen. Der Angeredete sah ihn stumm an, musterte des Fragers verblichene Sammetjacke, den grünen Shlips und den hellgelblichen Leibgurt, blies den Rauch zur Abwechselung durch die eigene Nase und sagte dann: „Wissen Sie't nich, daß heute Illmenation is?" Nun erst fiel uns ein, daß wir irgendwo gelesen hatten, der Kreuzbergwasserfall werde seit dem ersten Juli an jedem Mittwoch und Sonnabend mit buntem Licht bestrahlt. Deshalb also die Menge — mindestens zwanzigtausend Menschen drängten sich in den Straßen —, deshalb die Absperrung und die erschreckende Fülle der Ordnungwächter, ohne die es, wie man beinahe glauben muß, bei berlinischen Volksvergnügungen nun einmal nicht geht. Und jetzt begann das Spektakel: rothe, grüne und blaßbläuliche Strahlen in buntem Wechsel, die den Wasserfall aus dem Dunkel lösten und ringsum das helle Entzücken der staunenden Menge erregten. Dem verwöhnten Geschmack schuf der Anblick ein Grausen; es war, als säße man in einem Vorstadttheater, wo der armsälige Leinwandplunder der Dekorationen vor den Aktschlüssen mit Bengallicht aufgefrischt wird. Dieses Schauspiel nun gar in der lebendigen Natur erleben zu müssen, ist hart. Aber der berliner Magistrat, der diesen Farbenzauber ersonnen hat, kennt seine Leute: die Männer starren selig in das bunte Licht, die Weiber kreischen, wenn die Farbe wechselt, vor Wonne und ein kleiner Knabe ruft vom Rücken des Vaters herab der geblendeten Waschfrau zu: „Au, Mutter, seh mal: wie zu Sedan bei Herzog!"

... Schweigend schreiten wir heimwärts. Der rothe Freund durchbricht endlich die Stille. „Wie arm, wie jämmerlich elend muß das Leben dieser Leute sein, daß sie zu Zehntausenden nach schwerer Tagesarbeit aus ihren Höhlen kriechen, um dieses ekle Schauspiel zu sehen! Nur ein Elend, in das nie ein bunter Schein fällt, dem nie auch nur die bescheidenste Freude lacht, kann diese Erscheinung erklären. Warum öffnet man ihnen, die am Tage zur höheren Ehre der Bourgeoisie ausgebeutet werden, nicht abends wenigstens die Museen, die Schloßgärten und Schauspielhäuser? Warum speist man sie mit einem Budenwunder ab, das kaum auf Messen mehr die zahlungfähigen Zuschauer

Hosted by Google

locken würde? Wie lange soll ein Gesellschaftzustand noch dauern, der die überwiegende Mehrheit des Volkes von allen Kulturgenüssen, allen Bildungmöglichkeiten ausschließt? Sollen wir immer bei der Sozialpolitik der Gladiatorenkämpfe, Stiergefechte, Paraden und beleuchteten Wasserfälle stehen bleiben?"

„Lieber Freund, ich bin furchtbar müde und eigentlich gar nicht gestimmt, die verschiedenen Fundamente unserer Weltanschauung heute noch aufzugraben. Ich glaube auch, daß Sie, nach Ihrer Gewohnheit, hier wieder nur das Elend des Proletariates sehen, während es sich bei Alledem doch, wie mir scheint, um einen geistigen Nothstand handelt, von dem die Bourgeoisie durchaus nicht frei ist. Geh'n Sie in den Wintergarten, ins Apollo-Theater oder in ähnliche Pflegestätten bourgeoiser Kunstkultur. Was erblicken Sie da? Was zieht die Genußsucher am Sichersten herbei? Boxende Hunde, auf zwei Pfoten nach Menschenart marschirende Schweine, auf dem Kopf stehende Ratten, blutjunge, jüngferlich magere Mädchen, deren geile Gemeinheit von alten Affen nicht zu überbieten ist. Und in den Theatern? Weiber, die mit fetten Hüften Männerrollen spielen, und Männer, die in Frauenkleidern neckisch umherspaziren. Das Unnatürliche, Widernatürliche, Perverse macht heutzutage überall Glück. Soll ich, um es zu beweisen, Sie erst in die Thiergartenvillen führen und Ihnen die unsinnige Einrichtung der Protzenpaläste zeigen, wo, in geschnitzten Dogensesseln mit Löwenköpfen, von mittelalterlichem Waffenprunk umgeben, hinter Butzenscheiben feiste Bankdirektoren die Pläne zu neuen Emissionen bebrüten? Sie kennen diese Welt besser als ich. Und doch wundern Sie sich, wenn das Schauspiel, von dem wir eben schieden, der Menge gefällt? Ein Wasserfall, ein Cementfels oder ein Rasenplatz, der anders aussieht, als er in der Wirklichkeit unserer nordischen Natur je aussehen könnte: Das genügt zum Entzücken. Und Schutzleute müssen daneben stehen, damit Jeder sich sicher behütet fühlt und in ungefährdeter Ruhe über die Freiheit des mündigen Bürgers reden kann ... Sie sprachen vorhin von Sozialpolitik. Auch ich mußte da draußen unwillkürlich an Politik denken, aber an die große, internationale, deren Lärm die Zeitungen füllt. Wird da, seit der Viktoria-Park besteht, im deutschen Norden denn etwa anders gewirthschaftet? Heute rothes, morgen grünes, übermorgen blaues Licht, — immer ‚wie zu Sedan bei Hertzog', immer festtäglich banal und im ungebildetsten Massengeschmack. Nachdem wir die Herren Adolph Ernst und Wertheim erlebt und die illuminirte Politik der letzten Jahre erlitten hatten, mußte endlich das bunte Symbol solcher Zustände von der Höhe des Kreuzberges auf die Hauptstadt des Deutschen Reiches herniederlodern. Ich freue mich, daß wir jetzt das Viktoria-Park-Theater haben. Eine künstliche Gartenanlage, ein künstlicher Wasserfall, der über künstliche Felsen plätschert, das Ganze in künstlich erzeugte bunte Lichtfluthen getaucht: die Menge merkts wohl nicht, man macht ihr auch was vor. Schelten Sie mir dieses Schauspiel nicht und sagen Sie nie wieder, daß der berliner Magistrat und die löbliche Stadtverordnetenversammlung die Zeichen der Zeit nicht versteht."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 30. Juli 1898.

Lippe.

Am neunzehnten November 1890 vermählte die Prinzessin Viktoria von Preußen, eine Schwester des Deutschen Kaisers, sich dem Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe. Vier Wochen vorher hatte der damals in Detmold regirende Herr, Fürst Woldemar zur Lippe, in einem geheimen Erlaß bestimmt, nach seinem Tode solle Prinz Adolf, der vierte Sohn des Fürsten zu Schaumburg, die Regentschaft des Fürstenthumes Lippe übernehmen, da Woldemars Bruder Karl Alexander durch unheilbare Geisteskrankheit an der Erfüllung der Regentenpflicht dauernd verhindert sei, das Erbrecht der gräflichen Linien Lippe-Biesterfeld und Weißenfeld vom Oberhaupt des Fürstenhauses nicht anerkannt werde und „der Versuch, im Wege der Landesgesetzgebung für die Regelung der Regentschaft Fürsorge zu treffen, zu keinem Erfolge geführt habe." Ungefähr ein Jahr nach der Vermählung des Prinzen Adolf zu Schaumburg mit der Schwester des Kaisers veröffentlichte der straßburger Staatsrechtslehrer Professor Paul Laband, dem zu diesem Zweck die Akten des lippischen Hausarchives zur Verfügung gestellt worden waren, eine Schrift, die für das Recht der Schaumburger auf die Thronfolge im Fürstenthum Lippe eintrat. Am zwanzigsten März 1895, morgens um halb sieben Uhr, starb Fürst Woldemar. Sein Tod wurde erst gegen elf Uhr bekannt gemacht, weil der Fürst seiner Frau, der als badische Prinzessin geborenen Fürstin Sophie, das Versprechen abgenommen hatte, dafür zu sorgen, daß im Augenblick seines Todes Prinz Adolf zu Schaumburg in Detmold anwesend sei, und, als der Fürst dann plötzlich starb, die Wittwe sich

Hosted by Google

verpflichtet glaubte, vor der Bekanntmachung des Todes den Prinzen Adolf zu benachrichtigen, dessen Aufenthalt nicht sofort zu ermitteln war. Noch in der Nacht traf der herbeigerufene Prinz in Detmold ein und am nächsten Morgen wurde der Erlaß aus dem Jahre 1890 veröffentlicht, der ihn zum Regenten ernannte. Gegen diesen Erlaß und eine daran geknüpfte Antrittserklärung des schaumburgischen Prinzen protestirten am zweiundzwanzigsten März die Mitglieder des lippischen Landtagsausschusses und ein paar Tage später die Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld und Ferdinand zur Lippe-Weißenfeld, als die nächsten Agnaten, im Namen der erbherrlichen Linien, für deren Thronanspruch gegen Laband inzwischen der berliner Staatsrechtslehrer Geheimrath Wilhelm Kahl eingetreten war. Kein Unbefangener konnte, wenn er Kahls Darstellung gelesen hatte, daran zweifeln, daß der Erlaß des Fürsten Woldemar ungesetzlich, Prinz Adolf also auch nicht berechtigt war, die auf solcher Grundlage ruhende Regentschaft anzutreten; schon dadurch, daß er dem Landtag ein Regentschaftgesetz vorlegte, hatte der Fürst ja selbst anerkannt, daß er nicht befugt war, allein die Entscheidung zu treffen, und das Scheitern der Vorlage im Landtag hatte ihm unzweideutig gezeigt, wie abgeneigt die Volksvertretung war, sich von seiner persönlichen Antipathie gegen die Biesterfelder stimmen zu lassen. Fürst Woldemar hatte die Grenzen seines Souverainetätrechtes überschritten; aber er hatte gehofft, das leidenschaftlose lippische Volk werde dem einmal im Besitzrecht wohnenden Regenten keine Schwierigkeiten bereiten, und deshalb gewünscht, Prinz Adolf solle schon im Schloß weilen, wenn der Regentschafterlaß veröffentlicht werde.

Der Wunsch wurde erfüllt; die Hoffnung erwies sich als trügerisch. Als der über Nacht aufgetauchte Regent den Landtag ins Schloß berief, verwahrten die meisten Mitglieder sich gegen die Annahme, sie könnten „die Regentschaft als zu Recht bestehend anerkennen", und erklärten, sie seien der Einladung nur gefolgt, um „eine für die schwebenden Fragen vielleicht bedeutungvolle Botschaft zu vernehmen." In der ersten Sitzung des Landtages nannte der Präsident, Herr von Lengerke, unter dem Beifall des Hauses die Regentschaft ungesetzlich, tadelte das jedem gesunden Rechtsgefühl widersprechende Verhalten des verantwortlichen Kabinetsministers und sprach sich entschieden für die biesterfelder Linie aus, von deren Thronfolgerecht, wie nach ihm auch der Abgeordnete von Stietencon bestätigte, das ganze Land überzeugt sei. Am fünfzehnten April 1895 rief Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld den Schutz des Bundesrathes zur Wahrung seiner Rechte an, die bis zum Jahre 1875 auch von den regirenden Fürsten zur Lippe niemals be-

Hosted by Google

stritten worden seien. Am dreiundzwanzigsten April beschloß der Landtag mit fünfzehn gegen sechs Stimmen ein Gesetz, dessen zweiter Paragraph bestimmte, die Regentschaft des schaumburgischen Prinzen habe aufzuhören, „sobald die Thronstreitigkeiten ihre Entscheidung gefunden haben", und dessen Schlußsatz lautete: „Die fürstliche Staatsregirung erklärt sich bereit, einen Akt der Reichsgesetzgebung baldmöglichst zu beantragen, durch den das Reichsgericht als zuständiger Gerichtshof zur Erledigung der vorliegenden Thronstreitigkeiten eingesetzt wird." Elf Wochen später wurde der diesem Gesetz entsprechende Antrag beim Bundesrath gestellt, in den letzten Januartagen des Jahres 1896 aber abgelehnt, dagegen der Antrag Preußens angenommen, der Reichskanzler solle die streitenden Parteien zur Einsetzung eines Schiedsgerichtes veranlassen. Prinz Adolf war, als diese erste berliner Entscheidung bekannt wurde, fast schon ein Jahr Regent des Landes, in dem die Mehrheit des Volkes die Grundlage seiner Regentschaft als ungesetzlich ansah. Der biesterfelder Graf veröffentlichte bald darauf gegen den Beschluß des für die preußischen Wünsche gestimmten Bundesrathes eine Erklärung, in der er sich in würdigem Ton gegen die Zumuthung verwahrte, sein Thronrecht erst beweisen oder erstreiten zu sollen, zugleich aber sagte, er sei „entschlossen, jedes Urtheil eines unabhängigen, nur dem Gesetz unterworfenen deutschen Gerichtshofes, es falle, wie es wolle, als eine Entscheidung aus Gottes Hand hinzunehmen." Im lippischen Landtag protestirte die Mehrheit gegen die, wie ihr schien, aus dem Bundesrathsbeschluß erkennbare Absicht, die Entscheidung zu verschleppen und so den ungesetzlichen Zustand zu verlängern; auch wurde angedeutet, man müsse befürchten, das fürstlich schaumburgische Haus werde aus seinem Reichthum und seinen Familienverbindungen Vortheile ziehen, die den Häuptern der ärmeren Grafenhäuser unerreichbar seien. Am vierzehnten Juli wurde der zwischen den Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld und Ferdinand zur Lippe-Weißenfeld als nächsten Agnaten geschlossene Schiedsvertrag bekannt, nach dem die Erbfolgefrage so schnell wie möglich durch den Spruch eines Gerichtes entschieden werden solle; den Vorsitz in diesem Gerichtshof habe der König Albert von Sachsen übernommen, der sechs Reichsgerichtsräthe zur Mitwirkung berufen werde. Inzwischen hatte der Streit der Staatsrechtslehrer, der sich an die Frage der Ebenbürtigkeit der Grafenlinien knüpfte, in gesteigerter Heftigkeit fortgewährt; der Ansicht Kahls hatte auch Gierke zugestimmt und es konnte dem unbetheiligten Zuschauer nicht mehr zweifelhaft sein, daß Labands Stellung erschüttert war. Für das

Hosted by Google

Thronfolgerecht des Biesterfelders hatte sich, aus politischen Gründen, in Privatunterhaltungen auch Fürst Bismarck ausgesprochen; man müsse, meinte er, selbst wenn die Rechtslage weniger klar wäre, als sie in Wirklichkeit sei, schon um die für die Reichseinheit wichtige Stimmung der Bundesfürsten nicht leichtfertig zu verbittern, den Schein vermeiden, als könne der Schwager des Kaisers mit besonders zärtlicher Rücksicht behandelt werden.

Das Schiedsgericht hatte sich am dreißigsten Oktober 1896 in Dresden zur ersten Sitzung vereint. Am zweiundzwanzigsten Juni 1897 verkündete es den Spruch: „Seine Erlaucht der Graf und Edle Herr Ernst zur Lippe-Biesterfeld ist nach Erledigung des zur Zeit von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Karl Alexander zur Lippe innegehabten Thrones zur Regirungnachfolge in dem Fürstenthum Lippe berechtigt und berufen." Die lange umstrittene Ehe, die der Großvater des Grafen Ernst im Jahre 1803 mit dem Fräulein Modeste von Unruh geschlossen hatte, wurde vom Schiedsgericht als ebenbürtig anerkannt und ausgesprochen, die biesterfelder Linie schließe, als nach der im Hause Lippe geltenden Primogeniturordnung zunächst erbberechtigt, die fürstlich schaumburgische Linie von der Thronfolge aus. Am zehnten Juli verließ Prinz Adolf das Land, in dem er zwei Jahre und drei Monate den dem legitimen Regenten zustehenden Platz eingenommen hatte. Sein mit ihm scheidender Minister, Herr von Oertzen, las bei der letzten Gesammtaudienz den fürstlichen Beamten das folgende Telegramm des Kaisers an seinen Schwager vor: „Deine Regentschaft ist gewiß für das schöne Land ein Segen gewesen; einen besseren und würdigeren Herrn und auch Herrin wird Detmold nie wieder erhalten. Viele Grüße an Viktoria und wärmsten kaiserlichen Dank für die hingebende Treue, mit der Du Deines Amtes gewaltet!" Aus diesem Telegramm glaubte man nicht nur in Lippe den Ausdruck einer Verstimmung über den Schiedsspruch zu hören; es schien absichtlich für den scheidenden und gegen den kommenden Regenten Partei zu ergreifen, der, als der allein legitime, auch als der allein würdige „Herr" des Fürstenthumes zu betrachten war, und es mußte auffallen, daß der Kaiser dem Vertreter eines souverainen Bundesfürsten, wie einem von ihm abhängigen Beamten, seinen kaiserlichen Dank für die treue und hingebende Amtswaltung aussprach. Als der neue Regent ins Land einzog, begrüßte der Führer der lippischen Grundbesitzer, Herr Nehrmann, ihn mit einer Ansprache, die den Satz enthielt: „Wir Landwirthe waren immer und sind noch heute der Ueberzeugung: kein Würdigerer kann unser Herrscher und keine Würdigere kann unsere Herrscherin sein als

Hosted by Google

Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld und seine hohe Gemahlin." Im Landtag kam es ein paar Tage später zu erregten Debatten. Der Präsident von Lengerke erklärte, das kleine Parlament dürfe stolz darauf sein, daß es dem ihm angesonnenen Rechtsbruch Jahre lang maßvollen, aber entschiedenen Widerstand geleistet habe, und meinte, als ein Abgeordneter den Ausdruck Rechtsbruch rügte, er könne das Wort nicht zurücknehmen, da es nur eine nicht wegzuleugnende Thatsache deutlich bezeichne. Andere Redner, die ihre Sympathie für die Persönlichkeit des Prinzen von Schaumburg bekannten, bedauerten doch, daß er sich zur Theilnahme an einer Ungesetzlichkeit hergegeben habe. Uebrigens hatte der Landtag sich schon in der ersten Sitzung mit einem neuen Thronfolgestreit zu beschäftigen. Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld ist mit der Gräfin Karoline von Wartensleben verheirathet, deren Mutter, Mathilde Halbach-Bohlen, eine bürgerliche Amerikanerin war. Trotzdem nun Fürst Leopold zur Lippe die Ehe des Grafen Ernst ausdrücklich genehmigt und damit als ebenbürtig anerkannt hatte, behauptete der Fürst zu Schaumburg, die Söhne des Regenten stammten aus einer unebenbürtigen Ehe, und protestirte gegen ihr Thronfolgerecht. Am achtundzwanzigsten Oktober wurde dem Landtag ein Gesetzentwurf vorgelegt, der im dritten Paragraphen die Söhne des Regenten für thronfolgefähig erklärte und im zwölften Paragraphen bestimmte, erst nach dem Aussterben der als erbberechtigt anzusehenden Grafenlinien Biesterfeld und Weißenfeld könne die Krone dem schaumburgischen Fürstenhause zufallen. Gegen diesen Gesetzentwurf erhob der Fürst zu Schaumburg am zwölften November einen neuen Protest. Acht Tage später beschloß der Landtag, den Fürsten aufzufordern, er möge, wenn sein Protest beachtet werden solle, bis zum ersten Februar 1898 seine Ansprüche einem Schiedsgericht unterbreiten. Als die Frist abgelaufen und eine Klage nicht eingebracht war, beschloß der Landtag am sechzehnten März 1898, nach dem Tode des regirenden Grafen Ernst habe dessen ältester Sohn die Regentschaft zu übernehmen. Damit war, wenigstens für die Lebenszeit des geisteskranken Fürsten Karl Alexander, die Kontinuität der lippischen Regirung auf gesetzlichem Wege und im Einverständniß aller Betheiligten gesichert. Dem Fürsten Georg zu Schaumburg blieb es natürlich unverwehrt, seine Ansprüche mit den im Civilrecht gebotenen Mitteln zu vertreten.

Da das durch ein schwärzlich wimmelndes Freiwilligencorps verstärkte offiziöse Gesinde, in leicht zu durchschauender Absicht, den Thatbestand durch allerlei Täuscherkünste zu verdunkeln sucht, war es nöthig, nüchtern und ruhig zunächst einmal die umständliche Vorgeschichte des trau-

Hosted by Google

rigen Handels zu erzählen, der die kühle Hochsommerstille im Deutschen Reich mit einer betrübenden Sensation unterbrochen hat. Dem Jahre lang von dem ihm rechtmäßig gebührenden Platz fern gehaltenen Regenten des Fürstenthumes Lippe ist das Leben auch nach dem Schiedsgerichtsspruch nicht leicht gemacht worden; und es scheint, daß die ihm bereiteten Schwierigkeiten zum größten Theil auf dem militärischen Gebiet sichtbar wurden, auf dem der Kaiser, als Bundesfeldherr, nach freiem Ermessen über das Kommandorecht verfügt. Als Graf Ernst in Detmold einzog, war die Garnison nicht in der Stadt, sondern auf ihrem Uebungfeld und die anwesenden Lieutenants hatten es nicht für passend gefunden, in Paradeuniform zu erscheinen. Beim Abschied des Prinzen Adolf war der Regimentskommandeur mit den Vertretern des Offiziercorps ins Schloß gekommen; dem neuen, legitimen Regenten präsentirte eine schwache, vom Adjutanten des Bezirkskommandeurs befehligte Schloßwache das Gewehr. Die Regimentsmusik war für den Regenten nicht zu haben und seinen Söhnen und Töchtern wurden, als das siebente Armeecorps einen neuen Kommandeur erhalten hatte, die Honneurs versagt. Das mußte in der kleinen, allerlei Klatschgeschichten zugänglichen Residenz um so mehr auffallen, als die Einwohner ja aus den Landtagsverhandlungen wußten, daß von der dem Kaiser verschwägerten schaumburgischen Linie den Söhnen des Grafen Ernst die Berechtigung zur Thronfolge abgesprochen wird, und sie in der Weigerung, den Grafensöhnen militärische Ehren zu erweisen, ein Symptom dafür sehen zu müssen glaubten, daß die Ansicht des Hauses Schaumburg vom höchsten Vertreter des Reiches getheilt werde. Nicht so unbegreiflich, wie es dem ersten Blick scheint, ist es deshalb, daß der Regent sich an den Kaiser mit der Bitte gewandt hat, seinen Kindern das in diesem besonderen Fall nicht ganz unbeträchtliche Recht auf militärische Prinzenehren zu gewähren. Diesen beinahe im Ton eines demüthigen Vasallen vorgebrachten Wunsch soll der Kaiser in einem Telegramm abgelehnt haben, dessen Form mehr noch als der Inhalt Staunen erregen mußte. Die das Deutsche Reich verantwortlich regirenden Herren schweigen einstweilen zu allen Gerüchten; und der Wortlaut des kaiserlichen Telegrammes ist doch schon in zwei verschiedenen, unkontrolirbaren Fassungen veröffentlicht worden, die man beide, trotz allen Erfahrungen der letzten Jahre, für falsch halten möchte. Erweist auch nur die mildere sich als wahr, dann wird sehr ernsthaft die Frage zu prüfen sein, ob man auf die Dauerbarkeit unserer kaum der Kindheit entwachsenen Reichszustände noch Erfüllung verheißende Hoffnungen setzen darf.

Hosted by Google

Kulturfortschritt?

Jetzt, da wir uns dem Ende des Jahrhunderts nähern, taucht eine alte Frage wieder auf: ob das verflossene Säkulum den von Ahnen und Urahnen überlieferten Schatz der werthvollsten Güter gemehrt und gefördert, ob während der verflossenen hundert Jahre die Menschheit einen Schritt weiter hinauf gethan hat. Eine einheitliche Beantwortung wird diese Frage nicht finden, denn die Menschheit hat es nicht so weit gebracht, einen allgemein anerkannten Maßstab für die Kultur zu finden. Dem Einen ist die hohe Kultur gleichbedeutend mit der für jeden Erdenbürger vorhandenen Möglichkeit, Sonntags sein Huhn im Topfe zu haben, ein Anderer erblickt sie in der allgemeinen Anerkennung der christlichen Religion, ein Dritter in der Vervollkommnung unserer Technik oder der Erweiterung unserer Kenntnisse über die Außenwelt. In dem selben Jahre des vorigen Jahrhunderts, in dem der soziale Mißklang in einem der civilisirtesten Länder anfing, unter den widerlichsten Formen einer blutigen Revolution in die Erscheinung zu treten, glaubte Schiller, das Recht zu dem Worte zu haben: „Wie schön, o Mensch, mit Deinem Palmenzweige stehst Du an des Jahrhunderts Neige in edler, stolzer Männlichkeit."

Jeder Mensch ist eben von anderen verschieden, hat seine eigenthümliche geistige Konstruktion und seine besonderen Ziele. Wie der Begriff „Thierreich" eine nicht zu überblickende Fülle verschieden organisirter, verschieden empfindender Einzelwesen umfaßt, vom treuen und gelehrigen Hunde bis zur stumpf glotzenden Kröte und weiter hinab, so bedeutet das Wort „Menschheit" nichts als die Gesammtheit von Individuen, die, in ihren geistigen Trieben durchaus verschieden, durch die Verhältnisse gezwungen, eine Gemeinschaft gebildet haben. Wenn man von mancher Seite auf diese äußere Verbindung und die starke zoologische Aehnlichkeit der Einzelwesen sich stützt, um die geistige Gleichwerthigkeit Aller zu proklamiren, so ist dieses Streben sehr wohl erklärlich, aber durch die Thatsachen nicht gerechtfertigt. Ein Shakespare und ein hamburger Börsenjobber, der Schöpfer einer Religion und ein Jockey haben geistig offenbar wenig mit einander gemein und es dürfte gewagt sein, zu behaupten, daß es *ein* selig machendes Glauben und Denken giebt, das dem Geist jedes dieser vier Typen der Menschheit in gleicher Weise angemessen wäre.

Wie im Weltall sich die Himmelskörper nach bestimmten Gesetzen bewegen und eine Kraft, die von Körper zu Körper geht, sie in ihren Bahnen hält und jeder Himmelskörper sich vom anderen unterscheidet und seine eigene Herrlichkeit besitzt: so ist die Menschheit die Gesammtheit unzähliger, mannichfach gearteter Wesen, deren äußeres Leben durch Gesetze und Verträge ge-

Hosted by Google

regelt ist. Von dieser Erkenntniß aus läßt sich ein dreifaches Ziel menschlichen Strebens aufstellen. Erstens: die äußeren Beziehungen des Individuums zum Individuum auszubilden, d. h. die Gesellschaft unter gleichmäßiger Abwägung von Pflichten und Rechten zu organisiren und das Räderwerk, welches das Leben des Tages regulirt, vollkommener zu gestalten. Zweitens: die Kenntniß der uns umgebenden Thatsachen zu fördern, die Gesetze, aus denen sie sich ergeben, die Folgen, die sie nach sich ziehen, zu ergründen. Das dritte Ziel ist: der Ausbau der individuellen Welt.

In jedem Menschen sind durch sein Milieu, seine Erziehung, seine Schicksale, sein Temperament und seine Anlagen die Bedingungen zu einer höchst persönlichen Gesammtanschauung der Dinge gegeben. Diese wird dann niemals ins Leben treten, wenn der Mensch unter dem Anpreisen, Drängen und Drohen seiner Erzieher eine Auffassung der Welt künstlich in sich aufnimmt, die vielleicht in schroffstem Widerspruch zu seiner geistigen Konstruktion steht. Aber auch dann, wenn er das Bewußtsein erlangt hat, daß er das herrliche Recht besitzt, die Dinge mit *seinen* Augen zu sehen, wird er nicht immer die Kraft haben, dem in ihm schlummernden Bilde Leben und feste Umrisse zu verleihen, das dämmernde und schattenhafte Empfinden zu einer in sich geschlossenen bewußten Weltanschauung auszuarbeiten. Nur das Genie ist hierzu im Stande. Es gleicht dem Diamanten, der das Licht der Sonne nicht träg auf sich ruhen läßt, sondern das empfangene herrlicher und erfreulicher nach allen Seiten wieder ausstrahlt. Ein in harmonischen Formen kraftvoll arbeitender Geist wird hier durch die Begeisterung zu einem Schaffen getrieben, dessen Inhalt durch das Temperament und durch unzählige äußere Momente bestimmt wird. Es entsteht so ein originelles, fein gegliedertes, nach allen Richtungen hin bis an die letzte Grenze kraftvoll und bewußt durchgeführtes Kunstwerk. Selbst der kleinste und unbedeutendste Theil wird von dem einen Gedanken beherrscht, als von dem Ziele, auf das alle die tausend Dinge hinweisen, die das geistige Leben des Menschen beeinflussen. Je nach seinen Anlagen theilt nun das Genie dieses individuelle Bild alles Seienden als Schöpfer einer Religion, als Philosoph, als Maler, Dichter, Bildhauer oder Tonkünstler der Außenwelt mit. Ein solches, aus dem Zustande reicher produktiver Begeisterung geborenes Werk ruft wiederum in Allen, auf die es wirkt, einen gehobenen Seelenzustand hervor und erfüllt besonders die Seelen Derer, die eine ähnliche geistige Konstruktion besitzen, aber eine in sich vollendete Anschauung der Dinge selbständig nicht hervorbringen können, mit einem stark pulsirenden Leben. Da ferner ebenbürtige Geister, in denen die Voraussetzungen zu diesem Bilde der Welt nicht vorhanden sind, leidenschaftlicher an der Entwickelung ihrer Ideen arbeiten werden, entsteht ein geistiges Ringen und ein ewig sich erneuernder Strom geistigen Lebens.

Hosted by Google

Der Standpunkt, daß Religion und spekulative Philosophie zwar nicht berufen sind, das Licht der objektiven Wahrheit zu spenden, sondern, wie die Kunst, das wärmende Feuer der Schönheit, ist für die beiden Gebiete insofern von praktischer Bedeutung, als das verächtliche Lächeln der exakten Wissenschaften nicht mehr im Stande sein wird, ihre schönsten Blüthen welken zu lassen. Religion und Philosophie konkurriren dann nicht mehr mit der Naturwissenschaft; das Ziel Beider ist ein verschiedenes geworden: die exakte Wissenschaft fördert die Kenntnisse, Religion und Philosophie den Menschen selbst, indem sie ihm Inhalt geben, ihn freudiger, leidenschaftlicher und größer machen. Der verzweiflungvolle Ruf des großen Taine: „Man setze die Philosophie nicht mehr der Verachtung der Wissenschaft aus!" wird von diesem neuen Standpunkt aus hinfällig. In einem Brief an Goethe spricht Schopenhauer davon, daß von der höheren Region der Dichtkunst aus die wissenschaftlichen Untersuchungen mit Recht geringfügig erscheinen. Dem muß man beistimmen, denn es ist bedeutender, aus sich heraus etwas in sich Geschlossenes zu schaffen, als etwas bereits Gegebenes aufzufinden. Nicht Recht hat aber Schopenhauer, wenn er in „Parerga und Paralipomena" sagt: „Die Philosophie ist ein Ganzes, also eine Einheit, und ist auf Wahrheit, nicht auf Schönheit gerichtet." Wäre der Maßstab der Religion oder der Philosophie wirklich die Wahrheit, würde ein System werthlos, wenn es sich weit von ihr entfernte, so würde vielleicht auch Schopenhauers Name nicht mehr würdig sein, in den Annalen der Menschheitgeschichte zu stehen. Wenn man nun behauptet, gerade die Ueberzeugung, ein System der Religion oder Philosophie enthalte das objektiv Wahre, sei das Begeisterung weckende Moment, und wenn dieser Glaube dahin sei, müsse auch das innige Band, das uns mit dem System verbindet, zerreißen, so verwechselt man Ursache und Wirkung. Die Harmonie, die uns an ein solches Werk fesselt, kann bis zu der Höhe wachsen, daß wir die Thatsachen, die es enthält, für wahr halten. Erlischt diese Harmonie unter irgend welchen Einwirkungen, so treten wir an die einzelnen Sätze kritisch heran und sagen uns, unter dem Vorwande, sie offenbarten nicht die Wahrheit, von einer Anschauung, mit der wir im Grunde längst zerfallen waren, los.

Eine dreifache Aufgabe hat, wie wir sahen, jede Kultur: die äußeren Institutionen des Lebens zu entwickeln, die Erkenntniß des objektiv Wahren zu fördern und durch die Pflege des Schönen den kräftigen Strom eines stark pulsirenden geistigen Lebens zu unterhalten. Diese Gebiete stehen in inniger Wechselbeziehung zu einander. Durch die Ausbildung seiner geistigen Welt wird der Mensch charaktervoller, freudiger und elastischer; er wird bei der Organisirung der äußeren Verhältnisse von höheren Gesichtspunkten ausgehen, wird sich von Grundsätzen und nicht allein vom Bedürfniß des Tages

Hosted by Google

leiten lassen. Sind die Bedingungen des Lebens günstig, so ist damit die Voraussetzung gegeben, von der die ruhige Entwickelung des individuellen geistigen Lebens und die ungestörte Arbeit der exakten Wissenschaften abhängen. Die Resultate dieser Arbeit wiederum tragen dazu bei, die Formen, unter denen das Leben sich abspielt, angenehmer zu gestalten und dem künstlerisch schaffenden Geist neues Material zu liefern.

Unternimmt man es nun, den Werth unserer Kultur an diesen drei Forderungen zu messen, so beweist zunächst die weitgehende Unzufriedenheit mit den sozialen Verhältnissen, daß unsere Kultur nach dieser Seite hin ihre Aufgabe nicht erfüllt hat. Das Bewußtsein der Krankheit lebt gleichmäßig in Allen, verschieden ist nur der Weg, auf dem man eine Besserung herbeiführen zu können glaubt. Die Einen sind bestrebt, auf dem friedlichen Wege der Gesetzgebung die gesellschaftlichen Mißstände zu beseitigen, die Anderen wollen den gordischen Knoten mit einem Gewaltstreich durchhauen. Je länger man sich nun auf der einen Seite vergeblich quält, die erlösende Formel zu finden, desto mehr steigert sich auf der anderen Seite das Verlangen nach einem gewaltsamen Ende. Die Spannung wird von Tag zu Tag größer; und hat man den ersten Weg nicht bald gefunden, so wird das Beschreiten des zweiten unausbleiblich sein.

Wie steht es mit unserer Gesetzgebung? Zu einer Entwickelung der Rechtswissenschaft in großem Stil gehört vor Allem Charakter, gehört, daß man die Dinge aus der Höhe ansieht. Ihering konnte es unternehmen, den Geist des römischen Rechtes zu untersuchen. Das römische Recht mußte sich so entwickeln, wie es schließlich wurde; denn es ist die Saat, die aufging, als der eigenthümlich römische Wille den Begriff der Gerechtigkeit befruchtet hatte; es ging mit solcher Nothwendigkeit aus dem römischen Charakter hervor wie eine bestimmte Blume aus einem bestimmten Samenkorn. Heute giebt es weder ein charakteristisch deutsches Wollen noch ein lebendiges, fruchtbares Empfinden der Gerechtigkeit, also auch keinen Geist des modernen deutschen Rechtes. Was das juristische Denkvermögen des Deutschen als Recht komponirt hat, ist ein italienischer Salat aus fremden Speiseresten, der je nach den täglichen Bedürfnissen, d. h. unter dem Einfluß der Verwesbarkeit der ursprünglichen Bestandtheile, durch kleine Zuthaten wie Essig und Pfeffer einen saueren oder brennenden Beigeschmack erhält. Kein frischer, einheitlicher Geist weht durch die moderne Gesetzgebung; wir finden eine graue Müdigkeit, die, gleichsam rathend, mit einer jammervollen Unsicherheit von Gesetz zu Gesetz tastet und heute durch ungezählte „Wenn“ und „Aber“ verklausulirt, was sie gestern als Norm aufgestellt hat. Es ist eine grausame Täuschung, ein ungerechtfertigter Stolz, den in einem Bande mühsam zusammengeleimten, mit der Ueberschrift „Bürgerliches Gesetzbuch“ versehenen

Hosted by Google

Normenkomplex als nationales Werk zu bezeichnen. Die einzelnen Bestimmungen unserer Gesetze mögen oft nicht schlecht sein, aber sie zeugen nicht von einem Menschengeschlecht, dessen schaffendes Wollen auch den Begriff der Gerechtigkeit vergewaltigt und ihm eine Interpretation aufgedrungen hat, die seinen Charakter trägt. Das heutige Recht ist vielmehr eine Summe von Einzelheiten, die nicht eng verbunden in einem gemeinsamen tiefen Grunde wurzeln, sondern von denen jede für sich mit schwacher Wurzel aus dem sandigen Boden des täglichen Bedürfnisses kümmerlich ihre Nahrung saugt.

Die großen Mängel, welche die äußeren Institutionen des Lebens bieten, werden keineswegs dadurch aufgehoben, daß durch die praktisch verwandten bedeutenden Erfolge der Wissenschaft der Verkehr leichter gestaltet worden ist. Wohl haben wir das rasende Tempo geschaffen, in dem mit Hilfe von Dampf und Elektrizität ein ungeheures Arbeitpensum täglich bewältigt wird; wir haben tausend Bequemlichkeiten, die man früher nicht kannte; wir haben eine bedeutende Technik und Industrie, deren Ruhm durch zahllose Schornsteine gepredigt wird. Da diese Errungenschaften jedoch nicht allen Klassen gleichmäßig zu Gute kommen, von Manchen in Folge der sozialen Mißverhältnisse eher drückend als angenehm empfunden werden, können sie auch das unerfreuliche Bild, das unsere Kultur nach der besprochenen Richtung hin bietet, nicht günstig beeinflussen.

Unsere Zeit hat aber auch ihre starke Seite. Die exakte Wissenschaft hat große Erfolge aufzuweisen; alle Kräfte unserer Tage konzentriren sich hier. Die Medizin, die Naturwissenschaft, die Astronomie und Mathematik haben in anerkennenswerther Weise auf dem schwer zu beschreitenden Wege, der zur Wahrheit führt, ein gutes Stück zurückgelegt. Aber es ist bezeichnend, daß wir unsere größten — und einzigen — Erfolge auf einem Gebiet zu verzeichnen haben, dessen Bearbeitung nicht Charaktere und ganze Männer, sondern Findigkeit und Geschicklichkeit zur Voraussetzung hat.

Wie steht es nun mit dem dritten Ziel der Kultur, mit der Ausbildung der Individualität, mit unserer geistigen Schönheit und Reinheit und unserer Schöpferkraft? Wer eine Cocotte sieht, die in emsiger Thätigkeit ihr verwittertes Exterieur mit einem grell und bunt zusammengesetzten Arrangement von Kleidern, Schleifen und Blumen behängt, sich übertrieben jugendlich färbt, mit einem unentwirrbaren Chaos indiskreter Parfums begießt, um schließlich mit der Miene der Unwiderstehlichkeit die Straße zu betreten, Der hat das Bild unseres geistigen Lebens vor sich. Alt und müde sind wir, weil wir keine große Freude, keine Begeisterung haben, die zu einem blauen Himmel aufjubelt; wir sind Lohnarbeiter, die Tag für Tag ihr gleichmäßiges Quantum Arbeit unter dem Druck einer kalten, nebligen Atmosphäre schaffen. Nicht die Liebe treibt uns, sondern der Hunger. Wir sind so mager, so häßlich,

Hosted by Google

so verwachsen in jeder Beziehung, daß wir uns in unserer wahren Gestalt in der großen Menschheitgeschichte nicht sehen lassen können. So raffen wir denn zusammen, was wir aus vergangenen Zeiten finden, beladen uns mit einem grotesk zusammengesetzten Apparat bunter Lappen und spielen die Rolle des Narren in der Geschichte der Menschheit. Wir haben keinen eigenen Charakter, keinen Stil, nicht einmal einen schlechten. Erheiternd wirkt dabei der Stolz auf unser geistiges Lumpenthum. Man höre, mit welchem Selbstgefühl man vom „dunklen" Mittelalter, mit welchem Tiefsinn von Atheismus, Schopenhauer und Kategorischem Imperativ spricht. Man betrachte diesen Mann, dessen literarisches und künstlerisches Interesse sich gemeinsam in einem Abonnement auf die „Jugend" erschöpfen und der sich mit einem Gesicht in die elektrische Bahn setzt, als habe er die Gesetze der Elektrizität entdeckt. Alle Quellen eines geistigen Lebens sind beschmutzt oder verstopft. Zunächst die Religion. Hier ist vor Allem der unheilvolle Irrthum schuld, daß diese im Wettlauf mit den exakten Wissenschaften dem selben Ziele zustrebe. Entdeckt man, daß dieses oder jenes Wort mit der objektiven Wahrheit im Widerspruch steht, so wirft man die Religion fort wie ein altes Kleidungstück. Dieses Schicksal hat auch das Werk des Jesus von Nazareth erfahren, der einst durch die machtvolle Entwickelung einer großen Idee eine Begeisterung geweckt hatte, die den Schöpfer zu Gottes Sohn erhob und im Taumel einer stürmischen Liebe mit rührenden Mythen verklärte. So ist aus der Taufe, wie Heine sagt, „das Entreebillet zur europäischen Kultur" geworden. Einige matte und zerknirschte Seelen, verbunden durch eine Art von Sympathie, wie sie zum Tode Verurtheilte zusammenführen mag, glauben, auch innerlich Christen zu sein, wenn sie einige Wundergeschichten für wahr halten und unter der Knute „Ewige Vergeltung", die der Priester über ihnen schwingt, eine Enthaltsamkeit in ihren Handlungen üben, die ihnen nicht sonderlich schwer fällt. Den einen großen Gedanken, den von der Größe und Schönheit des Menschen, den die Religion Jesu von Nazareth jubelnd entfaltete, hat in unseren Tagen Nietzsche in einer anderen Weise gepredigt. Der Funke, der in die tote Masse fiel, zündete nicht. Man bemerkte nicht, daß hier die Religion sich einen Tempel errichtet hatte, in den man leise, mit Schauern im Herzen, eintreten muß. Mit plumper Hand griff man zu und zerpflückte diese herrliche Blüthe nach wissenschaftlichen Methoden. Ein Nordau, der sich einbildet, Aesthetik zu treiben, wenn er mit aufgekrempelten Hemdsärmeln in der Wachstuchschürze auf Medizinisch schimpft, glaubte, Nietzsche vernichtet zu haben, wenn er hier eine anthropologische, dort eine biologische Behauptung widerlegte und das Ganze beschmutzte.

Von der Philosophie will ich hier nicht reden; für sie Interesse zu haben, ist heutzutage geradezu kompromittirend; man wird mit einem gewissen Argwohn angesehen, wenn man über sie spricht, und genießt das Mitleid,

Hosted by Google

dessen sich die Halbklugen erfreuen. Wenden wir uns lieber der Literatur zu, der man auch heute noch das Beiwort „schön" spendet, so werden wir auch hier eine gewisse Armsäligkeit finden. Es ist zwar eine Reihe beachtenswerther Talente vorhanden, die geschickt und erfreulich wiedergeben, was die Welt ihnen sagt. Aber sie stehen vereinzelt da, sie leuchten durch das Grau unserer Tage, wie die bunte Mohnblume hier und da die ermüdende Eintönigkeit eines Roggenfeldes unterbricht. Sie vegetiren bescheiden und mühsam in der erstickenden Luft technischer und merkantiler Geistlosigkeit. In einer anderen Atmosphäre würden sie sich weiter entwickeln; ginge ein großer Strom geistigen Lebens durch sie hindurch, dann würden sie aufflammen wie Sonnen und neben dem Lichte auch Wärme spenden. Manche von ihnen bäumen sich auf gegen die Rolle, die ihnen die Zeit aufzwingt; sie wollen mehr sein als Lyriker, sie wollen Großes, Erhabenes, Inhaltreiches schaffen. Aber die Vorbedingungen fehlen ihnen und sie gehen in diesem Kampf zu Grunde. Das Streben, um jeden Preis originell, bedeutend zu sein, macht in ihrer Art tüchtige Dichter zu Charlatans. Große Gedanken und Gefühle sind immer einfach, und wer sie besitzt, äußert sie klar und verständlich; wer dunkel ist, will glauben machen, er habe Etwas zu sagen, ohne daß Dies der Fall ist. Andere suchen ihre Leere dadurch zu verdecken, daß sie die Dürftigkeit zu ihrem Grundsatz erheben und sagen, die Natur sei eine große Vorlage und Der sei der Bedeutendste, der sie am Genauesten kopire. Die so lügen, sind die geborenen Feinde des Genies; sie nennen sich Naturalisten und sind in Wirklichkeit nichts als Bettler, die keinem Menschen Etwas geben können, sondern darauf angewiesen sind, auf Kosten Anderer zu leben; ihr siegreiches Vordringen bedeutet die Bankerotterklärung jeder Art schaffenden Geistes.

Die selben Erscheinungen, die wir in der Literatur sehen, finden wir in der modernen Kunst wieder. Der Effekt soll die Größe ersetzen. Der dumpfe Geist, ein Feind der Freude, drückt Alles nieder, was unter anderen Umständen groß und weit wäre. Statt Einfachheit und Ruhe finden wir Thorheit und Müdigkeit, statt freudiger Erregung wird der Schreck als Wirkung erstrebt. Die moderne Kunst erregt entweder die Nerven, kitzelt die Sinne oder sucht durch Apathie und unerwartete Entsagung zu verblüffen. Die Werke der heutigen Kunst sind nicht der Ausfluß eines reichen Lebens, einer glücklichen Fruchtbarkeit; sie sind die unter Krämpfen erfolgenden Absonderungen eines in seiner Leerheit sich quälenden Geisteslebens. Man gehe durch unsere Kunstgalerien: welchen Mangel an Größe, Einfachheit und Ruhe wird man finden, welche Ueberfülle an überraschenden Tricks! Wir werden angegriffen wie von dem lärmenden Treiben eines Jahrmarktes. Wirft man einen Blick in die Zeit, die fast eben so viele Jahre vor Christus liegt, wie wir nach ihm leben, betrachtet man die theilweise sehr schönen, sehr ruhigen,

Hosted by Google

dabei individuellen Köpfe der egyptischen Kunst, etwa den des Königs Horemheb und den seiner Mutter, so wird man finden, daß wir heute, nach etwa dreitausendvierhundert Jahren, zwar durch eine vollendetere Technik siegen, aber, was Vornehmheit anlangt, geschlagen werden. Wo bleibt da unser Stolz? Hätten wir nicht Grund, sehr bescheiden zu sein? Aber die Kritik bestärkt uns in unserer Anmaßung; sie ist anspruchslos geworden und urtheilt nicht mehr aus hohen Gesichtspunkten; da sie keinen Ausweg aus allem Wirrsal findet und von dem Korybantenlärm marktschreierischer Unfähigkeit betäubt ist, wittert sie hinter dem traurigsten Elaborat eine „Richtung"; und dieses Wort wirkt heute wie eine erlösende Zauberformel.

Wo die Erkenntniß von dem geringen Werth unserer Kultur heutzutage lebendig ist, pflegt man das Raffinement, das auf dem Gebiete des materiellen Lebens herrscht, die aufreibende Schnelligkeit, mit der sich die Bilder jagen, den Kampf jedes Einzelnen, um an der Oberfläche zu bleiben, für den Rückgang unseres geistigen Lebens verantwortlich zu machen. Man hat hierin nicht Unrecht, muß aber als weiteren Grund des Verfalles hinzufügen, daß man nicht mit dem nöthigen Ernst bestrebt war, ein Gegenmittel zu schaffen, das die höchsten Güter vor dem Ansturm der feindlichen Mächte schützte. Wir sahen gelassenen Herzens zu, wie unsere Seele vernichtet wurde, und gewöhnten uns daran, als Automaten weiter zu existiren.

Die Aufgabe des Staates ist es, durch die Erziehung- und Lehranstalten eine Bildung zu schaffen, die das wesentliche Thatsächliche umfaßt, die vor Allem aber die großen Probleme der Menschheit und die Lösungen, die sie gefunden haben, als lebendige Keime eines produktiven Geisteslebens in die Jugend pflanzt. Die Schule vermag heute Beides nicht zu leisten; wenn sie die nothwendigen Kenntnisse und die Formen, in denen der wissenschaftliche Geist arbeitet, gründlich und sicher einprägen will, muß sie darauf verzichten, durch die Erziehung an den großen Schöpfungen der Menschheit die in dem Einzelnen ruhenden Keime voll zu entwickeln. Wenn ihr Das auch nicht möglich ist: Eins steht jedenfalls in ihrer Kraft, nämlich, die Sehnsucht nach diesem Ziele zu wecken, indem sie immer wieder betont, daß der erste werthbestimmende Faktor der Menschheit nicht die Wahrheit, sondern die Schönheit ist, daß wir mehr sein sollen als Spiegel, in denen sich die Linien der Welt wiederfinden. Um Das zu erreichen, müßten freilich erst Erzieher der Jugend vorhanden sein, die eingesehen haben, daß jede Blume ihre eigene Schönheit und ihren eigenen Duft besitzt, daß man ihr nichts nehmen darf, ohne das Ganze zu zerstören, daß die Lilie nicht so wunderbar wäre, wenn sie die Blätter der Rose hätte. Betrachten wir daraufhin Diejenigen, denen heute die Bildung unserer Jugend anvertraut ist, so werden wir hier und da Männer finden, die ihre Arbeit in diesem Sinne auffassen;

Hosted by Google

im Großen und Ganzen wird man aber um die Fahne der „Schulmeisterei" ein Geistesproletariat versammelt sehen, das nie dem Ernst seiner Aufgaben nachgedacht hat; hier schaaren sich heutzutage Alle zusammen, deren Kräfte für einen anderen Beruf nach irgend einer Seite nicht ausreichen. Es giebt Direktoren von Gymnasien, für deren Auffassung ihres Berufes und deren Verantwortlichkeitgefühl es bezeichnend ist, daß sie Söhne, die geistig gänzlich zurückgeblieben sind, für gut genug halten, die Jugend zu erziehen, und sie veranlassen, diese schwerste und ernsteste Laufbahn zu beschreiten. So kommt es denn, daß auf unsern höheren Schulen die geistige Dürftigkeit gezüchtet wird. Hier wird gesät, was die Zeit erntet: der Stolz auf das Thatsächliche, das Mißtrauen und die Feindsäligkeit gegenüber den selbständigen Schöpfungen des Genies. Junge Leute, die methodisch abgerichtet sind, die große Menschheitgeschichte lediglich als eine Reihe von Thatsachen aufzufassen, die seinem Gedächtniß eingeprägt zu haben, das höchste Ziel und der höchste Genuß ist, denen die Religion als der Inbegriff einiger Wundergeschichten, die man glauben, und das Kampfesfeld einer kleinlichen Dogmatik, die man kennen muß, erscheint, werden es selten weiter bringen als dahin, das Berufsfeld, das sich ihr Geschmack oder ihr Nützlichkeitsinn gewählt hat, nach kleinen Rücksichten zu bearbeiten.

Ein Staat, der Großes leisten will, braucht aber mehr als „trübe, sumpfige Behälter" von Kenntnissen: er braucht Männer, die mit allen Anschauungen einmal gerungen haben, denen das Licht der Renaissance und eines Kant einmal in die Seele geleuchtet hat, die das Christenthum, auch wenn sie seine Mythen nicht für wahr halten, als ein wunderbares Kunstwerk verehren, im Gegensatz zu Jenen, die es weder anerkennen noch von sich stoßen, sondern ihr Leben lang herumschleppen, wie der vorsichtige Hausvater auch bei klarem Himmel seinen Regenschirm trägt, — „für alle Fälle". Im Selbsterhaltungtrieb des Staates ist die Forderung begründet, daß er aus der Jugend ganze, ihrer Individualität bewußte Männer heranzieht, in denen eine große Freude und eine reiche Produktivität ist. Einmal muß der Staat diese Arbeit übernehmen, wenn ihm sein eigenes Wohl am Herzen liegt. Auf der Schule nun kann er mit den stumpfen und rostigen Werkzeugen, die er dort hat, das Werk nicht vollbringen und die Universität hat andere Aufgaben, deren Erfüllung leichter wird, wenn die genannte Arbeit bereits gethan ist. Wie aber wäre es mit einer großen internationalen Akademie, an der das in den verschiedenen Systemen der Religion und Philosophie, in der Malerei, Dichtkunst, Bildhauerei und Tonkunst zu Tage tretende großartige Bild menschlicher Schöpferkraft von den ersten Meistern eines jeden Landes entrollt würde? Nimmt man die Einflüsse einer bevorzugten Natur zu Hilfe und legt diese Heimath der höchsten

Hosted by Google

Güter etwa nach Südfrankreich oder nach Italien, so würde bald wieder eine Begeisterung erstehen, die den Strom des geistigen Lebens neu erweckte und in dem Einzelnen Kräfte hervorriefe, mit denen er wiederum die Gesammtheit bereichern könnte. Zugleich würde damit der Weg zu einem anderen Ziel beschritten sein, für dessen Erreichung bisher nur unnatürliche und praktisch unausführbare Mittel ersonnen waren: verbunden durch das Band eines gemeinsamen Studiums, gleicher Ziele und unter der Wirkung einer großartigen Natur, würde die Jugend der verschiedenen Länder der civilisirten Welt eine Freundschaft schließen, die alle nationalen Gegensätze schwächen, die Achtung der Völker vor einander erhöhen und so einen natürlichen Weltfrieden anbahnen würde . . . Diese Anregung wissenschaftlich zu vertiefen und in allen ihren Konsequenzen eingehend zu erörtern, ist in dem engen Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich. Einer späteren Arbeit sei es deshalb vorbehalten, den hier skizzenhaft gezeichneten Zielen feste Umrisse zu verleihen.

Posen. Wilhelm Uhde.

Transatlantische Warnungsignale.

„Wir warnen den Präsidenten Mac Kinley! Wir verweisen ihn auf die Verantwortung, die er auf sein Haupt ladet, wenn er ferner darauf besteht, in Washington die wirren Fäden dieser Kriegführung in seiner Hand zu halten!“

So rauschten unsere liberalen Seher in die Saiten. Und der Präsident der Vereinigten Staaten, der gutes Deutsch nicht versteht, vielleicht gerade deshalb aber unsere Zeitungen gern liest, faltete am Kaffeetisch sorgenvoll die Vossische Zeitung zusammen. „Ja,“ sprach er seufzend, „die Leute haben Recht. Aber jetzt ist es leider zu spät. Man hätte es mir früher sagen sollen.“

Und abermals erhob sich der freisinnige Mannesmuth: „Was zögert Amerika? Warum keine Seeschlacht? Sollte blasse Furcht . . . . ? Wir haben das Recht, eine Seeschlacht zu beanspruchen! Meint Ihr, wir hätten das Geld für unsere Berichterstatter gestohlen?“ Das war — so weit es die Berichterstatter betrifft — eine Hyperbel. Sie hatten gar keine; die Nachrichten aus London und Madrid stellten sich billiger.

Diesmal sagte Mac Kinley nichts mehr. Er hatte sich schon beholfen.

* * *

Hosted by Google

Ich stand damals in dem dreieckigen Rauchzimmer des Metropole-Hotels in London und beobachtete, wie auf dem endlosen Streifen des Telegraphenapparates die großen und die kleinen Weltereignisse sich „abwickelten".

„Wir haben ein Schiff in Grund und Boden gebohrt!" schrien die Spanier. „Es hatte versucht, die Einfahrt von Santiago zu erzwingen. Mann und Maus ertrunken. Einen Lieutenant haben wir gerettet."

Dann kamen Sportnachrichten von Ascott und Weizenpreise von Chicago. Nach einer Weile wurde aus Washington trocken gemeldet: „Die Nachricht aus Madrid stimmt. Das Schiff heißt Merrimac, der gerettete Lieutenant heißt Hobson. Es war übrigens ein Kauffahrer und Hobson hatte den Auftrag, ihn zu versenken."

Noch immer jubelten die spanischen Castagnetten über den ersten großen Kriegserfolg. Aber bald erfuhr man, daß der Merrimac, wie ein Korken in die Flasche gestopft, genau an berechneter Stelle in den engen Hals des Hafens gewürgt war, um Cerveras Flotte zu konserviren, — nach dem Rezept Salomonis. Nach alter Sage hatte dieser große Zauberfürst nämlich die Gewohnheit, böse Geister in gläserne Flaschen zu bannen und diese, versehen mit seinem furchtbaren königlichen Insiegel, ins Meer zu versenken.

„Der Almirante wird eine Hand voll Dynamit nehmen", sagten die Spanier patzig, „und das alte Wrack in die Luft sprengen. Paßt auf, gleich gehts los." Und damit hatten sie das letzte Wort. Aber der Almirante that nichts Dergleichen. Jetzt sitzt er sogar schwermüthig auf einem der großen amerikanischen Ironclads als Gefangener und trägt einen alten weißen Seemannshut. Wenn er nicht schon irgendwo gelandet ist.

* * *

Vielleicht wird die Historie als bedeutsamstes Geschehniß dieses Krieges verzeichnen, daß ein technischer tour de main zur Peripetie der Ereignisse emporwuchs; vielleicht wird Hobsons Name die Shafter, Sampson und Dewey überdauern. Bekanntlich entschied bei den homerischen Helden die stärkere Faust, bei den Römern die Schlachtordnung, bei den alten Preußen der Drill, bei den napoleonischen Heeren die Disposition und Oekonomie des Krieges. Wer verkennt heute den Werth der Tapferkeit, der Begeisterung, der Disziplin, der Strategie? Und doch erhebt sich hinter den kämpfenden Bataillonen die schweigsame Kolonne der Geschützgießer, Konstrukteure, Chemiker, Ingenieure und Finanzleute zu furchtbarer Bedeutung. Intellekt und Kapital, diese unedlen und selbstsüchtigen Mächte ohne Ahnen und Adel, überschatten nicht mehr das bürgerliche Leben allein. Schon dämmen ihre steinernen Pfeiler den Strom der Weltereignisse und an den stahlharten Fundamentquadern muß Kraft, Muth und Ritterlichkeit zerschellen. Unaufhaltsam voll-

Hosted by Google

zieht sich die Uebertragung des leidigen sozialen Problems vom Leben des Einzelnen auf die Erlebnisse der Nationen; Finanz und Technik entscheiden die Geschicke der Welt.

Aus meiner Knabenzeit erinnere ich mich, daß ein starkes Riff der nordamerikanischen Küste, als der Schiffahrt hinderlich, gesprengt werden sollte. In seinem Hause saß der Präsident und hielt sein Töchterchen auf den Knien; das kleine Mädchen drückte auf einen goldenen Knopf, der elektrische Strom fuhr durch die Leitung, — und mit einer Detonation, die über Hunderte von Meilen vernommen ward, löste das Vorgebirge sich und rollte ins Meer. Heute sitzt auf dem selben Präsidentenstuhl ein Mann, der auch mit dem Druck seiner Hand die eisernen Flotten bewegt und die feindlichen Festen sprengt. Das System hat sich vervollkommnet, aber nicht geändert.

Ich mag nicht glauben, daß die Kriegführung vom kuruliſchen Sessel aus die Zukunft beherrschen wird. Auch ist sie nicht neu, denn Lazare Nicolas Marguerite Carnot, der Organisator des Sieges, hat sie schon in den Tagen der Großen Revolution mit Erfolg gehandhabt. Genug, daß abermals ein Land und seine Regirung sich stark, reich und klug genug fühlt, diesen vornehmen und ungewöhnlichen Weg zu betreten.

Reichthum und Intelligenz, an sich mehr nützlich als liebenswürdig, heißen, von außen betrachtet, Protzerei und Geschäftswuth. Oft und vielleicht mit Recht haben wir den Amerikanern diese Fehler vorgehalten. Sie antworteten brutal damit, daß sie uns als servil und neidisch schmähten. Gewiß sehr mit Unrecht; denn wenn wir auch niemals uns erdreisten würden, gegen noch so despotische Willkür einer von Gott eingesetzten Obrigkeit uns aufzulehnen, und wenn wir uns auch nicht gerade gern dazu verstehen, jedes Anwachsen der Persönlichkeit eines Nebenmenschen jubelnd zu begrüßen, so sind diese Eigenheiten keineswegs als Fehler gehässig zu deuten, sondern lediglich als Ausflüsse tiefer Gemüthsempfindung aufzufassen. Leider ist es aber unverkennbar, daß die Eigenarten der neuen und alten Welt sich schwer versöhnen, und so ist denn ein protziger und geldgieriger Yankee uns verhaßter als ein diebischer und gespreizter Hidalgo. Trotz allen Neutralitätbestrebungen neigt deshalb die Sympathie der Mehrzahl aller Deutschen auf Spaniens Seite. Ob diese Sympathie im Wunsch eines spanischen Sieges gipfelt? Sollte nicht vielmehr eine anständige Niederlage und ein gesunder Bankerott ....? Gleichviel: der Bevorzugte ist der Spanier, der Romane, der Erbfeind, — gegenüber dem Angelsachsen, dem Achtelsgermanen, dem Stammesvetter.

* * *

Hat nicht, trotz allem technisch modernen Schein, dieser Kampf etwas Vorzeitliches? Der fortgesetzte Krieg zwischen Germanen und Romanen, der

Hosted by Google

bis in die jüngste Zeit die alte Welt erschütterte, war wohl berechtigt, ja nothwendig, so lange die romanischen Stämme, die Träger maßlosester Ambitionen, der Weltherrschaft fähig schienen. Sie sind es nicht mehr. Verwelkt und saftlos, verschwenden sie ihre Kräfte in fruchtlosen Regirungevolutionen; und die Herrschaft Englands über alle fremden Welten ist unbestritten. Inzwischen erhebt sich im Osten ein junger Riese, dessen Fuß die Hälfte von Asien und Europa bedeckt und dem das unüberwindliche Palladium eines orthodoxen Glaubens Brust und Haupt beschirmt. Wir Alle wissen, daß der Kampf Rußlands gegen England um die Hegemonie der Welt das große Schauspiel unserer und der kommenden Zeit bedeutet, dem alle Ereignisse als Episoden und alle anderen Staaten als Nebenakteurs und Statisten dienen müssen. Von hier aus betrachtet, erweist sich auch der jüngste germano-romanische Zweikampf als ein harmloses Zwischenspiel und Divertissement.

Uns aber weisen alle Zeichen nach Osten und Aufgang. Das Unglück — oder wer sonst? — hat es gewollt, daß seit jenem Morgen von Kronstadt, dem denkwürdigsten der letzten Jahrzehnte, der Weg zur Sonne uns gesperrt ward. Der Bund mit den Häusern Habsburg und Savoyen verlor seit diesem Tage viel von seinen Reizen; doch blieb der Trost, mit dem englischen Vetter zu guter Weile ein neckisches Versteckenspiel zu treiben.

Sollte auch diese Freude zu Ende sein? Während wir chinesische Menschenbrüder dressiren, der Spanier Ritterlichkeit beweinen und im Gelobten Lande die Südfrüchte unserer Politik heranreifen zu sehen hoffen: vibriren nicht die transatlantischen Kabel von anglo-amerikanischen Freundschaftgrüßen? Obwohl jeder dritte Mann, der auf Kuba von kleinkalibrigen Geschossen zerrissen oder vom Fieber zerfressen ward, deutschen Namen trug, kreuzt kein englischer Glückwunsch den Ozean ohne den giftigen Refrain und Hinweis auf Deutschlands übelwollende Mißgunst. Auf dem Broadway, den Jeder beim Lesen der Firmenschilder für eine deutsche Geschäftsstraße hält, in Hoboken, wo man kein englisches Wort vernimmt, in Fifth Avenue, wo die Paläste der Eisenbahnkönige mit deutschem Gelde gebaut sind, flattert der Union Jack mit dem Banner des Vereinigten Königreiches brüderlich verschlungen. Der alte Groll ist vergessen. Die gemeinsame Sprache singt ihr Zauberlied. Der stolze Brite höhnt nicht mehr den Slang und vergißt, was er einst an Malicen über die Schweinezüchter von Chicago aufgebracht hat. Ein neuer Zweibund bereitet sich vor, ein Zweibund zur See; von diesen beiden Partnern ist der eine uns so wenig gewogen wie der andere.

Und wir? .....

„Wir warnen den Präsidenten."

Michael Walter.

Hosted by Google

Ivar Bye.

An seinem Sterbelager gelobte ich mir, seine Geschichte zu erzählen, sobald es sich einmal machen ließe. Ich wußte, daß es innerhalb des nächsten Menschenalters kaum möglich sein würde. Nun ist aber in Norwegen öffentlich vor Aller Augen Etwas geschehen, das mir entgegentritt und mich fragt: Ist die Zeit jetzt nicht da?

Der Name Ivar Bye wird den Meisten bekannt sein, die der Eröffnung des norwegischen Theaters in Christiania beiwohnten. Bis zu den fünfziger Jahren waren wir in künstlerischer Beziehung eine Provinz unter Dänemark; wir besaßen keine dramatische Literatur, keine Schauspieler und waren nach der Ansicht vieler gebildeten Norweger entschieden unfähig, das Eine oder das Andere zu erreichen, bis Ole Bull den guten Leuten zeigte, daß sogar ein großes Schauspielertalent in dem Volk stecke und daß die Dramen von selbst kamen. Nachdem die Bühne in Bergen von Ole Bull gegründet war, wurde das norwegische Theater in Christiania von einigen Patrioten ins Leben gerufen. An dem Eröffnungtag war aber Ivar Bye zugegen. Ein etwas dunkler, breitschulteriger Mann mit schmalen Hüften, mit einem Kopf, so schön geformt, und mit einem Gesichtsausdruck, so edel und gut, daß ihn Niemand vergaß. Die Stirn breit und hoch, das Haar fast schwarz, die Augenbrauen gewölbt, dazu eine schmale, feine Adlernase und gute, graue Augen, aus denen der Schelm leuchtete, sobald er sprach. Dann verzog sich auch gern der Mund zu einem liebenswürdigen Lächeln und ließ eine Reihe vortrefflicher Zähne in breiter Rundung hervorschimmern. Diese grauen Augen und der Mund wirkten gut zusammen, machten unablässig Eroberungen bei Männern und Frauen, bei Alten und Jungen; doch in der Stille. Obwohl er seinen Kopf auf einem ziemlich langen Hals aufrecht trug, obwohl das hervortretende Kinn von Muth zeugte und sein mageres bräunliches Gesicht Energie verrieth, — stets erschien er zurückhaltend und beobachtend.

Sein Körper hatte zwei Fehler: er schien eher flach als voll gebaut und die Knie gingen ein Wenig auseinander. Die Meisten sahen Das nicht; sie hielten sich an seinen schönen Gang, dessen angenehmen Rhythmus sie empfanden. Nirgends sah man ihn je im Vordergrunde; wo er aber bemerkt wurde, zog er die feineren Naturen an. Auch die anderen empfanden, daß hier ein Mann von Rasse vor ihnen stand. Und Das war er. Er entstammte einer vornehmen norwegischen Beamtenfamilie und hatte deren Kultur — eine der ältesten unseres Landes — ererbt. Er hieß nicht Bye. Sein Großvater hatte als höherer Beamter einen Kassenbetrug verübt, und obwohl viele mildernde Umstände vorlagen, empfanden es die Kinder als solche Schande, daß sie ihren Namen wechselten. Der Vater Ivars war zum Offizier bestimmt worden; ich glaube, er besuchte auch die Kriegsschule; bei dem Sturz seines Vaters mußte er sich aber damit begnügen, Sergeant zu werden. Jeder moldenser Schulknabe aus meiner Zeit wird sich des Sergeanten Bye erinnern, der, wenn er in der Stadt weilte, stets betrunken war. Ein mittelgroßer, breiter Mann mit einer großen Adlernase und einer gewissen Würde in seinen Bewegungen. Selbst wenn er völlig betrunken

Hosted by Google

war, bewahrte er sie. Er gedieh nicht in der Umgebung, in die er hinabgesunken war, und so schuf sich seine romantische Natur einige sonnige Stunden, in denen er den großen Mann spielte. Jeder lobte seine Güte und Rechtschaffenheit.

Den Sohn zog es ebenfalls aus dem Bauernleben hinaus. Da draußen an der See waren die Verhältnisse damals eng und armsälig. Als Hirt träumte er davon, die Familie zu der ehemaligen Herrlichkeit emporzuheben; diese hochfliegenden Träume erzählte er seiner kleinen Schwester; sonst keinem Menschen. Die beiden Geschwister hielten sich abseits von den Anderen. Klein Ivar besaß ein unglaubliches Talent, sie und sich selbst zu putzen, „Etwas aus nichts oder einem ungeeigneten Stoff zu machen," wie das religiöse Lehrbuch aus meiner Zeit die Schöpfung definirte. Als Belohnung für dieses Talent ließ man ihm, als er älter wurde, den abgetragenen Uniformanzug seines Vaters wenden und zuschneiden, so daß er sich in blauem Tuchanzug und blauer Mütze in der Stadt zeigen konnte. Das war gewiß der größte Festtag seines Lebens. Er wurde auch sofort wegen seiner Schönheit bewundert. Den Verkehr mit anderen als den Knaben aus der höheren Schule verschmähte er. Er hat mir später erzählt, wie lange er vergebens darauf gebrannt hatte, an dem Spiel der großen vornehmen Knaben theilnehmen zu dürfen. Und es gelang, — dank besonders Einem, der die Anderen beherrschte. Die Anhänglichkeit und der Stolz des kleinen Knaben kannte keine Grenzen.

Hier verliebte er sich zum ersten Male. Nicht in ein Mädchen, sondern in ihn, der sich seiner annahm, einen fast erwachsenen Kameraden, schön, verwegen, gebieterisch, schon ziemlich erfahren, schon ziemlich verdorben. Das verstand aber Ivar nicht; er bewunderte nur sein flottes Wesen, sein Talent zum Befehlen, seine herablassende Gewogenheit und vielleicht besonders seine Schönheit, seine große, schlanke Gestalt, die ungewöhnlich weiße Haut zu dem schwarzen Haar. Sein rasches, gebieterisches Wesen und die Huldigungen der Frauen dürfen wir auch nicht vergessen Das war dem Knaben etwas ganz Neues. Da war der Herschertypus, das Ideal des Knaben.

Unter diesen Kameraden war Ivar der kleinste und der geschmeidigste, wenn es sich um Spitzbubenstreiche handelte, die Gefahr mit sich brachten, z. B. Aepfel oder Beeren in den Gärten zu stehlen und fort zu sein, wenn der Besitzer oder Andere den Lärm hörten und heran kamen. Jedesmal, wenn sie einen Streich vollführt, etwa eine Schnur über die Landstraße gespannt hatten, so daß die Bauern, die betrunken aus der Stadt kamen, darüber fielen und ihre Pferde durchgingen, oder wenn sie das Tau an den Böten der Bauern abgeschnitten hatten, so daß sie hinaus in den Hafen trieben, — jedesmal, wenn sie Aehnliches vollführt hatten, ohne entdeckt zu werden, hielten sie es für „eine That". Es war ihnen eine wahre Freude, zu erfahren, daß in der Stadt und im Kirchspiel darüber gesprochen wurde.

An einem Ende der Stadt lebte eine alte garstige Wittwe, die dort einen Laden und einen großen Garten besaß. Mit dieser garstigen Alten führten sie so zu sagen Krieg, d. h.: sie wußten, wem sie Verdruß machten, dagegen wußte die Wittwe nicht, gegen wen sie Wachen ausstellte, auf wen sie die Hunde hetzte und wen sie an dunklen Herbstabenden ausschalt und bedrohte. Sie trieben den Spaß so weit, daß sie sich verlockt fühlten, noch mehr zu thun. Der Vorschlag

Hosted by Google

des Führers gewann allgemeine Zustimmung: sie sollten sich eines Abends in den Laden einschleichen, wenn er geschlossen war, und die Kleingeldschale (sie wußten, in welcher Schublade sie stand) fortnehmen. Das würde in der That ein „Hauptspaß" sein. Ihre Wuth müsse sich dabei in „Begabung" umsetzen. Dem Jüngsten und Geschmeidigsten wurde befohlen, durch das Kellerfenster hineinzuschleichen, die Anderen hielten Wache. Nun aber geschah es, daß der Jüngste und Geschmeidigste entdeckt wurde; und da nahm die Sache eine Wendung, von der Keiner von den Spaßmachern sich eine Vorstellung gemacht hatte.

Ich entsinne mich der Einzelheiten nicht mehr. Das Ende war aber, daß der Knabe, der auf Befehl die Ausführung übernommen hatte, die Geldschale fort gab und keinen Vortheil davon hatte, — und doch war er der Einzige, der ertappt, angeklagt und verurtheilt wurde. Die Anderen waren „besserer Leute Kinder", Einzelne unter ihnen waren eingesegnet, für sie wäre die Strafe sehr ernst geworden; denn die Gesetze jener Zeit waren streng. Nun drängten die anderen Knaben und ihre Eltern mit Bitten und Versprechungen in ihn; der Gefangenwärter gab freien Zutritt. Es wäre gar nicht nöthig gewesen, ihn zu bitten, Alles auf sich zu nehmen; er hätte gern sein Leben für die Kameraden gegeben, besonders für ihn, den großen mit der weißen Haut und dem schwarzem Haar. Er freute sich, als nun endlich auch dieser Freund kam, ihm über das Haar strich und sagte: „Ich werde schon dafür sorgen, daß Du es nicht zu bereuen hast."

Gewiß that es weh, als Vater und Mutter kamen und „ihn gar nicht begreifen konnten": er, der immer so gut und brav gewesen sei, er sollte nun Schande über sie bringen. Der Knabe weinte bitterlich mit ihnen, schwieg aber. Auch war es ein schwerer Tag, als er in seinen blauen Kleidern an Bord gehen mußte. Er sollte nach Drontheim ins Zuchthaus gebracht, um dort „eingesegnet" zu werden. Man erlaubte ihm, am Reling zu stehen und sich die Stadt anzusehen. Er wollte nämlich nachsehen, ob Einige von Denen, für deren Schuld er die Reise machte, vielleicht in einem der Böte unten wären. Er durfte am Reling stehen, bis das Dampfschiff ging. Er sah aber Keinen von ihnen.

Im Zuchthaus wurde er vom ersten Tag an der Liebling Aller. Der schöne, gute Knabe that ihnen leid; sie wetteiferten mit einander, Etwas für ihn zu thun, damit er vorwärts kommen könnte, wenn er frei gelassen würde. Dort im Zuchthaus wurde er also eingesegnet. Dort las er, rechnete und schrieb er, und bevor er noch heraus kam, war ihm schon in aller Stille eine Stelle als Laufbursche bei einer der besten Familien der Stadt gesichert worden. Hier geschah das Selbe wie dort: Alle nahmen sich seiner an. Seine Ausbildung wurde fortgesetzt und er bekam schöne Kleider, denn es machte ihnen Vergnügen, ihn geputzt zu sehen, weil er so schön war. Ja, er bekam sogar eine Guitarre geschenkt und lernte darauf spielen, denn er hatte Stimme und wollte sich selbst begleiten. Die guten Geister, die Rosen auf seinen Weg streuten, waren natürlich meistens Damen; es war sogar eine Liebschaft dabei. Und bald kamen mehrere hinzu.

Er erlebte in dieser Beziehung das Merkwürdigste, was mir zu Ohren gekommen ist. Ich glaube, daß ich der Einzige bin, dem er Etwas davon gesagt hat; auch mir fast nur in Andeutungen. Was darüber hinaus ging, bin ich nicht berechtigt, wieder zu erzählen. Ich glaube, daß diese Eigenschaft, schweigen zu können, weil sie aus rücksichtvoller Güte entsprang, die Frauen mehr an ihn

Hosted by Google

fesselte als seine Schönheit, mehr als andere Herzenseigenschaften, die die Frauen einander geheimnißvoll anvertrauten. Ueber solche Dinge können die Frauen nämlich nicht schweigen.

Aeußerlich war diese Zeit wohl seine glücklichste. Wenn ich aber später darüber nachdachte, so wollte es mir scheinen, als hätte er hier einen Stoß für sein Leben erlitten. Wir müssen uns nämlich vorstellen, daß seine Knabenträume, von denen er mir erzählte, Anlagen, die in ihm wohnten, und eine Thatkraft, die sich später nicht geltend machte, verkündeten. Ich gestehe aber, daß ich seine Familie nicht kenne, ich kann es darum nicht so genau wissen. Denn nicht alle Träume sind Verkündungen von Anlagen; sie können auch nur als Erinnerungen aus der Vergangenheit unserer Familie uns umschweben. Er war später, als er mir begegnete, ohne große Lebensfreudigkeit und von all den Liebesbeziehungen, in denen er lebte, beschäftigte keine seinen Sinn ganz. Seine Schwärmerei bestand damals darin, mit irgend einem von den ihm befreundeten Kapitänen fortzukommen, eine Reise nach Hamburg, nach Bremen, Kopenhagen oder Schweden machen zu dürfen oder andere Städte in Norwegen zu besuchen. Das erwähne ich ausdrücklich, weil es besonders charakteristisch für ihn ist. Er wußte nicht oder wollte nicht wissen, wohin er solle. Es war, als müsse ein Anderer kommen und die Entscheidung treffen. Er verließ Drontheim und kam nach Christiania, wo der schöne Mensch in einem Laden zu sehen war. Er hatte gleich eine neue Schaar von Freunden und Freundinnen; aber die alte Unentschlossenheit blieb.

Dann liest er eines Tages in der Zeitung, daß die Schwärmerei seiner Kindheittage, der Mann mit der weißen Haut und dem schwarzen Haar, in dem vornehmsten Hotel der Stadt wohne. Er erzählte mir später, daß er vor Erregung bebte und sich krank melden mußte; er hatte seine Gedanken zum Arbeiten nicht zusammenhalten können. Alle diese Jahre hatte er oft, ohne es sich selbst zu gestehen, auf ihn gewartet. Das Letzte, was er von den Lippen des Freundes mit der ihm eigenen Bestimmtheit gehört hatte, war ja: „Ich werde dafür sorgen, daß Du es nicht zu bereuen hast.“ Eine Anweisung, ausgestellt von einem Mann, der die Ritterlichkeit selbst war. Bye hatte ihn in all den Jahren nicht belästigt; zu der Schuldsumme hatten sich deshalb Zinsen angesammelt. Falls das Gerücht nicht log, war der Freund im Ausland nun auch reich geworden. Ins Ausland würde Bye nun auch kommen. Das ahnte er. Es galt nur noch, ihm zu sagen, daß er bereit sei. Es durfte aber nicht so geschehen, daß es Andere sahen oder hörten. Das könnte den nichts Ahnenden verlegen machen; darum erkundigte er sich im Hotel, wohin der Fremde abends zu gehen pflegte. Jeden Abend ging er nun selbst vor dem Hotel auf und ab, um ihn zu treffen, wenn er nach Haus käme. Er hatte aber nie Glück. Dann faßte er Muth und schrieb ihm. Er erzählte ihm, daß er in der Stadt sei und eine Unterredung wünsche, erlaubte sich, die Zeit vorzuschlagen, ferner den Ort für ihr Zusammentreffen, nämlich das Zimmer des Freundes im Hotel.

Zur bestimmten Zeit stellte er sich vor der bestimmten Thür ein. Er stand und horchte, bevor er anklopfte. Drinnen war Licht, er hörte aber keinen Laut. Endlich klopfte er an. Ein kräftiges „Herein!“ antwortete. Als Bye nicht sofort öffnen konnte, wurde es wiederholt, diesmal noch kräftiger und mit der Stimme der ruhigsten Zuversicht von der Welt. Ivar Bye stand vor einem

Hosted by Google

großen, stattlichen Mann in elegantem Gesellschaftanzug; er goß eben Parfum auf sein Taschentuch. Sie sahen einander an und die erste Folge war, daß Keiner von Beiden grüßte. „Ich habe Ihren Brief erhalten; ich bedaure aber, daß die von Ihnen vorgeschlagene Zeit nicht günstig ist; ich bin eben im Begriff, auszugehen. Bitte, nehmen Sie Platz.“ Bye blieb stehen.

„Ich sehe, daß es Ihnen gut geht. Was treiben Sie?“

„Ich bin im Geschäft.“

„So. Waren Sie lange hier?“

„Gut ein Jahr.“ Er wußte nicht mehr, was er sagte; das Zimmer tanzte vor seinen Augen.

„Ja, Sie müssen mich wirklich entschuldigen, ich höre jetzt den Schlitten vorfahren.“ Er wandte sich, um ein großes Seidentuch um den Hals zu binden, ehe er den Pelz anzog. Es klopfte an, ein Diener meldete, daß der Schlitten da sei, und half ihm diensteifrig den Pelz umlegen. Noch stand Ivar Bye unbeweglich da, als der Herr mit einem höflichen Lebewohl an ihm vorübereilte, auf die Flur hinaus, die Treppen hinunter.

Bye war über dreißig Jahre, als er mir Das erzählte, und mehrere Jahre waren seit diesem Ereigniß vergangen. Er weinte aber wie ein betrogenes Weib.

Nach dieser Begegnung wurde er langsam ein Anderer. Die ersten äußeren Zeichen davon waren wohl — wie ich später verstand — die, daß er nicht mehr seine Lieder sang, ja, kaum ertrug, sie von einem Anderen gesungen zu hören; die Guitarre rührte er nicht mehr an. Das darf man nicht so verstehen, als ob das abwartende Dasein, das er bis jetzt geführt hatte, nun dem energischen Bestreben, sich eine Zukunft zu gründen, Platz machte. Dazu war er nicht mehr im Stande, wenn er überhaupt diese Fähigkeit je besessen hatte. Die Veränderung äußerte sich so, daß seine schwärmerische Seele ihre sentimentalen Erinnerungen fallen ließ und statt Dessen einige von den Menschen, unter denen er lebte, mit poetischem Zauber umgab. Das Beste in ihm suchte Trost und eine Zuflucht bei guten Menschen. Das war der Anfang; und die Geschichten seiner Freunde und seiner Freundinnen reihten sich nach und nach zu einer einzigen Kette an einander und all diese Schicksale bildeten zusammen sein Glück. Allmählich lebte er nämlich ausschließlich für Andere. Wie Andere nach gescheiterten Hoffnungen und schmerzhaften Träumen in einem Kloster Zuflucht suchen, so er in guten Thaten.

Als das norwegische Theater in Christiania gegründet werden sollte, war dieser einst so sentimentale Sänger und Guitarrenklimperer der Erste, der sich dazu meldete. Viele Moldenser waren entsetzt, als sie seinen Namen hörten. Wie durfte er es wagen, sich auf einer Bühne zu zeigen? Kurz nachher lernte ich ihn kennen und verstand sofort, wie natürlich es diesem Träumer sein müßte, das Schloß Aladins zu suchen. Da wollte er sein, — nicht in Festkleidern in den Prachtgemächern, an den Fenstern oder auf den Balkonen, um sich huldigen zu lassen, sondern in den weindunklen Bogengängen, in den Alkoven, in den Verstecken an den Kaskaden draußen in dem großen Park wollte er der Vertraute und Helfer Aller sein, an ihren Geheimnissen theilnehmen, hinter ihnen mit kleinen Gefälligkeiten und gutem Rath stehen, Lob den Jüngsten und Trost den Unglücklichen spenden und Freude mit den Glücklichen empfinden. Selbst besaß er keinen Ehrgeiz; sein drontheimischer Dialekt, den man nicht verstanden hatte,

Hosted by Google

rechtzeitig zu mildern, und seine dilettantische Furcht vor dem Unnatürlichen hinderten ihn, aus sich heraus zu gehen. Fragen wir aber jeden Einzelnen, der von dem Schauspielerpersonal des ersten norwegischen Theaters noch lebt, so werden wir erfahren, was Bye Dem war, der ihm gut gefiel. Denn er war ein wählerischer Menschenkenner. Wir werden dann erfahren, was sie seinem Geschmack zu verdanken hatten, seiner Erfindungsgabe, wo es sich um ihr Wohl handelte, seiner taktvollen Aufrichtigkeit, seiner Treue, seiner Diskretion. Er war witzig und gemüthvoll, träumerisch und vertraulich und wußte ihre kleinen Fehler zu errathen und zu züchtigen und aus ihnen herauszulocken, was ihm gefiel.

Er war noch nicht lange da gewesen, als er anfing, zum ersten Mal in seinem Leben festen Grund unter seinen Füßen zu fühlen; es schwankte nicht mehr. Gerade damals bekam er aber von „einem Moldenser" einen anonymen Brief, in dem gefragt wurde, wie er wohl wagen dürfe — —?

Um diese Zeit kam ich dazu.

Als ich Schüler der höheren Schule Moldes wurde, hatte man mir als Erstes erzählt, wie dieser gute, schöne Knabe von älteren „vornehmen" Kameraden mißbraucht und schändlich verlassen worden war. Ueber diese Sache gab es damals wie später in Molde nur eine Meinung. Als nun böse Schlangenzungen zu flüstern anfingen, schien mir, wir Moldenser müßten die Ersten sein, sie in ihre Höhlen zurückzupeitschen. Ich bin immer für Organisation gewesen; es gelang mir schnell, die moldenser Studenten zu bewegen, eine Wache um ihn zu bilden, die der Verschwiegenheit und der Freundschaft. Zu weiterer Sicherheit nahmen wir ihn in die Studentenkolonie auf, die Einige von uns gebildet hatten. Er zog zu uns herein mit seiner langen Pfeife, seinem Hausgeräth und vor Allem mit seiner kleinen Beafbratpfanne, die Vielen von uns große Freude machte. Sein Stübchen oben wurde bald unser Lieblingsaufenthalt. Als Theaterrezensent konnte ich ihm auch dadurch eine Stütze sein, daß ich mich überall mit ihm zusammen zeigte. Ich machte ein französisches Lustspiel in einem Akt für ihn und einen anderen Bedürftigen zurecht; dieser Andere, der Hauptmann David Thrane, hatte Walzer- und Operettenmelodien komponirt, die er gern angebracht haben wollte. Bye bekam darin eine Liebhaberrolle; ich wollte sehen, ob er endlich einmal mit Dem herausrücken würde, was er auf diesem Gebiet besaß. Er wagte sich aber nicht zu rühren und das Stück machte ein glänzendes Fiasko. Wir tranken unter lautem Gelächter auf seinen Tod.

Bald darauf kamen schwere Tage für das norwegische Theater. Wir Norweger haben nämlich die Gewohnheit, jeden nationalen Aufschwung dreimal an unserer Gleichgiltigkeit oder Uneinigkeit scheitern zu lassen; erst beim vierten Male kommt Leben hinein. Bye ging mit einer schlechten Truppe auf die Wanderschaft. Inzwischen war ich aber Direktor des Theaters in Bergen geworden und schickte ihm Reisegeld.

Ich entsinne mich, wie er den ersten Tag meine Garderobe musterte und sich daraus ein Paar Hosen mit Seidenstickerei an den Nähten auswählte; ich sehe ihn noch da sitzen und den Besatz mit einem Federmesser abtrennen. Er war ganz abgebrannt. Er hatte nämlich Alles verschenkt, was er besaß, an Leute, die noch bedürftiger waren als er. „Für mich würde schon Rath werden," sagte Bye, „ich wußte, daß ich Dich in der Hinterhand hatte." Ich bin wohl kaum

Hosted by Google

auf Etwas, das mir gesagt worden ist, so stolz gewesen. Das war auch das Einzige, was er von dieser Art für heilsam hielt, mir zum Besten zu geben.

Er nannte mich — wie alle Kameraden — „den Bären*) und behandelte mich wie ein Kind oder wie einen großen „Dummkopf"; er wurde in allen Stücken mein Vormund. So bekam ich mein eigenes Geld nicht in die Hand — was für mich von großem Vortheil war —, sondern durfte nur zuweilen ein Bischen von ihm „borgen". Er umgarnte mich mit den abscheulichsten Vorspiegelungen und stiftete Verschwörungen gegen mich unter meinen Freunden an. Obwohl es immer zu meinem eigenen Besten war, erhielt er zum Lohn immer Prügel, wenn ich dahinter kam. In der Regel wurde es aber, wie er es wollte. War dann Alles wieder geschlichtet, so hatte er mich unbarmherzig zum Besten und wir lachten mit einander.

Im Frühjahr gingen wir nach Drontheim hinauf, um den Drontheimern ein — ich darf sagen: gut einstudirtes — Repertoire vorzuführen. Die Drontheimer wollten uns zuerst das Theater nicht leihen; „es müsse reparirt werden," hieß es. Ich mußte vorausfahren, um es zu erobern, und dann kamen die Anderen nach. Wir waren eine lustige Gesellschaft von lauter jungen Menschen, der Direktor der Zweitjüngste von Allen. Das war eine Sommerreise, wie es kaum noch eine in Norwegen gegeben haben mag. Sie wäre würdig gewesen, einen eigenen Dichter zu finden; der starb ihr aber in Georg Krohn. Proben und Vorstellungen, Gesellschaften und Ausflüge, Tollheiten und Reden, — ich hielt zu jener Zeit immer Reden! Man wird sich eine Vorstellung davon machen können, wie wir die Drontheimer mitrissen, wenn ich erzähle, daß jeder Abend, wenn das Wetter schön war, damit schloß, daß der Rektor — stellen Sie sich vor: der Rektor der Stadt —, ohne sich festzuhalten, die Feuerleiter im Hofe des Regirungsgebäudes hinaufstieg, an der Dachrinne entlang und wieder zurückkletterte.

Ich wohnte im besten Hotel der Stadt. Ivar Bye wohnte natürlich bei mir. Er sagte nichts und ich sagte nichts, wir waren aber im Voraus darüber einig, daß so und nicht anders er Drontheim wiedersehen sollte. Am Tage nach unserer Ankunft gingen wir mit einander an dem langen, dunklen Haus vorüber, wo er damals Gefangener gewesen war. Ich vergesse nie, wie meine Seele bebte, meine, in der die seine lebte. Er sagte ungefähr: Sie haben ein neues Thor bekommen; oder: Das Thor ist gestrichen worden. Ich entsinne mich nicht mehr genau, wie die Worte lauteten. Ich sagte nichts; oder vielmehr: ich fing an, eifrig von ganz anderen Sachen zu reden.

In Drontheim gab es Wenige, die sein Geheimniß kannten, und diese Wenigen waren seine guten Freunde. Hier war er also sicher. Ich entsinne mich, wie er auf einem Stein draußen im Leerfoß**) außerhalb der Stadt saß. Der liebe Gott weiß, wie er da hinaus gekommen war. Er saß zusammengekauert und stellte den Neck vor. Da wagte er, aus sich herauszugehen. Da zeigte er eine solche Wildheit und Ausgelassenheit, daß man fürchten konnte, er wolle sich hinabstürzen. Ich stand da und dachte: Jetzt ist Bye froh.

Später sagte ich zu ihm: Was hätte doch aus Dir werden können, Bye,

*) Bär = Björn, von Björnson.

**) Wasserfall.

Hosted by Google

wenn Du Dich getraut hättest, aus Dir herauszugehen. „Ja," antwortete er, „Etwas zwischen dem Aschpot*) und dem Neck. Aber dem Neck, wie er weint." Kurz darauf: „Mir war aber schon von Anfang an der Weg gesperrt."

Zwei Tage vorher hatte ich mich verlobt, darum lebt dieser Tag in meiner Erinnerung wie ein sonniger Tag und jedes Wort darin klar wie die Linien einer Landschaft. So lange diese Verlobung vorbereitet wurde, hatte er geschwiegen. Nicht mit dem leisesten Hauch seines Mundes wollte er auf meinen Entschluß einwirken. Und doch sagte er mir sofort, als es geschehen war: Das sei sein höchster Wunsch gewesen. Wir Drei verlebten herrliche Tage mit einander. Es blieb auch so, als ich mich verheirathete, obwohl er ausziehen mußte und sie herein; er kam dann immer zu uns.

Dieses Jahr war sicher das gefährlichste für meinen Charakter. Ich hatte eine unbändige Arbeitkraft; ich leitete das Theater und die oppositionelle Zeitung der Stadt, dadurch auch die großen Wahlen, die ersten auf vollständig nationaler Grundlage in Norwegen. Gleichzeitig nahm ich eifrig an dem Vereins- und Gesellschaftleben Theil, schrieb eine Erzählung und dichtete Lieder. Leicht wurde es Dem nicht, der mir in die Quere kam, wenn ich Etwas durchsetzen wollte; ich hatte ja auch immer Glück ... Daß ich einigermaßen ohne Schaden aus Allem herauskam, verdanke ich ihr und ihm, daneben noch meinen theuren Freunden Georg und Henrik Krohn, Dankert Roggen, Andreas Behrens, Henriksen, Dahl und Anderen.

Unter den warmherzigen, impulsiven Bewohnern Bergens waren aber Freunde für Ivar Bye zu finden. Als Garderobier am Theater, wo er seinen guten Geschmack zur Geltung bringen konnte, kam er mit Leuten aus den verschiedensten Kreisen in Berührung und er machte, wie gewöhnlich, seine Auslese. Durch uns lernte er noch Andere kennen, — und so hatte er endlich Leute gefunden, die er mit Steuern belegen konnte, zum Vortheil seiner armen Freunde in allen Ecken des Landes. Er bekam mit der Zeit — und Das versagte nie! — vollständig Gewalt über Alle, die er lieb hatte, und er behielt sie, weil er genau wußte, wie jeder Einzelne behandelt werden wollte. Eine alte Verwandte meiner Frau hatte ihn so lieb, daß sie den Tag für verloren hielt, an dem sie ihn nicht gesehen hatte. Sie wollte ihm aber nicht das Kleid geben, das sie trug: „es sei wahrhaftig auch zu toll, um so was zu bitten." Bye hatte nämlich ein altes armes Fräulein, dem das Kleid genau paßte; es war so warm, ein prächtiges Winterkleid, und sie besaß mehrere, das alte Fräulein dagegen gar keins. Kaum war Bye fort, so dachte sie noch einmal Dem, was er gesagt hatte, nach. Vielleicht sollte man gerade so sein. Sie zog ihr Kleid aus und wickelte es ein. Bevor Bye von seinen vielen Besorgungen zurückkam, lag das Kleid in seinem Zimmer. Bei Anderen hatte er ein anderes Verfahren. Wenn sie ein altes, abgetragenes Kleidungstück nicht hergeben wollten — liebenswürdige Menschen sind in der Beziehung unglaubliche Gewohnheitthiere —, so nahm er es einfach und ließ uns Andere fragen: „Aber, meine Liebe, tragen Sie nicht mehr das graue Kleid? Das stand Ihnen doch gerade so ausgezeichnet!"

Wie amusirte er sich und uns mit seinen Erfindungen, um uns Geld für

*) Norwegische Märchenfigur: der mißachtete Sohn, der die Prinzessin gewann.

Hosted by Google

seine alten Fräuleins abzulocken! Er hatte ein wahres Genie, solche aufzufinden und sie mit seinem Plaudern und seinen diskreten Geschenken zu erfreuen.

Ivar Bye lehrte uns in der That, gut zu sein, und Viele, Viele außer uns.

Und als Beweis dafür, wie sicher er seinen Freunden vertraute, möchte ich eine kleine Episode erzählen, über die damals halb Bergen lachte. Wir waren in einer Gesellschaft bei einer Dame, die wegen ihrer vorzüglichen Kuchen bekannt war. „Ach", sagte meine Frau, „wie schön doch besonders diese Kuchen schmecken." „Die bekommst Du mit nach Hause", antwortete Bye. Alle Kuchen wurden aufgegessen, nur nicht die eine Sorte; sie war fast gar nicht angerührt. „Das begreife ich aber nicht", sagte die Wirthin, als die Anderen fort waren, „ich glaubte, diese Kuchen seien gerade die besten." „Ich begreife es wohl", sagte Bye, „denn ich ging unter den Gästen umher und erzählte ihnen, daß die Kuchen dort mit faulen Eiern gebacken seien."

Seinen ganzen Reichthum an Menschenkenntniß, Humor und Güte benutzte er aber für seinen Beruf als Rathgeber und Vertrauter. Er wurde dazu ausgewählt. Kein Instinkt ist in den Menschen feiner als der entwickelt, der Verständniß ahnt. Auf der anderen Seite beweist nichts so sehr moralische Macht wie die Fähigkeit, Einem durch das einfache, natürliche Wesen Geständnisse abzuzwingen. Ivar besaß diese Fähigkeit. Seiner Art, Vertrauen entgegenzunehmen, ist in unserer Literatur ein Denkmal gesetzt in dem Gedicht: „Ich hab' einen Freund, er flüsterte nun . . ." Ich habe es fern von ihm geschrieben und nicht, weil er es bekommen sollte; sein Name ist nicht genannt und er las es nie; ich schrieb es unter dem Eindruck einer für mich schweren Zeit.

Als meine Frau und ich mit unserem kleinen Knaben vier Jahre nach meinem Abschied vom Theater und ihm vom Ausland zurückkamen, sehnten wir uns herzlich nach Bergen und ich besonders nach Ivar. Das Theater hatte sich aufgelöst. Selbstverständlich. Bye hatte aber Vertrauen gewonnen, er war zurückgeblieben als Aufseher über Haus und Inventar und die kleinen Einnahmen, die er dadurch hatte, genügten ihm. Wir hatten uns darauf gefreut, ihm unseren Knaben zu zeigen, — und nun erfuhren wir, daß Bye gefährlich krank sei. Dennoch mischte sich Freude in die schmerzliche Erregung des Wiedersehens, denn er war noch auf und hob unseren kleinen Jungen zu sich empor; wir wollten viel zusammen sein, sagte er.

Darin täuschten wir uns aber, er sowohl als wir. Am Tage darauf mußte er ins Bett, um nicht mehr aufzustehen. Es war, als hätten die Kräfte gereicht, bis wir nach Hause kamen; nun ging es rasch abwärts.

Daß es bald vorbei sein würde, wurde mir erst ein paar Tage darauf klar. Ich kam zu ihm hinauf; „kam" ist eigentlich nicht das Wort, denn ich war wüthend und stürmte die Treppen hinauf. Ich war einer Sache auf die Spur gekommen, die mich empörte, und vergaß — wie junge gesunde Leute allzu oft thun —, wie Kranken und Schwachen zu Muth ist. Nach alter Gewohnheit wollte ich mich zuerst bei ihm austoben. Das that ich. Dann bekam ich plötzlich einen hilflosen Blick und die Worte: „Ach nein, . . . ich begreife nicht, was Du da sagst!" Wie war ich erschreckt, beschämt, unglücklich, — und wie mehrte sich mein Schmerz, als er ein paar Tage darauf starb! So nah war er dem Tode gewesen und wir ahnten es nicht.

Hosted by Google

Leider ist es mir öfter passirt, daß ich in meinem unbändigen Eifer Denen weh gethan habe, denen ich am Wenigsten Schmerz bereiten wollte, und diese Ereignisse haben mich später heimgesucht: jedes für sich und alle vereint haben mich gewurmt und gedemüthigt. Keins aber öfter als dies. Denn war es nicht vielleicht eine letzte Wiederholung eines rücksichtlosen Mißbrauches, — und obendrein am Ausgang des Lebens seiner anhänglichen Natur?

Als sollten Eingang und Ausgang mit einander verknüpft werden —: als die Wirthin seine Augen geschlossen hatte und wieder in ihre Räume herunterkam, stand ein Fremder da; er fragte nach Ivar Bye. Sie erzählte ihm weinend, daß sie ihm eben die Augen zugedrückt habe. Das ergriff den Fremden so sehr, daß er sich setzen mußte. Er begann zu fragen und der Wirthin war es eine Erquickung, gerade jetzt aus der reichen Fülle ihres Herzens Ivar loben und zuletzt seinen geduldigen, schönen Tod schildern zu dürfen. Alles machte einen starken Eindruck auf den Fremden und er blieb lange sitzen. Er wollte aber seinen Namen nicht nennen, als er sich zum Gehen erhob. Er machte den Eindruck eines Beamten, sagte sie. Sollte es vielleicht einer der Kameraden aus Molde gewesen sein, den späte Reue gerade in diesem Augenblick hertrieb? Der Führer selbst war es nicht; er war schon lange tot.

Ich stand am Grabe Ivars Bye und sagte mir, daß ich dies Alles einmal niederschreiben wolle. Für das juridisch veranlagte norwegische Volk. Ich stand am Grabe und blickte über das Gefolge hin. Es war in der That ein großes Begräbniß; ich kannte nicht den zwanzigsten Theil der Anwesenden. Es waren Theaterleute, Handwerker, Kaufleute, Seeleute, Beamte, arme Geschöpfe, reiche Leute, sehr alte, sehr junge. Und am Grabe erwarteten uns die Frauen. Da waren Mütter, die ihre Kinder mitgebracht hatten, und die Mütter und die Kinder weinten um die Wette. Alte Fräuleins weit von Sandviken her, arme Frauen, junge Mädchen, Alle mit Blumen und Thränen.

Ich kenne unter ihnen manche Menschen, die ihre Thränen wiederfinden werden, wenn sie diese Zeilen lesen.

Wenn ich an meine verstorbenen Lieben denke, bin ich nicht im Stande, sie mir als Leichnam, als abgenagte Skelette vorzustellen. Ich beschwöre sie vor mein Auge mit der Röthe des Lebens auf ihren Wangen, die Augen auf mich gerichtet. Bye kann ich mir so vorstellen, wie er jetzt aussehen mag. Ja, ich sehe ihn meist so: mit seiner Reihe prächtiger Zähne in breiter Rundung unter dem Nasenbein und mit den Höhlen unter dem schönen Hirnschädel. Ich kann so getrost die kalkgrauen Knie sehen, ein Wenig hinaufgezogen, und die langen, knochigen Finger gegen einander gefaltet. Ich glaube nicht, daß die Magerkeit seines Gesichtes an dieser Phantasie schuld ist, auch nicht der Umstand, daß ich ihn sah, wie er draußen im Leerfoß, vom Wasserfall umstäubt, zusammengekauert saß und mehr aus Höhlen denn aus Augen herausglotzte, während seine Zähne glänzten. Nein: ich glaube, daß ich ihn so sehen kann, weil sein Verständniß für Menschen und Verhältnisse so tief, so liebevoll war, daß es für ihn nichts Anstößiges mehr gab, weder in den Formen des Lebens noch in denen des Todes.

Und Das hat sich so in meiner Erinnerung zum Sinnbild gestaltet.

Björnstjerne Björnson.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Der letzte Tag eines Verurtheilten. Von Victor Hugo. Berlin, Steinitz.

Hugos berühmtes Pamphlet gegen die Todesstrafe, das ich deutschen Lesern in einer sorgfältigen Uebersetzung vorlege, wird, wie manches andere werthvolle Buch, bei uns zwar respektvoll genannt, aber wenig gelesen. Herr Dr. Arthur Berthold hat die Güte gehabt, meiner Uebersetzung ein Vorwort zu geben, das die wichtigsten Daten aus der Zeit des Kampfes gegen die Todesstrafe kurz zusammenfaßt und so, wie mir scheint, die beste Einführung in den Gedankengang des großen französischen Lyrikers bietet. Bertholds Darstellung möge hier folgen:

„Der Kampf um die Todesstrafe hat sich überlebt. Die turnierfähigen Ritter sind abgezogen, die Kränze sind vertheilt und zwischen den alten Schranken streiten kaum noch Nachzügler, die mit den zersplittert zurückgelassenen Lanzenstücken auf einander schlagen. Man datirt den Anbeginn des großen Prinzipienkampfes gewöhnlich von Beccarias Buch über Verbrechen und Strafe (1764); aber auch schon früher, im Mittelalter und zur Zeit der Reformation, haben sich, hauptsächlich aus sektirerischen Lagern, Stimmen gegen die Todesstrafe erhoben. Das Christenthum der apostolischen Zeit hatte sie verworfen, eben so die ersten Kirchenschriftsteller. Tertullian erklärt, ‚daß es eher erlaubt sei, sich töten zu lassen als zu töten‘; und: ‚Wer ist mir Bürge, daß immer die Schuldigen zur Todesstrafe verurtheilt werden, daß nicht auch die Unschuld Solches treffen sollte?‘ Cyprian: ‚Die irdenen Gefäße zu zerbrechen, sei nur dem Herrn eingeräumt‘; und Lactantius: ‚daß es Unrecht sei, einen Menschen zu töten, quem Deus sanctum animal esse voluit, da Gott wollte, daß er ein heiliges Geschöpf sei.‘ Hier haben wir bereits das Dogma von der ‚Unverletzlichkeit des Lebens‘, das dem Liberalismus unseres Jahrhunderts so geläufig werden sollte. Das Christenthum als Staatsreligion paßte sich aber sofort den weltlichen Einrichtungen an. Beccaria gründete seinen Widerspruch auf die Lehre vom Staatsgrundvertrage, der eine Verfügung über das Leben des Einzelnen nicht enthalten könne. Rousseau, der hierüber anders dachte — ‚um vor Mördern geschützt zu sein, willige ich ein, zu sterben, falls ich selbst zum Mörder werde‘ —, kommt doch zu dem Schluß, daß nur Der am Leben gestraft werden dürfe, der ohne Gefahr für die allgemeine Sicherheit nicht gefangen gehalten werden kann. Beccarias Buch, das allen Mißbräuchen des damaligen Kriminalrechtes mit jugendlicher Wärme und edlem Freimuth entgegentrat, erregte ungeheures Aufsehen. Voltaire nannte es das Gesetzbuch der Menschlichkeit und verfaßte einen Kommentar dazu. Er ward nicht müde, Beccaria beizupflichten, und verwies mit ihm auf die zwanzigjährige Regirung der Kaiserin Elisabeth von Rußland, unter der keine Hinrichtung stattgefunden hatte. Ein Jahr, ehe er starb, sagte er in der Gazette de Berne: ‚Man sehe zu, ob es Sinn hat, daß die Richter, um Abscheu vor dem Morde einzuflößen, selbst Mörder werden und Menschen unter pomphafter Zurüstung ums Leben bringen‘; nur in dem einen Fall will er die Todesstrafe zulassen — ganz wie Rousseau —: wenn kein anderes Mittel der gesellschaftlichen Nothwehr genügt. ‚Das ist dann eben so, wie wenn man einen tollen Hund totschlägt.‘ In Deutschland fand Beccaria nur getheilte Anerkennung. Die Uebersetzung von 1778 zeigt zwar den Herausgeber, einen leip-

Hosted by Google

ziger Professor und nicht unverdienten Juristen, als begeisterten Verehrer, der Vieles von seinen eigenen Ideen bei dem Italiener wiederzufinden vermeint, ‚durch der Redekunst Fackeln erleuchtet und in Worte umgeschaffen, die nur Engel reden können'. Aber Deutschland kam damals für ein allgemeines Interesse am Strafrecht wenig in Betracht. Voltaires Stimme in Sachen der Calas und Sirven tönte durch ganz Europa und die Hinrichtung des Chevalier de la Barre wegen Gotteslästerung (1761) wird noch heute als einer der schändlichsten Justizgräuel des ancien régime genannt. Schubart, der spätere Gefangene des Hohenasperg, berichtet einen dem Fall de la Barre ganz ähnlichen Fall: ‚Ein katholischer Jurist, von Söflingen bei Ulm gebürtig, kam öfters in die Stadt. Der junge Mensch beging nun die Unvorsichtigkeit, einige voltairische Maximen in einem katholischen Wirthshaus auszuplaudern. Er ward angegeben, im Kloster Wiblingen ins scheußlichste Gefängniß gelegt und, wie sein Urtheil lautete, aus Gnade und Barmherzigkeit als ein Lästerer Gottes und der Heiligen enthauptet, verbrannt und seine Asche in die Iller gestreut.' Aber wer bekümmerte sich in Deutschland darum? Selbst jener für Beccaria so eingenommene Herausgeber giebt zu, ‚das Bedenklichste in dem ganzen Werk sei, daß er die Todesstrafe gänzlich abgerathen habe, und eine ganze Heerde von Schriftstellern habe ihn darüber angeschnattert.' Neunzehn Jahre später erklärt Kant: ‚Wer gemordet hat, muß sterben'; Beccarias Standpunkt sei ‚theilnehmende Empfindelei einer affektirten Humanität, Sophisterei und Rechtsverdrehung'. Im Jahre 1791 berieth die Konstituante den Entwurf des ersten französischen Strafgesetzbuches. Der Ausschußbericht war gegen die Todesstrafe, das Plenum war uneinig, für Abschaffung sprachen unter Anderen Pétion und Robespierre. Schließlich entschied die Mehrheit für Beibehaltung und die Legislation beschloß demnächst die Einführung der Köpfmaschine Guillotins, die am 25. April 1792 zum ersten Mal funktionirte. Immerhin setzte der Code Pénal von 1791 die Zahl der todeswürdigen Verbrechen von 115 auf 32 herab. Der Konvent hatte sich noch sechsmal mit Anträgen auf gänzliche Beseitigung zu beschäftigen, zuletzt am 26. Oktober 1795; er beschloß: am Tage der Verkündung des allgemeinen Friedens solle die Todesstrafe abgeschafft sein. Der allgemeine Friede trat nicht ein und der Beschluß blieb wirkunglos. Erst die Julirevolution von 1830 führte wieder zu einer Debatte, die jedoch mit Ablehnung der beantragten Abschaffung endete. Immerhin beschränkte zwei Jahre später ein Gesetz die Zahl der Fälle auf 22 und gestattete den Geschworenen Zubilligung mildernder Umstände, wodurch in vielen Fällen die Todesstrafe beseitigt wurde. An diesem Erfolge hatte wesentlichen Antheil Victor Hugo, der mit seinen berühmt gewordenen Manifesten gegen die Todesstrafe, dem ‚Letzten Tag eines Verurtheilten' und ‚Claude Gueux', in den Jahren 1829 und 1832 den Kampfplatz betrat. Allerdings als Dichter; wenigstens schreibt der Generalinspektor der Gefängnisse, Moreau Christophe, in einem Briefe 1844 über den wirklichen Claude Gueux, Victor Hugo gehe unglaublich ungenirt mit der Wahrheit und seinen Lesern um, die dokumentarischen Thatsachen seien gerade entgegengesetzt. Nach dem Aufstandsversuch von 1839 verwandte sich Victor Hugo mit Erfolg für die Begnadigung des zum Tode verurtheilten Barbès, und als Louis Philippe ihn zum Pair von Frankreich machte, fügte er ausdrücklich hinzu, daß er beabsichtige, ihn für seine beharrlichen und edlen Anstrengungen um

Hosted by Google

die Abschaffung der Todesstrafe auszuzeichnen. Das Jahr 48 sieht ihn diese Anstrengungen in der Nationalversammlung erneuern — wenn auch ohne Erfolg, da 498 Stimmen gegen 216 entschieden — und am elften Juni 1851 vertheidigt er seine Ansichten vor dem Schwurgericht der Seine in einem Prozeß, der gegen seinen Sohn Charles und den verantwortlichen Redakteur des Événement gerichtet war. Auch später noch geben ihm verschiedene Ereignisse Gelegenheit zu Auslassungen leidenschaftlichster Art. Als im Jahre 1859 der durch seine Agitation gegen die Negersklaverei bekannte John Brown nach dem Abenteuer von Harpers Ferry vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt wird, richtet Victor Hugo an den Präsidenten der Vereinigten Staaten ein Gnadengesuch, dessen charakteristischer Schluß lautet: ‚Amerika möge es beherzigen: es giebt etwas noch Schrecklicheres als Kain, der Abel erschlug: Das ist Washington, der den Spartakus erwürgt.' Wie Victor Hugo im ‚Letzten Tag eines Verurtheilten' durch die Schilderung der Seelenqualen des Verurtheilten bis zur Hinrichtung auf die Gemüther zu wirken unternahm, so unter dem Einfluß der französischen Bewegung der belgische Maler Wiertz (1853) durch eins seiner — den hugoschen Stil in die Malerei hinübertragenden — Bilder, das die unaussprechlichen Qualen eines nach der Hinrichtung noch Minuten lang in dem abgetrennten Kopf fortdauernden Bewußtseins auszudrücken versucht. Diese Fortdauer des Bewußtseins ist übrigens eine nach dem Stande der heutigen Gehirnphysiologie unmögliche Voraussetzung. Unter dem zweiten Kaiserreich führten Petitionen in den Jahren 1854, 64 und 67 die wiederholte Aufnahme der Kontroverse in den Gesetzgebunginstanzen herbei. 1867 erklärte im Senat der Berichterstatter Vicomte de la Guéronnière, als er für die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit der Todesstrafe eintrat: ‚Wenn der Held, der Bürger, der Soldat sein Leben für die Vertheidigung des Rechtes, den Triumph einer Idee freiwillig opfert, ist es Fetischismus, das Leben des Verbrechers für unverletzlich zu erklären.' So würde in der ersten Hälfte des Jahrhunderts kein Redner in Frankreich gesprochen haben; die abolitionistische Strömung hatte offenbar an Stärke verloren. Unter dem Einfluß des Buches von Beccaria und der gleichartigen Bestrebungen des Oesterreichers von Sonnenfels überließ Maria Theresia in einem Handbillet vom Jahre 1776 ‚der Erwägung des höchsten Gerichtshofes, allmählich die Todesstrafe abzuschaffen, wenigstens in der Mehrzahl der Fälle', und ihre Söhne, der Großherzog Leopold in Toskana, Joseph II. in Oesterreich, hoben 1786 und 1787 die Todesstrafe im ordentlichen Verfahren gesetzlich auf. Hier wie dort erfolgte die Wiedereinführung nach einigen Jahren, zuerst für Hochverrath, dann auch für gemeine Verbrechen. Das österreichische Hofkanzleidekret von 1803 erkannte aber ausdrücklich an, daß die Zahl der todeswürdigen Verbrechen sich seit der Abschaffung der Todesstrafe nicht vermehrt habe. In Deutschland, wo der tiefe Sturz der Universitätphilosophie von der Höhe des kantischen Kritizismus Kant gerade in seinen schwächsten Seiten fortwirken ließ, ballte sich aus den zahlreich auftauchenden Strafrechtstheorien ein dicker Nebel um die Frage der Todesstrafe zusammen, und was aus diesem philosophischen Nebel nach außen durchbrach, war dem Abolitionismus überwiegend ungünstig. Auch Deutschlands größter Kriminalist, Anselm von Feuerbach, der Verfasser des bayerischen Strafgesetzbuches von 1813, verlangte die Todesstrafe als der Größe der schwersten Verbrechen angemessen; ‚keine andere Furcht außer

Hosted by Google

der Furcht vor dem Tode sei die zu solchen Verbrechen aufgewachten Begierden zu überwinden fähig'... ‚Man lege', meinte er, ‚ewiges schreckliches Gefängniß auf die Wagschale, lasse zwischen ihm und dem Tode einem Verbrecher die Wahl, — und er wird jenes als Wohlthat und Begnadigung ergreifen.' Schopenhauer pflichtete in seinem Hauptwerk der feuerbachischen Strafrechtstheorie des psychologischen Zwanges und der Aufrechterhaltung der Todesstrafe bei. Dagegen nahm Schleiermacher vom theologischen Standpunkt aus die Anschauungen des frühesten Christenthumes wieder auf: ‚daß Menschenblut vergossen wird durch Menschen im Namen und in Folge ihrer Ordnungen: Das ist eine Macht der Sünde nicht nur in Denen, welche Handlungen begehen, auf denen dieser Fluch des Gesetzes ruht; sondern es ist auch eine Macht der Sünde in der menschlichen Gesetzgebung selbst, ... es ist ein trauriges Zeichen davon, wie wenig noch der Mensch in sich selbst das Ebenbild Gottes erkennt; denn wie könnte er es sonst in einem Anderen zerstören?" Mit der das Jahr 1848 vorbereitenden politischen Bewegung wird die Abschaffung der Todesstrafe in Deutschland ein Theil des demokratisch-liberalen Schiboleths. Im Jahre 1833 wird der Antrag in der sächsischen, 1838 in der hannoverschen, 1840 in der badischen Kammer gestellt, zunächst aber abgelehnt. Eben so verwerfen ihn die vereinigten Ausschüsse des preußischen Landtages im Januar 1848, worauf Kinkel das deutsche Volk ansingt: ‚Sprich Du, mein Volk, ein menschlicher Gericht!' Dagegen beschlossen am vierten August 1848 in der selben Nachmittagsstunde die preußische Nationalversammlung mit 294 gegen 37 und das frankfurter Parlament — dieses bei Berathung der ‚Grundrechte des deutschen Volkes' mit 288 gegen 146 Stimmen die Abschaffung. Von 43 Geistlichen der verschiedenen Konfessionen stimmten in der preußischen Nationalversammlung 13 gegen, 30 für die Aufhebung der Todesstrafe auch beim Morde. In Preußen verhinderte die im November erfolgende Auflösung der Versammlung Definitives und das Strafgesetzbuch von 1851 behielt die Todesstrafe in 14 Fällen bei. Der frankfurter Beschluß trat in 16 Staaten, die die Grundrechte anerkannten, darunter Württemberg, Baden und Oldenburg, in Wirksamkeit, zum größten Theil jedoch nur vorübergehend, so daß, als der Norddeutsche Bund sein gemeinschaftliches Strafgesetzbuch im Jahre 1870 berieth, Oldenburg, Bremen, Anhalt und Sachsen, das die Todesstrafe 1868 abgeschafft hatte, sich in der Minderheit befanden. Der sich an das preußische Strafgesetzbuch anlehnende Entwurf behielt die Todesstrafe bei. Im Reichstage beantragten die Abgeordneten Fries und von Kirchmann die Beseitigung; für den Antrag trat Lasker mit einer Rede ein, die aber nur in die Behauptung ausklang, daß in die mit allem Komfort des Liberalismus auszustattende Gesellschaftstube ‚einer so hoch gebildeten Nation' das veraltete Möbel der Todesstrafe nicht mehr hineinpasse, und dem Bundeskanzler gelang es weniger durch die Kraft sachlicher Gründe als durch die Perspektive, das Gesetzgebungwerk scheitern zu lassen, von der zweiten bis zur dritten Lesung die Opposition von 118 Mitgliedern gegen 81 in eine gefügige Majorität von 127 gegen 119 Stimmen umzuwandeln. So ist es in Deutschland bei der Todesstrafe auf Mord und ferner auf Mordversuch gegen Bundesfürsten verblieben. Der vierte Deutsche Juristentag hatte am achtundzwanzigsten August 1863 allerdings mit Mehrheit seine Ueberzeugung dahin ausgedrückt, ‚daß die Todesstrafe in ein künftiges deutsches Strafgesetzbuch nicht

Hosted by Google

mehr aufgenommen werde', und in der reichhaltigen deutschen, speziell der juristischen Literatur überwiegt von 1848 bis 1870 die Gegnerschaft stark. Heute fordert von den politischen Parteien in Deutschland programmatisch nur die Sozialdemokratie die Abschaffung der Todesstrafe. Das öffentliche Interesse für den Abolitionismus ist gering und gegen ihn wirkt als ein neues Element aus den Kreisen der Naturforschung eine Richtung, die, dem Darwinismus entstammend, rücksichtlose Ausjätung der Verbrecher zu Gunsten des gesellschaftlichen Selektionprozesses befürwortet. Im Gebiet der wissenschaftlichen Kriminalistik beginnt aber bereits, weit hinausgehend über die Kontroverse um die Todesstrafe, der Streit um das gesammte Strafrecht in seiner bisherigen Begrifflichkeit und Uebung zu entbrennen. Im Auslande ist die Todesstrafe abgeschafft: in Portugal seit 1867, in Holland seit 1870, in den meisten Kantonen der Schweiz seit 1874, in Italien seit 1890, in Rumänien und in einer Anzahl nordamerikanischer Staaten." Ich hoffe, daß die Lecture dieses Vorwortes dazu beitragen wird, Hugos leidenschaftlicher Schrift auch unter dem jüngeren Geschlecht Deutschlands Leser zu gewinnen.

Paul Linsemann.

Die Emanzipation der Kunst. Drei Briefe an einen Freund. Nebst einer Nachschrift über das Moderne. Leipzig, O. Wigand.

In meiner jüngsten Schrift versuche ich, das Tafeltuch zwischen dem Wie und dem Was in der Kunst radikaler zu zerschneiden, als es bisher meines Wissens irgendwo geschehen ist. Die beiden ersten Briefe dienen dem durch eine kurze geschichtliche Uebersicht, die von Kant bis auf die Gegenwart reicht, gelieferten Nachweis, daß es bisher noch nie gelungen ist, Das, was eigentlich das Was, d. h. der Inhalt der Kunst ist oder sein soll, so bestimmt festzustellen, daß Uebereinstimmung in dieser Beziehung gewonnen worden ist. Wir haben nichts erreicht als eine Reihe von Lehrgebäuden oder Theorien, die einander fast alle, namentlich im Kardinalpunkt, der Bestimmung des Schönen, widersprechen. Dadurch werden wir auf das Wie zurückgeworfen. Der Künstler ist nur als Bildner zu betrachten und als solcher zu beurtheilen, zu loben oder zu tadeln. Als das Was gilt mir der Impuls des Künstlers, sein geistiges Leitmotiv, als die künstlerisch-bildnerische Thätigkeit seine Beleibung dieses Geistigen, zu der eben so die Erfindung wie die Ausführung — im engeren Sinn — in Worten, Tönen, Farben u. s. w. dieses Er- oder Gefundenen gehört. Die Meisterschaft des Künstlers hängt von der Meisterschaft dieser Beleibung ab. Die so oft gehörten Klagen über Zügellosigkeit der Kunst verstummen auf diesem Standpunkt; denn die Zügellosigkeit fällt in den Bereich des Was, hat also mit dem Wie, das den Künstler allein angeht, nichts zu thun. Eine Nachschrift geht speziell auf das Kunstgefühl der Gegenwart im sogenannten Modernen ein. Man sagt der Schrift, hoffentlich nicht mit Unrecht, nach, daß sie durch die von ihr gezogenen Folgerungen den Leser über die behandelten Gegenstände gut orientire.

Dresden-Plauen. Dr. Julius Duboc.

Hosted by Google

Stillstand oder Niedergang?

Wie Vieles heute an den deutschen Börsen unverkäuflich ist, kann der schlichte Leser des Kurszettels gar nicht übersehen. Vor Allem ist in großen Posten nichts verkäuflich; weder Staatspapiere, noch Pfandbriefe, noch Prioritäten, noch Aktien irgend welcher Art; am Wenigsten aber die industriellen Obligationen, denen der erfahrene Kapitalist immer die Aktien vorzog. Heißt es in einem Tagesbericht, daß z. B. deutsche Fonds befestigt seien, so kommen bei solcher Gelegenheit dennoch mehr Angebote zum Vorschein, als es Kauflustige gab. Das ist nicht wunderbar, da man täglich sehen kann, wie Jemand, der 400 Mark übrig hat, sich sofort für 20 Pfund Mexikaner kauft. Eine Statistik der in jüngster Zeit so erworbenen internationalen Renten wäre recht lehrreich, — für unsere Staatsbehörden, die sich in den dreiprozentigen Typus verliebt haben, für unsere Städte, die höchst demokratisch zu sein glauben, wenn sie die Bedingungen für ihre Anleihen recht in die Höhe schrauben, und für die Konsortien, die an der Uebernahme manches inländischen Staats- oder Kommunalpapieres hübsche Summen verlieren. Der frankfurter Rothschild, der kürzlich verschiedene Millionen zu zahlen hatte und dem in solchen Fällen bei seinem Range, da er weder Diskonten weggeben noch auf drei Monate trassiren kann, nur der Verkauf von Konsols übrig bleibt, hat Das vergebens versucht: die Konsols waren nicht in einem Zuge anzubringen. Die bremer Verwaltung war sehr klug, da sie ihre neue $3^1/_2$ prozentige Anleihe zu $97^1/_2$ an die Seehandlung gab; als diese hierauf die Subskription zu $98^3/_4$ unternahm, wurde das Papier fünfunddreißigmal überzeichnet. Es kann unseren Städten ja auch gar nicht auf $^1/_2$ Prozent mehr ankommen, um so weniger, als doch meist die eigenen Bürger die Käufer sind. Und doch immer wieder die heuchlerische Phrase vom Groschen des Steuerzahlers! Eine wohlhabende Stadt wie Mainz hatte neulich fünfzehn Firmen zu Angeboten auf eine $3^1/_2$ prozentige Anleihe eingeladen; nur zwei Offerten liefen ein, — eigentlich nur eine einzige, denn die Darmstädter Bank konnte natürlich einer hessischen Transaktion nicht fern bleiben. Erwägt man nun, daß der Uebernahmekurs 97,40 ist, die Zeichnungen wohl also zu etwa 98,40 ausgeschrieben werden, daß es aber $3^1/_2$ prozentige badische Staatsobligationen giebt, die unter $99^3/_4$ notiren, so kann das Goldene Mainz recht zufrieden sein. Als im Jahr 1887 während der Wahlen und der Kriegsfurcht die Obligationen der selben Stadt an der Börse nicht mehr zu verkaufen waren, lautete in „maßgebenden Bankkreisen" die Entschuldigung: „Was wollen Sie? Es ist ein Festungpapier, das natürlich kein Mensch kaufen mag!"

Ueber die Unanbringlichkeit von Pfandbriefen, selbst von solchen, auf die noch bis 1 Prozent vergütet wird, könnten unsere Provinzbankiers Einiges erzählen. Als die Reichsbank Pfandbriefe zu beleihen begann, ahnte sie wohl kaum, daß sie damit einen schon bedenklich gewordenen Zuwachs noch weiter steigern half. In den letzten Jahren waren ja einzelne mittlere Bodenkreditinstitute nur geschaffen worden, weil die betreffenden Bankfirmen sich eine neue, Dauer verheißende Geldquelle sichern wollten. Ein solches Institut beleiht dann, was seine Aufsichträthe wünschen, und legt sich auch keine anderen Diskonten hin als die von dieser Seite präsentirten und die indossirten Dreimonatwechsel. Kommen nun solche Pfandbriefe etwa an die Reichsbank zur Lombardirung, so geschieht

Hosted by Google

Das natürlich nicht direkt; welches Geschäft ist heutzutage aber um Umwege aller Art verlegen? Die Reichsbank hat durch ihr erweitertes Beleihungprogramm diesen Pfandbriefbanken außerordentlich genützt; dennoch sind diese Banken vorläufig an einer Grenze angelangt. Ohne Pfandbriefe aber auch keine Hypotheken: Das ist ein Umstand, den man jetzt im Auge behalten sollte.

In Industrieaktien genügen heute noch kleinere Verkaufsposten als früher, um den Kurs prozentweise zu drücken. Das Publikum fällt noch immer über jede industrielle Subskription her, bis dann nach dem ersten Kurs schnell die Neigung für die neue Aktie wieder entweicht. Solcher erste Kurs ist aber sehr schwer festzustellen, wie neulich in Berlin wieder die Speisefettaktien von Müller bewiesen haben. Da die Makler zögerten, mit einer überschwänglich hohen Notiz herauszukommen, ist es klar, daß dem Andrang nicht genug Material zur Verfügung gestellt war. Die Emissionhäuser hatten also wohl absichtlich ihre Stücke zurückbehalten und erst auf das Drängen der Kursmakler einen weiteren Posten zur Verfügung gestellt. Dann erst konnte man solider Weise die erste Notiz 32 Prozent über den Anmeldungskurs stellen. Wie viele jüngere — und sogar ältere — Aktien stehen heute aber schon beträchtlich unter ihrem Anfangskurs!

Ein geistreicher Professor der Volkswirthschaft hat neulich gesagt, der vorzeitige Schluß einer Subskription müsse unter Verzicht auf einen angeblich zu starken Andrang erlaubt sein; denn wenn nicht die Emissionfirmen vorläufig einen Haupttheil der Aktien übernähmen und die Grenzen der allgemeinen Antheilnahme bestimmten, würden fast alle solche Zeichnungen mißlingen. Der Professor schlägt sich da mit seinen eigenen Gedanken. Wenn nämlich sonst die Zeichnungen mißlängen, also verbilligt werden müßten, so können eben die hohen Kurse nur künstlich gezüchtet werden, — und Das wäre doch wohl Ausbeutung. Auch handelt es sich dabei noch um eine Kleinigkeit: um die Wahrheit. Eine Subskription mit einem an das Publikum, nicht an die Uebernahmefirmen, adressirten Prospekt spricht ausdrücklich von dem öffentlichen Verkauf eines bestimmt normirten Kapitales durch das Konsortium an Ungenannt. Das Konsortium hat die Aktien eine Weile besessen, kennt die einschlägigen Daten ganz genau und giebt ganz sicher nicht Tausende aus, um den Prospekt noch einmal in den Zeitungen zu lesen. Wenn es also am Schluß, vor der Unterschrift, heißt: „Auf Grund des vorstehenden Prospektes sind vom M. . . Millionen Aktien der X-Y-Gesellschaft zum Handel an der hiesigen Börse zugelassen (und werden hierdurch zur Subskription gestellt). Sie werden von uns am . . . 1898 an hiesiger Börse eingeführt", so bedeutet Einführen doch nicht: für sich behalten, sondern eben einführen, und zwar an dem Tage, der im Prospekt genannt ist. Auch der jetzt vorsichtig hinzugefügte Nachsatz, der von dem etwa früheren Schluß der Anmeldungen und von der Höhe der Zutheilung „nach unserem Ermessen" spricht, ändert kein Jota an der Unrechtmäßigkeit eines künstlichen Schlusses der Subskription oder der Einführung. Und wenn sonst die Aktien gar nicht anzubringen wären — was übrigens bei minder hohen Preisen wohl zu bezweifeln ist —, so hat der Utilitätstandpunkt noch immer nichts gegen die Irreführung des Publikums zu bedeuten, das bei der Meldung von einem Andrange doch nicht an einen Andrang der Emissionhäuser glaubt und nur zu theureren Käufen gereizt wird.

Heißen etwa auch unsere Akademiker, die doch der Profitsucht unzugänglich sein sollen, jedes Mittel gut, nur damit die deutsche Industrie wachse und

Hosted by Google

gedeihe? Das Tempo ist hier Alles; jede Ueberhastung bringt uns nur wieder eine hübsche Strecke zurück. Man könnte in dieser Beziehung an das Riesenunternehmen der Northern-Pacific-Bahn erinnern. Welche Kulturbegeisterung wurde damals vom Herrn Villard mit dem folgsamen deutschen Kapital inszenirt! Als die Finanzirung aber gescheitert war, gestanden selbst die betheiligten Bankleute: „Es ist eine segensreiche Bahn, aber deshalb brauchte sie doch nicht so rasch vollendet zu werden; ein langsamerer Ausbau hätte dem heimischen Kapital nicht so schwere Wunden geschlagen.“ Genau so wird man einst über die hastige Aktien- und Obligationenmacherei innerhalb unserer Industrie urtheilen. Bleibt das Publikum weiter so zurückhaltend wie seit Wochen — und viele Anzeichen sprechen dafür —, so ist das Sinken des Kursniveaus schwerlich aufzuhalten. Oder ist jetzt ein reeller Direktor zu finden, der, selbst wenn seine Fabrik noch für zwei Jahre Beschäftigung hat, leugnen wird, daß die Aktien zu hoch stehen?

Die größeren Bergwerkspapiere bilden bekanntlich mehr spekulative Positionen. Von den Verbreitern guter oder schlechter Gerüchte darf man auf diesem Gebiet fast immer annehmen, daß sie gegen die Tendenz spielen, für die sie die Masse der Börsenbesucher zu stimmen suchen. So war von vorn herein nicht daran zu denken, daß die russische Regirung wegen ihrer Gänse sich gerade an unseren Hüttenwerken rächen werde. Der nüchterne Herr Witte rächt sich nie an Lieferanten, die er braucht. Vielleicht müssen — was ja gewiß peinlich genug wäre — die offenbacher Portefeuillefabrikanten herhalten, aber wohl kaum unsere großen Lieferanten von Eisenbahnmaterial und Schiffsrüstungen. Außerdem braucht der russische Finanzminister noch für lange unsere Anlagekapitalien und er hat über Zuweisungen an unsere Werke nichts Bindendes zugesagt. Obgleich nun das Mendelssohn-Konsortium alle Obligationen fest übernommen hat, kann es doch die einzelnen Termine länger hinausschieben, sobald etwa die Stimmung bei uns gegen den russischen Markt gereizt werden sollte. Die allgemeine Preiserhöhung der Kohlen, nicht, wie bisher, nur der Kokeskohle, könnte, falls die Meldungen nicht überhaupt lügen, nur das Jahr 1899/1900 betreffen, also eine Zeit, deren Ertrag dem laufenden Geschäftsjahr nicht mehr zu Gute käme.

Für Bankaktien suchte die Börse zwar Stimmung zu machen; aber die Ueberzeugung, daß das verflossene Halbjahr vorzügliche Abschlüsse gebracht habe, vermochte noch nicht zu großen Umsätzen zu führen. Sicher werden aber auch unsere besseren Banken die Lage des Industriemarktes übersehen und sich still so viele Reserven wie möglich schaffen. Von einer Transaktion zwischen der Breslauer Diskontobank und Breest-Gelpcke bezw. der Handelsgesellschaft hörte man allerlei Geheimnißvolles; zunächst wurde nur der Hausankauf in der Behrenstraße bekannt. Das Haus wurde relativ billig von Goldberger (Internationale Bank) gekauft, so daß Breest & Gelpcke, wie dieses Geschäft noch immer unrichtig heißt, jetzt einen schönen Nutzen haben mag. Sollte, wie man vermuthete, die Breslauer Diskontobank mit jenem Hause auch das Geschäft übernommen haben, so hätte die Handelsgesellschaft 20 Millionen neues Geld bekommen, — freilich in Breslauer Diskonto-Aktien, die aber von einem Konsortium Fürstenberg wohl unterzubringen wären. Falls die Handelsgesellschaft ein solches Geschäft macht, hat sie sicher selbst den Hauptnutzen davon; manchmal kommt es allerdings auch vor, daß bei großen Geschäften mit der Handelsgesellschaft beide Theile gewinnen.

Pluto.

Hosted by Google

Notizbuch.

Berthold von Ploetz, der Erste Vorsitzende des Bundes der Landwirthe, ist, bevor er die Mitte des fünften Lebensjahrzehntes erreicht hatte, gestorben. Er war ein liebenswürdiger Mann von heiterem, bequemem Temperament und untadelig ehrenhafter Gesinnung, ein Mann, der leichte Zerstreuung liebte, bei der Arbeit aber, an der sein Herz hing, unermüdlich war. Kein starker, das Mittelmaß überragender Geist, keine in strenger logischer Zucht gebildete Intelligenz, die wirthschaftliche Zusammenhänge zu verstehen und einen ökonomischen Prozeß in seinem Werden und seinen Zukunftmöglichkeiten zu überblicken vermag, aber ein muthiger, in der Erfüllung der übernommenen Pflicht nie erlahmender Mann und ein mit sicherem Blick und dem besonderen Sinn für den Masseninstinkt begabter Agitator, dessen volksthümliche Rede immer den Weg zu den Herzen seiner Berufsgenossen fand. Er begnügte sich nicht, wie andere edle Herren und Grafen, damit, grollend auf seinem Gut zu sitzen, willige Zeitungschreiber gegen die Regirung zu hetzen, Ministern, die er heimlich mit allen verfügbaren Waffen bekämpfte, im Parlament artige Komplimente zu sagen und selig zu lächeln, wenn er nach langer Ungnade wieder einmal an den Hof geladen wurde. Er wagte sich in das dichteste Gewühl des Kampfes, setzte für seine ehrliche Ueberzeugung die ganze Persönlichkeit ein und ertrug die Pfeile und Schleudern der Gegner mit der Gelassenheit einer behaglich im ruhigen Gleichmaß aller Organe sich des Lebens freuenden gesunden Natur. In dem wüsten Interessenkampf gegen den Bund der Landwirthe schien — und scheint noch heute — den in ihrem Profitrecht bedrohten Feinden der gemeinste Marodeurkniff erlaubt; und der Hagel der Schmutzgeschosse suchte als Hauptziel stets natürlich die behäbige Gestalt Bertholds von Ploetz. Ein Mann mit empfindlichen Nerven wäre in diesem Treiben dem Zorn oder dem Ekel erlegen; Ploetz trug Alles, ohne sichtlich zu leiden, mit gutem Junkerhumor. Er freute sich des Erfolges der jungen Organisation, der er die Stammtruppe des Bauernbundes zugeführt hatte, und sein Optimismus bewahrte ihn vor der Erkenntniß, daß die Stunde nicht mehr fern sei, wo es nöthig werden würde, zwischen dem mit tausend Fasern an den Hof, das Heer und die Beamtenhierarchie geknüpften Adel und den unabhängigen Landwirthen zu wählen. Neigung und Temperament trieben ihn zur Vermittlerrolle und die klügeren Köpfe unter den Konservativen werden wissen, was sie seinem Einfluß zu danken haben; sie werden sich jetzt wahrscheinlich bemühen, den ostpreußischen Grafen Klinkowstroem, der im Reichstage manchem ehrgeizigen Wunsch älterer Führer den Weg sperren könnte, an seine Stelle zu setzen, aber bald vielleicht merken, daß der Bund ohne die Nuance Ploetz nicht mehr die früheren Züge zeigt, nicht länger bereit ist, den ganzen Haß auf sich zu nehmen, den die rückständige Weltanschauung der preußischen Konservativen allen Bestrebungen der Agrarier im Reich zugezogen hat. Herr von Ploetz machte den Eindruck eines harmlos glücklichen Menschen, der sich von seinem Gefühl führen ließ und keine Hemmungen, keine quälenden Bedenken kannte; er ist auch nach seinem Tode noch glücklich zu preisen, denn er hat die unausbleibliche Enttäuschung jedes politischen Führers nicht mehr erlebt und ihm blieb die schwere Entscheidung erspart, die selbst sein ruhiges Gemüth nicht ohne schmerzliche Zuckungen überdauert hätte.

* * *

Als Emile Zola am achtzehnten Juli den versailler Gerichtssaal verließ,

Hosted by Google

um die Berufung an den Kassationhof zu unterzeichnen, rief Herr Paul Déroulède, der ehrenwerthe, aber begrenzte Sänger des Chauvinismus, ihm zu: Zola hors de France! Der in die Politik verirrte Dichter hat diesen Rath am nächsten Morgen befolgt. Das Gericht hatte ihn im Kontumazialverfahren, das unsere Strafprozeßordnung nicht kennt, zu einem Jahr Gefängniß und dreitausend Francs Geldstrafe verurtheilt; und er hat Frankreich verlassen, weil er die Zustellung des Urtheiles vermeiden und für die neue Schwurgerichtsverhandlung den Termin wählen wollte, der ihm passend scheint. Selbst unter seinen Freunden wagen die verständigeren nicht zu sagen, daß er gut berathen war, als er sich zu diesem Schritt entschloß. Der Franzose verzeiht Alles eher als den Schein der Feigheit; Boulanger ist daran zu Grunde gegangen und es wird Zola niemals gelingen, die Menge seiner Landsleute zu überzeugen, daß nicht die Furcht vor dem — für französische Schriftsteller doch recht behaglich eingerichteten — Gefängniß ihn aus dem Lande trieb. Mag die Dreyfuspresse durch alle fünf Erdtheile tuten, es handle sich nicht um eine Flucht, sondern um ein „prozessuales Mittel": die böse Botschaft wird nirgends Glauben finden. Daß er ein prozessuales Mittel anwendet, kann auch der steckbrieflich verfolgte Dieb sagen, der sich dem Arm der Gerechtigkeit entzieht, oder der Sträfling, der vermummt aus dem Kerker bricht, um, wie er versichert, die Wiederaufnahme des Verfahrens zu betreiben. Mit solchen Phrasen fängt man heutzutage nur noch die Gimpel; und je größer die Sache ist, für die Einer zu kämpfen vorgiebt, desto kläglicher wirken die kleinen Advokatenkniffe, durch die er sie zu verschleppen sucht. Für unbefangene Beurtheiler liegt die Sache sehr einfach: Zola hat in einer fünfzehntägigen Gerichtsverhandlung nichts von Alledem, was er in seinem hochfahrenden Brief an den Präsidenten Faure behauptet hatte, zu beweisen vermocht. Er kann auch jetzt noch nichts davon beweisen, schimpft, obwohl seinen Beweisaufnahmeanträgen in Paris ein Spielraum gewährt wurde, der in Deutschland undenkbar wäre, im Ton der gekränkten Unschuld über angebliche Rechtsverweigerung und bemüht sich, das Verfahren so lange wie möglich hinauszuziehen; vielleicht, so hofft er, schafft irgend ein Zufall ihm endlich die Beweise, die er nicht hat und doch braucht. Inzwischen schreibt er Offene Briefe im schlechtesten Stil des von ihm Jahrzehnte lang verhöhnten Victor Hugo und erklärt alle Minister, Méline und Hanotaux so gut wie Brisson, Cavaignac und Sarrien, alle Generale, Boisdeffre, Mercier, Pellieux und Gonse, alle Richter, Delegorgue und Périvier, für Schufte und schnöde Rechtsbrecher; engelrein erscheinen ihm nur die Herren Reinach und Clémenceau, die Busenfreunde und Kostgänger der auch früher schon von Zola mit heiligem Feuereifer vertheidigten Panamisten. Von Patriotismus kann bei diesem gewissenlosen, nur durch die unersättliche Großmannssucht des intellectuel erklärbaren Treiben nicht die Rede sein; aber der Italienersproß und Europäer Zola ist ja nicht verpflichtet, ein französischer Patriot zu sein. Nur sollte er wenigstens den Muth seiner Meinung haben. Er hat das Kriegsgericht, das den Spitzelmajor Esterhazy freisprach, klipp und klar der schimpflichsten, von den Vorgesetzten kommandirten Rechtsbeugung beschuldigt und sich nicht geschämt, jetzt vor Gericht zu erklären, nichts habe ihm ferner gelegen als die Absicht, diese Offiziere zu beleidigen, für die er — man höre! — die höchste Achtung empfinde. Da man den großen Epiker nicht gern für einen Feigling halten möchte, fragt man sich, angesichts dieser jämmerlichen Haltung, ob man ihn für seine Reden und Thaten noch verantwortlich machen darf. In den deutschen Filialen der Dreyfuspresse wird er trotzdem natürlich ein Held ohne

Hosted by Google

Furcht und Tadel genannt. Zwar hat er in seiner vorläufig letzten und lächerlichsten Epistel Deutschland als notre ennemi, Rußland als notre grand ami bezeichnet, — thut nichts: er tritt für Alfred Dreyfus ein und Alfred Dreyfus muß gerettet werden, selbst um den Preis eines furchtbaren, Europa zerrüttenden Krieges. Ueber die jedem Blick sichtbaren Justizgräuel, die wir eben erst in Italien, Spanien und in dem magyarischen Barbarenlande erlebt haben, wird kein armes Wörtchen geflüstert; für die noch durch nichts bewiesene Unschuld des Herrn Dreyfus aber wird Kapital und Presse mobil gemacht. Es wird leider nächstens ja wieder nöthig sein, über die ekle Geschichte und die Gefahren, die sie bei fortdauernd ungeschickter Behandlung dem europäischen Frieden heraufführen kann, ausführlich zu sprechen. Einstweilen möchte man wenigstens hoffen, daß Zolas Rolle in diesem Handel ausgespielt ist. Vielleicht finden die schlauen Syndikatsleiter, die ihn so lange als Werkzeug benutzten, er habe nun seine Arbeit als Renommirchrist gethan, und gaben ihm deshalb den Rath, dessen Befolgung der Flüchtling bald wohl bereuen wird.

* * *

Nachdem früher schon einzelne Eisenbahn-Direktionen, von deren dreisten, im Klippschülerstil zurechtgestümperten Schmähерlassen hier erzählt wurde, sich bemüht hatten, die ihnen verhaßte „Zukunft" aus den Bahnhofsbuchhandlungen zu vertreiben, hat jetzt das preußische Eisenbahnministerium den Verkauf der „Zukunft" auf allen ihm unterstellten Bahnhöfen verboten. Da, trotz allen Tracasserien, im Jahr ungefähr dreißigtausend Exemplare der Wochenschrift auf preußischen Bahnhöfen verkauft wurden — eher mehr als weniger —, so handelt es sich bei diesem durch nichts gerechtfertigten, der skrupellosesten Willkür entsprungenen Ukas nicht um eine Kleinigkeit. Wichtiger aber als die Schädigung eines Privatmannes ist der plumpe Eingriff in die Gewerbefreiheit der Buchhändler und die Thatsache, daß eine königlich preußische Behörde es für erlaubt und anständig hält, nach allen Regeln der irischen Kunst einen Boykott über ein Blatt zu verhängen, das sie durch wirthschaftliche Schädigung zur Fügsamkeit zwingen möchte. Der betrübende Versuch wird mißlingen; wenn aber Leute, wie die Herren von Miquel, von Bülow und Graf Posadowsky, die sich gern für halbwegs moderne Menschen ausgeben möchten, neben sich einen Kollegen dulden, der seiner Herrlichkeit gestattet glaubt, was an sozialdemokratischen Arbeitern als eine Missethat mit Gefängniß bestraft wird, dann wird es nöthig werden, ihnen so laut die Meinung zu sagen, daß sie, durch die dicksten Mauern morscher Ministerpaläste, ihre excellenten Ohren erreicht. Außer der „Zukunft", die der jetzige preußische Ministerpräsident, als er noch in Straßburg Statthalter war, nicht genug rühmen konnte — er pflegte seinen Intimen ganze Seiten aus den Artikeln des Herausgebers vorzulesen — und die ein noch höherer Herr neulich erst vor preußischen Offizieren ein „riesig interessantes Blatt" genannt haben soll, ist auch der „Simplicissimus", zur Strafe für die Meistersatiren Heines, und eine neue illustrirte Zeitschrift, „Das Narrenschiff", auf den Index gesetzt worden. Den Gefühlen, die sich beim Anblick einer mit solchen Mitteln wirthschaftenden Regirung regen, kann man, bei der Lage unserer Strafrechtspraxis, nicht den allein entsprechenden Ausdruck geben; sie sind von Haß weit entfernt. Die guten Herren sollen in ihrer Gottähnlichkeit deshalb aber nicht glauben, daß sie solche Sultanatssitten unangefochten einführen dürfen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 6. August 1898.

Bismarck.

Seit neun Monaten war es gewiß, wars bei jeder Frage nach dem geliebten Fürsten im bangen Blick des Arztes zu lesen, dessen sorgendes Auge an einem dunklen Oktobermorgen die erste Spur des neuen Leidens erkannt und nicht eine Sekunde sich scheu der schrecklichen Gewißheit verschlossen hatte, die Tage Ottos Bismarck seien gezählt. Im Fuß der Rieseneiche, deren unverwelklich grüne Greisenkrone kein Sturm zu brechen vermochte, nagte und bohrte geschäftig der leise Wurm; und die Liebe mußte der lange genährten Hoffnung entsagen, den Ragenden werde eines Tages ein Streich aus der Fülle der Lebenskraft reißen, ein dem Blitz jäh folgender Donnerschlag mit gewaltigem Wurf entwurzelt zu Boden schmettern. So hatten wirs uns erhofft, hatten wirs ihm gewünscht; und der Gedanke an ein langsames Absterben, ein leidvolles Verwittern so starker Herrlichkeit war fast furchtbarer noch als die Gewißheit des nahen Scheidens. Auch in diesen Gedanken mußten wir uns nun schicken: Wochen konnten, Monate vielleicht vergehen, bis die stille Tücke des unüberwindlichen Nagers an der Reckengestalt ihr Zerstörungwerk vollbracht, den letzten Lebenssaft ihr vergiftet hatte. Noch stand der Stamm aufrecht in alter Pracht, der so oft Gewittern getrotzt, in Stürmen so oft, im Innersten unbewegt, sacht nur die hohen Wipfel geschüttelt hatte, und staunend sah der Betrachter das stolze, junge Prometheuslächeln, das kein Blitz und kein Donner je verscheuchen konnte. Nur Wenige wußten, daß es zu Ende ging, und des treuen Arztes Freundessorge war bemüht, dem Leidenden und den ihm Nächsten so lange wie möglich das

Hosted by Google

Schreckbild der Wahrheit zu verhüllen und ein Sterben bei offenen Thüren zu hindern, — das Sterben vor den Augen einer lauernden, nach Sensationen langenden Menge, die jede Phase des Todeskampfes neugierig verfolgt, jedes Sinken der Kraft emsig notirt hätte. Mancher helle Tag brach noch an und erfüllte die Wissenden selbst wieder mit neuer Hoffnung. Wer den großartigen Ausbrüchen der politischen Leidenschaft des in den Rollstuhl Gebannten lauschte, wer auch von fern nur vernahm, mit welchem Eifer der Leidende den Tagesvorgängen folgte, wie glänzend abends namentlich noch seine Rede war, wie unangetastet die prachtvolle Plastik seiner Darstellung, wie die Sicherheit des Diplomatenblickes und die unbeirrbare Erkenntniß des in jeder Stunde Nothwendigen ihm geblieben war, Der konnte, konnte nicht glauben, so schnell schon werde für immer die schwarze Nacht hereinbrechen. Wenn dieses Auge im alten Feuer aufflammte, diese feine, in der Gedankenfülle stockende Stimme von den Entwickelungmöglichkeiten der deutschen Geschichte, von den bis zum Unheilsjahre 1890 ungeahnten Erfolgen der russischen Politik und von den weiter vielleicht, als die Kurzsichtigkeit sichs jetzt träumt, reichenden Wirkungen des häßlichen lippischen Handels sprach, das Kleinste in historische Zusammenhänge einreihte und die winzigste Alltagserscheinung mit dem schlanken Finger in die richtige Perspektive rückte, dann wich die Vorstellung, hier rede ein nahem Tode Geweihter. Man glaubt so leicht, was man gern glauben möchte. Und wer sollte sich vermessen, zu sagen, wann diese über der Menschheit Grenzen hinausgereckte Natur völlig erschöpft, ihre letzte Kraftquelle versickert sein würde? Der Gott, der im märkischen Sande den Genius weckte, konnte auch an dem Greis noch ein Wunder wirken. Doch immer wieder brachte ein leise nur andeutendes Wort des Arztes die aufglimmende Hoffnung zum Verlöschen. Die letzte Leidenswoche kam, die Verfallszeichen mehrten sich und die bebend der Qual Zuschauenden fürchteten, hofften, die nächste Stunde müsse Erlösung bringen. Wie das erwartete Wunder wurde es begrüßt, als der schon verloren Geglaubte am Abend des achtundzwanzigsten Julitages plötzlich auf dem gewohnten Platz am Familientisch saß, mit dem Behagen des Gesundenden zum ersten Male wieder seinen Lieblingschampagner, den mit der weißen Kapsel, trank, leichte Speisen aß, fünf Pfeifen rauchte und, nachdem er Stunden lang in alter Anmuth geplaudert hatte, auf Schweningers Mahnung, nun wieder ins Bett zu gehen, die heitere Antwort fand: „Schon? Das ist aber grausam!" In den Mienen seiner Kinder las er das Glück froher

Hosted by Google

Hoffnung, die sich ihm selbst um so sicherer mittheilen mußte, als der Arzt, der ihn in keiner kritischen Stunde je verließ, jetzt, um den durch seine kluge Kunst erreichten psychischen Eindruck zu vertiefen, für anderthalb Tage von Friedrichsruh schied. Der Erfolg dieses Abends war der letzte Lohn eines fast zwei Jahrzehnte währenden, zu jedem Opfer bereiten Mühens, das kein Dank, keine amtliche Ehrung bezahlen kann, das nur hingebende Liebe zu leisten vermag... Ich sah Schweninger, wie er am dreißigsten Juli nachmittags totenblaß dem Eisenbahnwagen entstieg, die Depeschen in der Hand, die ihn an das Lager seines Fürsten riefen. Er war neun Tage und Nächte nicht aus den Kleidern gekommen und hatte in der Erschöpfung den Frühzug versäumt. Ohne des strömenden Regens zu achten, jagten wir auf den Bahnhof, — umsonst: auch mit einem Extrazug war das Ziel seines Sehnens nicht um eine Sekunde früher zu erreichen. Wir saßen im leeren Wartesaal und sprachen von ihm. Vielleicht hatte die nervöse Sorge der Angehörigen die Gefahr übertrieben, vielleicht war es wieder nur ein Anfall der Krankenbettschwäche, war Rettung noch einmal möglich. Im Auge des Anderen las der Sprecher, daß er kein Wort davon glaubte. Die Minuten schlichen dahin, als wollte der müde Chronos gerade jetzt, gerade hier säumig werden. Endlich war es so weit. Ein Händedruck, — und Beide wußten: es ist aus... Und dennoch, trotz aller Vorbereitung in Wochen und Monaten: als nachts dann die Trauerkunde kam, der Weckruf schrill durch das Sturmgebraus klang, da war es wie ein unerwartet aus heiterer Höhe niederfahrender Streich, da schien es undenkbar und war doch wehe Gewißheit: der Großes groß empfindenden Menschheit war der Fürst für immer geraubt.

„Trost giebt es nicht," hatte Schweninger geschrieben. Aber die letzten Nachtstunden mußten überstanden werden. So griff ich nach dem größten Beruhiger und schrieb auf das Kalenderblatt des entwichenen Tages aus Goethes Epilog zu Schillers Glocke die Strophe:

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ists möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Liebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! Wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! Was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt. Und sollten wir nicht weinen?

Hosted by Google

Und, in Erinnerung an den Freund, dessen Arm den Leidenden so lange gehalten hatte, in dessen Arm er nun verschieden war:

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er, athemlos, in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Und endlich die letzte, tröstende:

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehn sinds fast! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben Alle segenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitets sichs in ganze Schaaren,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

* * *

Der Arzt, der nur die letzten Minuten des Geliebten noch erleichtern konnte, war im ersten Schmerz ungerecht: es giebt einen Trost. Der Fürst — es gab für uns stets nur den einen — hat viel gelitten, aber er hat einen guten Tod gehabt, den Tod, den er selbst sich wünschte. Wenn das Licht dieser Seele, wie über einem nicht mehr getränktem Docht ein müdes Flämmchen, sacht erloschen wäre, dieses gewaltsame Herz von Woche zu Woche kraftloser gepocht und dem entsetzten Blick sich das Bild eines geistig verfallenden Bismarck geboten hätte! .. Das hatten die Freunde gefürchtet; und dieses Furchtbarste blieb ihnen, blieb ihm durch die Gnade des Schicksals erspart. Er hatte seit Jahren davon gesprochen. Ihm lag nichts mehr am Leben, er fühlte sich in der erzwungenen Unthätigkeit überflüssig, einen Gefangenen, wehrte jeden Widerspruch ab und pflegte schon vor Jahren zu sagen, nur die Rücksicht auf seine Frau, der er nicht wegsterben möchte, fessele ihn noch an das Dasein, das ihm keine freundliche Gewohnheit mehr war. Als im Herbst 1894 auch die äußerlich stille, im Innersten aber leidenschaftliche, nur mit ihm und für ihn empfindende Hausfrau von seiner Seite gerissen war, kamen die trüben Stimmungen, die Sehnsuchtseufzer nach dem Tode häufiger; er murrte, leise manchmal und manchmal auch laut, gegen die ärztliche Mahnung, die ihn erhalten wollte, und meinte, er habe „hier unten ja nichts mehr zu suchen und zu finden." „Ich bin alt und verbraucht:

Hosted by Google

Das ist meine Krankheit; und dagegen giebts nur ein Mittel, das ich mir täglich wünsche." Jedes Versagen der Gedächtnißkraft, das selbst an dem Jüngsten nicht auffällig gewesen wäre, stimmte ihn zu solchen Sentenzen; und immer kehrte die Angst wieder, elendiglich zum „Jammermann" zu vergreisen. Wenn beim Aufstehen aus dem Lehnstuhl einmal die Beine „nicht wollten" oder die quälenden Gesichtsschmerzen ihn zwangen, eine seidene oder wollene Mütze über den mächtigen Schädel zu ziehen, bis über die weißen, buschigen Brauen, hart an die mädchenhaft zarte Haut der feinen, wachsbleichen Ohren, dann sagte er lächelnd: „Ja, — auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß." Und die Hörer konnten noch so lebhaft protestiren, konnten, aus ehrlicher Ueberzeugung, versichern, in seinem Wesen sei keine Greisenspur sichtbar: es half nicht. Er litt am Leben, litt unsäglich unter dem Bewußtsein, daß seinem rastlos arbeitenden Geist die Körperkräfte entglitten, seinem stürmischen Temperament die Ausdrucksmittel zu welken begannen. Wie hätte er, der sich so genau beobachtete und kontrolirte, erst gelitten, wenn er geistig hilflos geworden und verdammt gewesen wäre, das Absterben der Sinne immer deutlicher zu spüren! Ist es nicht ein Trost, daß er bis in die letzten Lebensstunden gut sah und hörte, die ganze Macht seiner unvergleichlichen Intuition sich bewahrte und in ungetrübter Klarheit des Geistes den oft gerufenen Erlöser heranschleichen fühlte?... Und ein zweiter Trost ists, daß er scheidend nur die Treuesten um sich sah, nur gute Gesichter, nur echte Thränen. Keine Heuchlerzähre, kein Klageruf eines schlechten Gewissens, keine Komoediantengrimasse hat, so lange er athmete, das Sterbezimmer des Mannes entweiht, dem nichts so widrig war wie die Tünche der Heuchelei, der aus seinem Hörbereich nichts so entschieden verbannte wie das leere Pathos lärmender Prologe und Nekrologe. Der Lebende konnte sich solchen „Huldigungen" nicht immer entziehen; dem Sterbenden wurden sie fern gehalten und Die gerade, die am Besten um ihn trauerten, athmeten erleichtert auf, da, ohne Feiertragikomoedie, der Sarg geschlossen und verlöthet war. Nun mochte das Unvermeidliche Ereigniß werden, mochten Alle, die ihn gekränkt, geschmäht und im Lebensnerv verwundet hatten, ihre Trauerchoräle und Patriotenhymnen anstimmen: er sah sie, sie sahen ihn nicht mehr. Einfach lag der stets Einfache in den letzten Kissen; und einfach wird, so dürfen wir heute hoffen, die Feier sein, wenn der Leib in den geliebten Boden des Sachsenwaldes versenkt wird.

Es war im Jahre 1894, nach dem Januartage, der Bismarck

Hosted by Google

im berliner Schloß gesehen und, wie Gläubige lange behaupteten, den Abschluß einer „Versöhnung" gebracht hatte. Der Fürst durfte damals selbst bei kühlem Wetter noch im Freien Gespräche führen und lud Gäste, deren Art ihm nicht unbehaglich war, gern in den Wagen, in dem Patzke, der sichere, in Wald und Feld heimische Kutscher, ihn vor der Hauptmahlzeit täglich ein paar Stunden herumfuhr. Allerlei Geschichtenträgereien, allerlei Versuche, die Beziehungen des wieder Begnadeten zu Hof und Regirung zu entstellen, hatten ihn erst verstimmt und später zu ironischer Heiterkeit erregt. Auf dem Heimwege wurde er still und ließ dicht vor dem Herrenhaus halten. Er wies mit der Krücke des Stockes auf einen Hügel gegenüber dem Hause, das man thöricht ein Schloß genannt hat, und sagte: „Da, denke ich, werde ich mich einmal mit meiner Frau begraben lassen. Ich hatte auch an Schönhausen gedacht; aber hier ists wohl paßlicher, denn in Schönhausen bin ich doch eigentlich schon lange ein Fremder." Der Gast hatte zu schweigen. Abends, als die altfränkische Oellampe freundlich brannte und die kränkelnde Fürstin auf ihrem Sofa, neben Lenbachs Meisterbild des alten Kaisers, eingenickt war, schlug der Sinnende wieder das Thema an, verarbeitete es nach seiner Weise und schien sich in humoristischer Ausmalung des feierlichen Lärmes, der nach seinem Tode losbrechen würde, nicht genug thun zu können. Frau Johanna schrak auf und rief ganz ärgerlich: „Aber, Ottochen, wie kannst Du nur so traurige Sachen reden!" „Liebes Kind", war die Antwort, „gestorben muß einmal sein, trotz Schweninger, und ich will wenigstens rechtzeitig dafür sorgen, daß mit meinem Leichnam kein Unfug getrieben wird. Ich möchte nicht, wie die Berliner sagen, eine schöne Leiche sein; und eine von der bekannten Aufrichtigkeit, die heimlich ‚Uff!' macht, inszenirte Trauerkomoedie, so zwischen Vogelwiese und Prozession, wäre so ziemlich das Einzige, was mich noch schrecken könnte." Die Freunde des Hauses wissen, wie oft der Große dann später noch diesen Gedanken ausgesprochen und mit der ihm allein eigenen graziösen Laune beleuchtet hat, und sie werden es den verwaist Hinterbliebenen danken, wenn von seinem Willen auch künftig nicht um Haaresbreite gewichen wird.

* * *

Jeder Versuch, unter dem frischen Eindruck der Trauerbotschaft tastend auch nur die Hauptlinien dieser einzig gearteten Menschengestalt nachzuzeichnen, müßte kläglich scheitern. Nie habe ich die dem „Schriftsteller", der schnell „über alle Vorgänge schreiben" soll, aufgebürdete leidige Last schmerzlicher em-

Hosted by Google

pfunden als in diesen Tagen, wo jeder ruhige Bürger sich seinem Gefühl überlassen und still dem Erdenlauf des uns entrissenen Genius nachsinnen darf. Die Worte, die sonst die äußerste Anstrengung der Willenskraft herbeizuzwingen vermag, fehlen, die Gedanken wirbeln ungehorsam umher und wollen sich nicht in einen Architekturplan fügen. So möge die Nachsicht mir gestatten, hier eine den Lesern der „Zukunft" noch unbekannte Skizze folgen zu lassen, die den Achtzigjährigen einst zu schildern versuchte.

* * *

Vier Wochen nach Napoleons Rückkehr von Elba wird in Schönhausen an der Elbe dem Rittmeister a. D. Ferdinand von Bismarck von seiner klugen und schönen Frau, der schlicht bürgerlich geborenen Wilhelmine Luise Mencken, ein gesunder Knabe geschenkt. Der kleine Otto lernt, was ein Junkerlein damals eben zu lernen pflegte; und da eine frühe Neigung ihn bald zur Geographie treibt, entsteht auch frühzeitig das erste Erstaunen in dem Kindergehirn: neunundreißig verschiedene Landesgrenzen zeigt ihm die Karte von Deutschland, die er mit hitzigem Knabeneifer immer wieder studirt. Die bunten Farben verwischen sich, als der Siebenzehnjährige vom berliner Grauen Kloster nach Göttingen kommt, aus der Beschränktheit des Pennälerthumes in die schrankenlose Freiheit der Universitas literarum, vom engen Gymnasialzwang altberlinischen Stils in die helle und luftige Welt blanker Schläger und bunter Mützen. Junker Otto wird ein fideler Bursche, raucht, rauft, zecht und randalirt und vergißt darüber doch das Arbeiten nicht völlig; die Historie lockt ihn jetzt, deren Wunderland ihm der alte Heeren erschließt, und bei Hugo und später in Berlin bei Savigny lernt er, wie das Recht in die Welt kam und wie es im Wechsel der Zeiten sich wandeln mußte. Weil er niemals nur ein Corpsbursche war, kann er nachher auch nicht, als er in den Verwaltungdienst tritt, ins seichte Philisterthum versinken. Er arbeitet in Berlin, Aachen, Potsdam, aber er fühlt in der dumpfen Luft der Schreibstube sich nicht lange heimisch, er merkt rasch, daß zum Bureaukraten, der die Persönlichkeit abthun und, selbst eine Nummer, schematisch die Aktennummern erledigen muß, nicht das Zeug in ihm steckt, und kehrt zu den väterlichen Gefilden zurück. Die Epoche beginnt, die er mit leisem Spott einst die Zeit seiner agrarischen Unwissenheit genannt und die doch vielleicht seiner im goethischen Sinne natürlichen Weltanschauung die feste Grundmauer errichtet hat; in der pommerschen Monotonie fand der tolle Junker vom Kniep-

Hosted by Google

hof das innige Verhältniß zu einer weislich waltenden Vorsehung und das sichere Gefühl für die Bedürfnisse des in den einfachsten Lebensbedingungen sich regenden Menschen. Ein guter Wirth, ein getreuer Haushalter und bei aller wilden Vergnüglichkeit doch eine ernste und Ernstes inbrünstig suchende Natur: so steht er, namentlich in den Briefen an die Schwester Malwine, vor unserem Blick. Diese Natur blieb still und stumm, so lange sie im selbstgeschaffenen Pflichtenkreise frei sich ausleben durfte; sie mußte in dem Augenblick vulkanisch losbrechen, wo eine fremde und feindliche Weltanschauung sich in ihr Gesichtsfeld drängte. Ohne das Erstarken des liberalen Ideals wäre Bismarck vielleicht nur einer von vielen Vertretern des alten und befestigten Grundbesitzes im preußischen Herrenhause geworden, obwohl er, wie Sybel ganz richtig bemerkt hat, der geborene Staatsmann und Politiker ist; er bedurfte immer der Reibung, des Anstoßes von außen, um sich „tanti" zu fühlen, um ganz er selbst sein zu können, mit den flackernden Funken einer genialen Individualität. Erst der revolutionäre Sturm stöberte den Landjunker aus seiner Verschlossenheit auf, erst das instinktive Gefühl, dem organischen Wachsen und Werden des geliebten Preußenlandes könnten ernste Gefahren drohen, trieb ihn in die Oeffentlichkeit. Er hätte sich ohne großen Gegenstand gewiß niemals geregt; jetzt schien der große Gegenstand ihm gegeben und die Aufgabe gestellt: Preußen vor weither geholten und in der Mark nicht erprobten Erziehungrezepten zu schützen, — und nun gab es für ihn kein Halten mehr. Der unruhig nach Stützen umhertastende Schwarmgeist Friedrich Wilhelms des Vierten wittert in dem Manne, der von den Gerlach, Manteuffel, Brandenburg, Radowitz und Genossen so grundverschieden geartet ist, den möglichen Retter, er sieht, wie Bismarck später gern sagte, in ihm ein Ei, aus dem die Hitze des königlichen Willens einen Minister ausbrüten könnte. Aber die Zeit ist noch nicht erfüllt. Der ganz und gar nicht ehrgeizige Märker entkommt ungefährdet nach Frankfurt, nach Petersburg und Paris; er übt, wie der junge General Bonaparte, ohne die Absicht merken zu lassen, auf die Entschließungen der Vorgesetzten den entscheidenden Einfluß, aber er bleibt hinter den Coulissen und tritt erst ins grelle Rampenlicht, als in Preußen das Militärdrama zum gefährlichen Abschluß neigt und die Furcht wach werden läßt, der Machtkonflikt könne die Monarchie an ihrer Wurzel bedrohen. Hier setzt der wild aufgewachsene Autodidakt ein, — mit dem ganz bestimmten Programm:

Hosted by Google

unbeirrt von anderer Rücksicht den besonderen Zweck des preußischen Staates zu fördern und erbarmunglos jeden Trieb auszujäten, der diesem besonderen Zweck schädlich werden könnte, und von dem ganz bestimmten Empfinden geleitet, daß die politische Kunst im Wesentlichen nur richtig angewandte Kenntniß der Geschichte ist und daß den großen Politiker die Fähigkeit macht, in jedem Augenblick die Grenzen des Erreichbaren deutlich zu erkennen. Er gewinnt das waghalsige Spiel. Und da er die Grenzen des Erreichbaren weiter gerückt sieht, kehrt ihm auch das erste Staunen des über die Landkarte gebeugten Knaben zurück, der Kindertraum von der deutschen Einheit dämmert wieder auf, — und der stockpreußische Junker aus dem Vereinigten Landtage wird zum Exponenten der liberalen Jugendbegeisterung. Der Schüler Heerens schafft als Praktiker eine neue Geographie von Europa, der Hörer Savignys bereitet einer neuen Rechtsgeschichte den Boden. Den Starken, der so lange gegen den Strom schwamm, faßt und trägt nun die Woge, den erst Verlachten und dann Verlästerten umheult ein vielhunderttausendstimmiger Jubel. So ist es geblieben bis auf diesen Tag, trotz Ungnade und Aechtung, avant et après la bouteille, und so wird es bleiben, so lange der Aufrechte in unserer Mitte lebt. Wenn man zurückblickt auf das im letzten Lustrum Erlebte, auf die fast ununterbrochene Reihe beinahe schon allzu geräuschvoller Huldigungen, dann muß man, um in der deutschen Geschichte dafür ein Beispiel zu finden, des Meisters Martin gedenken, von dem Wilhelm Scherer sagen durfte: „So lange Luther lebte, war er der Mittelpunkt Deutschlands; nach Wittenberg strömten die Schüler von allen Gegenden her, in denen man Deutsch sprach, und erfüllten die Welt mit dem reformatorischen Geiste.“ Aber Luthers Werk war noch nicht vollendet, er war noch ein Kämpfender; und dem Kämpfer für neue Wahrheit drängt immer die Jugend zu. Die nationale Politik Bismarcks ist zum Abschluß gelangt; seit einem Vierteljahrhundert hat er sein saturirtes Volk stets zur Ruhe gemahnt; seit fünf Jahren war auf fast allen Gebieten sein Leitwort: Quieta non movere; er selbst ist, nach Goethes weisem Greisenrath, in einem gewissen Lebensalter mit Bewußtsein auf einer bestimmten Anschauungsstufe stehen geblieben und hält neue Wünsche und Forderungen sich vorsichtig vom Leibe; reformatorische Verkündungen werden die Wallfahrer in Friedrichsruh von ihm nicht vernehmen und den Mann, der den grauen Mantel, den blinkenden Küraß und den goldenen Pallasch

Hosted by Google

des Kaisers trägt, kann auch die Böswilligkeit nicht mehr für einen grimmen Frondeur halten. Und dennoch hat er nicht nur, wie Luther, die Sprudeljugend: er hat sie Alle, Junge und Alte, Männer und Frauen, Freunde und Feinde; Keiner kommt an dem achtzigjährigen, machtlosen Manne vorbei, ohne in Liebe oder in Haß ihm den Tribut zu bezahlen. Wodurch hat er dieses größte unter allen von ihm gewirkten Wundern erreicht? Wie kommt es, daß eine von neuen Gedanken und neuem Sehnen erfüllte Welt für eine Weile still zu stehen scheint, um dem Wort des in der napoleonischen Zeit Gezeugten zu lauschen, dessen Vollbringen doch der Vergangenheit angehört und dessen Rede mit dem Anspruch dieser gewandelten Welt so oft hart zusammenstößt?

... Wenn ich zurückdenke, wie ich selbst ihn lieben lernte, erst von fern und später in der Nähe, dann scheint die Antwort mir nicht gar so schwer. Er ist einfach, — und wir kleinen Menschen von heute sind fast sämmtlich ganz abscheulich komplizirt; er ist organisch aus einer gesunden Wurzel erwachsen, in gerader Linie, — und heute herrscht das Gewimmel der künstlich Gepfropften und Deklassirten; er giebt nie Etwas von sich, das er vorher nicht wirklich besessen hat, keinen Gedanken, den er nicht bis zum Ende gedacht, kein Wort, das er nicht empfunden oder als für das Empfinden der Hörer nöthig erkannt hat, — und heute zahlen die Vielzuvielen mit fettiger Scheidemünze und abgegriffenen Kassenscheinen aus aller Herren Ländern; er ist stark und doch fein, — und ringsum sieht der Blick heute nur schneidige Brutalität oder zimperliche Neurasthenie. Und weil er einfach ist, organisch geworden, geradlinig, geistig immer solvent wie nur je ein echter Prinz aus Genieland, weil er nie den festen Boden unter den Füßen verliert und weil der merkwürdigen Mischung eines heißen Temperamentes und einer fast verzärtelt empfindlichen Seele doch nie unheimlich brodelnde Blasen entsteigen: deshalb gewährt er einer gährenden Zeit das Gefühl wohliger Sicherheit, deshalb ist er ein in seinem Werth deutlich bestimmter Faktor und deshalb wünscht Mancher sogar, der öffentlich mit ihm hadert, insgeheim ihm doch noch ein langes Leben. Sein bloßes Dasein schon wirkt beruhigend, wie den Muth der Schiffsmannschaft und die Zuversicht der Passagiere die Gewißheit stählt, daß für den Nothfall der alte Kapitän in der Kajüte sitzt, der mit Wind und Wetter Bescheid weiß und bei dem es keine Kursschwankungen und keine gefährlich raschen Impulse zu fürchten giebt. Braucht

Hosted by Google

man noch ausdrücklich daran zu erinnern, daß das Ansehen eines solchen Kapitäns und das Vertrauen in seine untrügliche Weisheit dann gerade am Höchsten steigt, wenn er das „Fehlermachen" Anderen überlassen durfte und vom eigenen Können lange schon keine Probe mehr abzulegen brauchte? Otto Bismarck ist ein viel zu nüchterner Rechner, um nicht ganz genau zu wissen, daß die reine — auch durch den unklugen, aber für den zu Kränkenden ehrenvollen Beschluß einer Reichstagsmehrheit kaum ernstlich getrübte — Polyphonie der Geburtstagschöre nur möglich wurde, weil sie einem Entamteten angestimmt werden, an den die Hoffnung jeden, die Furcht keinen Anspruch mehr hat. Er hat immer das Talent besessen, Glück zu haben, immer zu den geliebten Gotteskindern gehört, denen alle Dinge zum Guten gedeihen. Nie warb er vergebens um Liebe, nie starb oder verdarb ihm ein Kind, und als die herzensgütige und bei aller Derbheit der Formen tiefinnerlich adelige Frau, mit der ihm die schwere Eheprobe so glänzend gelungen war, endlich nach langem Siechthum zur Rüste ging, da war es kein wehes Sterben, kein jäher Riß eines schmerzlich umklammerten Bandes, sondern ein stiller, mählich auf leisen Sohlen einherschlürfender Tod, dessen Nahen die friedsam in frohe Hoffnung Gebettete gar nicht ahnte. Dem Günstling des Glückes, den ein hohes geistiges Sehnen doch selten nur zu behaglichem Glücksgefühl kommen ließ, ist auch die Entlassung zum Guten gediehen; den nationalen Politiker traf sie hart, aber dem Menschen wurde sie nützlich: er sah Manches in anderer Beleuchtung, als er von der Bühne in die Prozeniums-Loge stieg, und er selbst wurde anders gesehen, seit der Kreis seines Verkehres sich weitete und die Boetticher, Rottenburg, Holstein und Konsorten nicht mehr seine Schwelle versperrten. Napoleon hat die umgekehrte Wandlung erlebt; aber wie der in Malmaison für Jedermann zugängliche Erste Konsul uns menschlich näher ist als der fette Imperator im Prunkpalast, so wird auch kommenden Geschlechtern der Gutsherr von Friedrichsruh und Varzin den „eisernen" Kanzler der Wilhelmstraße verdrängen. Unsere demokratische Zeit erträgt große Männer nicht gern; sie erträgt sie eben, spürt aber stets nach den kleinlichen Malen der Menschlichkeit und ist entzückt, wenn sie an den unbequem Großen Etwas von der gemeinen Art des zweizinkigen Gabelthieres entdecken kann. Daher die unersättliche Gier nach Kammerdiener-Indiskretionen, daher die Verweichlichung und Verzimperlichung der ragenden Reckengestalt Bismarcks, die rührsamen Thränen, die be-

Hosted by Google

ständig aus einer alten Schwäche seiner Augen herausdestillirt werden; daher der rasche Massenerfolg der allerliebsten Philisterbilder des munteren Zeichners Allers, daher der Wunsch, den grausen Oger von früher nun in den behaglich schmatzenden Wolf aus dem Kindermärchen umzufälschen.

Wo ich nur konnte, habe ich nachgeforscht, ob Bismarck sich als Privatmann verändert habe. Kurt von Schloezer, der sein Lob ganze Stunden hindurch singen konnte, sagte mir immer wieder: „Nein, er ist noch heute genau so, wie ich ihn in Petersburg kannte, im Verkehr mit Kaisern und Königen ganz der selbe Mann wie in der Unterhaltung mit einem Spazirgänger, dessen Namen und Stand er nicht kennt." Dieses Urtheil hat Ernst Schweninger, der ihn ganz sicher am Besten liebt, mir oft bestätigt; und Franz von Lenbach hat dann etwa hinzugefügt: „Der? Der lebt ja in einer ganz anderen Welt, Den beirrt gar nichts und wir Alle zusammen kribbeln nur so durch seine Visionen hin." Ich glaube, sie haben Recht; nur in schlechten Theaterstücken habe ichs ungläubig erlebt, daß mit dem Szenenwechsel auch die Charaktere sich wandelten; der Schreiber der Briefe an „die Arnimen", an Polte Gerlach und John Lothrop Motley, der Tischnachbar der schönen Eugenie, der Zauberer der Wilhelmstraße, der Verbannte und der vom Winter ungnädigen Mißvergnügens scheinbar Befreite: sie Alle scheinen mir eine Person, eine in ihrer Einheitlichkeit starke Individualität, die im Erleben reifte, deren Prägung aber stets unverändert blieb.

Man muß in Berlin, in der säuerlich scharfen Atmosphäre verspäteter Achtundvierziger, aufgewachsen sein, um ganz begreifen zu können, was wir Jungen noch lange nach dem großen Kriege uns unter Bismarck so ungefähr vorstellten. Ein Wärwolf ist dagegen ein zierliches, liebenswürdiges Geschöpf. Alles Unglück, so lehrte man uns Tag für Tag und so stand es ja auch in den Zeitungen, die altkluge Neugier beschnüffelte, kommt eigentlich von Bismarck, dessen ganzes Lebenswerk auf schnöde Gewaltthat, auf frivole Rechtsverletzung und frechen Eidbruch gegründet ist, der das arme Volk aussaugt und schindet, an neuen Steuern ein Hundert-Millionen-Projekt nach dem anderen entwirft, nur zu seinem Privatvergnügen und um den fürchterlichen Moloch des Militarismus zu füttern. Er selbst wurde von den freundlichsten Beurtheilern etwa so geschildert, wie er im Börsen-Epos Zolas abgemalt ist: „Un colosse, vêtu d'un uniforme blanc, éclatant et superbe, riant d'un rire large, les yeux gros, le nez fort, avec une mâchoire puissante que barraient des moustaches de conquérant barbare." Auch der an einer anderen Stelle von Zola bevorzugte

Hosted by Google

Vergleich mit einer treuen Dogge fehlte schon damals nicht; nur pflegten die berliner Epiker die Bissigkeit noch weit mehr als die Treue des Thieres zu betonen. Keine Spur von klug nachspähender Psychologie; man folgerte nach übel aprioriſcher Sitte: So ist er und so mußte er deshalb handeln, aus solchen Beweggründen, statt zu fragen: Wie ist er, der so gehandelt hat, und aus seinem Handeln und Unterlassen ihn dann zu erklären und zu beurtheilen. Dahinter kam man ja allgemach, als man älter wurde, aber das Innerlichste der Persönlichkeit blieb Einem doch fern und fremd. Der Mann war zu weit, zu groß, und da in der Nähe Alles ihn nur bäuchlings bestaunte, war auch von den in die Intimität Zugelassenen nichts Rechtes zu erfahren. Er hatte unzählige détracteurs und manchen Béranger gefunden, aber noch keinen Taine, der den Riesen uns klinisch erklärte.

Als wärs gestern gewesen, so genau weiß ich noch, wie mir zu Muth war, als ich zum ersten Male nach Friedrichsruh fuhr. Die Befangenheit war natürlich; ihr gesellte sich aber noch ein banges Zittern vor dem möglichen Verlust einer Illusion; es giebt gar so viele berühmte Männer, die bei näherer Bekanntschaft enttäuschen. Und nun — zu meinem Entsetzen war ich von der Bahn direkt ins Eßzimmer geleitet worden — nun erhob sich im hellen Schneelicht schwer eine mächtige Gestalt und eine hohe und höfliche Stimme bot gütigen Gruß. Alles an dem Manne ist schön: das gewaltige Auge, die fast mädchenhafte Zartheit der Haut, die den mächtigen Schädel umspannt, die schlanke und frische Hand, die nicht einem Greis, sondern einem soignirten Diplomaten von fünfzig Jahren anzugehören scheint. Er wirkt in dem langen schwarzen Rock, mit dem altväterischen Halstuch, wie ein aus der Goethe-Zeit Zurückgebliebener, der in heiterer Ruhe auf das wirre Treiben ringsum schaut. In der Uniform erscheint er massiger, mythischer, möchte ich sagen; aber von seiner feinen Besonderheit nimmt sie doch Einiges hinweg. Er ist kein Kavallerist wie andere Kavalleristen, ist, trotz Küraß und Ehrenpallasch, im Grunde gar kein Soldat; er erzählte selbst einmal, daß er es nie dahin gebracht habe, bei wichtigen Anlässen vorschriftmäßig adjustirt zu sein, und als der oberste Kriegsherr im Schlosse seinen General-Obersten empfing, da merkte Der viel zu spät, daß er die Achselstücke vergessen hatte. Das künstlerische, das tief poetische Element in Bismarcks Natur, das Lenbachs rastlos erneuter Eifer so meisterhaft nachgefühlt hat, ist durch die Uniform vielleicht dem Blick der Betrachter verhüllt worden. Mir trat es bei der ersten Begegnung gleich plastisch

Hosted by Google

entgegen und ich begriff sofort, warum diese Erscheinung oft so falsch und so thöricht beurtheilt worden ist. Die Syntheſe fehlte, die Einsicht in das Weſen des Genies, das immer naiv ist und niemals aus komplizirter Berechnung heraus seine Pläne spinnt. Man hat Bismarck zu einem Fabelweſen von ungeheuerlicher Intelligenz und nahezu zarathustrischer Moralinlosigkeit gemacht, zu einem Manne, der Alles weiß und schlau Alles erwägt, der in der Wahl der Mittel aber niemals bedenklich ist. So sieht der Genius durch die Brille der Mittelmäßigkeit aus, der temperamentlosen, kurzsichtigen, spekulativen; so sieht auch der einseitig nach der Verstandesschärfe Gebildete den genialen Menschen: so sah Börne einst Goethe. Ein Stückchen, und wärs nur das winzigste, von einem Künstler muß in Jedem lebendig sein, der menschliche Größe ermeſſen will. Wenn man Bismarck in seinem Treffen und Fehlen nicht als eine naiv aus dem Instinkt heraus schaffende Persönlichkeit gelten läßt, wird man zu den abenteuerlichsten Irrthümern gelangen. Sybel hat ihn dem Themistokles verglichen, an dem Thukydides die Fähigkeit rühmt, durch die Macht seiner Natur in kurzem Nachdenken sofort das für den Augenblick Erforderliche zu finden. Vielleicht kann man ihn noch beſſer einem Jäger vergleichen, dem die Witterung das Ueberlegen und Nachdenken ersetzt. Er hat in seinem langen Leben auf allerlei Hasen und Hirsche und Keiler gezielt, wohl auch oft auf bösartigeres Gethier; immer wartete er die Witterung ab, und stieg ihm die unangenehm in die Nase, dann gab es für ihn keine Schonzeit und keine Rücksicht auf noch nicht jagdbares Wild, dann knallten die Büchsen, — und mitunter sah der Jäger erst beim Beschreiten der Strecke, was er da eigentlich niedergeschoſſen hatte. Nachher kamen dann die Ganzklugen und erfanden ex post einen umständlich schlauen Plan, deſſen Einzelheiten der rüstige Waidmann selbst wohl oft genug in heiterem Staunen vernahm.

Otto Bismarck kann, so wie er wirklich ist, in der silbernen Vornehmheit seines Weſens, ohne Retouche beſtehen. Narren nur oder Lakaien können leugnen, daß er häufig gefehlt hat wie ein ganz sterblicher Mensch und daß er von altpreußisch begrenzten Vorurtheilen ein reichliches Väter-Erbe im Blut trägt. Das höchste Glück der Erdenkinder aber hat er erreicht und gewährt: die Persönlichkeit. Er denkt, er spricht, er schreibt wie kein Anderer. Nie habe ich von ihm ein banales Alltagswort gehört, ob er nun von Politik oder von Küchen-

Hosted by Google

fragen, von landwirthschaftlichen Sorgen oder von weltgeschichtlichen Ereignissen sprach. Er hat viel gelernt, Mancherlei gelesen und am Meisten erlebt; auf keinem Gebiet ist er fremd und ein wunderbar zähes Gedächtniß giebt ihm die Möglichkeit, bei der leisesten Berührung die angeschlagene Saite gleich fortspielen zu lassen. Und im Lernen, Lesen, Erleben hat er doch die Ursprünglichkeit des Empfindens nicht verloren, die ihn über alle Fährlichkeiten hinwegführt; als ihn im Herbst 1894 der schwerste Verlust traf, hat er sich an das letzte Bett seiner Johanna gesetzt und sich wie ein Kind ausgeschluchzt; er war im Schlafrock, ohne Strümpfe, und saß und weinte still vor sich hin ... Wo ist der Heros von achtzig Jahren, der selbst vor den Allernächsten sich so sehen lassen dürfte? Freilich: Goethe hat Recht, wenn er seine Ottilie in ihr Tagebuch schreiben läßt, der Held könne nur vom Helden anerkannt werden, während der Kammerdiener nur Seinesgleichen zu schätzen wisse. Aber hier ist der Held, den auch die Kammerdiener bewundern, der große Mann, auf den auch das Gehudel der Kleinen sich etwas zu Gute thut. Es ist eben ein Bezwingendes in diesem stärksten Charmeur, eine geschlossene Einheitlichkeit, der selbst der stumpfe Sinn sich nicht entzieht, und ein kindhafter Adel, den Alles kleidet. Man braucht die schwerfälligen Verstandeskrücken nicht, braucht nicht durch die Erinnerung daran, daß man neben dem Schöpfer und Zerstörer von Reichen sitzt, künstlich die Autosuggestion zu schaffen, um den Mann zu bewundern und herzlich zu lieben, der 1815 geboren wurde und aus dessen Wesen 1895 dennoch kein einziger falscher Ton hervorklingt. Er wird von den Besten geliebt und verdient ihre Liebe, weil, in der schwachgemuthen Epoche des Mitleidens mit dem unendlich Kleinen, es Trost und stolze Freude gewährt, zu sehen, wie vor dem Walten der mächtigen Individualität die Grenzen der Menschheit sich weiten können.

* * *

Der alte Herr Moritz Busch, Bismarcks Büschchen, hat am Morgen nach dem Tode des Fürsten im Berliner Lokalanzeiger das Entlassungsgesuch veröffentlicht, das der erste Kanzler des Deutschen Reiches auf den zweimal an einem Tage ihm überbrachten Befehl des Kaisers am achtzehnten März 1890 einreichte. Seit dem Kronrath vom vierundzwanzigsten Januar, nach dessen Schluß dem Kaiser hinterbracht wurde, der Kanzler habe die preußischen Minister „vorher festgelegt", und mehr noch seit dem sechzehnten Märzmorgen, wo, als der Kaiser die private

Hosted by Google

Unterredung des Fürsten mit Windthorst hart getadelt und sich die Fortsetzung solchen von ihm nicht kontrolirten Verkehrs mit Abgeordneten entschieden verbeten hatte, das Wort fiel: „Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau", — seit diesen Vorgängen war das Verhältniß zwischen Kaiser und Kanzler unhaltbar geworden. Andere Differenzen — über den Werth der Kabinetsordre vom achten September 1852, die dem Präsidenten des preußischen Staatsministeriums die seiner Verantwortlichkeit entsprechende Einflußsphäre sicherte, über die Nützlichkeit einer schnellen Erwiderung des Zarenbesuches, eine zweite Reise nach Rom, die Behandlung der Sozialdemokratie und die Stellung zu Rußland — waren früher schon aufgetaucht, Fürst Bismarck hatte den Eindruck, „daß seine Dienste nicht mehr beansprucht wurden", und nur seine Gewissenhaftigkeit, nur das Gefühl, in der Stunde ernster Gefahr und unheilvoller Verwirrung nicht, wie ein empfindlicher Zärtling, von der Fahne desertiren zu dürfen, hielt ihn noch im Amt. Zum Neujahrstage hatte ihm der Kaiser geschrieben, er hoffe, den „treuen und erprobten Rath" des Kanzlers sich noch lange erhalten zu sehen. Diese Stimmung schien nun geschwunden; der Kanzler konnte über „kränkendes, unverdientes Mißtrauen" klagen, im Staatsministerium bröckelte es, auch in der Leitung der Reichsgeschäfte stieß der früher Allmächtige auf stille, aber unüberwindliche Widerstände: er mußte merken, daß die Zeit froher, ungehemmter Arbeit für ihn vorüber war. „Wie eine Erleichterung", sagt Professor Horst Kohl im Nachtrag zu seiner Gesammtausgabe der Reden Bismarcks, „begrüßte er daher die Aufforderung zum Rücktritt, die am siebenzehnten März morgens in amtlicher Form und ohne Klausel ihm zuging. Am Nachmittag des selben Tages versammelte er die Minister um sich zu einer letzten Berathung, in der er sie von den Vorfällen der letzten Tage unterrichtete. Der Kaiser, dem von einem der Minister alsbald berichtet ward, was im Ministerrath geschehen war, nahm daraus die Veranlassung, am Abend des siebenzehnten März in einem amtlichen Excitatorium erneut die Einreichung des Rücktrittsgesuches zu verlangen." Bismarcks „Gesuch", das die Ausführung eines Befehles war, lautet:

Berlin, am achtzehnten März 1890.

Bei meinem ehrfurchtvollen Vortrage vom fünfzehnten d. Mts. haben Eure Majestät mir befohlen, den Ordre-Entwurf vorzulegen, durch welchen die Allerhöchste Ordre vom achten September 1852, welche die Stellung eines Ministerpräsidenten seinen Kollegen gegen-

Hosted by Google

über seither regelte, außer Geltung gesetzt werden soll. Ich gestatte mir über die Genesis und Bedeutung dieser Ordre nachstehende allerunterthänigste Darlegung.

Für die Stellung eines „Präsidenten des Staatsministeriums" war zur Zeit des absoluten Königthumes kein Bedürfniß vorhanden und es wurde zuerst auf dem Vereinigten Landtage von 1847 durch die damaligen liberalen Abgeordneten (Mevissen) auf das Bedürfniß hingewiesen, verfassungmäßige Zustände durch Ernennung eines „Premier-Ministers" anzubahnen, dessen Aufgabe es sein würde, die Einheitlichkeit der Politik des verantwortlichen Gesammtministeriums zu übernehmen. Mit dem Jahre 1848 trat diese konstitutionelle Gepflogenheit bei uns ins Leben und wurden „Präsidenten des Staatsministeriums" ernannt in Graf Arnim, Camphausen, Graf Brandenburg, Freiherr von Manteuffel, Fürst von Hohenzollern, nicht für ein Ressort, sondern für die Gesammtpolitik des Kabinets, also der Gesammtheit der Ressorts. Die meisten dieser Herren hatten kein eigenes Ressort, sondern nur das Präsidium, so zuletzt vor meinem Eintritt der Fürst von Hohenzollern, der Minister von Auerswald, der Prinz von Hohenlohe. Aber es lag ihm ob, in dem Staatsministerium und dessen Beziehungen zum Monarchen diejenige Einigkeit und Stetigkeit zu erhalten, ohne welche eine ministerielle Verantwortlichkeit, wie sie das Wesen des Verfassunglebens bildet, nicht durchführbar ist. Das Verhältniß des Staatsministeriums und seiner einzelnen Mitglieder zu der neuen Institution des Ministerpräsidenten bedurfte sehr bald einer näheren, der Verfassung entsprechenden Regelung, wie sie im Einverständniß mit dem damaligen Staatsministerium durch die Ordre vom achten September 1852 erfolgt ist. Diese Ordre ist seitdem entscheidend für die Stellung des Ministerpräsidenten zum Staatsministerium geblieben und sie allein gab dem Ministerpräsidenten die Autorität, welche es ihm ermöglicht, dasjenige Maß von Verantwortlichkeit für die Gesammtpolitik des Kabinets zu übernehmen, welches ihm im Landtag und in der öffentlichen Meinung zugemuthet wird. Wenn jeder einzelne Minister Allerhöchste Anordnungen extrahiren kann, ohne vorherige Verständigung mit seinen Kollegen, so ist eine einheitliche Politik, für welche Jemand verantwortlich sein kann, nicht möglich. Keinem Minister, und namentlich nicht dem Ministerpräsidenten, bleibt die Möglichkeit, für die Gesammtpolitik des Kabinets die verfassungmäßige Verantwortlichkeit zu tragen. In

Hosted by Google

der absoluten Monarchie war eine Bestimmung, wie sie die Ordre von 1852 enthält, entbehrlich und würde es noch heute sein, wenn wir zum Absolutismus, ohne ministerielle Verantwortlichkeit, zurückkehrten. Nach den zu Recht bestehenden verfassungmäßigen Einrichtungen aber ist eine präsidiale Leitung des Ministerkollegiums auf der Basis der Ordre von 1852 unentbehrlich. Hierüber sind, wie in der gestrigen Staatsministerialsitzung festgestellt wurde, meine sämmtlichen Kollegen mit mir einverstanden und auch darüber, daß auch jeder meiner Nachfolger im Ministerpräsidium die Verantwortlichkeit nicht würde tragen können, wenn ihm die Autorität, welche die Ordre von 1852 verleiht, mangelte. Bei jedem meiner Nachfolger wird dieses Bedürfniß noch stärker hervortreten als bei mir, weil ihm nicht sofort die Autorität zur Seite stehen wird, die mir ein langjähriges Präsidium und das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser bisher verliehen hat. Ich habe bisher niemals das Bedürfniß gehabt, mich einem Kollegen gegenüber auf die Ordre von 1852 ausdrücklich zu beziehen. Die Existenz derselben und die Gewißheit, daß ich das Vertrauen der beiden hochseligen Kaiser Wilhelm und Friedrich besaß, genügten, um meine Autorität im Kollegium sicher zu stellen. Diese Gewißheit ist heute aber weder für meine Kollegen noch für mich selbst vorhanden. Ich habe daher auf die Ordre vom Jahre 1852 zurückgreifen müssen, um die nöthige Einheit im Dienst Eurer Majestät sicher zu stellen.

Aus vorstehenden Gründen bin ich außer Stande, Eurer Majestät Befehl auszuführen, laut dessen ich die Aufhebung der vor Kurzem von mir in Erinnerung gebrachten Ordre von 1852 selbst herbeiführen und kontrasigniren, trotzdem aber das Präsidium des Staatsministeriums weiterführen soll.

Nach den Mittheilungen, welche mir der General von Hahnke und der Geheime Kabinetsrath Lucanus gestern gemacht haben, kann ich nicht im Zweifel sein, daß Eure Majestät wissen und glauben, daß es für mich nicht möglich ist, die Ordre aufzuheben und doch Minister zu bleiben. Dennoch haben Eure Majestät den mir am fünfzehnten ertheilten Befehl aufrecht erhalten und in Aussicht gestellt, mein dadurch nothwendig werdendes Abschiedsgesuch zu genehmigen. Nach früheren Besprechungen, die ich mit Eurer Majestät über die Frage hatte, ob Allerhöchstdenselben mein Verbleiben im Dienst unerwünscht

Hosted by Google

sein würde, durfte ich annehmen, daß es Allerhöchstdenselben genehm sein würde, wenn ich auf meine Stellungen in Allerhöchstdero preußischen Diensten verzichtete, im Reichsdienst aber bliebe. Ich habe mir bei näherer Prüfung dieser Frage erlaubt, auf einige bedenkliche Konsequenzen dieser Theilung meiner Aemter, namentlich hinsichtlich des kräftigen Auftretens des Kanzlers im Reichstage, in Ehrfurcht aufmerksam zu machen, und enthalte mich, alle Folgen, welche eine solche Scheidung zwischen Preußen und dem Reichskanzler haben würde, hier zu wiederholen. Eure Majestät geruhten darauf, zu genehmigen, daß einstweilen Alles beim Alten bliebe. Wie ich aber die Ehre hatte, auseinanderzusetzen, ist es für mich nicht möglich, die Stellung eines Ministerpräsidenten beizubehalten, nachdem Eure Majestät für dieselbe die capitis diminutio wiederholt befohlen haben, welche in der Aufhebung der Ordre von 1852 liegt. Eure Majestät geruhten außerdem, bei meinem ehrfurchtvollen Vortrage vom fünfzehnten d. Mts. mir bezüglich der Ausdehnung meiner dienstlichen Berechtigung Grenzen zu ziehen, welche mir nicht das Maß der Betheiligung an den Staatsgeschäften, der Uebersicht über letztere und der freien Bewegung in meinen ministeriellen Entschließungen und in meinem Verkehr mit dem Reichstage und seinen Mitgliedern lassen, deren ich zur Uebernahme der verfassungmäßigen Verantwortlichkeit für meine amtliche Thätigkeit bedarf. Aber auch, wenn es thunlich wäre, unsere auswärtige Politik unabhängig von der inneren und die äußere Reichspolitik so unabhängig von der preußischen zu betreiben, wie es der Fall sein würde, wenn der Reichskanzler der preußischen Politik eben so unbetheiligt gegenüberstände wie der bayerischen oder sächsischen und an der Herstellung des preußischen Votums im Bundesrathe dem Reichstage gegenüber keinen Theil hätte, so würde ich doch nach den jüngsten Entscheidungen Eurer Majestät über die Richtung unserer auswärtigen Politik, wie sie in dem Allerhöchsten Handschreiben zusammengefaßt sind, mit dem Eure Majestät die Berichte des Konsuls in Kiew gestern begleiteten, in der Unmöglichkeit sein, die Ausführung der darin vorgeschriebenen Anordnungen bezüglich der auswärtigen Politik zu übernehmen. Ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinne der beiden hochseligen Vorgänger Eurer Majestät in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat und deren über Erwarten große Bedeutung mir .... nach seiner Rückkehr aus Petersburg bestätigt hat.

Hosted by Google

Es ist mir bei meiner Anhänglichkeit an den Dienst des Königlichen Hauses und an Eure Majestät und bei der langjährigen Einlebung in Verhältnisse, welche ich bisher für dauernd gehalten hatte, sehr schmerzlich, aus der gewohnten Beziehung zu Allerhöchstdenselben und zu der Gesammtpolitik des Reiches und Preußens auszuscheiden; aber nach gewissenhafter Erwägung der Allerhöchsten Intentionen, zu deren Ausführung ich bereit sein müßte, wenn ich im Dienst bliebe, kann ich nicht anders, als Eure Majestät allerunterthänigst bitten, mich aus dem Amte des Reichskanzlers, des Ministerpräsidenten und des preußischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten in Gnade und mit der gesetzlichen Pension entlassen zu wollen. Nach meinen Eindrücken in den letzten Wochen und nach den Eröffnungen, die ich gestern den Mittheilungen aus Eurer Majestät Civil- und Militärkabinet entnommen habe, darf ich in Ehrfurcht annehmen, daß ich mit diesem meinem Entlassungsgesuch den Wünschen Eurer Majestät entgegenkomme und also auf eine huldreiche Bewilligung mit Sicherheit rechnen darf. Ich würde die Bitte um Entlassung aus meinen Aemtern schon vor Jahr und Tag Eurer Majestät unterbreitet haben, wenn ich nicht den Eindruck gehabt hätte, daß es Eurer Majestät erwünscht wäre, die Erfahrungen und die Fähigkeiten eines treuen Dieners Ihrer Vorfahren zu benutzen. Nachdem ich sicher bin, daß Eure Majestät derselben nicht bedürfen, darf ich aus dem politischen Leben zurücktreten, ohne zu befürchten, daß mein Entschluß von der öffentlichen Meinung als unzeitig verurtheilt wird. gez. von Bismarck.

Der Fürst mußte erstaunt sein, als er sechsunddreißig Stunden später das folgende Handschreiben des Kaisers erhielt:

Mein lieber Fürst!

Mit tiefer Bewegung habe Ich aus Ihrem Gesuche vom achtzehnten d. Mts. ersehen, daß Sie entschlossen sind, von den Aemtern zurückzutreten, welche Sie seit langen Jahren mit unvergleichlichem Erfolge geführt haben. Ich hatte gehofft, dem Gedanken, Mich von Ihnen zu trennen, bei unseren Lebzeiten nicht näher treten zu müssen; wenn Ich gleichwohl im vollen Bewußtsein der folgenschweren Tragweite Ihres Rücktrittes jetzt genöthigt bin, Mich mit diesem Gedanken vertraut zu machen, so thue Ich Dies zwar betrübten Herzens, aber in der festen

Hosted by Google

Zuversicht, daß die Gewährung Ihres Gesuches dazu beitragen werde, Ihr für das Vaterland unersetzliches Leben und Ihre Kräfte so lange wie möglich zu schonen und zu erhalten. Die von Ihnen für Ihren Entschluß angeführten Gründe überzeugen Mich, daß **weitere Versuche**, Sie zur Zurücknahme Ihres Antrages zu bestimmen, keine Aussicht auf Erfolg haben. Ich entspreche daher Ihrem Wunsche, indem Ich Ihnen hierneben den erbetenen Abschied aus Ihren Aemtern als Reichskanzler, Präsident Meines Staatsministeriums und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in Gnaden und in der Zuversicht ertheile, daß Ihr Rath und Ihre Thatkraft, Ihre Treue und Hingebung auch in Zukunft Mir und dem Vaterlande nicht fehlen werde. Ich habe es als eine der gnädigsten Fügungen in Meinem Leben betrachtet, daß Ich Sie bei Meinem Regirungantritt als Meinen ersten Berather zur Seite hatte. Was Sie für Preußen und Deutschland gewirkt und erreicht haben, was Sie Meinem Hause, Meinen Vorfahren und Mir gewesen sind, wird Mir und dem deutschen Volke in dankbarer, unvergänglicher Erinnerung bleiben. Aber auch im Auslande wird Ihrer weisen und thatkräftigen Friedenspolitik, die Ich auch künftig aus voller Ueberzeugung zur Richtschnur Meines Handelns zu machen entschlossen bin, allezeit mit ruhmvoller Anerkennung gedacht werden. Ihre Verdienste vollwerthig zu belohnen, steht nicht in Meiner Macht. Ich muß Mir daran genügen lassen, Sie Meines und des Vaterlandes unauslöschlichen Dankes zu versichern. Als ein Zeichen dieses Dankes verleihe Ich Ihnen die Würde eines Herzogs von Lauenburg. Auch werde Ich Ihnen mein lebensgroßes Bildniß zugehen lassen. Gott segne Sie, Mein lieber Fürst, und schenke Ihnen noch viele Jahre eines ungetrübten und durch das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht verklärten Alters. In diesen Gesinnungen bleibe Ich Ihr Ihnen auch in Zukunft treu verbundener, dankbarer Kaiser und König

Berlin, den zwanzigsten März 1890.

Wilhelm, I. R.

Zwei Tage später telegraphirte der Kaiser an den Großherzog von Weimar: „Mir ist so weh ums Herz, als hätte Ich Meinen Großvater noch einmal verloren! Es ist Mir aber von Gott einmal bestimmt; also habe Ich es zu tragen, wenn Ich auch darüber zu Grunde gehen sollte. Das Amt des wachthabenden Offiziers auf dem Staatsschiff ist Mir zugefallen. Der Kurs bleibt der alte; und nun ‚Volldampf voraus!'"

Hosted by Google

Die Antwort auf das Entlassungsgesuch mußte den Empfänger überraschen, weil sie, eben so wie die nach Weimar gerichtete Depesche, zu verrathen schien, daß es den Kaiser einen unendlich schweren seelischen Kampf gekostet habe, ehe er den Muth fand, dem ihn unsagbar schmerzenden Entschluß seines Kanzlers zuzustimmen, und weil sie von der Aussichtlosigkeit „weiterer Versuche" sprach, den Fürsten zur Zurücknahme seines Antrages zu bewegen. Irgend ein Versuch war nach dieser Richtung niemals gemacht worden, auch nicht der leiseste, indirekteste; es hatte sogar zweier kaiserlichen Excitatorien bedurft, um Bismarck zu dem über die nächste Zukunft der deutschen Geschicke entscheidenden Schritt zu drängen, und die aus den Worten „weitere Versuche" hörbare Andeutung des Bedauerns ist bis auf diesen Tag unverständlich geblieben. Schon deshalb ist es gut, daß der Wortlaut des Schreibens vom achtzehnten März jetzt allgemein bekannt geworden ist. Vielleicht wird das Volk, das von diesen Dingen bisher nichts Authentisches wußte, nun bald unzweideutig darüber aufgeklärt, ob damals etwa in hohen Regionen Zettelungen bestanden, die zwischen dem jungen Herrn und dem alten Diener Zwietracht zu stiften versuchten, und ob dem Kaiser, dem Bismarck als ein körperlich und geistig verfallender Morphinist geschildert wurde, am Ende auch über die Absichten des Kanzlers und über bei ihm vergeblich gethane Schritte falsche Nachrichten zugingen. Der Fürst hat die Veröffentlichung seines Entlassungsgesuches — er nannte es „eins in Anführungstrichen" — oft dringend gewünscht, er hat bedauert, daß es ihm, mit Rücksicht auf die darin berührten Staatsinteressen, nicht möglich sei, das Schreiben bei Lebzeiten selbst zu publiziren, aber bestimmt gehofft, es werde nach seinem Tode ans Tageslicht kommen. Herrn Busch ist vorgeworfen worden, er habe mit unanständiger Hast gehandelt; es wäre, sagten die Tadler, passender gewesen, wenigstens zu warten, bis der Leib des Großen die letzte Ruhstatt gefunden hat. Solche Sentimentalitäten hätte Bismarck höchstens mitleidig belächelt. Wenn die Kenntniß des Schreibens für die Beurtheilung eines noch dunklen Abschnittes unserer Geschichte wichtig ist, dann durfte sie nicht zimperlich verzögert werden. Der alte Herr Busch konnte mit gutem Recht glauben, im Geist seines früheren Gebieters zu handeln, da er nicht erst wartete, bis von irgend einer „maßgebenden Stelle" der Wunsch erging, das Entlassungsgesuch ruhen zu lassen. Kein ernsthafter, um die Entwickelung der heimischen Verhältnisse besorgter Mensch wird jetzt geneigt sein, ohne Noth, ohne äußersten Zwang traurige Erscheinungen grell zu beleuchten und zur alten neue Bitterkeit zu häufen. Aber ein mündiges

Hosted by Google

Volk darf auch die Trauertage nicht in der Kinderstube vergreinen. Manchen Sanftmüthigen mag es erfreulich dünken, daß die Leute, die Bismarck das Leben am Meisten vergällt haben, den Toten nun wie einen Halbgott feiern und im Ersinnen neuer Ehren für ihn unerschöpflich scheinen; wer an die Möglichkeit glaubt, klaffende Gegensätze mit Pflästerchen zu überkleben, wird von diesen Bemühungen entzückt sein. Besser aber und würdiger als durch pomphafte Veranstaltungen, die schon der Lebende sehr gering schätzte, ehrt man unseren Fürsten durch den Muth der Wahrhaftigkeit, ehrt ihn Jeder, der nach bestem Wissen und Gewissen auszusprechen versucht, „was ist". Ein Volk, das solchen Helden erst geschminkt und offiziell hergerichtet sehen möchte, ehe es ihm im Pantheon einen Platz anweist, wäre des Helden wahrlich nicht werth ... Bismarck wollte seine politische Lebensarbeit als mit dem Tode des alten Kaisers abgeschlossen betrachtet sehen und für die bald darauf folgende Entwickelung nicht verantwortlich gemacht werden; deshalb wünschte er, auf seinem Leichenstein solle die schlichte, fast allzu demüthige Inschrift stehen: „Fürst Bismarck, ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms des Ersten." An diese Dienstzeit dachte wohl Herr Busch, als er seiner nützlichen Enthüllung das Motto aus dem Buch Jesus Sirach gab: „Es stehet in Gottes Händen, daß es einem Regenten gerathe; Derselbige giebt ihm einen löblichen Kanzler. Einem weisen Knecht muß der Herr dienen; und ein vernünftiger Herr murret nicht darum." Das deutsche Volk hat jetzt die Gründe kennen gelernt, die den löblichen Kanzler aus dem Dienst des dritten Kaisers trieben und ihn zwangen, acht Jahre thatenlos zu verseufzen; sie harrt der Ergänzung, die nur der gekrönte Vertrauensmann der Nation ihr gewähren oder versagen kann.

* * *

Goethe läßt die in die irdische Hülle des Nestorssohnes Antilochos gekleidete Pallas Athene also zu Achilles sprechen, der ein kurzes, rühmliches Leben einer langen, ermattenden Laufbahn vorzog:

Stirbt mein Vater dereinst, der graue, reisige Nestor,
Wer beklagt ihn alsdann? Und selbst von dem Auge des Sohnes
Wälzet die Thräne sich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.
Aber der Jüngling, fallend, erregt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf und Jedem stirbt er aufs Neue,
Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünscht.

Völlig vollendet, wie Nestor, ist Bismarck gestorben. Dennoch erregt er, fallend, unendliche Sehnsucht und dem Dreiundachtzigjährigen

Hosted by Google

folgt in die Familiengruft der Seufzer, der Goethes Göttin beim Tode des Achilles von der Lippe glitt: „Ach, daß schon so frühe das schöne Bildniß der Erde fehlen soll, die weit und breit am Gemeinen sich freuet!“ Ist es nicht wunderbar, nicht ein nie vorher noch gesehenes Schauspiel, daß um einen an der Grenze des Daseins angelangten, fast ein Jahrzehnt nun schon machtlosen Greis in der Germanenwelt getrauert wird, als wäre ein heldisch ins Leben blickender Jüngling gestorben, dessen lockiges Haupt die Hoffnung mit der Strahlenkrone des Retters schmücken zu dürfen wähnte? Das seltsame Räthsel wird nicht gelöst, wenn man den Staunenden sagt, die Trauer gelte nicht dem Manne, sondern der Zeit, als deren letzter, größter Repräsentant er ins Grab gesunken sei; die Heroenzeit der deutschen Geschichte ist seit dem März 1888 dahin, seit dem März 1890 eingeurnt, das Gewimmel der Vielzuvielen fühlt sich an den immer gedeckten Prunktafeln der neuen Aera einstweilen sehr wohl, und wer an vergangene Herrlichkeit zu erinnern wagte, Der wurde, während man lärmend weit und breit am Gemeinen sich freute, als ein Festspielverderber barsch in den Winkel gewiesen. Nein: die Totenklage des lebenden Geschlechtes, das zu neuen Ufern ein neuer Kahn lockt, gilt nicht der entschwundenen Zeit, gilt auch nicht dem Politiker, dem Reichsgründer, dessen Tagewerk nach der Ansicht der Mehrheit gethan war und der in Lebensfragen der sozialen Rechtsordnung das moderne Empfinden oft zu entschiedenem, mitunter sogar zu empörtem Widerspruch zwang. Den Verlust eines unersetzbaren Menschen bejammert die Menschheit, Eines, den selbst der erbittertste Feind im harten Kampf der Meinungen nicht missen mochte, und unendliche Sehnsucht wird durch die Gewißheit geweckt, daß dem leidenschaftlichen Menschenbedürfniß, verehrend zu lieben, für lange, vielleicht für immer, der große Gegenstand fehlen wird. Keine ärgere Thorheit läßt sich denken als die der guten Leute, die den Fürsten Bismarck anderen Staatsmännern vergleichen, ihn etwa gar, wie es eben erst der wackere Herr Crispi that, zu ehren glauben, wenn sie ihn neben Gladstone stellen. Die Frage ist müssig, ob es stärkere, in der Einheit ihrer Weltanschauung besser zum Anspruch der Zeit gestimmte, mit hellerer Einsicht in nahende Nothwendigkeiten begabte Politiker gab, geben wird, geben kann: was den von langer Wanderung Rastenden aus der Reihe der politischen Meister hebt, ist, daß er mehr war als ein Politiker. Auch Gladstone wollte mehr sein; er schwitzte, als Polyhistor und Dilettant in allen schwierig scheinenden Wissenschaften, über Büchern und Papier und kam über eine kümmerliche Kärrnerarbeit doch nicht

Hosted by Google

hinaus. Bismarck war kein Buchmensch; er hatte nach heutigem Begriff nicht besonders viel, das Wenige aber gut gelesen und das einmal Aufgenommene nicht mit dem Ballast des Bildungphilisteriums überbürdet; wohl das Meiste von Dem, was Naturkenntniß und Oekonomie in den letzten Jahrzehnten geleistet haben, war dem Alternden fremd geblieben und er sprach über die Eroberungen der Wissenschaft von je her gern mit der Geringschätzung des Naturburschen, der von grauer Theorie nichts hält und über den Werth der gepriesenen Systeme die Nase rümpft. Er gehörte mit Haut und Haar von Jugend auf zum horazischen genus irritabile vatum: er hatte die leidenschaftliche Subjektivität, die empfindsamen Nerven, die musische Grundstimmung und das heiße Temperament des genial geborenen Künstlers. Deshalb sah er stets Menschen, wo Andere nur Sachen, nur theoretische Fragen sahen; deshalb konnte er sich von einem Vorurtheil, einer Sympathie oder Antipathie, die eine Persönlichkeit ihm erregt hatte, nur schwer wieder befreien; und deshalb lebte in seinem Sinn plastisch nur, was sein Auge erblickt hatte, und von der Lage des Industriearbeiters, der, bis er stirbt, in einer Riesenmaschine ein in ewigem, monotonem Gleichmaß bewegtes Rädchen ist, entstand ihm kaum eine klare Vorstellung. Ist es Zufall, daß den Politiker der Pfad so oft an ein Ziel führte, das er gar nicht gesucht hatte, — bis er eines Tages ironisch sagte, man komme am Weitesten, wenn man nicht wisse, wohin man gehe? Des alten Preußenstaates Art gegen alldeutsche Zuchtlosigkeit und Nationalitätenschwindel zu bewahren, war der eigensinnige Borusse ausgezogen: er fand eine Kaiserkrone und bereitete rüstig noch die Zeit, da Preußen in Deutschland aufgehen muß. Für junkerliche Ideale wollte der feudale Genosse der Stahl und Gerlach, der Hasser bürgerlicher Anmaßung, kämpfen: er wurde der Exponent der großbourgeoisen Entwickelung und führte das früher befehdete Bürgerthum auf den Gipfel industrieller und händlerischer Macht. Nur die Leidenschaft, deren Wirbelwind die Sehweite kürzt, kann solche Irrsal erklären. Und es ist keine Uebertreibung, zu sagen, daß Bismarck in Leidenschaften lebte und starb; sie glühten, wie Lava aus dünner Schneeschicht, noch aus den Gebieterzügen des Greisenhauptes hervor. Hier wurzelte seine Kraft, wurzelten auch seine wundervollen Tragoedienfehler, — wenn durchaus denn moralisirend von Fehlern des Genius gesprochen werden muß. Man liebt im neuen Deutschland das stürmische Temperament nicht; man hat es selbst Bismarck nur gnädig verziehen. Aber die Leidenschaftlichen bleiben bis zum letzten Wank jung und wecken im Scheiden noch, wie der schöne Pelide, unendliche Sehnsucht.

Hosted by Google

Letzter Gruß.

Schwarz zog es heran in Todesgestalt
Und es rauschte und brauste im dunklen Wald —

Da that Er den letzten Athemzug
Und neigte das Haupt — es war genug.

Beim trüben, flackernden Kerzenlicht
Da liegt nun das starre Angesicht.

Laßt uns eine kurze Weile hinein,
Einen Augenblick, bitt' ich, laßt uns allein.

Und was Du im Leben nimmer erlaubt:
Laß uns niederknien, laß uns kränzen das Haupt.

Laß uns küssen die wächserne, kalte Hand,
Die so kräftig für uns den Schwertgriff umspannt,

Laß uns küssen die Stirn, die für uns gedacht,
Die für uns gesorgt und für uns gewacht,

Laß uns küssen die Lippen tot und bleich,
Die an blühendem Wort, an Gedanken so reich,

Laß uns küssen das Herz, das so fest und treu
Und so grad und so stolz und so jung und so frei.

Wohl bist Du der Kanzler ewiglich;
Doch uns warst Du mehr: wir liebten Dich.

Hosted by Google

Wohl brauſt der Ruhm, wohl gleißt die Ehr',
Doch die Liebe iſt beſſer — und Dir galt ſie mehr.

Sie war nicht erloſchen, ſie iſt nicht verloht,
Sie trug die Verbannung, ſie trägt den Tod.

Und als Dich die Welt vereinſamt ſah,
Wir waren in Wort und Gedanken Dir nah.

So laß uns auch nun die Erſten ſein,
Zu knien und zu trauern am Totenſchrein . . .

Nun kommt und laßt uns vorübergehn —
O könnteſt Du uns noch einmal ſehn!

Zu Tauſend und Tauſend, in endloſer Reih'
Von nah und fern — vorbei, vorbei . . .

Und den letzten Gruß mit Mund und Hand
Und den thränenden Blick Dir 'zugewandt:

Leb wohl, leb wohl, der Du unſer biſt,
Den ein deutſches Herz nie und nimmer vergißt . .

Nun mag die Welt ihren Toten haben
Und ihn mit Pomp und Poſaunen begraben.

Hamburg. Theodor Suſe.

Hosted by Google

Ein neuer Stand.

Der Kaiser hat die Professoren Slaby, Launhardt und Intze an den Technischen Hochschulen zu Charlottenburg, Hannover und Aachen in das Herrenhaus berufen. Das ist eine Ehrung, die, wie ausdrücklich betont wurde, die hohe Stellung bezeichnen soll, die die Technik am Ende des Jahrhunderts sich in der Welt errungen hat. Die Ingenieure sind dadurch salonfähig, ihre offiziellen Vertreter hoffähig geworden.

Der Beruf des Ingenieurs galt bisher in Deutschland nicht als „vornehm". Man sah in ihm mehr den Arbeiter, der an ein eng umgrenztes, dem gebildeten Publikum in seinen Einzelheiten durchaus unzugängliches Fach gebunden war und dem die feinere Bildung, wie sie auf den Universitäten gelehrt wird, fehlt. Und diese Beurtheilung traf nicht nur den Menschen, den Vertreter des Faches, sondern auch alle Dinge, die mit ihm und seinem Beruf in Verbindung standen, selbst seine literarischen Leistungen. Das läßt ein Blick in unsere vornehmsten Zeitschriften erkennen. Mag auch eine noch so hervorragende technische Neuerung dort geschildert werden, durch die der Wohlstand des Volkes vermehrt und ihr Leben veredelt werden kann: der Bericht darüber steht hinter dem gleichgiltigsten politischen Artikel. Es ist kaum nöthig, zu erwähnen, wie ganz anders die Stellung der Vertreter der praktischen Künste in den anderen Großstaaten sich gestaltet hat, wo man in ihnen die wesentlichsten Kulturträger und die wirklichen Vermehrer des Volksvermögens sieht. Eigentlich ist die ungünstige Stellung des Ingenieurs in Deutschland nicht einmal ganz verständlich; denn seine Vorbildung ist meist die selbe wie die seiner akademischen Genossen. Auch er hat, genau wie der zukünftige Jurist, Theologe, Arzt und Lehrer, an der konservativsten der Wissenschaften, die das Gymnasium bietet, zuerst seinen Geist geschult. Aber in dem Augenblick, wo er die Matrikel auf der Technischen Hochschule empfangen hat, sinkt auch sein gesellschaftlicher Werth seinen früheren Mitschülern gegenüber, die in die Hallen der Alma Mater aufgenommen wurden.

Es wäre interessant, einmal die Wissensmenge, die der Hochschulingenieur, um den Forderungen des Staates zu genügen, in sich aufnehmen muß, mit der Summe der Kenntnisse zu vergleichen, die der Jünger der Jurisprudenz zu bewältigen hat. Natürlich bin ich nicht so kindlich, die Wissenschaften gegen einander abschätzen zu wollen; ich spreche hier nur von den Anforderungen, die der Staat an seine Kandidaten stellt. Dem Juristen gelingt es meist während eines Jahres, mit der Hilfe eines geschickten Einpaukers sein Ziel zu erreichen; beim Techniker ist eine abgekürzte Methode ganz ausgeschlossen und nur ein anstrengendes, ununterbrochenes Studium während der acht oder mehr Semester befähigt ihn zum Examen. Aber die Hochschule bestrahlt ihre Jünger noch immer mit einem gewissen Glanz; er schwindet, sobald der junge Ingenieur in das Leben selbst eintritt. Seine gesellschaftliche Stellung ist nun eine höchst bescheidene, besonders, wenn man sie mit dem glänzenden Relief vergleicht, das den Regirungsassessor oder gar den jungen Staatsanwalt umgiebt. Je weiter unser Ingenieur auf der bürgerlichen Stufenleiter aufsteigt, um so mehr häufen sich die Vorurtheile gegen seinen Stand und er erfährt bei jeder Gelegenheit und an allen Orten, daß er einer minderwerthigen Klasse angehört. Gelingt es ihm gar, durch Geist und Fleiß so weit emporzuklimmen, daß er es

Hosted by Google

wagen darf, an das Thor zu klopfen, das zur ersten Stellung in irgend einem Amt führt, dann muß er erfahren, daß für ihn sich dieses Thor niemals öffnet. Fast alljährlich wird denn auch in den Zeitungen darüber geklagt, daß die leitenden Stellungen in technischen Staatsbetrieben durch Juristen und nicht durch Fachleute besetzt werden; und wiederholt ist in den Parlamenten in heißen Debatten dieser Uebelstand besprochen worden. Gewöhnlich wird dann erwidert, daß eine erste Stellung stets ein Verwaltungamt sei, für das der Jurist eben am Besten passe. Auf unseren Technischen Hochschulen empfängt jetzt aber auch der Ingenieur die Rechtskenntnisse, die zur Verwaltung und Leitung irgend einer technischen Behörde nothwendig sind. Die Frage ist aber viel besser zu beurtheilen, wenn man die Verwaltungweise in den großen technischen Privatbetrieben ins Auge faßt. Man denke an die Geschäftshäuser der Siemens, der Krupp, der Borsig, der Rathenau und Anderer, an die Eisenbahnkönige in den Vereinigten Staaten und an die großen Privatunternehmungen in anderen Kulturländern. Ihre Geschäftsleitung wurde fast in allen Fällen durch den Erfolg gekrönt, ja, die staatlichen Verwaltungen erscheinen dagegen oft schwerfällig und minder geschickt. Diese Beobachtung wird theilweise allerdings durch das minderwerthige Material der Militäranwärter erklärt, das diese Verwaltungen, der Noth gehorchend, verbrauchen müssen. Jedenfalls ist nicht zu übersehen, daß die Leiter in den Privatbetrieben fast immer Techniker, zuweilen Kaufleute, niemals aber Juristen sind und daß diese Betriebe dennoch vortrefflich gedeihen. Sollte, was im bürgerlichen Leben möglich ist, nicht auch in den staatlichen Verwaltungen zu erreichen sein?

Man wird antworten, daß die Frage nicht so gestellt werden darf, daß es sich hier nicht um das Können, sondern um das äußere Ansehen, um die soziale Stellung handelt. Man meint, ein höherer Jurist vertrete das Amt nach außen besser als der Ingenieur. Hier sind wir beim richtigen Wort angelangt: der Jurist repräsentirt besser, — wenigstens nach der Ansicht der maßgebenden Gesellschaft. Noch andere Umstände kommen hinzu. Bisher war man im Kreise der Techniker sehr gleichgiltig gegen Titel. Der akademisch gebildete Ingenieur und der einfache Zeichner führten in der Gesellschaft die selbe Flagge; während sonst unter den Akademikern der Mensch erst beim Doktor beginnt, stand der Ingenieur nackt und kahl und titellos innerhalb der Gesellschaft.

Unser Jahrhundert ist mit Recht das technische genannt worden; auch die Sitten und die gesellschaftlichen Regeln, die besonders konservativ zu sein pflegen, beugen sich nun der neuen Wissenschaft. Der Respekt vor dem Können unserer Ingenieure wächst von Tag zu Tag. Rein äußerlich zeigt sich Das auch im Gefüge unserer Staatsordnung, die jetzt dem staatlich geprüften Hochschüler die selben Titel verleiht wie dem jungen Juristen. Der Beruf des Ingenieurs ist „vornehm" geworden; er hat sich aus eigener Kraft seine Stellung erkämpft. Durch den neuesten Erlaß des Kaisers ist nun auch von höchster Stelle aus sein Werth für den Staat bestätigt worden. Mögen dieser äußeren Ehrung, die ich durchaus nicht unterschätze, bald auch praktische und greifbare Vergünstigungen folgen! Unsere Techniker sehnen sich nach einer einheitlichen, selbständigen Verwaltung ihrer Angelegenheiten, nach einem Ministerium für Technik, und wir wollen hoffen, daß dieser berechtigte Wunsch nicht allzu lange auf Erfüllung zu warten hat.

Franz Bendt.

Hosted by Google

Der Prokurator von Judaea.

Aelius Lamia, der aus vornehmem italienischen Geschlecht stammte, hatte noch nicht das Knabengewand abgelegt, als er schon die Schule von Athen bezog, um Philosophie zu studiren. Später nahm er seinen Aufenthalt in Rom. Dort führte er in seinem Hause unter jungen Lüstlingen ein üppiges Leben. Als man ihn eines sträflichen Verhältnisses mit Lepida, der Frau des Konsuls Sulpicius Quirinus, beschuldigte und sich diese Anschuldigung als wahr erwies, schickte ihn der Kaiser Tiberius ins Exil. Er war damals dreiundzwanzig Jahre alt. Während seiner achtzehn Jahre dauernden Verbannung durchwanderte er Syrien, Palästina, Kappadozien, Armenien; er verweilte lange in Antiochia, Caesarea und Jerusalem. Als, nach dem Tode des Tiberius, Caligula auf den Thron gelangte, erhielt Lamia die Erlaubniß, nach Rom heimzukehren. Er gelangte sogar wieder in den Besitz eines Theiles seiner Güter. Sein Schicksal hatte ihn inzwischen klüger und bedächtiger gemacht.

Er vermied jeden Umgang mit Frauen, die einen freien Lebenswandel führten; er strebte nicht nach öffentlichen Aemtern, hielt sich abseits von der Straße der Ehren und lebte verborgen in seinem Hause. Er brachte zu Papier, was er Merkwürdiges auf seinen langen Reisen erlebt hatte; so machte er, wie er sagte, die vergangenen Leiden zur Unterhaltung seiner gegenwärtigen Stunden. Mitten in diesen friedlichen Arbeiten und im fleißigen Studium der Bücher Epikurs bemerkte er mit einiger Ueberraschung und leisem Kummer, daß ihm das Alter nahe. In seinem zweiundsechzigsten Jahre, gequält von einem ziemlich unangenehmen Schnupfen, ging er nach Bajae, um dort die Bäder zu gebrauchen. Diese Küste war damals von reichen und vergnügungsüchtigen Römern sehr stark besucht. Seit einer Woche nun lebte Lamia allein und ohne Freunde in der lärmenden und glänzenden Menge, als ihm eines Tages nach dem Mittagsmahl in guter Laune der Gedanke kam, die Hügel zu besteigen, die, gleich Bacchantinnen mit Weinlaub bekränzt, hinab in die Fluthen blickten. Als er auf dem Gipfel angelangt war, setzte er sich am Rande des Weges unter einer Terebinthe nieder und ließ seinen Blick über die schöne Landschaft schweifen. Zu seiner Linken streckten sich blaß und nackt die phlegräischen Felder bis zu den Ruinen von Kumae. Zu seiner Rechten bohrte das misenische Cap seine scharfen Sporen in das tyrrhenische Meer. Zu seinen Füßen gegen Osten breitete das reiche Bajae, dem graziösen Zuge des Ufers folgend, seine Gärten aus, seine von Statuen bevölkerten Villen, prächtige Thore und Marmorterassen. So lag er träumend am blauen Meer, in dessen Fluth die Delphine spielten. Vor ihm, auf der anderen Seite des Golfes, auf der kampanischen Seite, vergoldet von der untergehenden Sonne, glänzten die vom Lorber umbuschten Tempel des Posilipp und ganz in der Tiefe des Horizontes winkte der Vesuv.

Lamia zog aus einer Falte seiner Toga eine Rolle, die die „Abhandlung über die Natur" enthielt, streckte sich auf der Erde aus und begann zu lesen. Aber die Rufe eines Sklaven schreckten ihn auf; er sollte einer Sänfte Platz machen, die eben den schmalen Bergweg emporgetragen wurde. Als sich die offene Sänfte

Hosted by Google

näherte, sah Lamia ausgestreckt auf den Polstern einen Greis von großer Korpulenz, die Stirn in der Hand, stolz und finster um sich blickend. Seine Adlernase senkte sich auf die Lippen nieder, die ein vorspringendes Kinn und mächtige Kinnbacken zusammenpreßten. Gleich glaubte Lamia dieses Gesicht zu erkennen; einen Augenblick schwankte er, dann sprang er auf und wandte sich mit einer Bewegung der Ueberraschung und der Freude zur Sänfte. „Pontius Pilatus!“ schrie er. „Den Göttern sei Dank, daß es mir vergönnt ist, Dich wiederzusehen.“

Der Greis befahl mit einem Wink den Sklaven, zu halten, und betrachtete aufmerksam den Mann, der ihn grüßte.

„Pontius, mein theurer Wirth“, hub Dieser wieder an, „haben zwanzig Jahre mein Haar so sehr gebleicht, mir so tiefe Furchen ins Gesicht gezogen, daß Du Deinen alten Freund Aelius Lamia nicht erkennst?“

Bei diesem Namen stieg Pontius Pilatus aus der Sänfte, und zwar so rasch, wie es ihm die Müdigkeit seines Alters und die Schwerfälligkeit seiner Glieder gestattete. Dann umarmte er zweimal den Aelius Lamia.

„Gewiß ist es mir süß, Dich wiederzusehen“, sagte er. „Ach, Du erinnerst mich an alte Tage, als ich noch Prokurator von Judaea war, noch in der Provinz Syrien lebte. Dreißig Jahre ist es her, seit ich Dich zum ersten Male sah. Es war zu Caesarea, wohin Du die Langweile Deiner Verbannung schlepptest. Ich war glücklich, Dir diese Oede ein Wenig mildern zu können. Und aus Freundschaft folgtest Du mir dann in jenes traurige Jerusalem, wo die Juden mich mit Aerger und Ekel getränkt haben. Zehn Jahre bliebest Du dort mein Gast und mein Genosse, und wenn wir Beide von der ‚Ewigen Stadt‘ sprachen, so trösteten wir uns, Du Dich über Dein Unglück, ich mich über meine Größe.“ Noch einmal umarmte ihn Lamia.

„Du sagst nicht Alles, Pontius. Du sagst nicht, daß Du zu meinen Gunsten für Herodes Antipas spracheſt und daß Du mir Deine Börse großmüthig öffnetest.“

„Reden wir nicht davon“, antwortete Pontius. „Du warst ja kaum nach Rom zurückgekehrt, als Du mir durch einen Deiner Freigelassenen eine Summe Geldes schicktest, die mich mit Wucherzinsen bezahlte.“

„Pontius, wir sind nicht quitt durch diese Summe Geldes! Aber sage mir, haben die Götter Deine Wünsche erfüllt, hast Du das Glück, das Du verdienst? Reden wir von Deiner Familie, Deinem Schicksal, Deiner Gesundheit.“

„Ich lebe zurückgezogen in Sizilien, wo ich Ländereien besitze, das Land bewirthschafte und meinen Weizen verkaufe. Meine älteste Tochter, meine theure Pontia, ist Wittwe geworden; sie lebt bei mir und leitet mein Hauswesen. Ich habe, den Göttern sei Dank, die Stärke meines Geistes bewahrt, mein Gedächtniß ist nicht geschwächt; aber das Alter kommt nicht ohne ein langes Gefolge von Schmerzen und Ungemach. Mich plagt die Gicht und Du siehst mich jetzt hier gegen meine Leiden ein Mittel suchen. Dieser brennende Boden, aus dem nachts die Flammen schlagen, athmet scharfe Schwefeldämpfe aus; sie sollen die Schmerzen stillen und den versteiften Gliedern die Biegsamkeit wiedergeben können; so sagen wenigstens die Alten.“

„Mögest Du es, Pontius, an Dir selbst erfahren! Aber trotz Deiner Gicht und ihrem scharfen Zahn scheinst Du kaum so alt wie ich, obgleich Du

Hosted by Google

in Wahrheit um zehn Jahre älter bist. Du hast Dir mehr Kraft erspart, als ich je besaß, und ich freue mich, Dich so wiederzufinden. Warum aber, Liebster, hast Du den öffentlichen Aemtern entsagt? Warum hast Du nach der Verwaltung von Judaea es vorgezogen, auf Deinen Gütern in Sizilien im freiwilligen Exil zu leben? Berichte mir von Deinen Handlungen seit dem Augenblick, wo ich aufhörte, ihr Zeuge zu sein. Du bereitetest Dich gerade vor, einen Aufstand der Samaritaner niederzuwerfen, als ich nach Kappadozien ging, um einigen Gewinn aus der Zucht von Pferden und Mauleseln zu ziehen. Seit jener Zeit habe ich Dich nicht wiedergesehen. Berichte mir also, sprich! Alles, was Dich betrifft, interessirt mich."

Pontius Pilatus schüttelte traurig das Haupt.

„Pflichteifer und Sorge haben mich dazu getrieben, mein Amt nicht nur mit Fleiß, sondern sogar mit Liebe zu verwalten; aber der Haß hat mich ohne Unterlaß verfolgt, Intrigue und Verleumdung haben meinen Lebensbaum ins Mark getroffen und die Früchte verdorrten, ehe sie zur Reife kamen. Du fragst mich nach dem Aufstande der Samaritaner? Komm, setz Dich zu mir auf diesen Hügel, ich werde Dir mit wenigen Worten Antwort geben; die Ereignisse sind mir so gegenwärtig, als hätte ich sie gestern erlebt.

Ein Mann aus dem niederen Volk, mit der Rede Gewalt begabt, wie es deren Viele in Syrien giebt, bewog die Samaritaner, sich in bewaffneten Schaaren auf dem Berge Gazim, der als ein heiliger Ort gilt, zu versammeln. Er versprach, ihnen die heiligen Gefäße zu zeigen, die ein einheimischer Halbgott, genannt Moses, zu den Zeiten des Evander und des Aeneas, unseres Aeltervaters, dort verborgen hatte. Darauf empörten sich die Samaritaner. Aber ich wurde rechtzeitig verständigt, ließ den Berg durch Fußvolk umzingeln und durch Reiterei bewachen. Diese Maßregel, die meine Klugheit mir eingab, erwies sich als nöthig, denn schon belagerten die Rebellen die Burg von Tyrathaba, die am Fuß des Berges Gazim liegt. Ich zerstreute sie leicht und erstickte die Revolte, ehe sie noch recht zum Ausbruch kam. Und um dann mit wenigen Opfern ein großes Beispiel zu geben, übermittelte ich dem Henker die Häupter der Verschwörung. Aber Du weißt, Lamia, in welcher engen Abhängigkeit mich der Prokonsul Vitellius hielt, der Syrien nicht für, sondern gegen Rom regirte und der glaubte, die Provinzen des Reiches seien wie Pachtgüter des Vierfürsten zu verwalten. Die Häuptlinge der Samaritaner umfaßten seine Knie und weinten ihren Haß gegen mich aus. Wenn man sie hörte, so lag ihnen nichts ferner als Ungehorsam gegen den Kaiser. Ich hätte sie provozirt; und um meinen Gewaltthätigkeiten zu widerstehen, hätten sie sich um Tyrathaba versammelt. Vitellius hörte ihre Klagen, übergab die Geschäfte der Provinz seinem Freunde Marcellus und befahl mir, mich vor dem Kaiser zu rechtfertigen. Das Herz voll Kummer und Groll, ging ich an Bord. Als ich in Italien landete, starb Tiberius, durch Alter und Sorge um das Reich aufgerieben, plötzlich auf dem Cap Misenum, jenem Cap, das Du dort in den Abendnebel ragen siehst. Ich verlangte Gerechtigkeit von Caligula, seinem Nachfolger, der einen natürlichen, lebhaften Geist hatte und von den syrischen Dingen Kenntniß besaß. Aber, Lamia, bewundere mit mir die Ungerechtigkeit des Schicksales, das mir übel wollte! Der Kaiser hatte damals in Rom den Juden Agrippa bei sich, seinen Genossen und Jugendfreund, den

Hosted by Google

er mehr liebte als seiner Augen Licht; und Agrippa begünstigte den Vitellius, einen Feind des Antipas, den Agrippa mit seinem Haß verfolgte. Der Kaiser gab den Gefühlen seines theuren Asiaten nach und verweigerte sogar, mich anzuhören. Ich mußte den Nacken unter eine unverdiente Ungnade beugen; meine Thränen mußte ich hinunterwürgen, meinen Gram verbeißen! Und so zog ich mich auf meine sizilischen Güter zurück, wo mich der Schmerz hingerafft hätte, wenn nicht meine theure Pontia gekommen wäre, ihren Vater zu trösten. Ich habe Weizen gesät und die schönsten Garben der Provinz sind die meinen; heute ist mein Leben abgeschlossen. Die Zukunft wird entscheiden zwischen Vitellius und mir."

„Pontius", antwortete Lamia, „ich bin überzeugt, daß Du gegen die Samaritaner in gerechter Weise und im Interesse Roms vorgegangen bist. Aber bist Du in diesem Fall nicht zu sehr Deiner heftigen Natur gefolgt, die Dich immer fortreißt? Du weißt, daß ich Dir, obwohl ich, jünger als Du, wohl heftiger hätte sein dürfen, trotzdem immer zu Milde und Sanftmuth rieth."

„Sanftmuth gegen die Juden!" schrie Pontius Pilatus. „Wenn Du auch mit ihnen gelebt hast, so kennst Du doch schlecht diese Feinde der Menschheit. Stolz und niedrig zugleich, eine erbärmliche Feigheit mit einer unbesiegbaren Hartnäckigkeit verbindend, ermüden sie die Liebe und den Haß. Ich habe meinen Geist an den Grundsätzen des göttlichen Augustus gebildet. Schon als ich Prokurator von Judaea wurde, strahlte die Glorie des römischen Friedens über die Erde; man sah nicht mehr, wie früher, in den bürgerlichen Wirren die Prokonsuln sich an dem Raub der Provinzen bereichern; ich kannte meine Pflicht. Ich gab mir Mühe, nur mit Weisheit und Mäßigung zu herrschen. Die Götter sind meine Zeugen: ich war nur eigensinnig in der Milde! Wohin haben mich meine wohlwollenden Gedanken geführt! Du hast mich gesehen, Lamia, als zu Beginn meiner Herrschaft der erste Aufstand losbrach; soll ich Dir die näheren Umstände ins Gedächtniß rufen? Die Garnison von Caesarea hatte ihr Winterquartier in Jerusalem bezogen, die Legionäre trugen auf ihren Feldzeichen das Bild des Kaisers. Dieser Anblick beleidigte die Bewohner von Jerusalem, die die Gottheit des Kaisers nicht anerkannten, — als ob es, wenn es sich ums Gehorchen handelt, nicht ehrenhafter ist, einem Gott zu gehorchen als einem Menschen! Die Priester kamen vor mein Tribunal, um mit hochfahrender Demuth mich zu bitten, die Feldzeichen aus der Heiligen Stadt zu entfernen. Ich weigerte mich, aus Achtung vor der Gottheit des Kaisers und der Majestät des Reiches. Da ließ der Pöbel, der sich rasch mit seinen Priestern verband, rings um meinen Stuhl drohende Forderungen hören. Ich befahl den Soldaten, ihre Lanzen um den Thurm Antonia herum in Bündeln zusammenzustellen und, mit Stäben bewehrt, wie die Liktoren, die freche Menge zu zerstreuen. Aber die Juden, unempfindlich für Schläge, beschworen mich ohne Ermatten und die Hartnäckigsten von ihnen warfen sich auf die Erde, boten ihren Hals dar und starben unter den Schlägen. Du warst damals Zeuge meiner Demüthigung, Lamia; den Befehlen des Vitellius folgend, mußte ich die Feldzeichen nach Caesarea zurückschicken. Diesen Schimpf hatte ich nicht verdient. Im Angesicht der ewigen Götter schwöre ich, daß ich kein einziges Mal während meiner Herrschaft die Gesetze und die Gerechtigkeit verletzt habe. Aber ich bin alt, meine Feinde und meine Verleumder sind tot, ich sterbe ungerächt. Wer wird mein Andenken vertheidigen?"

Hosted by Google

Er seufzte und schwieg. Lamia antwortete:

„Es ist weise, angesichts der ungewissen Zukunft weder Hoffnung noch Furcht zu empfinden. Was kümmert es uns, was die Menschen von uns denken werden? Wir haben keine andere Zeugen und Richter als uns selbst. Suche den Frieden, Pontius Pilatus, in dem Zeugniß, das Du Dir selbst von Deinen Tugenden ablegst, begnüge Dich mit Deiner eigenen Achtung und mit der Deiner Freunde. Uebrigens regirt man die Völker nicht mit Milde allein. Das Mitleid mit dem Menschengeschlecht, das die Philosophen lehren, hat geringen Antheil an den Handlungen der Menschen, die öffentliche Stellungen bekleiden."

„Lassen wir Das", sagte Pontius Pilatus. „Die Schwefeldämpfe, die aus den phlegräischen Feldern aufsteigen, haben nur Kraft, wenn sie aus sonnenwarmer Erde kommen. Ich muß eilen. Lebe wohl! Aber da ich einen Freund wiedergefunden habe, so will ich von diesem Glück Gebrauch machen. Aelius Lamia, gewähre mir die Gunst, morgen abends beim Nachtessen mein Gast zu sein. Mein Haus liegt an der Küste, am Ende der Stadt, auf der Seite von Misenum. Du wirst es wohl gleich am Portikus erkennen: eine Malerei stellt darauf Orpheus zwischen den Tigern und Löwen dar, die er mit den Tönen seiner Lyra entzückt. Auf morgen, Lamia," sagte er, während er in die Sänfte stieg. „Morgen wollen wir von Judaea sprechen."

* * *

Am nächsten Tage schritt Lamia zur Stunde des Abendessens in das Haus des Pontius Pilatus. Zwei Pfühle nur warteten der Tischgenossen. Der Tisch, ohne Prunk, aber mit Geschmack verziert, trug silberne Schüsseln mit den seltensten Gerichten: Feigenfresser in Honig, zarte Wachteln von köstlicher Frische, Austern, Lammbraten. Pontius und Lamia befragten einander während des Essens über ihre Krankheit, schilderten ausführlich die Symptome und nannten die verschiedenen Mittel, die man ihnen empfohlen hatte. Dann beglückwünschten sie einander, in Bajae zu sein, priesen die Schönheit der Küste und die milde Luft, die sie athmeten. Lamia feierte die Anmuth der Hetären, die am Strande vorübergingen, beladen mit Gold und die gestickten Schleier hinter sich herschleppend. Aber der alte Prokurator beklagte eine eitle Großthuerei, die, um Steine und spinnenwebartige Gewänder zu bekommen, das römische Geld zu fremden Völkern schleppe, sogar zu Feinden des Reiches. Dann sprachen sie von den großen Arbeiten, die man in der Gegend begonnen hatte, von der wundervollen Brücke, die Caligula zwischen Puteoli und Bajae erbaut, von den Kanälen, die Augustus graben ließ, um das Meerwasser in den averner und lucriner See zu leiten.

„Auch ich", sagte Pontius seufzend, „wollte große Arbeiten zum öffentlichen Wohl durchführen. Als ich zu meinem Unglück die Herrschaft über Judaea erhielt, entwarf ich den Plan zu einem Aquädukt von zweihundert Stadien, der reichliches und reines Wasser nach Jerusalem führen sollte. Höhe des Niveaus, Tragfähigkeit, Gestalt der erzenen Kelche, an die sich die Leitungrohre schließen sollten, — Alles hatte ich studirt und nach dem Rathe der Sachverständigen selbst geplant. Ich arbeitete auch ein Reglement für eine Wasserpolizei aus, damit kein Privatmann ohne Erlaubniß der Leitung Wasser entziehe. Die Baumeister und Werk-

Hosted by Google

leute waren bestellt, ich gab den Befehl zum Beginn der Arbeit. Aber statt diesen Bau, der auf mächtigen Bogen ihnen gesundes Wasser in die Stadt gebracht hätte, mit Freuden zu begrüßen, stießen die Jerusalemiten ein jämmerliches Geheul aus. Sie schaarten sich tumultarisch zusammen, schrieen über Sakrilegium, warfen sich auf die Arbeiter und rissen die Grundsteine aus dem Erdreich. Begreifst Du, Lamia, solche widerwärtigen Barbaren? Trotzdem gab ihnen Vitellius Recht und ich erhielt Befehl, das Werk zu unterbrechen."

„Es ist eine große Frage", sagte Lamia, „ob man den Menschen gegen ihren Willen das Glück aufdrängen soll."

Pontius Pilatus fuhr fort, ohne auf ihn zu hören: „Eine Wasserleitung zurückweisen: welcher Wahnsinn! Aber Alles, was von Rom kommt, ist den Juden verhaßt, wir sind für sie unreine Wesen und schon unsere Gegenwart ist eine Entweihung ihres Glaubens. Du weißt, daß sie nicht wagten, in mein Haus zu treten, aus Angst, sich zu versündigen, und daß ich meines Amtes auf öffentlichem Markt walten mußte, auf jenem Marmorboden, auf den Du so oft Deinen Fuß gesetzt hast."

„Sie hassen und verachten uns."

„Ist aber nicht Rom die Mutter und die Behüterin der Völker, die alle, wie die Kinder, lächelnd an ihrem ehrwürdigen Busen ruhen? Unsere Adler haben bis an die Grenzen des Weltalls den Frieden und die Freiheit getragen; wir sehen in den Besiegten nur Freunde und wir lassen, wir sichern den unterjochten Völkern ihre Sitten und ihre Gesetze. Hat nicht Syrien, ehemals ein Stückwerk in der Hand einer Menge Könige, erst, seit Pompejus es eroberte, die Ruhe friedlich genießen dürfen? Rom hätte seine Wohlthaten um schweres Geld verkaufen können; aber es hat vorgezogen, in den Tempeln der Barbaren die Schätze zu lassen, mit denen sie vollgestopft sind. Hat Rom die Gottmutter in Pessinus beraubt oder den Jupiter in Kilikien oder den Gott der Juden in Jerusalem? Antiochia und Palmyra sind ruhig im Besitz ihrer Schätze, sie fürchten nicht mehr die Araber der Wüste und bauen Tempel dem Genius Roms und der Gottheit Caesars. Nur die Juden hassen und trotzen uns, man muß ihnen den Tribut entreißen und sie verweigern hartnäckig den Waffendienst."

„Die Juden", antwortete Lamia, „hängen sehr an ihren alten Gewohnheiten. Sie hatten Dich im Verdacht — gewiß ohne Grund —, daß Du ihre Gesetze abschaffen und ihre Sitten verändern wolltest. Gestatte, Pontius, daß ich es Dir sage: Du hast nicht immer in einer Weise gehandelt, die geeignet war, diesen unglückseligen Irrthum auszurotten. Gegen Deinen Willen gefielst Du Dir darin, ihren Besorgnissen Nahrung zu geben, und ich habe mehr denn einmal gesehen, daß Du ihnen die Verachtung verrietheſt, die Dir ihr Glaube und ihre Kulthandlungen einflößten. Besonders hast Du sie gereizt, weil Du durch Deine Legionäre die priesterlichen Gewänder und Schmucksachen des Hohenpriesters im Thurme Antonia bewachen ließest. Man muß zugeben, daß die Juden, wenn sie sich auch noch nicht, wie wir, bis zur Betrachtung der göttlichen Dinge erhoben haben, doch altehrwürdige Mysterien feiern."

Pontius Pilatus zuckte die Achseln.

„Sie haben", sagte er, „keine genaue Kenntniß von der Natur der Götter;

Hosted by Google

sie verehren Jupiter, ohne ihm Namen und Gestalt geben zu können. Nicht einmal in Gestalt eines Stieres verehren sie ihn, wie gewisse Völker Asiens es thun. Sie wissen nichts von Apollo, nichts von Neptun, von Mars, von Pluto, nichts von einer Göttin. Doch glaube ich, daß sie einst die Venus verehrt haben; denn noch heute bringen ihre Frauen am Altar Tauben als Opfer dar und Du weißt so gut wie ich, daß die Händler unter den Säulen des Tempels Paare dieser Vögel für die Opferhandlung verkaufen. Man hat mir eines Tages gesagt, daß ein Glaubenseifriger die Buden und die Käfige zu Boden warf und die Händler aus dem Tempel trieb. Die Priester beklagten sich darob wie ob eines Sakrilegs. Ich glaube, daß dieser Gebrauch, Tauben zu opfern, zu Ehren der Venus eingeführt worden ist. Warum lachst Du, Lamia?"

„Ich lache", sagte Lamia, „weil eine närrische Idee mir durch den Kopf geht, — ich weiß nicht, weshalb. Ich denke mir, wie es wäre, wenn eines Tages der Jupiter der Juden nach Rom käme, um Dich mit seinem Haß zu verfolgen. Warum denn nicht? Asien und Afrika haben uns schon eine große Menge Götter gegeben; wir haben gesehen, wie in Rom zu Ehren der Isis und des bellenden Anubis Tempel erstanden. Wir sehen an Kreuzwegen und in den Steinbrüchen die Gute Göttin der Syrier, die auf einem Esel reitet. Und weißt Du nicht, daß unter der Regirung des Tiberius ein junger Ritter sich für den gehörnten Jupiter der Egypter ausgab und unter dieser Verkleidung die Gunst einer vornehmen Dame errang, die zu tugendhaft war, um den Göttern Etwas zu weigern? Zittre, Pontius, wenn der unsichtbare Jupiter der Juden eines Tages in Ostia landet!"

Bei dem Gedanken, daß aus Judaea ein Gott kommen könnte, glitt ein rasches Lächeln über das Gesicht des Prokurators; dann antwortete er ernst:

„Wie sollten die Juden ihr heiliges Gesetz den Völkern draußen bringen können, wenn sie selbst einander zerreißen und sich über die Auslegung des Gesetzes nicht einigen können? Du hast gesehen, Lamia, wie, in zwanzig eifrige Sekten geschieden, sie auf den öffentlichen Plätzen, ihre Rollen in der Hand, einander beschimpfen und beim Barte ziehen. Du hast sie gesehen, wie sie im Vorhof des Tempels ihre schmierigen Kleider zerrissen, zum Zeichen der Verzweiflung, weil irgend ein Elender in prophetischen Taumel gerieth. Sie verstehen nicht, daß man friedlich, mit klarer Seele, über göttliche Dinge streiten kann, über Dinge, die immer mit Schleiern bedeckt sind und in denen stets die Ungewißheit wohnt; denn die Natur der Unsterblichen bleibt uns verborgen und wir vermögen sie nicht zu durchdringen. Doch, meine ich, ist es weise, an die Vorsehung der Götter zu glauben. Aber die Juden haben keine Philosophie und sie dulden keine Verschiedenheit der Ansichten; im Gegentheil: sie glauben, daß Jeder, der über die Gottheit andere Anschauungen hat als ihr Gesetz, den Tod verdient. Und weil, seitdem der Genius Roms über ihnen waltet, die von ihren Gerichtshöfen gefällten Todesurtheile nur mit der Sanktion des Prokonsuls oder des Prokurators versehen vollstreckt werden dürfen, quälen sie fortwährend den römischen Magistrat, ihre Sentenzen zu unterschreiben; sie plagen unseren Gerichtshof förmlich mit ihrem Ruf: ‚Zum Tode!' Hundertmal habe ich sie gesehen, wie sie, in wirrem Knäuel, Arme und Reiche, geschaart um ihre Priester, wüthend meinen elfenbeinernen Sessel umdrängten. Sie zerrten an den Falten

Hosted by Google

meiner Toga, an den Riemen meiner Sandalen und verlangten den Tod irgend eines Unglücklichen, dessen Verbrechen ich nicht erkennen konnte und den ich nur für eben so närrisch hielt wie seine Ankläger. Das sah ich hundertmal, Das geschah jeden Tag, zu jeder Stunde, — und trotzdem mußte ich ihrem Gesetz freien Lauf lassen, wie dem unseren; denn Rom hatte mich nicht zum Zerstörer, sondern zum Pfleger ihrer Sitten ernannt und ich verkörperte für sie Ruthe und Beil. In der ersten Zeit versuchte ich, sie zur Vernunft zu bringen. Ich mühte mich, ihre armsäligen Opfer dem Tode zu entreißen; aber diese Milde reizte sie nur noch mehr. Sie wollten ihre Beute haben und schrien danach wie die Geier. Ihre Priester schrieben dem Kaiser, daß ich ihr Gesetz verletze, und ihre Bittgesuche, von Vitellius unterstützt, zogen mir mehr als einmal einen strengen Tadel zu. Wie oft packte mich die Lust, gemeinsam, wie die Griechen sagen, Angeklagte und Richter zum Hades zu senden. Glaube nicht, Lamia, daß ich unfruchtbaren Groll und greisenhaften Zorn gegen dieses Volk nähre, das in mir Rom und den Frieden besiegt hat; aber ich sehe, wohin es uns früher oder später führen wird. Da wir es nicht regiren können, werden wir es vernichten müssen. Zweifle nicht daran: diese immer unbotmäßigen Juden, die in ihrer erhitzten Seele Empörung brüten, werden eines Tages gegen uns eine Wuth entfesseln, neben der der Zorn der Numidier und die Drohungen der Parther nur Kinderspiel sein werden. Sie nähren im Dunkeln unsinnige Hoffnungen und träumen wahnwitzig von unserem Verderben. Und kann es anders sein, so lange sie, einem Orakel glaubend, einen Fürsten ihres Blutes erwarten, der kommen soll, um über die Welt zu herrschen? Mit diesem Volk kann man nicht fertig werden: es muß aufhören, zu sein, man muß Jerusalem von Grund auf zerstören. Vielleicht wird es mir, so alt ich bin, doch noch vergönnt sein, den Tag zu erleben, wo seine Mauern fallen, die Flammen seine Häuser verzehren, seine Einwohner über die Klinge springen werden und man Salz säen wird auf dem Platze, wo einst der Tempel stand. An diesem Tage, den ich herbeisehne, werde ich endlich gerechtfertigt dastehen."

Lamia bemühte sich, die Unterhaltung auf einen milderen Ton zu stimmen.

„Pontius", sagte er, „ich verstehe ohne Mühe Deinen alten Groll und Deine düsteren Ahnungen. Gewiß trägt Das, was Du von den Juden kennen gelernt hast, nicht dazu bei, ihr Bild in Deiner Erinnung freundlich zu gestalten. Aber ich, der ich als Neugieriger in Jerusalem gelebt habe, der ich mich unter das Volk mischte, ich habe bei den Männern heimliche Tugenden entdeckt, die Dir verborgen blieben. Ich habe sanftmüthige Juden kennen gelernt, deren einfache Sitten und treues Herz mich an die Worte erinnerten, die unsere Dichter in ihren Liedern singen. Und Du, Pontius, sahst Du nicht unter der Geißel der Legionäre einfache Männer sterben, die, ohne ihren Namen zu verrathen, für eine Sache fielen, die ihnen gerecht schien? Solche Männer verdienen nicht unsere Verachtung; ich achte sie, weil man in allen Dingen gerecht sein und Maß halten muß. Trotzdem, gestehe ich, habe ich für die Juden nie eine lebhaftere Sympathie empfunden; dafür aber haben mir die Jüdinnen sehr gefallen. Ich war damals jung und die Syrierinnen versetzten meine Sinne in einen großen Aufruhr. Ihre rothen Lippen, ihre feuchten und im Schatten glänzenden Augen, ihre schmachtenden Blicke drangen mir bis ins Mark. Ihr Fleisch ist, geschminkt und

Hosted by Google

gemalt, nach Salben und Myrrhen duftend, gleichsam in Aroma gebeizt, von einem seltenen und köstlichen Geschmack."

Pontius hörte diese Lobeshymne ungeduldig an.

„Ich war nicht der Mann, um in die Netze der Jüdinnen zu fallen", sagte er, „und weil Du mich darauf bringst, so laß Dir sagen, Lamia, daß ich niemals Deine Unenthaltsamkeit gebilligt habe. Wenn ich Dir nicht zu verstehen gab, daß ich Dir Deine Schuld, in Rom die Frau des Konsuls verführt zu haben, sehr schlimm anrechnete, so geschah Das, weil Du schwer Dein Verschulden gebüßt hast. Die Ehe ist heilig bei den Patriziern, sie ist eine Einrichtung, auf die Roms Macht sich stützt. Was aber die fremden Frauen und die Sklavinnen betrifft, so haben die Beziehungen, die man mit ihnen knüpft, keine Wichtigkeit, — außer, wenn der Körper sich an schmachvolle Verweichlichung gewöhnt. Gestatte mir, Dir zu sagen, daß Du viel zu sehr dem niederen Kult der Venus gefröhnt hast. Ich tadle Dich ganz besonders, Lamia, weil Du Dich nicht dem Gesetz nach verheirathest hast, weil Du dem Staat keine Kinder gabst, wie jeder gute Bürger zu thun verpflichtet ist."

Aber der von Tiberius Verbannte hörte nicht mehr auf den alten Mann: er hatte seinen Becher mit falerner Wein geleert und lächelte einem unsichtbaren Bilde zu. Nach einem Augenblick des Stillschweigens begann er mit gedämpfter Stimme, die erst nach und nach an Kraft gewann:

„In dem Tanz dieser syrischen Weiber ist so viel Sehnsucht! Ich kannte in Jerusalem eine Jüdin, die in einer armsäligen Schänke bei dem Licht einer rauchenden kleinen Lampe auf einem elenden Teppich tanzte und die Arme hob, daß die Cymbeln zusammenschlugen. Sie wölbte die Hüfte, warf den Kopf zurück und ließ ihn hintenüber sinken, als ob das Gewicht ihrer schweren rothen Haare ihn niederzöge. Wie ihr die Augen vor Wollust feucht wurden! In ihr lebte eine Gluth und ein Verlangen, daß Kleopatra neben ihr vor Neid hätte erbleichen müssen. Ich liebte ihre barbarischen Tänze, ihren rauhen und doch so süßen Gesang, den Geruch von Weihrauh, der von ihr ausging, den Halbschlaf, in dem sie zu leben schien. Ich folgte ihr überallhin, ich mischte mich unter das gemeine Volk der Soldaten, der Gaukler, in das Gesindel, das sie umgab. Eines Tages verschwand sie und ich sah sie nie wieder. Lange suchte ich sie in den verdächtigen Gäßchen und in den Schänken. Sich von ihr zu entwöhnen, kostete mehr Mühe, als dem griechischen Wein zu entsagen. Einige Monate, nachdem ich sie verloren hatte, hörte ich zufällig, daß sie sich einer kleinen Truppe von Männern und Weibern angeschlossen hätte, die einem galiläischen Zauberer folgte. Er nannte sich Jesus. Aus Nazareth war er und ans Kreuz wurde er geschlagen, — ich weiß nicht mehr, weshalb. Pontius, erinnerst Du Dich dieses Menschen noch?"

Pontius Pilatus runzelte die Stirn und stützte sie in die Hand, wie Jemand, der Etwas in der Erinnerung sucht. Und nach einigen Augenblicken des Schweigens murmelte er:

„Jesus? Jesus aus Nazareth? . . Nein. . . . Ich erinnere mich nicht."

Paris. Anatole France.

Hosted by Google

Genfer Asylrecht.

Die dritte Juliwoche hat der Stadt Genf einen großen Arbeiterausstand gebracht, dem Bürgerthum viel Sorgen und Angst, den Krämern schlechte Geschäfte, allen Einwohnern Soldaten, Waffengeklirr und Trommelwirbel. Das europäische Gleichgewicht ist aber nicht gestört worden. Es ist nur billig, wenn das ausländische Publikum verlangt, mit den Beschreibungen und Betrachtungen solcher Stürme im Glase Wasser verschont zu werden. Man kann von der Welt nicht erwarten, daß sie das ganze Weh der Genfer nachempfinde und aufhorche, wenn in diesen schrecklichen Hundstagen hier vom Strike gesprochen wird, immer wieder vom Strike; es ist den draußen Wohnenden ja doch nicht vergönnt, das Hochgefühl zu kennen, mit dem der hiesige Bürger von der Zinne seines Hotels, vom Kontorfenster oder von der Ladenthür aus auf die wieder hergestellte Ordnung, auf die, dank der Energie des Staatsrathes, der Disziplin der Truppen, der Wachsamkeit der Bürgerschaft, niedergeworfene Revolution blickt. Das Journal de Genève kann den stolzen Ruf in die Welt senden: Le calme est retabli, les touristes peuvent revenir! Aber nur in der Seele des Genfers findet der Ruf frohen Widerhall und zaubert selige Bilder hervor: die Bilder eines guten Fremdenjahres. Und da ich den Lesern der „Zukunft" keinen Nachgeschmack des Sieges geben kann, ist es billig, daß ich ihnen nicht vom Kampf spreche, — oder doch nur so wenig wie möglich. Also: in Genf haben ungefähr 5000 Arbeiter des Baugewerbes aus Solidarität mit etwa 600 ausständigen Gefährten die Arbeit niedergelegt, bei den Demonstrationen der Strikenden ist es zu Unruhen gekommen, vier Gendarmen sind durch Faustschläge verwundet worden, ein Revolverschuß ist in die Luft gegangen, mehrere Wagen mit Baumaterial sind umgestürzt, Säcke mit Sand, Cement u. s. w. ausgeschüttet worden. Das ist die Geschichte des Strikes, deren Einzelheiten Jeder, der es mit den Arbeitern ehrlich meint, beklagen muß. Hinzugefügt sei noch, daß sich Gendarmerie und Truppen mustergiltig benommen haben, wie schon die Thatsache beweist, daß bei den Straßenkrawallen kein einziger Demonstrant verwundet wurde, obwohl die Versuchung, von den Waffen Gebrauch zu machen, für die Gendarmen namentlich, sehr groß gewesen sein muß. Alledem kommt nur eine lokale Bedeutung zu und Jeder von uns hat so Etwas — mit Ausnahme einer solchen Gendarmerie — „viel schöner und besser zu Hause". Nicht nur lokale Bedeutung haben aber einige Akte der genfer Regirung während des Strikes: man hat die Gelegenheit benutzt, um etwa zwanzig italienische Flüchtlinge aus dem Kanton auszuweisen, unter ihnen

Hosted by Google

Professor Ciccotti, Dr. Antonio Labriola, Giovanni Lerda*) und auch den seit vier Jahren hier ansässigen Sekretär der italienischen Partei, Antonio Vergnanini. Das ist nun zwar ein längst bekannter Brauch. Bedenkt man aber, daß es nicht in Deutschland, Oesterreich oder Frankreich, sondern in der Schweiz geschah, so gewinnt die Sache doch einen anderen Anstrich.

Jeder Staat hat natürlich nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, fremde Elemente auszuweisen, wenn sie seine Ruhe gefährden. Man kann von der Schweiz nicht verlangen, daß sie den Abschaum fremder Staaten, für dessen Existenz ihre Institutionen keine Verantwortung trifft, in ihren Gesellschaftkörper aufnehme. Will ein Staat von den politischen Flüchtlingen anderer Länder nichts wissen, fürchtet er von ihnen eine Störung seiner Ruhe, so macht er nur von seinem Recht Gebrauch, wenn er sich ihrer entledigt. Anders aber, wenn sich ein Staat als Asyl der wegen politischer Thaten Verfolgten ausgiebt, wenn diese ein halbes Jahrhundert alte Tradition ihn wie einen Nimbus umgiebt, der diese Verfolgten anzieht: dann verletzt er einen ungeschriebenen Satz seiner Verfassung, wenn er sie ausweist, und ladet den Vorwurf auf sich, die bei ihm Asyl Suchenden geäfft zu haben. Kein Mensch hat nach den jüngsten Ereignissen in Italien Zuflucht in Rußland, in Preußen, in Spanien gesucht, ein Einziger ist nach Oesterreich gegangen und seine sofortige Ausweisung hat wohl nicht einmal ihn selbst in Erstaunen gesetzt; dagegen haben sich zahllose Italiener nach der Schweiz geflüchtet, nach der freien Schweiz, die der Italiener ehrt und liebt, deren wahrhaft demokratische Verfassung, deren Erziehung und Gesittung der Bewunderung Derer sicher ist, die ihrem Vaterlande den Rücken kehren mußten, eben weil sie es frei, demokratisch erzogen und gesittet wünschten ... Liegt Genf nicht mehr in der Schweiz oder warum mußten die italienischen Sozialisten ihre Bündel schnüren? Das Märchen, daß sie die Unruhen provozirt haben, brauche ich nicht zurückzuweisen: es ist sogar von der Partei Alles geschehen, um den Strike zu verhüten; auch weiß Jeder, daß die Sozialisten nie mit Putschen ihr Heil versucht haben. Warum waren auf einmal die Flüchtlinge des éléments douteux, wie es in einer offiziellen Proklamation hieß?

Es lag mehr Methode darin, als es den Anschein hat. Die genfer Presse, namentlich das konservative Journal de Genève, hat kein Mittel gescheut, die hiesigen Italiener zu verdächtigen, sie dem schweizer Arbeiter als Leute zu zeigen, die die Löhne drücken, dem Unternehmer als Anführer des

*) Diesen Dreien ist, wie zwölf anderen Flüchtlingen, ein Gesuch um Aufenthaltberechtigung, das sie der Regirung unterbreitet hatten, abgeschlagen und ihre Entfernung aus dem Kanton binnen zwölf Stunden (die dann durch eine eigenartige Auslegung des Dekrets auf 36 Stunden verlängert wurden) verfügt worden.

Hosted by Google

Strikes, den Hoteliers und Kaufleuten als Krakehler, die die Fremden verscheuchten, und so ist Jedem bang geworden um sein Höchstes, seinen Geldbeutel, und all die kleinen und großen Interessen haben sich auf den einen Sündenbock gestürzt: die Italiener. Aber die italienischen Arbeiter bauen die Häuser, bauen die Brücken und Straßen — in Genf sind etwa drei Viertel der Arbeiter im Baugewerbe Italiener —, und ob auch die Bauspekulation eine Krise vorbereitet, so ist doch ihre Stunde noch nicht da: noch hat man die Arbeiter nöthig. Und der Wind in der Presse schlug um und blies recht auffallend in der Richtung, in der gerade die Interessen des Großkapitals lagen: die Arbeiter waren auf einmal die Getäuschten; die berufsmäßigen Agitatoren (die üblichen, von Arbeitergroschen bis zum Platzen gemästeteten) hatten Alles verschuldet. Die öffentliche Meinung raste und mußte ihre Opfer haben und die radikale Regirung — hier sind, was auch zu beachten ist, jetzt nämlich die Radikalen am Ruder! — produzirte sich als Kraftmensch: sie wies zwanzig italienische Flüchtlinge aus. War Das wirklich eine spontan aus den Ereignissen entspringende Angst oder hatte man die öffentliche Meinung absichtlich scheu gemacht, in der Hoffnung, sie werde nach einer bestimmten Richtung hin durchgehen? Wenn man sieht, wer schließlich die Früchte geerntet hat, so sollte man fast glauben, die letzten genfer Ereignisse hingen mit einem neuen Exportartikel zusammen, mit dem Italien die Schweiz jetzt versieht: mit italienischen Geheimpolizisten.

Die Intriguen, die vielleicht dahinter stecken, haben einen lokalen Charakter: die Verweigerung oder Entziehung des Asyles hat ihn nicht. Ob zwanzig Sozialisten mehr oder weniger in der Welt herumchikanirt werden, ist freilich belanglos und es wäre lächerlich, darum auch nur die Feder in die Hand zu nehmen, heute, wo Hunderte unserer Genossen in italienischen Gefängnissen verkommen. Ich spreche auch für Die nicht, die es heute getroffen hat. Aber die Stadt Genf muß sich entscheiden. Sie ist es sich selbst schuldig, — und auch Denen, die der nächste Sturm morgen heimathlos macht. Fühlt sie sich in ihren Institutionen stark genug, um politischen Flüchtlingen ein Obdach zu gewähren, dann darf sie nicht in einem Anfall von Kopfscheuheit ihnen den Stuhl vor die Thür setzen, darf nicht nach den verschiedenen Interessenströmungen umschlagen oder gar zum Handlanger einer Polizistenpolitik werden, vor der ein gütiges Schicksal bisher die Schweiz bewahrt hat. Oder aber sie mag mit politisch Kompromittirten nichts mehr zu thun haben: dann habe sie auch den Muth, offen mit der Tradition zu brechen, die die Stadt Genf als Asyl der politisch Verfolgten nennt, sie habe dann die Flüchtlinge nicht länger zum Narren, sondern sage offen heraus: Genf ist keine Freistatt mehr, — les touristes peuvent venir.

Genf. Oda Olberg.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Faustbücherei. Neudrucke zur Geschichte der Faustsage. Erster Band: Die Faustsplitter in der Literatur des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts, nach den ältesten Quellen herausgegeben von A. Tille. Weimar, Felber.

Als ich vor gerade zehn Jahren die Vorarbeiten zu meiner Geschichte der Faustsage begann, war es mir klar, daß ihr Schwerpunkt in der Darstellung der verschiedenen Phasen liegen müsse, die der Fauststoff in der volksthümlichen Anschauung der letzten vierhundert Jahre durchgemacht hat. Als ich damals anfing, das Quellenmaterial für eine solche Entwickelungsgeschichte zusammenzutragen, dachte ich jedoch nicht daran, es zu einer eigenen Veröffentlichung zusammenzustellen. Erst die Erkenntniß der Unmöglichkeit, aus diesem weitverzweigten und zum Theil recht wunderlichen Material in einer Darstellung, der natürlich gewisse Raumgrenzen gezogen sein müssen, die nöthigen Beläge anzuführen, hat mich bestimmt, eine Ausgabe der Erwähnungen Fausts in Hand- und Druckschriften von 1507 bis 1800, die anderen Stoffen gewidmet sind, zu veranstalten. Ich habe für diese versprengten Urkunden zur Geschichte der Faustsage die Bezeichnung Faustsplitter gewählt, die, dem modernen Worte „Gedankensplitter" nachgebildet, deutlich auf das Bruchstückhafte dieser Stellen hinweist und zugleich den Vorzug großer Kürze besitzt. Es sind ihrer 350 geworden, während Engel in seinen Faustschriften 1885 nur etwa 125 kannte. Seitdem haben Andere ein weiteres Hundert hinzugefügt, und wenn ich selbst ein drittes bringe, so wird man mir Das hoffentlich nicht verübeln. Die Stellen sind aus den ältesten Ausgaben der Quellen abgedruckt, die sie enthalten, so große Schwierigkeiten deren Beschaffung auch machte. Ueber fünfzig deutsche und fremde Bibliotheken hatte ich in Anspruch zu nehmen und ihren Verwaltungen habe ich zum Theil nicht geringe Mühe bereitet. Besonders habe ich der Königlichen Bibliothek in Berlin und der Universitätbibliothek in Bonn zu danken; die erste habe ich im Lauf meiner zehnjährigen Sammelarbeit 380 Tage, die zweite etwa halb so lange benutzt. Eben so bin ich der Bibliothek zu Hamburg, der reichhaltigsten Sammlung der deutschen volksthümlichen Literatur des siebenzehnten Jahrhunderts, zu großem Dank verpflichtet dafür, daß ihre Verwaltung mir nicht nur bei meiner mehrfachen Anwesenheit in Hamburg die Arbeit in jeder Hinsicht erleichterte, sondern mir auch nach auswärts ganze Ballen ihrer Schätze gesandt hat. Etwa die Hälfte der benutzten Drucke des sechzehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ist sehr selten; und häufig erfordert es Jahre lang dauerndes Suchen, bis man das Erscheinungjahr der ersten Ausgabe festzustellen vermag. Eine entwickelungsgeschichtliche Darstellung kann nur dann zu sicheren Ergebnissen kommen, wenn sie jedes einzelne Zeugniß, auf das sie sich stützt, im Voraus aufs Genaueste zeitlich und örtlich festlegt, und Das ist bei einer dreihundert Jahre lebendigen Sage, die in engster Berührung mit der Entwickelung der Weltanschauung der Gebildeten wie der weiteren Kreise des Volkes steht, doppelt wichtig. Wenn man überhaupt davon reden will, daß eine solche Sage von einem bestimmten Zeitpunkt an eine Einwirkung von einer bestimmten Weltanschauungsströmung erfährt und durch sie weitergebildet wird, so muß man das erste Auf-

Hosted by Google

treten der Weiterbildung so weit wie nur irgend möglich rückwärts verfolgen. Die Lösung dieser Aufgabe ist in den meisten Fällen gleichbedeutend mit der Feststellung des Erscheinungjahres irgend eines obskuren Buches.

Auf dem Gebiet der Geschichtschreibung bricht sich jetzt endlich die Einsicht Bahn, daß nicht der Held durch die Kraft seines Geistes die trägen Massen der Zeitgenossen in Bewegung setzt und so zum Meister und Richtungweiser seiner Zeit wird, sondern daß die Massenerscheinungen der Zeit das Denken und Thun auch des Helden in jeder Richtung bestimmen, daß sie das Stärkere und in geschichtlichen Entwickelungen Entscheidende sind, der einzelne Held aber, so sehr er auch von der älteren Geschichtschreibung ungerechtfertigter Weise in den Vordergrund gerückt worden sein mag, doch mit all seinem Denken und Thun nur ihr Erzeugniß ist, wenn auch zweifellos ihr persönlich interessantestes Erzeugniß. Wo die Saite des Individuellen in eigener Weise schwingt, da braucht es noch lange keinen neuen eigenen Ton zu geben, und wo es ihn giebt, wird er ohne den richtigen Resonanzboden des Zeitverständnisses ungehört verhallen. Sollte die Literaturgeschichte nun wirklich bei Seite stehen und, unbekümmert um Das, was sich auf dem Nachbargebiet vollzieht, ihr altes Verschen weiterlallen, indem sie in den äußeren Lebensumständen der einzelnen Dichter den Schlüssel zum Verständniß ihrer Werke sucht, statt die geistigen Massenerscheinungen der Zeit, den geistigen Gesichtskreis mit seinen Grenzsteinverrückungen, die Kenntnisse, Interessen, Träume, Wünsche, Ideale und Problemstellungen ihrer Zeit zu studiren und an ihnen, statt an eingebildeten Schönheitidealen, den Werth individueller Dichtungen zu messen? Von den biblischen Sagen abgesehen, denen, weil ihre Weltanschauung während zweier Jahrtausende galt, eine Ausnahmestellung zukommt, giebt es keinen zweiten Fall in der Weltliteratur, in dem sich, wie bei der Faustsage, aus dreihundert Jahren mehr denn dreihundert selbständige Erwähnungen eines Stoffes nachweisen lassen, außer einem Viertelhundert größerer Werke, die sich ausschließlich mit ihr beschäftigen, und vielen Hunderten von Bühnenaufführungen. Im sechzehnten Jahrhundert sind sie etwas dünner und im achtzehnten etwas dicker gesät, aber durchschnittlich kommt in diesen drei Jahrhunderten auf je neun Monate eine literarisch festgelegte Aeußerung über die Faustsage; und dadurch entsteht ein Material, das uns die Entwickelung der Sage in ganz eigenartiger Weise zeigt, weit besser sogar als bei den biblischen Sagen, durch deren Weltanschauungsgeltung und autoritäre Festlegung eine relative Entwickelunglosigkeit bedingt gewesen ist. Die Faustsage dagegen ist mit der allgemeinen Weltanschauung eng genug verknüpft, um an allen Entwickelungphasen theilnehmen zu können, besitzt aber doch keine so enge Verkettung mit ihr, daß eine Abweichung von der überlieferten Form sofort unter den Begriff der Ketzerei fallen und unter Mitwirkung der Staatsgewalt vernichtet werden könnte. So lassen sich aus ihrer Geschichte selbst wichtige Aufschlüsse über die Entwickelung von Sagen überhaupt gewinnen, namentlich was Stammspaltungen, Neuansetzung von Aesten und Zweigen und späteres Verkümmern oder Weitergedeihen unter bestimmten Zeiteinflüssen betrifft. Als Quellenwerk für die Thatsachen der Sagenentwickelung ist der vorliegende Band gemeint, wenn er auch leider nicht zugleich ein Quellenband zur Geschichte der volksthümlichen Weltanschauung in Deutschland vom fünfzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert im Allgemeinen sein kann.

Hosted by Google

In der Geschichte der Faustsage hat nur dreimal ein individueller Geist neuschaffend und richtunggebend in großem Stil eingegriffen: der Verfasser des spiesschen Faustbuches, Marlowe und Goethe. Lessing ist mitten auf dem Wege dazu stehen geblieben. Ich brauche wohl kaum noch auszusprechen, daß ich das in dem vorliegenden Bande vereinigte Material an geschichtlicher Bedeutung über alle vier Faustvolksbücher stelle. Nur das spiessche Faustbuch kann sich entfernt mit ihm messen. Georg Rudolf Widmans, Johann Nicolaus Pfitzers und Christoph Miethes Arbeiten sind mehr retardirende Momente in der geschichtlichen Entwickelung der Faustsage als etwas Anderes; und das Selbe gilt auch von dem Faustspiel nach der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Entwickelungsgeschichte der Faustsage selbst im Bewußtsein der Zeiten ist nur in den vorliegenden Denkmalen mit einiger Treue erhalten. Wie die Faustbilder, namentlich der greise und der jugendliche Fausttypus, die beide Goethe bekannt waren, uns interessante Einblicke in Goethes Faustwerkstatt gewähren, so noch in unendlich höherem Grade das hier gesammelte Material. Es bietet eine ganze Reihe neuer Einsichten in Goethes Faust, die in den drei diese Dichtung behandelnden Kapiteln meiner hoffentlich 1899 erscheinenden Geschichte der Faustsage im Einzelnen verarbeitet sind.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Publications of the Glasgow Goethe Society. No. II. Goethe's Satyros and Prometheus Translated by John Gray and edited for the Society with a Literary Introduction by Alexander Tille, Glasgow, Bauermeister, 1898.

Als im Jahre 1892 die English Goethe Society ihren finanziellen Verpflichtungen nicht mehr nachzukommen vermochte und ihre literarische Thätigkeit einstellte, glaubte man in Deutschland die Theilnahme für Goethe in England im Niedergang begriffen. Dennoch ist sie von Jahr zu Jahr gewachsen. Zwei neue Gesellschaften, die Manchester Goethe Society und die Glasgow Goethe Society, haben sich zu Trägern dieser literarhistorischen Strömung gemacht und arbeiten jetzt daran, dem englischen Volk eine würdige englische Goethe-Ausgabe zu bescheren, die es noch nicht besitzt. Eben hat die Manchester Goethe Society den Clavigo in trefflicher Uebersetzung herausgegeben und nun folgen, als zweiter Band der Veröffentlichungen der glasgower Gesellschaft, zwei vorher noch nie ins Englische übersetzte Stücke Goethes, Satyros und Prometheus, in schwungvoller Versübersetzung des englischen Dichters John Gray, der im bürgerlichen Leben die Stelle eines Rathes im Auswärtigen Amt in London ausfüllt. Einige weitere Jahre Arbeit, — und es wird möglich sein, eine gute englische Ausgabe zunächst von Goethes dramatischen Werken zu veranstalten. In dem vorliegenden Band füllt die literarhistorische Einleitung beinahe den selben Raum wie die Uebersetzung. Das kann bei einem Stück wie Satyros, über das es eine ganze Literatur giebt, kaum Staunen erregen. Der Stoff des Satyros stammt aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung und findet sich zuerst bei dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus. Wie der römische Ritter Mundus die vornehme Patrizierin Paulina liebt, sie unter der Vorspiegelung, daß Gott Anubis in

Hosted by Google

Liebe zu ihr entbrannt sei, in den Tempel des Gottes lockt und dort eine Nacht in ihren Armen verbringt, um dann seine Lust mit der Verbannung zu büßen: Das ist die einfache Grundlage des satirischen Dramas. Chaucers Zeitgenosse Gower hat diese Geschichte in glatten Reimen behandelt und Boccaccio hat sie in seinem unsterblichen Decamerone in eine christliche Umgebung übertragen. Vater Albert, der gegenüber Lisette den Erzengel Gabriel spielt und dafür als Wilder Mann auf dem Markusplatze zu Venedig stehen muß, ist nur ein etwas niedergedrückter Decius Mundus. Wieland ist, wie bei so vielen anderen Dingen, der Mittler, durch den der Stoff Goethe zukam. In seinen Bekenntnissen des Priesters Abulfauaris, der einen wilden Negerstamm zur Civilisation zu bekehren versucht, hat er eine Satire auf Rousseau und seine Lehre geschrieben, die Goethe überaus gelegen kommen mußte und von der Goethe im Satyros ausgiebigen Gebrauch gemacht hat. Die zahlreichen persönlichen Elemente, die in das Stück hineinspielen, namentlich die Beziehungen auf den Generalsatanas Herder und seine Psyche Karoline, ferner auf den Wanderapostel Basedow geben der Satire eine eigene Würze. Auch der Prometheusstoff ist Goethe in der besonderen Form, in der er ihn in seinen ersten beiden Prometheusdichtungen behandelt hat, durch Wieland zugegangen, und zwar durch das selbe Buch, das die Bekenntnisse des Abulfauaris enthielt. Kein Wunder also, daß beide Dramen 1773 so gleichzeitig entstanden sind, daß sich kaum sagen läßt, welches das frühere ist. Erst Goethes „Befreiter Prometheus", von dem nur drei winzige Bruchstücke auf uns gekommen sind, wurzelt in tiefen Aeschylusstudien, als deren reifste Frucht das Festspiel Pandora zu betrachten ist, in dem die Gestalt des Prometheus jedoch hinter die des Epimetheus zurücktritt.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Die Brotfrage. Leipzig, Duncker & Humblot, 1898.

Im Allgemeinen hat man leider noch immer einen ganz falschen Begriff von der Brotfrage; man meint, sie bestehe nur in der Frage nach der besten Versorgung des konsumirenden Volkes mit Brot. Das ist unrichtig; denn um das Volk sicher mit dem wichtigsten Nahrungmittel, mit Brot, zu versorgen, ist es nothwendig, daß dieses Volk nicht auf ausländisches Getreide angewiesen sei, sonst wird ihm eines schönen Tages die Zufuhr abgeschnitten. Die Ernährung jedes Volkes soll vielmehr ausschließlich durch Getreide, das im eigenen Lande erzeugt wurde, gesichert werden. Um Das zu ermöglichen, ist eine dauernde Erhöhung der Getreidepreise nöthig, damit der Getreide bauende Landwirth bestehen kann. So lautet das Problem: „Billiges, nahrhaftes, gesundes Brot bei hohen, stabilen Getreidepreisen". In dem scheinbaren Gegensatz dieser beiden Forderungen liegt die „Brotfrage". In meinem Buch zeige ich die ethische, soziale und nationale Nothwendigkeit und die technische Lösung. Sie wäre zugleich ein großer Schritt auf dem Wege zum höchsten wirthschaftpolitischen Ziel, zu einem Zustande, der den Staaten und Völkern mehr als heute die Möglichkeit schafft, sich selbst zu genügen.

Innsbruck. Dr. Friedrich Freiherr zu Weichs-Glon.

Hosted by Google

Hausseſtimmungen.

Weshalb veröffentlicht der Bochumer Gußſtahlverein nicht Quartalsberichte? Die Laurahütte thut es doch, obgleich ihre Fabrikation mehrſeitig und auch örtlich ausgebreiteter iſt. Man könnte alſo höchſtens ſagen, die bochumer Herren, die für ihren Privatgebrauch doch ſicher ſolche Berichte erhalten, wollten nicht der Spekulation Vorſchub leiſten. Nun ſind aber in keinem Papier die Schwankungen von Hauſſe und Baiſſe jäher als gerade in Bochumern; welchen Hitzegrad glaubt alſo der Aufſichtrath noch dadurch zu dämpfen, daß er das Publikum in Unwiſſenheit erhält? Die neueſte Kursſteigerung von Bochumern ſieht für Leute, die nicht rechnen können, kleiner aus, als ſie iſt, denn die ganze Couponsabtrennung iſt ja ſchnell ſpurlos vorübergegangen. Iſt es aber nicht wahr, daß man an der berliner Börſe einige Bankiers nennt, die noch vor ihrer Badereiſe einen großen Poſten Bochumer gekauft haben? Woher kam das Ahnungvermögen dieſer Finanzmänner? So ganz einfach laſſen ſich die neuen glänzenden Ausſichten, die dem Gußſtahlverein blühen ſollen, nicht erklären; bei einem Kurs von etwa 235 würde eine Dividende von 15 Prozent ja „nur“ 6,38 Prozent übrig laſſen. Da man aber an den Börſen ſogar von 17 Prozent geſprochen hatte, ſtürzte der Kurs auf die doch um $2^1/_2$ Prozent gegen das vorige Jahr höhere Dividende ſofort um 6 Prozent. Freilich müßten ſich Laura-Aktien im Fall einer Ausſchüttung von 12 Prozent mit 5.80 Prozent begnügen, während z. B. Hibernia-Aktien bei wahrſcheinlich 15 Prozent Dividende noch etwa 7.70 abwerfen würden. Die beſonderen Profite bei Bochumern könnten wohl aus zwei Umſtänden ſtammen: aus der plötzlich veränderten Berechnung des Gewinnes aus den der Geſellſchaft gehörenden Kohlenbergwerken und aus einer Ausgabe neuer Aktien. Da die Verwaltung noch für 500000 Thaler ſolche Aktien in Händen hat, ſo bedarf es hierzu weder einer Generalverſammlung noch ausführlicher Zweckangabe, obgleich man annehmen ſollte, daß ein ſo ſtarkes Unternehmen ſelbſt den Ankauf einer Kohlen-Gewerkſchaft aus den laufenden Eingängen decken kann. Noch eigenthümlicher wäre es, wenn das Gerücht Recht behielte und die jungen Aktien zu pari abgegeben würden; da die alten ca. 235 ſtehen, ſo würde Das ein ganz ungewöhnliches Entgegenkommen bedeuten. Uebrigens iſt es nicht das erſte Mal, daß in dieſer Weiſe ein Theil der genehmigten Kapitalserweiterung noch ausſteht. Solche Machtvollkommenheiten bringen aber auch leicht die Leitung eines Unternehmens ins Gerede; ſo waren früher einzelne Spekulanten der Anſicht, die Direktion müſſe ihre eigenen Aktien gefixt haben und bringe, nur um ſich Luft zu machen, jetzt neue Stücke an den Markt. Solche Dinge glaubt der Börſenmenſch gern.

Die erhöhte Theilnahme unſeres Publikums an dem Gang der Eiſen- und Stahlinduſtrie geht eigentlich von dem glänzenden Abſchluß des hörder Bergwerkes aus. Dieſer größte Stahlproduzent des Kontinentes bringt es diesmal auf 11 Prozent Dividende, bei um 171000 Mark größeren Abſchreibungen. Doch läßt es ſich bei Anlagen, die mit ſo ungeheurem Aufwand rekonſtruirt wurden, nach den bloßen Zahlen nicht beurtheilen, ob eigentlich nicht noch mehr abgeſchrieben werden ſollte. Das Unternehmen iſt älter als Bochum und Laura, aber es mußte in den neunziger Jahren bekanntlich zweimal umgebaut werden, zuerſt, weil es veraltet war, und dann, weil die neuen Anlagen verfehlt waren. Heute ſtehen die Pr.-Aktien Litera A etwa 160; vor vier Jahren konnte man ſie in

Hosted by Google

Mengen zu 57 haben. Weil aber bei Hoerde ein großer Plan über alle Hindernisse hinweg schließlich zum Siege geführt hat, zwingt das Erscheinen des Jahresberichtes unwillkürlich auch zum Nachdenken über die Fortschritte unseres ganzen Hüttenwesens.

Für eine Weile hat sich so das allgemeine Börseninteresse von Industriepapieren den Bergwerkswerthen zugewandt. In Industriepapieren kam es zwar noch nicht zu umfangreichen Verkäufen, aber die kleinen Realisationen mehren sich doch sichtlich und die Käufe stocken. Man glaubt vielfach, daß gerade die ersten Elektrizitätwerke bald mit einer erschwerten Thätigkeit zu rechnen haben werden; sie namentlich, heißt es, müßten alle möglichen Geschäfte abschließen, weil sie wegen ihres großen Aktienkapitales unter allen Umständen eine höhere Dividende herauszuarbeiten hätten. Inzwischen sind übrigens schon wieder neue Elektrizitätgesellschaften entstanden. Die französische Presse konnte ihr Staunen nicht verhehlen, als neulich die Statistik über die rapide Entwickelung der Kleinbahnen in Preußen erschien. Das Einzige, was den deutschen Kennern jetzt in Paris imponirt, ist eine große Kabelfabrik, die sogar schon nach Amerika geliefert hat. Freilich sollen die leitenden Kräfte aus Amerika und England (Siemens in London) stammen.

In Kohlenaktien, die eigentlich noch aussichtreicher als Bochumer und Laura sein dürften, kommt die Tendenz nicht aus dem Schwanken heraus. Vielleicht hat ein größerer oder kleinerer Ring von Kapitalisten eine so gute Meinung von Kohle, daß er das Publikum ab und zu durch ungünstige Meldungen abzulenken sucht. Auffallend bleibt das geringe Halbjahrserträgniß von „Concordia"; man munkelt von zu geringen Abschreibungen im vorigen Jahr — wo den „Nächsten" vielleicht eine hohe Dividende erwünscht war — und meint, die Abschreibungen hätten deshalb 1898 erhöht werden müssen. Im Ganzen sind die Kurse unserer Kohlenaktien seit anderthalb Jahren, also gerade während der steigenden Konjunktur, zurückgegangen. Dabei gab es Anomalien, die klar die Vernachlässigung dieses Gebietes bestätigen. Wie könnte sonst Hibernia bei 12 — und in diesem Jahr wahrscheinlich 15 — Prozent Dividende 190 stehen, eben so wie Gelsenkirchen, das doch nur 9 Prozent vertheilte?

Die Richtpreise, deren Erhöhung um 50 Pfennige für die Tonne jetzt Thatsache geworden ist, beziehen sich bekanntlich nur auf die Abnahme durch das Syndikat. Die Verrechnungpreise aber gelten zwischen Syndikat und Kunden. Zunächst haben also die Kohlengesellschaften von den etwa noch theureren Preisen keinen Nutzen, bis später der Mehrgewinn zur Verringerung der Umlage dient. Es kann nun nicht zweifelhaft sein, daß die Zechen auch mit größeren Unkosten zu rechnen haben, für Löhne und für das neue Berieselungverfahren, das bei kleineren Unternehmen eine Mark, bei den größeren nur zwanzig Pfennige kosten soll. Nachdem die letzte Monatsversammlung, bei zufälliger Abwesenheit einiger Mitglieder, die Erhöhung abgelehnt hatte, ist sie nachträglich durch den Beirath verfügt worden. Wie schwer die Verrechnungpreise schon ins Gewicht fallen, sieht man aus dem Verhältniß zu den preußischen Staatsbahnen, die seit dem Juli 60 Pfennige per Tonne mehr bezahlen, während die letzten Ausweise nur 9 Mark zeigen. Der Verbrauch der genannten Bahnen ist $2^1/_4$ Millionen Tonnen. Das ergiebt also eine Mehrzahlung von $1^1/_3$ Millionen im Jahr. Das Syndikat schließt gewöhnlich seine Verträge ab: von Januar bis Januar mit den Häfen, den großen Rhederfirmen und den Eisenwerken, von April bis April mit den Händlern — hier wird eine Aenderung erstrebt — und von Juli bis Juli mit den Bahnen.

Hosted by Google

Da 1889 nach dem Strike die Kohlenpreise um 100 Prozent stiegen, wären wir diesmal ohne das überall mäßigende Syndikat kaum billiger weggekommen. Jetzt, im Juli, dem sonst stillsten Monat, haben wir eine Wagenstellung von 15 000 Doppelwaggons, — eine bisher noch unerreichte Zahl. Nachdem im vorigen Jahr bei einer Wagenstellung von nur 12 500 Doppelwaggons ein empfindlicher Mangel eingetreten war, darf man im Voraus vielleicht für diesmal mindestens 4000 Doppelwaggons als fehlend berechnen. Und die Wagen brauchen doch noch eine Woche zum Rouliren. Dazu die ganz unzulänglichen Rangirbahnhöfe, die oft zugleich auch Personenbahnhöfe sind: das Alles wird im Herbst, wo doch noch andere Waarenverfrachtungen zu bewältigen sind, unsern Kohlenabsatz recht erschweren. Und die Produktion selbst kann der Nachfrage längst nicht mehr genügen.

Die Bewegung in österreichischen Werthen hat sich ziemlich lebhaft gestaltet. Die Staatsbahnkäufe kommen auf die besseren Ernteaussichten hinaus, sind aber nicht so groß, daß man dabei erst auf Herrn Taussig zu schwören hätte. Kreditaktien profitirten von der Reform des österreichischen Aktienwesens oder, richtiger, von den Vorberathungen zu dieser Reform; denn einstweilen hat man es nur mit einem im Finanzministerium ausgearbeiteten Memorandum zu thun. Auch soll nur bei Industriegesellschaften der Konzessionzwang aufgehoben werden, während er bei Banken weiter bestehen wird. „Wasch mir den Pelz und mach mich nicht naß!" Wie will man dem Großgewerbe Schwung verleihen, ohne dem Geldwesen möglichst freie Entfaltung zu gewähren? Die Börse meint, die neue Finanzirungthätigkeit der Oesterreichischen Kreditanstalt werde dem Wiener Bankverein und der Unionbank zufallen, während die Länderbank, als anderweitig zu schwer engagirt, außer Betracht bleiben müsse. Vielleicht irren sich aber diese Optimisten. Der Aufschwung von Oesterreichs Handel und Industrie kann nicht durch kaiserliches Dekret verfügt werden. Den dortigen Unternehmern fehlt Schneidigkeit und feste Verbindung mit dem Weltmarkt; sie sind auch in ihrer Passivität längst gewöhnt, sich auf die Behörden zu verlassen. Man braucht nur das hochoffiziöse „Fremdenblatt" zu lesen, um zu sehen, wie leicht sich die Herren an der Donau die Sache vorstellen; da heißt es: „Dank dem Eingreifen der Finanzverwaltung werden jetzt die Hindernisse beseitigt. Die Bahn wird frei werden und Oesterreich wird in den Reigen der Großmächte der Weltwirthschaft eintreten können." Der Hauptfehler scheint darin zu liegen, daß die Oesterreicher, weil sie zufällig uns benachbart sind, uns nun auch unsere Industrie nachmachen wollen. Ganz abgesehen aber von den weniger komplizirten Verhältnissen unserer inneren Politik, unserer besseren Valuta und der engeren Verbindung von Theorie und Praxis in unserer Technik, mußten noch manche günstige Umstände zusammentreffen, um Deutschlands fleißige und zähe Großindustrie auf ihre beneidete Höhe zu führen. In Oesterreich wird entweder die Lethargie fortdauern: dann gewinnen auch die alten Institute nichts: oder eine neue, verheißungvolle Entwickelung beginnt: dann werden wir schnell neue Banken und Trusts entstehen sehen.

An Spaniern hat auch Norddeutschland seit dem Kurs von 35 viel Geld verdient. Argentinier sind wegen der noch immer nicht beseitigten Grenzstreitigkeit mit Chile gedrückt, während Mexikaner ganz von unserer Geldfülle oder Knappheit abhängen. Trotzdem der Reichsbankausweis für den Juli durchaus befriedigend ist, weiß die Börse heute, daß uns noch theures Geld bevorsteht.

Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.
Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 13. August 1898.

Bismarckfeier.

Vor sieben Jahren fuhr ich auf dem Schienenweg von Suez nach Kairo. Es war im Juli und furchtbar heiß; in dem Käfig, den man im Egypterland ein Coupé erster Klasse nennt, häufte der Wüstensand sich zu kleinen Bergen. Es half nicht, wenn man die Fenster schloß: der gelbe Staub drang durch alle Ritzen, kroch ins vom Schweiß feuchte Haar und knirschte zwischen den Zähnen. Der vornehme Araber, der in der anderen Ecke saß, schien zu schlummern; sein langer schwarzer Tuchrock war bis an den Hals zugeknöpft, den kahlen Schädel bedeckte das Fez: der Mann ertrug die lange Fahrt mit der Würde des an die Hitze gewöhnten, im ärgsten Wüstenbrand unbeweglichen Orientalen. Als ich auf einer der unzähligen Stationen aus den Lederflaschen, die halbnackte Knaben am Bahndamm entlang schleppten, einen Schluck Wasser nehmen wollte, erbarmte er sich meiner Noth; er warnte mich, im reinsten Französisch, vor dem Wasser, in dem, bevor es zum Trinken dient, allerlei schwärzliches Volk zu baden pflege, und bot mir, als einziges Mittel gegen Hitze und Staub, Cigaretten an. So kamen wir ins Gespräch und die Stunden verstrichen nun schneller. Auf seiner Karte stand ein hoher Titel und ich merkte bald, daß ich mit einem unterrichteten Herrn zu thun hatte, dem europäische Bildung nicht fremd geblieben war und der seine Worte zierlich zu setzen wußte. Er sprach in schwärmender Sehnsucht von Ismaels Zeit, der große Fehler gehabt, aber das Ueberwuchern der englischen Macht in Egypten niemals geduldet hätte, von der Jämmerlichkeit der Türkenwirthschaft, die das Pharaonenland ohne Gewissensbedenken den Briten ausliefere, und von der Wuth, die in der arabischen Jugend gegen

Hosted by Google

die Fremdherrschaft wachse und eines wohl nicht mehr allzu fernen Tages losbrechen werde. Von Deutschland wußte er nicht viel, sprach mit leisem Lächeln, aber mit freundlicher Anerkennung von Georg Ebers, der als Romanschreiber den Deutschen das alte Egypten auf seine Weise lebendig zu machen suche, und wurde erst etwas wärmer, als er nach Bismarck fragte. Den kenne im Nilgebiet jeder Eseltreiber und seinen Namen würde ich in Gizeh morgen sogar von den Beduinen hören. Weshalb er eigentlich entlassen worden sei, wie und wo er jetzt lebe und wann er wieder ins Kanzleramt zurückkehren werde, — sicher doch bald. Ich hatte den Fürsten damals erst zweimal in seinem Hause besucht, konnte aber immerhin Einiges von ihm erzählen. Er sei weggeschickt worden, weil der junge Kaiser neue Wege gehen zu sollen glaube; er lebe einsam in seinem Waldhause, sei von den früheren Freunden wie ein Verseuchter gemieden und werde nie wieder eine amtliche Thätigkeit übernehmen. Der Araber machte große Augen. Und als ich ihm, vorsichtig, wie sichs vor Fremden ziemt, von dem Verhalten eines beträchtlichen Volkstheiles sprach und das Bemühen schilderte, die Gestalt des graziösen Riesen in die Alltagsmaße der kleinen Bürgerlichkeit zu zwingen, den Ueberragenden zu zerren und zu biegen, bis er dem Durchschnitt zu gleichen schien, da wich die steinerne Orientalenruhe, die Rockknöpfe wurden aufgerissen, das Fez flog ins Fangnetz und der empörte Araber meinte, solches Thun sei ja noch schlimmer als die Absicht englischer Spekulanten, im Greisenbauch der Cheopspyramide einen Fahrstuhl anzubringen. Ob aus Europa denn jedes Gefühl der Ehrfurcht, jeder Sinn für Größe entschwunden sei? Dann solle man auch die Hochgebirge abtragen und, wo die Gipfel sich jetzt in die Wolken recken, Kohl und Rüben pflanzen. An einem Bismarck müsse das Volk, dem er geschenkt worden sei, jede Furche und jedes Menschlichkeitmal ehren. C'est du Shakespeare, et l'on veut en faire du Pinero! . . Dieser merkwürdige Araber hatte mehr gelesen als mancher sich gebildet dünkende Europäer.

Der Fürst lachte im Sachsenwald nur still vor sich hin, da er die kleine Geschichte hörte, und sagte dann: „Ja, es ist seltsam, daß ich bei Fremden heutzutage mitunter mehr Verständniß finde als bei meinen Landsleuten. Es muß wohl an der Nähe des Betrachtungstandpunktes liegen. Unter Verwandten versteht man sich ja auch selten gut und sogar mit seinen Kindern kommt man ohne örtliche Einheit am Besten aus." Er würde noch lauter lachen, wenn er nach gutem Mahl abends die Feierartikel lesen könnte, die ihm jetzt in den Sarg nachgesandt werden. Die selben Leute, die nie müde wurden, ihn zu schmähen, die nach den Tagen von Wien und Jena, nach dem Boetticherlärm

Hosted by Google

und der Enthüllung des mit Rußland geschlossenen Rückversicherungvertrages ganze Kothberge gegen ihn wälzten, ihn jeder Niedrigkeit für fähig erklärten und hundertmal ihrer Gemeinde verkündeten, er sei abgethan und für die deutsche Welt längst völlig werthlos geworden, rühmen und preisen ihn nun, als sei das Theuerste, das Palladium deutscher Macht und Ehre, ihnen geraubt. Gute Menschen und schlechte Politiker entrüsten sich über die Roheit einzelner sozialdemokratischen Blätter, über Worte ehrlichen Hasses, die Bismarck doch nur als die seinem Lebenswerk von dieser Seite gebührende Quittung hinnehmen würde; sie sollten sich eher über die Heuchelei ihrer bürgerlichen Presse entrüsten, über die Schamlosen, die dem Lebenden den Lebensanspruch des aufrechten Mannes mit rügender Lehrrede weigerten, nun aber vor der Bahre des Toten stehen wie Grabbes Prusias vor Hannibals Leiche und mit ihm wimmern: „Jetzt ist der Moment gekommen, wo es Das zu thun gilt, was ich in mancher Tragoedie ahnungvoll hingeschrieben habe: edel und königlich sein gegen die Toten! Hannibal war, wie ich oft gesagt, ein zu rascher, unüberlegsamer Mann, — hart kam mir die Gastfreundschaft zu stehen, die ich ihm erwies; aber er war doch einmal mein Gastfreund und darum seien seine Fehler vergessen. Ich decke sie zu mit diesem Königsmantel. Gerade so machte es Alexander mit Dareios ... Wartet: diese Falte am Zipfel des Mantels liegt nicht recht. Auch sie zu bessern, sei mir nicht zu niedrig!" Und wie der gekrönte Komoediant von Bithynien der ergriffenen Menge zu schweigen gebot, bis er den Faltenwurf des Mantels in Ordnung gebracht und die Klage um seinen großen Toten in schön stilisirten Sätzen ausgestöhnt hätte, so sollen wir jetzt schweigen, bis die Nekrologschreiber und Leichenbarden ihr Sprüchlein hergebetet haben. Da es im deutschen Land aber noch immer ein paar unbotmäßige Gesellen giebt, die dem wehmüthig heruntergeflennten Trauerbefehl nicht folgen wollen, darf man sich auch nicht wundern, wenn das künstliche Gefältel mit rauhem Griff zerstört und die von Heuchlerhänden gewebte Hülle in Fetzen von der Bahre gerissen wird.

Kränze sind im Hochsommer billig; und noch billiger sind die Vergleiche mit Perikles und Alexander, mit Widukind, dem Treuen Eckart und anderen Helden germanischer Sage, — diese zum Ersatz ernsten Empfindens bestimmten Vergleiche, mit denen wir in Vers und Prosa seit zwei Wochen bis zum Ekel gefüttert werden. Das bringt am Ende auch der im Geist und Gefühl Aermste auf; nur darf er nicht etwa wähnen, er habe mit solcher Leistung sich schon um das Andenken Bismarcks verdient ge-

Hosted by Google

macht. Wo waren die jetzt Jammernden und Schluchzenden, als es schwer und gefährlich war, sich offen zu Otto dem Einzigen zu bekennen, als sein Privatverkehr überwacht und jeder Besuch, so weit die vorhandenen Kräfte reichten, an dem Sünder ungnädig geahndet wurde? Sie schwiegen; die Schwächeren beteten wohl auch vor den neuen Altären und Bismarck konnte, als ihm wieder einmal ein Briefbeschwerer mit der Inschrift von den Deutschen, die außer Gott nichts auf der weiten Welt fürchten, ins Haus geschickt wurde, mit Recht seufzend sagen: „Da habe ich mich, wie ich jetzt sehe, verhauen: mir scheint, daß die Deutschen von heute sehr viele Menschen und Dinge mehr fürchten als Gott." Das Alles soll nun plötzlich vergessen sein. Die Feinde senken den mit Flor umwickelten Degen und grüßen, in Andacht den ihm „immer treu gebliebenen" Freunden vereint, in ehrfürchtiger Huldigung den theuren Toten. Festhallen und Schauspielhäuser werden mit schwarzem Tuch und Palmenzweigen geschmückt, Feierredner schlagen die schönsten Brusttöne an und Hamlets Hoffnung, einen großen Mann könne sein Andenken um ein halbes Jahr überleben, scheint sich herrlich erfüllen zu sollen. Es ist schlimm, hört man sagen, daß die Menge die großen Männer selten gleich versteht; aber es ist wenigstens ein Trost, daß sie nach dem Tode in ihrer wahren Bedeutung erkannt und gewürdigt werden... Wenn wir Bismarcks letztes Lager von den Flecken der Heuchlerthränen gesäubert und die künstlich gefältelten Trauermäntel beseitigt haben, können wir prüfen, ob wir uns dieses Trostes aufrichtig freuen dürfen.

Die Leidtragenden, die vor ein paar Monaten noch ungeduldig auf den Tod des allzu Lebendigen lauerten und kaum die Stunde erwarten konnten, wo der schickliche Kranz seinen Zweck erreichen würde, sind jetzt emsig an der Leichenwäscherarbeit. Die Menschenspur muß mit dem Scheuerlappen weggerieben, jede Furche, die ein langes, von Anfechtung nicht freies Leben gegraben hatte, muß schnell verklebt werden. Der Mann, der einst der Gesammtausgabe seiner politischen Reden das Motto setzte: Nihil humani a me alienum puto, soll unter den Händen geschäftiger Wickelfrauen flink nun die läuternde Weihe empfangen. Zuerst ging es über die Familie her, die das Recht in Anspruch nahm, selbst für ihren Toten zu sorgen, und die freundliche Absicht des Kaisers, die Leichenfeier für den ersten Kanzler möglichst dekorativ zu gestalten, mit ehrerbietigem Dank zurückwies. Das sollte undankbare Vermessenheit, sollte geeignet sein, das Bild Bismarcks zu entstellen, der dem Kaiser gehöre, dem Volk, — und, bis er die letzte Ruhstatt gefunden hat, vor allen Anderen natürlich den Reportern. Kein

Hosted by Google

nicht ganz byzantinisch Verblendeter konnte Denen, die dem Lebenden die Nächsten waren, das Recht bestreiten, das der schlichteste Privatmann sich nicht rauben läßt; es wäre Frevel, wäre Verrath an dem besten Vater gewesen, wenn sie auch um Haaresbreite nur von der durch seinen Wunsch gewiesenen Linie gewichen wären. Hinter dem frommen Eifer, der den Vater gegen den seinen Leib schützenden Sohn zu vertheidigen vorgab, barg sich aber ein schlau ersonnner Plan. Das merkte man, als der Lärm gegen die Leute anhub, die sich nicht in den korrekten, befohlenen Ton der Totenklage fügen mochten. Das erste Opfer war der alte Herr Moritz Busch. Zwar hatte ihm Bismarck selbst im Jahre 1891 das Schreiben, das man ein Entlassungsgesuch zu nennen gewöhnt ist, eingehändigt, — gewiß nicht, damit er es im Kasten liegen lasse oder seinen Kindeskindern vermache; aber die nicht wegzuradirenden Buchstaben zerstörten die holde Legende, die man dem Volk einprägen wollte, und deshalb mußte der Ruhestörer zerzaust werden. Wenn er wenigstens gewartet hätte, bis die Leiche für das Paradebett fertig war! Alles war so schön vorbereitet, nach den Regeln der besten Tapezirerkunst, und an Posaunenstößen sollte es wirklich nicht fehlen. Wer weiß, was nun noch enthüllt werden würde! Und die Pächter der guten Patriotengesinnung hatten sich doch so innig darauf gefreut, mit allem Unbequemen endlich einmal aufzuräumen und die leidigen Aergernisse der letzten acht Jahre für immer still aus der Welt zu schaffen; sie wollten in Hymnen den großen Kanzler des großen Kaisers feiern, den Getreuen Eckart der deutschen Nation, der auch dem jetzt regirenden Herrn in dankbarer Vasallenliebe ergeben war, und den Frondeur, den Reichsnörgler, den Rebellen, den ein Bundesfürst in Spandau eingesperrt sehen wollte, unter Eichenlaub und Lorber bestatten. Er hatte ja manche Sünde auf sein Haupt geladen, manchmal wider den Stachel gelökt, aber die Summe seiner Verdienste löschte die Spur der Irrungen aus und nun, da er gewiß und wahrhaftig tot war, durfte man ihn auch ohne Scheu und Schranke rühmen, ihn ungestraft sogar zu den Großen zählen. War es nicht über jeden Begriff ruchlos, daß in diese Trauerfeier sich Mißklänge mischten, und mußte der Patriot sich nicht freuen, da vom Berliner Tageblatt, von der Vossischen Zeitung und ihren offiziösen Geschwistern über solche Gottesfriedensstörung ein alle Herzen bewegendes Wehgeschrei angestimmt ward?

Es giebt überall Leute, deren Bedürfniß nach poetischer Gerechtigkeit erst befriedigt ist, wenn der grimme Hagen von Tronje an Siegfrieds Leiche schluchzend zusammenbricht, und die der mythischen Bahrrechtsregel nicht

Hosted by Google

eingedenk sind, nach der beim Nahen des Mörders die Wunden des Ermordeten sich öffnen und wieder bluten. Die Zahl dieser Leute ist in Deutschland, der Heimath sentimentaler Philisterwallungen, besonders groß und viele gute gemüthliche Eigenschaften des deutschen Wesens stützen ihren unkritischen Kinderglauben. Sie haben, als Shakespeares Kunst zuerst ins Niedersachsenland drang, die stärksten Dramen des Briten nur in verbürgerlichter, verschwächlichter Form hingenommen, haben ihm Jahrzehnte lang Iffland, dem Familienshakespeare, vorgezogen und waren stets zufrieden, wenn eine Tragoediengestalt ins Iffländische herabgezogen wurde und sie die schönen Schüttelfröste der Furcht und des Mitleids in den engen Niederungen der Alltagswirklichkeit erleben durften. Solche Wonne kann ihnen diesmal nicht gegönnt werden. Spitzbuben haben dem toten Bismarck die Halsbinde wegretouchirt; sie wollten zwei verschiedene Bilder des geliebten Mannes in den Handel bringen, bebten nicht vor der Entweihung der Totenkammer zurück und werden der Strafe nicht entwischen. Sollen die politischen Schachermacher ungestraft handeln und wandeln und soll die mächtige Heroentragoedie wie ein rührsames Familienschauspiel schließen? Wir brauchen den wirklichen, den ungeschminkten, von der Bethulichkeit der Leichenwäscher unberührten Bismarck, den die Erbärmlichen Frondeur, Reichsnörgler, Rebellen nannten, den Mann, der uns gezeigt hat, wie eine starke Persönlichkeit ihr angeborenes Lebensrecht und ihr unbeirrtes Urtheil gegen Wind und Sonne zu behaupten vermag. Den brauchen wir, Der allein kann uns in kommenden Stürmen einst nützen, — nicht der gutmüthig schmunzelnde Großpapa, der nur freundlich behandelt sein wollte und, versöhnt und mit mildem Lächeln, in die Paradiesesherrlichkeit hinüberschlummerte. Freilich: das bittere Weh, das acht lange Jahre auf dieser Seele lag, wird mit ein paar billigen Thränen nicht weggespült; und es ist bequemer, einem Toten angeblich begangene Sünden großmüthig zu vergeben, als an die eigene Brust zu schlagen und im Innersten gewissenhaft nachzuforschen, ob man selbst nicht an dem Entschwundenen gesündigt hat. Ehe aber nicht solche Bußwoche im deutschen Land angebrochen ist, wird man von einer würdigen, dem Ernsten ernst huldigenden Bismarckfeier nicht reden dürfen.

... Das Toben der schwarzen Kerle, die beutegierig nach unserem Gepäck griffen, hatte mich in Kairo von dem Araber getrennt. Als ich aber durch die Straßen der modisch vermalten Pharaonenstadt fuhr, wurde mir klar, weshalb er sich an deutschem Philistersinn so inbrünstig zu ärgern vermochte.

Hosted by Google

Der österreichisch-ungarische Ausgleich.*)

Am zwanzigsten April hat die Regirung des Grafen Thun im österreichischen Reichsrathn de vom Ministerium Badeni mit der ungarischen Regirung vereinbarten Ausgleich eingebracht. Es sind 23 Gesetzentwürfe. Eine Vorlage betreffend die Quote, d. h. den Antheil, den Oesterreich und Ungarn zu den gemeinsamen Auslagen, unter denen die Kosten der Armee den vornehmsten Platz beanspruchen, zu zahlen haben, fehlt. Die Vereinbarung hierüber ist noch nicht zu Stande gekommen. Die österreichische Quotendeputation hatte den bisher festgehaltenen Standpunkt der Quotenbestimmung nach der Bevölkerungzahl aufgegeben und sich — freilich unter allerhand nichtssagenden Verwahrungen — verleiten lassen, die Leistungfähigkeit beider Staaten, insofern sie in der Steuerleistung zum Ausdruck kommt, als Berechnungbasis anzunehmen. Da nun in Oesterreich und Ungarn die Steuerverhältnisse sich außerordentlich verschieden entwickelt haben, ist es beim besten Willen nicht möglich, adäquate Werthe zu finden. Durch Ausscheiden einzelner Steuern und Steuergruppen läßt sich nahezu für jede Quotenkombination die statistische Begründung schaffen. Die Ungarn sind im Herzen entschlossen, falls ihnen Oesterreich nur den übrigen Ausgleich bewilligt, eine Quote von 34 bis 35 Prozent zuzugestehen. Die meist gut informirten budapester Kaffeehäuser nennen 34.8. Das wäre ungefähr so viel, wie Ungarn heute zahlt, plus dem Mehrgewinn, der ihm in Folge der geplanten Neuauftheilung der Verzehrungsteuern zu Gute käme. Der einzig richtige Ausweg aber, um für alle Zeiten das entwürdigende Feilschen um Prozente entbehrlich zu machen, wäre die Schaffung eines dauernden Maßstabes für die Quotenberechnung. Man hat keinen Versuch gemacht, diesen Weg zu betreten.

Die 23 Regirungvorlagen des Grafen Thun sind das geistige Eigenthum des Ministeriums Badeni. Man erzählt sich, ohne bisher Widerspruch zu finden, daß Dr. von Böhm-Bawerk, der Finanzminister des Zwischenministeriums Gautsch, sich geweigert habe, die von Badeni mit Ungarn vereinbarten Vorlagen unverändert anzunehmen. Das sei eine der Hauptursachen des plötzlichen Rücktrittes des Ministeriums Gautsch gewesen, eines Ereignisses, das bekanntlich zuerst aus Budapest gemeldet wurde. Dr. von Böhm-Bawerk ist ein hervorragender Nationalökonom, sein Name hat europäischen

*) Dieser Aufsatz wurde geschrieben, bevor Kaiser Franz Joseph den österreichischen Reichsrath schließen ließ. Der unerwartete Schluß der Tagung hat auch die Ausgleichsvorlagen beseitigt. Da die Grundanschauungen aber für die Verhandlungen mit Ungarn maßgebend bleiben werden, behält, trotz der neuesten departure des Grafen Thun, die Darstellung des Herrn Dr. Lecher ihren Werth.

Hosted by Google

Ruf. Sein Patriotismus war lebhaft genug, um ein Leben, das er, tiefster Herzensneigung und innerster Begabung entsprechend, der Wissenschaft gewidmet hatte, in den praktischen Finanzdienst des Staates zu stellen. Er vertauschte das Katheder der innsbrucker Universität mit dem Ministerialtisch in der Himmelpfortgasse. Aber als Fachreferent verschiedener Finanzminister und als Finanzminister der Kabinete Kielmannsegg und Gautsch blieb er doch immer der schlichte deutsche Universitätprofessor, dem Wahrheitliebe und Ueberzeugungtreue als die schönsten Tugenden gelten. Es ist begreiflich, daß ein solcher Mann die finanzpolitischen Probleme seiner Zeit nach seinen eigenen Rezepten zu lösen wünscht. Die Ressortminister des Ministeriums Thun sind allerdings viel weniger skrupulös. Sie haben den badenischen Ausgleich tel quel angenommen. Die bei allen Staatsstümpern so beliebte „Zwangslage" mußte als Ausrede auch hier wieder herhalten. Man hat es unterlassen, den Regirungvorlagen ausreichend begründende Motivenberichte beizugeben. Das vorgelegte statistische Material ist sehr lückenhaft und vollkommen ungenügend. Ueber höchst wichtige Gegenstände wird geschwiegen oder eine nichtssagende Phrase gemacht. Konzeptspraktikantenarbeit, als ob in den Ministerien ein latenter Widerstand der altösterreichischen Bureaukratie gegen diesen Ausgleich herrschte, als ob die im Dienste Oesterreichs ergrauten Sektionchefs und Hofräthe, die den Verrath am Vaterlande, wenn er von den vorgesetzten Ministern begangen wird, zwar nicht Vaterlandsverrath nennen dürfen, doch wenigstens nicht helfend mit Hand anlegen wollten an einem Werke, das Oesterreich unnennbaren Schaden bringen muß.

Den breitesten Raum unter den Ausgleichsvorlagen nehmen die elf Gesetzentwürfe ein, die der Durchführung der Valutaregulirung und der Erneuerung des Privilegiums der Oesterreichisch-Ungarischen Bank gewidmet sind. In der Währungfrage werden keine entscheidenden Schritte in Vorschlag gebracht. Es handelt sich nur um eine vorsichtige Weiterführung der ungarischen Valuta-Gesetzgebung aus dem Jahre 1892, wobei anzuerkennen ist, daß diese Weiterführung systemgerecht und im Geiste Steinbachs und Wekerles geplant ist. Allerdings sind die beiden Hauptfragen, nämlich: Wann werden die Baarzahlungen aufgenommen? und: Welche definitive Stellung wird dem Silber im österreichischen Währungsystem eingeräumt? offen gelassen. Angesichts der sehr ungünstigen Gestaltung der Handelsbilanz der Monarchie, angesichts der durchaus unsicheren innerpolitischen Verhältnisse der letzten Jahre ist diese Selbstbeschränkung zu begreifen. Dagegen giebt es keinen Tadel, der scharf genug wäre, um die in Aussicht genommene Lösung der Bankfrage zu verurtheilen. Man hat die Bank zwar als private Aktiengesellschaft weiter bestehen lassen, ihre Leitung aber vollkommen unter die Staatsautorität gebeugt. Und zwar unter die paritätische Autorität beider

Hosted by Google

Staaten, Oesterreichs und Ungarns. Die Neuorganisation steht unter dem Zeichen der in Oesterreich so beliebten Gleichberechtigung. Es giebt bei uns keinen Unsinn und keine Ungerechtigkeit, die nicht hof- und parlamentsfähig wären, wenn man nur versteht, ihnen das Mäntelchen der Gleichberechtigung umzuhängen. So werden im künftigen Generalrath der Oesterreichisch-Ungarischen Bank genau so viele Oesterreicher wie Ungarn sitzen und der Gouverneur wird das Zünglein an der Wage sein. Der Gouverneur wird von Seiner Majestät auf gemeinsamen Vorschlag beider Regirungen auf fünf Jahre ernannt. Er kann nach Ablauf dieser Frist wieder vorgeschlagen werden. Man kann sich kaum eine abhängigere Stellung vorstellen, als sie diesem Gouverneur auf fünf Jahre beschieden ist. Eine langjährige Erfahrung hat uns gezeigt, daß das rücksichtlose und impetuose Vorgehen der Ungarn ihnen bei Ausnützung ihrer sogenannten paritätischen Rechte stets das Uebergewicht sicherte. Auch ohne daß sich der Gouverneur selbst exponirt, kann durch den Abfall einer der österreichischen Stimmen im Generalrath den ungarischen Wünschen stets die Majorität gesichert werden. Mit dem erdrückenden Uebergewicht des Regirungeinflusses in der Centrale verbindet sich noch die Unabhängigmachung der beiden Direktionen in Wien und Budapest. Die Ungarn erhalten durch das neue Bankstatut, wie sich der verehrte Altmeister des österreichischen Bankwesens, der ehemalige Generalsekretär der Bank, von Lucam, ausdrückte, in Budapest die freie und in Wien die starke Hand.

Wenn irgendwo, so ist in Oesterreich-Ungarn eine staatliche Zettelbank nicht am Platze. Das österreichische Budget weist seit einigen Jahren ein chronisches, wenn auch verschleiertes Defizit auf und kann jeden Tag durch unvorhergesehene Ereignisse vollständig außer Rand und Band gebracht werden. Die Bedürfnisse der Kriegsverwaltung sind ungeheure. Ihre Achtung vor dem Steuergulden und vor dem Budgetrecht der Volksvertretung ist gleich Null. Im Vorjahr, inmitten einer vollkommen ruhigen Friedensperiode, hat der Kriegsminister sein Budget um 30.1 Millionen Gulden überschritten. Solche Gesetzwidrigkeiten nennt man in Oesterreich Patriotismus. Sie lassen es aber wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn vorsichtige Politiker den Schlüssel zum Metallschatz der Bank nicht in die Hände des Finanzministers, sondern jener Vertrauensmänner des Kapitalismus gelegt wissen wollen, die in dem Kapital des Volkes ihren eigenen Reichthum vertheidigen, die nie vergessen, daß die Landeswährung der Maßstab ist, nach dem ihr eigenes Vermögen bewerthet wird. Die Privat-Zettelbank ist die unserem kapitalistischen Zeitalter am Besten entsprechende Form der Notenbank. Darüber kommt ein nüchterner Denker einmal nicht hinaus, am Allerwenigsten in Oesterreich-Ungarn. Denken wir uns nun diese verkappte Staatsbank, wie es die Oesterreichisch-Ungarische Bank nach ihrem neuen Statut sein würde, unter den prävalirenden Einfluß

Hosted by Google

der Ungarn gestellt, dann erscheint das Uebel, das die Reform bedeutet, für die österreichische Volkswirthschaft potenzirt. Der zum Nachtheil der Bevölkerung überwiegende Staatseinfluß wird nicht einmal der Oesterreichs, sondern der Einfluß Ungarns sein. Diese Erwägungen lassen den Bankstatutenentwurf als durchaus unannehmbar und unverbesserlich erscheinen. Die österreichische Volkswirthschaft bedarf zu ihrem Gedeihen unumgänglich einer kaufmännischen Organisation der Notenbank. Eine staatlich und obendrein dualistisch eingerichtete Bank würde dieses Institut zum Tummelplatz politischer Einflüsse herabwürdigen. Die Geschäftchen magyarischer und polnischer Kavaliere und ihrer kommerziellen Freunde würden sich allerdings um Vieles leichter abwickeln, auch häufig um Vieles gewinnbringender gestalten, aber eine gesunde Geld- und Zinsfußpolitik ließe sich unter so bewandten Umständen nicht machen.

Die im neuen Statut gleichfalls neu geplante Beugung des Beamtenkörpers der Bank unter das Diktat der Minister würde sehr gefährlichen Protektionen Thür und Thor öffnen. Die fast täglich einlaufenden Meldungen über Defraudationen bei ungarischen Sparkassen, Banken, Waisenkassen u. s. w. erpreßten selbst dem Pester Lloyd in einem Artikel vom neunzehnten Juli, der der ungarischen Defraudation-Epidemie gewidmet ist, das folgende Geständniß: „Die trübsäligen Erscheinungen verschwinden ja kaum mehr von der Tagesordnung und das allgemeine Rechtsgefühl ist schon so abgestumpft, daß es sich nur dann regt, wenn es sich um enorme Summen, um große Vermögen handelt.“ Das klingt wohl nicht sehr vertrauenerweckend.

Die Oesterreichisch-Ungarische Bank hat in ihrer bisherigen Organisation im Großen und Ganzen allen gerechten Ansprüchen genügt. Man mag ihr eine allzu große Rücksichtnahme auf die Dividende der Aktionäre zum Vorwurf machen, mag ihr in der Frage der Valutaregulirung vielleicht eine zu weit getriebene Vorsicht nachsagen, man wird in der Frage der Gewinnbetheiligung des Staates gewiß einer anderen Ansicht sein als der gegenwärtige Generalsekretär. Das und noch so vieles Andere sei gern zugestanden. Aber dem Geldbedürfniß Ungarns zu einem liberalen Zinsfuß hat die Bank auf das Allercoulanteste genügt. Das wird heute selbst jenseits der Leitha zugegeben. Ein sachliches und wirthschaftliches Bedürfniß nach der in Aussicht genommenen Statutenänderung besteht also nicht. Man versucht auch gar nicht — weder die beiden Regirungen noch die Bank —, diese Reform in pejus durch wirthschaftliche oder sachliche Motive zu begründen. Es ist der Altar der Gleichberechtigung, auf dem die in trüben Zeiten und ernsten Krisen mannhafte bewährte kaufmännische Organisation der Bank leichten Herzens geopfert wird. Ungarn hat das Recht zur Errichtung einer selbständigen Notenbank. Das ist seine ganze staatsrechtliche Parität. Kann es aus irgend einem Grunde von diesem Recht keinen Gebrauch machen, dann be-

Hosted by Google

steht für Oesterreich durchaus keine Verpflichtung, eine paritätisch organisirte Bank gemeinsam mit seinem Bruderstaat zu errichten. Ungarn ist heute nicht in der Lage, eine eigene Bank zu gründen. Die ungeregelten Währungverhältnisse, aber auch der Umstand, daß sein Kredit einen viel höheren Zinsfuß bedingen würde, als er Ungarn im Bunde mit Oesterreich zu Gute kommt, lassen es den Machthabern in Budapest sehr räthlich erscheinen, von dem Recht auf eine eigene Bank keinen Gebrauch zu machen.

Sowohl die österreichische Regirung als die Bank, deren Interesse durch das neue Statut womöglich noch mehr geschädigt wird als jenes der Bevölkerung, waren also Ungarn gegenüber in einer uneinnehmbaren Stellung. Bei einigermaßen verständnißvoller Fühlungnahme hätte auch die taktische Führung dieses Theiles der Ausgleichsverhandlungen keinerlei Schwierigkeiten gemacht und zu einem Siege Oesterreichs, zu einem Siege gesunder Währunggrundsätze führen müssen. Fragen wir uns, warum diese günstige Lage nicht ausgenützt, warum von der gegenwärtigen Bankverwaltung deren bewährte kaufmännische Organisation nahezu ohne Widerspruch preisgegeben, warum von der österreichischen Regirung die Dualisirung des Geldwesens, das bisher gleich der Armee ein starkes Bollwerk der Reichseinheit gewesen war, ohne Weiteres zugestanden wurde, dann wissen wir auf diese Fragen keine Antwort. Wir stehen vor einem jener vielen Fragezeichen, welche die österreichische Regirung der letzten Jahre auf die Blätter der Geschichte geschrieben hat.

Den zweiten Theil der Ausgleichsvereinbarungen bildet das Zoll- und Handelsbündniß, das staatsgrundgesetzlich nach gleichen, von Zeit zu Zeit zu vereinbarenden Grundsätzen geregelt werden muß. Auf ihm beruht die Gemeinsamkeit des Wirthschaftgebietes der Monarchie. Die Wichtigkeit des ungarischen Marktes für die österreichischen Industrieprodukte und des österreichischen Marktes für die ungarischen Agrarprodukte steht außer allem Zweifel. Die Erneuerung eines die Gemeinsamkeit des Zollgebietes festsetzenden Zoll- und Handelsbündnisses liegt daher, wenn man lediglich den österreichisch-ungarischen Markt in Betracht zieht, sicherlich im Interesse beider Reichshälften. Anders allerdings sieht die Sache aus, wenn man die österreichischen Exportinteressen auch zum Wort kommen läßt. Die natürliche Richtung der österreichischen Industrieausfuhr weist nach dem Balkan. Dorthin fließt unsere große Wasserstraße. Gegenüber den west- und mittel-europäischen Staaten haben wir den Vorsprung der geographischen Lage. Die Völker des Balkans, Rumänen und Südslaven, werden durch das nationale Band mit zahlreichen Stammesgenossen innerhalb der Monarchie verbunden. Seit den Türkenkriegen bringt unser Vaterland große militärische und finanzielle Opfer, um ein gutes Einvernehmen mit den Balkanstaaten herzustellen und ihre unabhängige Entwickelung zu sichern. Uralte Handelsbeziehungen spinnen sich von

Hosted by Google

der unteren Donau nach den Stapelplätzen der Monarchie. Die Handelsgewohnheiten des europäischen Orientes sind dem österreichischen Kaufmann nicht fremd. In der That hatten wir bis in die Mitte der achtziger Jahre einen lebhaften Industrieexport nach den Donaureichen, der sich um so hoffnungvoller zu entwickeln versprach, als die politische Emanzipation dieser jungen Staatengebilde gleichbedeutend mit ihrem kulturellen Fortschritt und mit der Hebung ihrer Konsumfähigkeit war. Alle gesunde Handelsthätigkeit beruht aber auf Gegenseitigkeit. Wer verkaufen will, muß auch kaufen. Es war daher nur naturgemäß, daß die Balkanstaaten die österreichischen Tuche, Kleider und Schuhe mit Weizen, Ochsen und Schweinen bezahlten. Diese Konkurrenz wurde Ungarn ungemüthlich. Es versperrte unter allerlei veterinärpolizeilichen Vorwänden, für die sich ja immer ein Anlaß findet, wenn man ihn sucht, unsere Grenze im Süden und Osten. Es machte den Getreide- und Pflaumen-Transporten aus dieser Richtung jede nur mögliche Schwierigkeit, so daß sich Rumänien und Serbien endlich zu Gegenmaßregeln genöthigt sahen. Die Folge waren Verstimmungen, Repressalien, endlich der Zollkrieg mit Rumänien, der unserer Industrie diesen aufnahmefähigen Markt raubte. Per Saldo hat sich der Export der Monarchie nach Rumänien, Serbien und Bulgarien von der Zeit vor Ausbruch des rumänischen Zollkrieges bis in die Mitte der neunziger Jahre um mehr als 50 Millionen Gulden im Jahr vermindert. Zieht man die Entwickelung der Dinge für den Fall in Betracht, daß dieser mehr als ein Jahrzehnt umfassende Zeitraum, statt zu Zollkriegen, zu einer liebevollen Pflege des Balkanexportes benützt worden wäre, dann kann man sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, wie sehr die österreichische Industrieausfuhr durch die Zollgemeinschaft mit Ungarn gelitten hat. Noch aus Anlaß des im vorigen Jahre geschlossenen Tarifvertrages mit Bulgarien stimmte Oesterreich, um nicht den Bulgaren für ihr Vieh eine Veterinärkonvention bewilligen zu müssen, die den Ungarn unangenehm gewesen wäre, einer Erhöhung der Zölle auf die spezifisch österreichischen Exportartikel, darunter Kleider und Schuhe, zu. Und schon die Handelsausweise des selben Jahres, obwohl angesichts der bevorstehenden Zollerhöhung der bulgarische Markt sich noch thunlichst versorgte, brachten ein Sinken des Exportes unserer Monarchie nach Bulgarien, das insbesondere Kleider und Schuhe mit einer Minusdifferenz von 1.5 Millionen Francs gegen das Jahr 1896 betraf.

Die mit den mitteleuropäischen Staaten geschlossenen sogenannten Dezemberverträge fassen die Monarchie als einen Agrarexportstaat auf und benutzen die Industriezölle des österreichisch-ungarischen Tarifes als Kompensationobjekte, um von den Vertragsstaaten möglichst günstige Bedingungen für die Agraraus fuhr der Monarchie zu erlangen. So findet der österreichische Export überall die Thore für Industrialien verschlossen und lernt

Hosted by Google

leider mehr und mehr sich mit dem zollgeschützten inländischen und ungarischen Markt begnügen. Das gilt namentlich von der Textilindustrie. Die österreichische Industrie muß deshalb von dem neuen Zoll- und Handelsbündniß mit Ungarn verlangen, daß es dem Industrieexport, insbesondere nach dem Balkan, nicht jede Zukunft versperre. Die Macht, willkürliche Viehimportverbote zu erlassen, die Transportwege zu sperren, muß den Ungarn genommen werden. In dieser Richtung bietet die Regirungvorlage des Zoll- und Handelsbündnisses keinerlei Sicherstellung. Das ist um so bedauerlicher, als die handelspolitische Feindschaft gegen die Donaufürstenthümer auch in allgemein politischer Beziehung der Monarchie böse Früchte trägt. Ohnehin hat die rücksichtlose Nationalitätenpolitik Ungarns eine Entfremdung der kleinen Nationalstaaten auf dem Balkan herbeigeführt, die ihre Konnationalen jenseits der grün-weiß-rothen Grenzpfähle unter dem Joch unerhörter Gewaltmaßregeln seufzen sehen. Die Monarchie, die dem Orient gegenüber nur ihre ungarische Seite zeigt, tritt dort als Feind der Rumänen und Südslaven auf. Es ist kein Wunder, wenn es aus dem Balkan so zurückschallt, wie es aus Ungarn hinübertönt. Wird nun noch obendrein diesen Staaten die Möglichkeit, ihre Produkte nach dem Norden und Westen zu exportiren, abgeschnitten, so werden sie naturgemäß nach dem Schwarzen und Aegäischen Meere gedrängt. Rumänien und Bulgarien ließen es sich große Opfer kosten, um mit Eisenbahn- und Hafenbauten den Pontus Euxinus zu suchen. Auf diesem Wege kommen sie natürlich unter die Botmäßigkeit Rußlands. Im Süden streben Serbien und Bulgarien eifersüchtig nach Makedonien und Salonichi, um sich den Exportweg nach dem Aegäischen Meere zu sichern. Damit ist ein Streitobjekt für unabsehbare Zeiten geschaffen. Unsere Monarchie, die alle Ursache hätte, den Frieden auf dem Balkan zu fördern, nährt durch die Versperrung der Handelswege nach dem Norden und Westen die Eifersucht Serbiens und Bulgariens, die so geradezu gezwungen werden, um das Thor nach dem Süden einen Kampf auf Leben und Tod zu führen.

Der Ersatz, den der ungarische Markt für alle diese Verluste bieten sollte, wird von Jahr zu Jahr fragwürdiger, da das an sich berechtigte Streben Ungarns, eine eigene Industrie zu schaffen, naturgemäß die österreichische Ausfuhr nach Transleithanien schwächt. Die Vortheile, die Ungarn neuen Fabriken zuwendet, sind sehr zahlreich. Steuer-, Zoll- und Eisenbahn-Tarif-Nachlässe, Grundschenkungen, Zuwendung von öffentlichen Lieferungen, finanzielle Begünstigungen, persönliche Auszeichnung der Fabrikanten durch Orden und Adelsverleihung: Das sind die Mittel des modernen ungarischen Colbertismus. Wenn nun auch diese Stimulantien den Mangel einer industriellen Arbeiterschaft nicht zu ersetzen und daher die ungarische Industrie nicht über eine gewisse Grenze hinaus zur Entwickelung zu bringen vermögen, so haben

Hosted by Google

sie doch den Werth des ungarischen Marktes für Oesterreich sehr vermindert. Vor Allem beweisen sie, daß Ungarn, je eher, je lieber, den österreichischen Import loswäre und daß die Trennung des bisher gemeinsamen Zollgebietes eigentlich denn doch nur eine Frage der Zeit ist. In gewissen Industriezweigen, wie in der Glas-, Zucker-, Chemikalien- und Maschinen-Erzeugung, der Elektrotechnik, vor Allem aber in der Müllerei, hat die ungarische Produktion bereits sieghaft nach Oesterreich herübergegriffen, so daß jene industriellen Stimmen, die Schutz vor Ungarn verlangen, in Oesterreich nicht mehr ganz vereinzelt sind. Immerhin ist der ungarische Markt der wichtigste, wenn nicht der einzige Vortheil, den die österreichische Produktion bisher aus dem Zoll- und Handelsbündniß gezogen hat. Wenn es gilt, die unliebsame Opposition gegen das badenische Ausgleichswerk mürber zu machen, so wird mit der Errichtung ungarischer Zollschranken gedroht. In der That ist es so ziemlich der einzige wirthschaftliche Schaden, den uns Ungarn zufügen könnte, falls der Ausgleich scheitern sollte. Dieser Schade wäre aber beträchtlich genug. Oesterreichs Ausfuhr an Industrieprodukten nach Ungarn beträgt ungefähr zweihundert Millionen Gulden im Jahr. Allerdings hätten wir es in der Hand, durch Gewährung von Exportprämien einen ungarischen Zolltarif in seiner prohibitiven Wirkung unschädlich zu machen. Die Kosten einer derartigen Prämienpolitik würden dadurch reichlich hereingebracht, daß wir ja in diesem Fall auch nicht die bisherigen exorbitanten Opfer für die gemeinsamen Auslagen zu bringen hätten. Ueberdies könnte ein ungarischer Zolltarif mit der Spitze gegen Oesterreich nur ganz kurze Zeit bestehen, denn die Maßregeln, die wir gegen den ungarischen Agrarexport sowohl in zoll- als in eisenbahntarifarischer Beziehung ergreifen würden, müßten den Zollkrieg zu einer Niederlage Ungarns gestalten.

Das sind anscheinend sehr naheliegende Wahrheiten. Man muß sich daher über den Entwurf eines autonomen ungarischen Zolltarifes wundern, der um die Mitte des Julimonates vom ungarischen Handelsminister veröffentlicht und unter seiner Aegide in Budapest einer öffentlichen Diskussion unterzogen wurde. Diese Debatte war die schönste Sammlung von handelspolitischen Allgemeinheiten und Gemeinplätzen, von widerspruchsvollen Behauptungen ohne Beweis, die man sich denken kann. Dr. Wekerle war vielleicht der einzige Redner, dessen Ausführungen nicht die Frage nach dem letzten Zweck und dem praktischen Nutzen derartiger Expektorationen erweckten. Mindestens hat er bewiesen, daß er Bismarcks Rede über die Getreidezölle vom achtundzwanzigsten Mai 1879 nicht ohne Nutzen gelesen hat. Der ungarische autonome Zolltarif-Entwurf, der übrigens nach den noch giltigen Verträgen erst nach 1903 in Kraft treten könnte, legt auf alle österreichischen Importartikel außerordentlich hohe Zölle. Seine Publikation hat daher theils

Hosted by Google

Unwillen, theils Gelächter, und zwar innerhalb der gesammten gemeinsamen Zollinie, hervorgerufen. Der ungarische Handelsminister Baron Daniel mußte manches herbe, aber gerechte Wort hören und eine Weile hatte es den Anschein, als würde der zollkriegerische Minister das Pfuschwerk mit seinem Portefeuille bezahlen. Baron Daniel scheint aber in so ernsten Zeiten seine Arbeitkraft dem Vaterland nicht entziehen zu wollen. Darum begann er sofort, nachdem er seine Blamage eingesehen hatte, den Rückzug. Er ließ nicht allein sein Kind im Stich und verweigerte ihm bei der Taufe selbst den Namen eines Regirungwerkes, sondern nannte es „Materialiensammlung". Er leugnete jede Vaterschaft. Er habe nichts weiter gethan, als die von verschiedenen Fachmännern gewünschten Zölle — wahrscheinlich immer die höchsten — ohne Prüfung wahllos in den Tarif eingesetzt. Dieser Bastard aus allen Gassen sollte die industrielle Wählerschaft Oesterreichs in das Bockshorn jagen und das Schreckbild eines der cisleithanischen Industrie unerreichbaren, mit unübersteiglichen Zollthürmen gepanzerten Ungarns vor Augen führen. Auch dem Deutschen Reich war in dem Schauerstück eine Rolle zugedacht. Reichsdeutsche Kapitalisten würden unter dem Schutz der ungarischen Zollmauern in Magyarien Fabrik an Fabrik errichten und das Deutsche Reich würde dem ungarischen Agrarexport willig seine Thore öffnen. So werde Ungarn seine eigene Industrie bekommen und, statt des österreichischen, das viel größere und aufnahmefähigere reichsdeutsche Absatzgebiet für Getreide und Mehl, für Ochsen und Borstenvieh gewinnen.

Auch diese Rechnung dürfte nicht stimmen. So weit die zukünftige Richtung der reichsdeutschen Handelspolitik vorauszusehen ist, wird denn doch die Landwirthschaft ein gewichtiges Wort mitzureden haben. Ob man nach 1903 Caprivis Politik in noch verstärktem Maß wiederholen wird, muß zum Mindesten bezweifelt werden. Jedenfalls ist der Faktor „deutscher Markt für ungarische Agrarprodukte" eine höchst unbestimmte Größe in der handelspolitischen Rechnung Ungarns. Es wäre einfach kindische Phantasterei, wenn Ungarn, auf diese unbestimmte Größe bauend, den sicheren, altgewohnten Absatz in Oesterreich leichtsinnig aufgäbe.

Nicht weniger luftig dürften die Gebäude jener Fabriken sein, die Ungarn dem Zollschutz zu verdanken haben wird. Mit Zöllen allein schafft man keine Industrie. Man braucht dazu vor Allem Arbeiter, Kapital und Unternehmungluſt. Vielleicht nicht an dieser Unternehmungluſt, jedenfalls aber an Arbeitern und Kapital fehlt es jenseits der Leitha. Das österreichische und reichsdeutsche Kapital würde den Weg in die ungarische Industrie gewiß nur für einen solchen Preis finden, der eine außerordentlich namhafte Vertheuerung der allgemeinen Bedarfsartikel zur Folge hätte. Aber selbst angenommen, die ungarische Bevölkerung würde diese Belastung zu Gunsten

Hosted by Google

nicht-ungarländischer Kapitalisten und nur aus patriotischer Freude darüber, daß der blaue Himmel des Magyarenlandes durch den Rauch hoher Fabrikschlote nuancirt werde, auf sich nehmen: wo wird die neue Industrie ihre Arbeiter finden? Der Magyar taugt nicht zum Fabrikarbeiter. Wo bisher ungarische Industrie blüht, beruht sie auf deutscher und vor Allem auf slavischer Arbeiterschaft. Die ungarische Nationalindustrie ist durchaus nicht magyarisch. Deutsche Unternehmer, deutsche Beamten, deutsches Kapital, deutsche und slavische Arbeiter, allerdings unter magyarischer Firma: Das wäre die nationale Struktur der ungarischen Industrie. Schon in Oesterreich hat die Industrialisirung der Slavisirung ungeheuren Vorschub geleistet. Ohne die Würdigung dieser Thatsache, die wohl eine eigene Untersuchung reichlich lohnen würde, ist der jetzige Nationalitätenkampf in den Sudetenländern überhaupt nicht zu verstehen. Die in der ungarischen Zukunftindustrie zur Geltung gelangten slavischen Proletariermassen würden den ungarischen Nationalstaat sehr bald von unterst zu oberst kehren. Die Geschichte und politische Macht Ungarns beruht auf seiner Landwirthschaft, auf der Tüchtigkeit und Unabhängigkeit der landed gentry und des freien Bauern. Das industrielle Proletariat, das der Träger eines modernen Fabrikensystemes in großem Stil wäre, würde trotz Polizei und Panduren die gesellschaftliche Struktur des Magyarenstaates vollständig umstülpen. Die Männer, die durch die Industrialisirung Ungarns diesen Staat für die Ewigkeit zu festigen dachten, hätten nur den Keim zu seinem Tode gelegt. Das magyarische Staatsproblem liegt heute nicht darin, aus Ungarn einen möglichst nach westeuropäischem Muster eingerichteten Staat, der auf allen Gebieten des Kulturlebens, also auch auf jenem der kapitalistischen Industrie, schablonenmäßig gleich den anderen modernen Staaten organisirt ist, zu schaffen, sondern darin, die natürlichen Bedingungen für das wirthschaftliche Gedeihen der Magyaren zu erhalten. Als agricoler Verfassungstaat ist Ungarn groß geworden und zu Ansehen gelangt. Als kapitalistischer Militärstaat wird es nach dem selben pseudodemokratischen Maß gemessen werden wie alle anderen. Durch seine Ehe mit Cisleithanien ist Ungarn in der glücklichen Lage, sich als landwirthschaftlichen Staat entsprechend seiner Individualität ausleben zu können. Eines schickt sich nicht für Alle. Vielleicht dämmert dieser Gedanke in den Köpfen der ungarischen Staatsmänner angesichts des Bastardtarifes des Barons Daniel und der Kritik, die er entfesselte. Dann hätte selbst diese Mißgeburt nicht umsonst gelebt.

Ohne Zweifel ist es eine Ungereimtheit, daß zwei Staaten, die so innig mit einander verbunden und auf einander angewiesen sind wie unsere beiden Reichshälften, in ihren pragmatischen Grundgesetzen nicht die Bestimmung ewiger Meistbegünstigung besitzen. Bismarck wußte sehr wohl, warum er in den Frankfurter Frieden die bekannte Meistbegünstigung-Klausel aufgenommen

Hosted by Google

hat. Wenn schon das Deutsche Reich mit einer russisch-französischen Militär-Alliance rechnen muß, so hat es wenigstens seinen Westen gegen Zollkriege und derlei Fährlichkeiten gesichert. Gewiß ist nicht anzunehmen, daß der König von Ungarn jemals Gesetzen die Sanktion ertheilen wird, die den Zollkrieg gegen den Kaiser von Oesterreich bedeuten. Aber weil der Zustand eines ewigen Friedens auf handelspolitischem Gebiet durch das Gleichgewichtsverhältniß der Monarchie und die Interessen der Dynastie bedingt ist, eben darum hätte man diesem faktischen Zustand auch den entsprechenden rechtlichen Ausdruck durch Aufnahme der immerwährenden Meistbegünstigung beider Staaten in ihre Staatsgrundgesetze geben sollen. Mindestens aber muß verlangt werden, daß der auf die Zolleinheit bezügliche Theil des Zoll- und Handelsbündnisses nicht auf eine bestimmte Vertragsdauer, sondern für ewige Zeit geschlossen werde. Dadurch würden die beiderseitigen Handelsbeziehungen jene Stabilität gewinnen, die der Unternehmungluſt weiter absehende Pläne und Anlagen erlaubt. Dadurch würde der politischen Agitation und der Experimentirkunst ungeschickter Regirungen ein Gebiet entzogen werden, dessen dauernde Umgrenzung eine unumgängliche Vorbedingung des wirthschaftlichen Gedeihens der Gesammtmonarchie ist. Die Festlegung einer derartigen Bestimmung und eines pragmatischen Grundgesetzes darüber, wie die Beitragsleistung beider Staaten zu den gemeinsamen Ausgaben, insbesondere für die Armee, zu bestimmen ist, würde endlich jenes böse, aber nur zu begründete Witzwort aus der Welt schaffen, das Oesterreich-Ungarn die Monarchie auf Kündigung nennt.

Ein weiterer Kardinalmangel des Zoll- und Handelsbündnisses ist das Fehlen entsprechender Einrichtungen zur Beilegung jener Streitigkeiten, die aus dem Bündniß entspringen. In dem ganzen Ausgleichswerk sind fast keine Vorsorgen in dem Sinne getroffen, daß es dem einen Staat zusteht, sich durch Inspektoren von der Durchführung der vertragsmäßigen Verpflichtungen des anderen Kontrahenten zu überzeugen, und daß im Falle zwiespältiger Auffassung über diese Verpflichtungen eine oberste Instanz die Entscheidung treffe. Die bona fides beider Vertragstheile in Ehren; es kann sich aber denn doch im Lauf der Zeiten eine Verschiedenheit der Meinungen einbürgern und in der Praxis der Verwaltung bethätigen. Das kann sogar so weit gehen wie beim Mahlverkehr, bei gewissen Industriebegünstigungen in Ungarn, bei der Vergebung von ungarischen Lieferungen, daß nur noch die allereingefleischtesten Optimisten — nämlich Jene, die dafür bezahlt werden — von bona fides reden. Jedes Gesetz und jeder Vertrag bedarf in letzter Linie zu seiner Durchführung des Zwanges. Einander viel fremder als die beiden Reichshälften gegenüberstehende Staaten haben sich Schiedsgerichten unterworfen. Darin liegt noch lange keine Entäußerung der Souverainetät. Das Verhältniß zwischen Oesterreich und Ungarn beruht aber

Hosted by Google

lediglich auf dem freiwilligen Einvernehmen und dem gegenseitigen guten Willen und endlich auf gewissen kleinen und uneingestandenen Repressalien. Wenn es einem Theil, wie heute Ungarn in seiner süd-ost-europäischen Veterinär-Politik, gefällt, ohne Rücksicht auf seine vertragsmäßigen Verpflichtungen gegenüber Oesterreich eigenmächtig vorzugehen, so haben wir keine Instanz, an deren Schiedsspruch appellirt werden könnte, so haben wir keine Organe und kein Verfahren, um den Thatbestand objektiv zu erheben. Gegenseitige Kontrole und beiderseitige Unterwerfung unter ein höheres Schiedsgericht: Das sind die beiden Maßregeln, die geeignet wären, eine gerechte Durchführung des Zoll- und Handelsbündnisses und überhaupt des ganzen Ausgleichswerkes erst zu ermöglichen. Von einander ganz unabhängige Staaten können schließlich in Streitfällen ihr Vertragsverhältniß lösen, sie können zum Zollkrieg schreiten, ja, selbst an die Gewalt der Waffen appelliren. Alle diese Mittel, Zwistigkeiten zu vermeiden oder beizulegen, sind zwischen den beiden Reichshälften ausgeschlossen. Das nie gesühnte Unrecht frißt sich tief ein in das Bewußtsein der Volksseele und erzeugt einen gährenden Groll, der unter Umständen noch schlimmere Früchte zeitigen kann, als es ein nach allen Regeln des Komments frischweg ausgetragener Handel wäre. Um Streitigkeiten endgiltig aus der Welt zu schaffen, giebt es nur zwei Wege: entweder die Gewalt oder das Gericht. Beide sind den Kompaziszenten des österreichischen Zoll- und Handelsbündnisses verschlossen. Wird nun doch einmal eine Vertragsverletzung begangen, so bleibt dem verletzten Theil nichts übrig, als entweder schweren Herzens das Unrecht zu ertragen oder durch eine Vertragsverletzung oder mindestens durch eine Handlungweise, die dem Geist des Bündnisses nicht entspricht, Wiedervergeltung zu üben. Das ist der große Jammer unseres Zoll- und Handelsbündnisses mit Ungarn. Die heutige Generation der herrschenden Kaste sowohl diesseits als jenseits der Leitha, insbesondere aber die berufenen Vertreter der dynastischen Interessen, haben kein Auge für diese Wahrheiten, geschweige denn, daß sie den Muth fänden, den alten Amtsschimmel zu verleugnen und durch Einführung der immerwährenden Meistbegünstigung, der gegenseitigen Kontrole und Schiedsgerichte das gemeinsame Zollgebiet zu einem wahrhaft einheitlichen Wirthschaftgebiet zu erheben. Statt Dessen wird an den Symptomen herumgedoktort, werden zwei Löcher aufgemacht, um eins zu stopfen.

Ohne jeden zwingenden Grund hat die österreichische Regirung ihr Ausgleichswerk durch namhafte Erhöhungen der Verzehrungsteuern, Zölle auf Zucker, Bier, Branntwein und Petroleum komplizirt. Sie gedenkt, aus dieser Maßregel eine Mehreinnahme von 47 Millionen Gulden im Jahr zu erzielen. Der Konsum wird natürlich um mehr als 47 Millionen belastet, da der Steueraufschlag im Detailpreis der Waaren wohl stets nach oben

Hosted by Google

abgerundet wird. Der Finanzminister hat nicht unterlassen, zur Begründung dieser Mehrforderungen einen Finanzplan zu entwickeln, der jedoch in der Bevölkerung keinen Glauben, ja kaum Beachtung gefunden hat. Ich will mit dem österreichischen Finanzminister über die sozialpolitische Berechtigung der Erhöhung dieser Konsumsteuer nicht rechten, obwohl gerade Dr. Kaizl vor nicht allzu langer Zeit als einfacher jungczechischer Abgeordneter mit zutreffenden und unwiderleglichen Worten eine Finanzpolitik gegeißelt hat, die er nun als Finanzminister selbst verfolgt. Mit Schadenfreude weisen die Sozialdemokraten und Radikalen aller Parteien auf dieses neuerliche Beispiel grellster Unzuverlässigkeit eines bürgerlichen Politikers hin. Kaizls Name hatte noch unlängst einen guten Klang bei allen Sozialpolitikern in Oesterreich. In seinem Kampf gegen das Koalitionministerium und seinen altliberalen Vorgänger von Plener hatte er vielfach die Sympathien auch deutscher Kreise auf seiner Seite. Nun ist er Mitglied einer Regirung, die mit Ausnahmezustand, Standrecht und Verfassungbruch nach § 14 arbeitet. Kaum wundert man sich mehr, daß sich die Sozialpolitik seines Fachressorts lediglich in der Vertheuerung von Bier, Branntwein, Zucker und Petroleum bewährt.

Vorläufig dürfte sich aber Dr. Kaizl umsonst kompromittirt haben. Denn weder ist an eine parlamentarische Erledigung des Ausgleiches im Allgemeinen noch im Speziellen daran zu denken, daß irgend ein österreichisches Parlament die verlangten Steuerhöhungen bewilligt. Diese aber nach absolutistischem Rezept mit Hilfe des § 14 einzuführen, wäre heute ein sehr gewagtes Unternehmen. Mannichfache Verhältnisse, insbesondere die Mißernten der letzten Jahre, haben eine allgemeine Vertheuerung der Lebensmittel und damit die drückende Nothlage weiter Bevölkerungschichten bewirkt. Wenn die armen galizischen Bauern die armen polnischen Juden berauben, so ist es nichts Anderes als die Verzweiflung eines verhungernden Volkes, die sich Luft macht. Keine andere Ursache lag den Feldarbeiteraufständen in Ungarn zu Grunde, die allerdings durch rücksichtlose Anwendung von rauchlosem Pulver und erbarmungloſem Blei unterdrückt wurden. Die italienischen Unruhen und die böse Rolle, die dabei die Verzehrungsteuern gespielt haben, geben auch Einiges zu denken. Die Finanznoth der Staaten und ihrer Fürsten sind der Boden, auf dem aller Parlamentarismus entstanden ist. Man wird auch in Oesterreich die Erfahrung machen, daß Steuererhöhungen zu Lasten der großen Masse des Volkes nicht ohne Parlament eingeführt werden können.

Das Schicksal der 23 Ausgleichsvorlagen des Grafen Thun kann heute bereits mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vorausgesagt werden. Sie werden in dieser Form niemals Gesetzeskraft erhalten, — weder auf verfassungmäßigem noch auf absolutistischem Wege. Auf verfassungmäßigem Wege darum nicht, weil der Zugang zu ihm vorläufig überhaupt durch die eigensinnige und deutsch-

Hosted by Google

feindliche Nationalitätenpolitik der Regirung verrammelt ist. Das Bewußtsein, daß der Preis des gegenwärtigen Kampfes nicht mehr und nicht weniger als die Erhaltung des deutschen Volksthumes der Sudetenländer ist, hat im Volk tiefe Wurzel geschlagen. Es ist ganz ausgeschlossen, daß die deutschen Wählerschaften sich mit einem faulen Frieden begnügen und das nationale Schicksal ihrer Kinder und Enkel dem Streberthum einzelner politischer Schacherer zum Opfer bringen werden. Die Politik der deutsch-österreichischen Abgeordneten wird durch eine von Tag zu Tag mächtiger werdende Volksbewegung getragen. Es wäre nicht allein ein schnöder Verrath, sondern auch ein politischer Selbstmord und eine beispiellose Dummheit, wollten die deutschfreiheitlichen Mitglieder des österreichischen Parlamentes die Obstruktion aufgeben, um dem Volk Bier, Branntwein, Petroleum und Zucker zu vertheuern, um die Notenbank und den Kredit der österreichischen Währung zu ruiniren. Aber auch mit Hilfe des berüchtigten § 14 des Staatsgrundgesetzes über die Reichsvertretung wird das Geschäft mit Ungarn nicht ratifizirt werden können. Nach diesem Paragraphen wird das Gesammtministerium ermächtigt, durch kaiserliche Verordnung dringende Anordnungen zu erlassen, insofern diese „keine Abänderung der Staatsgrundsätze bezwecken, keine dauernde Belastung des Staatsschatzes und keine Veräußerung von Staatsgut betreffen". Von diesem Verfügungrecht darf jedoch nur dann Gebrauch gemacht werden, „wenn sich die dringende Nothwendigkeit solcher Anordnungen, zu welchen verfassungmäßig die Zustimmung des Reichsrathes erforderlich ist, zu einer Zeit herausstellt, wo dieser nicht versammelt ist". Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine große Anzahl der finanziellen Abmachungen mit Ungarn eine dauernde Belastung des Staatsschatzes betreffen. Nicht weniger sicher liegt in dem Begriff des Nothverordnungrechtes, daß von ihm nur im Fall wirklicher, überraschend auftretender Noth Gebrauch gemacht werden kann. Wenn die Regirung berechtigt wäre, so oft ihr der Reichsrath ein Gesetz nicht bewilligt, das Parlament ad hoc zu vertagen und nun das von dem Parlament nicht gewährte Gesetz durch den § 14 zu verordnen, dann wäre dadurch überhaupt das gesammte Gesetzgebungrecht illusorisch gemacht. Die Anwendung des § 14, wie sie jetzt in Oesterreich bereits üblich scheint, ist ein Verfassungbruch, wie er kaum entschiedener gedacht werden kann. Diese Anwendung fand bisher allerdings nur auf kleinere Gegenstände oder aus solchen Anlässen statt, deren Unaufschieblichkeit und provisorischer Charakter nahezu unbestritten war. Ein großes Gesetzgebungwerk aber, das in tausendfacher Beziehung in das praktische Leben eingreift, das auf nahezu sämmtlichen Gebieten der Volkswirthschaft Aenderungen bedingt, das weitabsehende und in ungemessene Millionen gehende Verpflichtungen des Staates finanzieller Natur in sich schließt, wird man nicht als eine unaufschiebliche, geschweige denn als eine unvorhergesehene

Hosted by Google

Nothmaßregel zu kennzeichnen wagen. Um so weniger, als man es bei diesen meist vertragsmäßigen Abmachungen nicht allein mit der österreichischen Bevölkerung, sondern auch mit Ungarn und, was die Bankvorlage anbelangt, mit der Bank selbst und dem Kredit der österreichischen Währung, der ja schließlich auf Grund des § 14 nicht normirt werden kann, zu thun hat. Die in Betracht kommenden Finanzkreise werden jedenfalls gut daran thun, sich über die juristische Verbindlichkeit von Versprechungen, die lediglich die österreichische Regirung auf Grund des § 14 ohne Ratifikation durch das Parlament abgeben sollte, zu informiren. Es könnte sonst leicht der Fall eintreten, wie es ja schon mehrfach, z. B. jüngst bezüglich der Gesetzeskraft der Sprachenverordnungen geschehen ist, daß aus irgend einem Anlaß die österreichischen Gerichte in dieser Frage zum Wort kämen und anderer Ansicht wären als die österreichische Regirung; oder daß man gar im Auslande die Rechtsverbindlichkeit von Zahlungversprechungen einer Notenbank, deren Privilegiumsertheilung ein gesetzwidriger Regirungakt war, in Frage stellt. Um so weniger aber hat die Bank ein Interesse daran, dem Grafen Thun zu Liebe ihr staatsrechtliches Gewissen zu beruhigen, als wohl kein Aktionär der Bank das neue Bankstatut dem alten vorziehen wird.

Am Allerwenigsten aber kann sich Ungarn über den Gesetzartikel XII vom Jahre 1867 hinwegsetzen. Nach diesem ungarischen Verfassungsgesetz ist die unumgängliche Voraussetzung des Fortbestandes des Dualismus die Verfassungmäßigkeit der Regirung in den nicht-ungarischen Ländern. Streng genommen, wird bereits durch den geringsten Schritt vom konstitutionellen Wege in Oesterreich die Gemeinsamkeit mit Ungarn ipso facto gelöst. Wenn nun auch heute die ungarische Regirung und ihre Mehrheit im budapester Reichstag diese strengen Konsequenzen der ungarischen Verfassung noch nicht gezogen haben, so ist es dennoch kaum denkbar, daß Baron Banffy einen definitiven Ausgleich, geschlossen mit einem nach dem § 14 regirten Oesterreich, im ungarischen Parlament, dessen Geschäftsordnung bekanntlich keinen Schluß der Debatte kennt und der Obstruktion die günstigsten Handhaben bietet, durchbrächte. Neuerliche Provisorien werden also voraussichtlich das jetzige Verhältniß zu Ungarn verlängern. Die Regirungvorlagen über den Ausgleich werden, um mit Baron Daniel zu reden, eine „Materialiensammlung" bleiben. Daß dieser Zustand ein unhaltbarer ist, soll nicht geleugnet werden. Oesterreich ist aus der Monarchie auf Kündigung zu einer Monarchie des Provisoriums herabgesunken. Mühsam zieht der § 14 den Staatskarren von einer Leidensstation zur anderen. Ausnahmezustand und Standrecht gehören zu den alltäglichen Regirungbehelfen. Voll banger Zweifel drängt sich überall die Frage hervor: Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

Brünn. Dr. Otto Lecher,
Mitglied des österreichischen Reichsrathes.

Hosted by Google

Der stumme Kerl.

Die einfachsten Sachen, die wenigstens, die am Einfachsten aussehen, sind die schwierigsten. Wer es nicht glaubt, frage einen Cirkus-Clown; der wird ihm sagen: „Mein sehr verehrter Herr, ein doppelter Saltomortale ist eine große Kleinigkeit, die Jeder leisten kann. Das Schwierigste, was es für uns giebt, ist, wenn wir uns der Länge nach auf den Bauch gelegt haben, wieder aufzustehen, ohne dabei die Hände zu benutzen oder die Knie zu krümmen. Das sieht so spielend leicht aus, als wenn es gar nichts wäre, und doch ist es das Schwerste, so man hat.“ Wenn Einer unter seinen guten Freunden und Bekannten, wie es ja immerhin möglich ist, keinen Cirkusmenschen haben sollte, so wende er sich vertrauensvoll an einen militärisch gekleideten Freund; auch Der wird ihm sicher sagen: „Lieber Sohn, die schwierigsten Exerzitien sind die einfachsten und die einfachsten sind die schwierigsten. Ein Karree formiren kann Jeder, wenn er bei der Ausführung des Kommandos von den hundertundzwanzig Leuten seiner Compagnie ordentlich unterstützt wird, denn allein kann natürlich kein Mensch gleichzeitig nach allen vier Himmelsrichtungen Front machen. Was aber die wenigsten Menschen können, die man Soldaten nennt, oder was, richtiger gesagt, kein homo militaris kann, einerlei, ob er sich allein auf dem großen Exerzirplatz langweilt oder ob er, gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge, in der Compagnie seinen Platz hat, Das ist: das Stillstehen.“

Und doch ist die Sache so furchtbar einfach; wenn das Kommando kommt: „Stillgestanden!“ braucht man nichts Anderes zu thun, als eben still zu stehen. Aber erst können vor Lachen, wie der Berliner sagt. Stillstehen ist die Seele vom Ganzen und darum wird von den höchsten und hohen Vorgesetzten auf diese edle Kunst der höchste Werth gelegt.

Es ist Besichtigung. Ein solcher Tag soll für die Leute eigentlich ein Festtag sein, denn da bietet sich ihnen Gelegenheit, zu zeigen, was sie können, Lob und Ehre zu ernten. Aber die Tage und Wochen, die der Besichtigung vorhergehen, sind wenig erfreulich; da wird exerzirt vom frühen Morgen bis zum späten Abend, da wird „gebimmst“ nach allen Regeln der Kunst, damit die Sache nur klappt, und wenn die Stunde der Besichtigung endlich da ist, dann sind die Kerls und die Herren Kerls (die Offiziere) so müde, matt und marode, daß die Feststimmung, die sie fühlen sollen, meistens eine Mißstimmung ist, zumal sie an dem Festtag „feste“ herangenommen werden; da dürfen die Knochen nicht geschont werden — sie kosten ja nichts —, und wer sich dennoch als Knochenschoner entpuppt, fliegt ohne Mitleid und Erbarmen drei Tage in den Kasten.

Es ist Bataillonvorstellung: der Herr Major soll den höchsten und hohen Excellenzen, dem Herrn General und dem Herrn Oberst, sein Bataillon vorexerziren; von Dem, was er und seine Leute leisten werden, ist es abhängig, ob er noch ferner in seiner Stellung bleiben wird oder ob man es ihm nahe legen wird „aus Gesundheitrücksichten“ seinen Abschied zu nehmen. Das Bataillon steht in der Breitkolonne in der Paradeaufstellung, am rechten Flügel die Regi-

Hosted by Google

mentsmusik und die Spielleute. Der Herr Major hält mit seinem Adjutanten vor der Mitte seiner Truppe und ermahnt die Leute, sich Mühe zu geben, damit das Auge der Vorgesetzten mit Wohlgefallen auf ihnen ruhe.

Plötzlich heißt es: „Herr Major, Excellenz kommt."

„Stillgestanden," kommandirt er mit lauter Stimme; und mit hörbarem Ruck nehmen die Leute die Knochen — in diesem Fall die Füße, Kniee und Beine — zusammen und setzen sich in Positur. Brust heraus, Bauch herein, Kopf in die Höhe, Kinn an die Binde. So, nun kann Se. Excellenz kommen.

Und sie kommt.

Voran reitet der kommandirende Herr General, ihm folgt Se. Excellenz der Divisionkommandeur, der Brigadekommandeur, der Herr Oberst und die Schaar der Adjutanten und Generalstabsoffiziere; auch der Chef des Generalstabes des Armeecorps ist im Gefolge. Der Herr Major sieht es mit Grausen, denn besagter Herr führt den Beinamen „Der Scharfrichter", weil auch er die Lebenden zu den Toten befördert; er schlachtet gar Manchen ab und Viele sind schon seinetwegen in den Wurstkessel gekommen.

Nun ist Se. Excellenz am rechten Flügel angelangt und reitet in sausendem Schritt die Front ab, mit scharfem Auge überall hinsehend, ob auch Alles in Ordnung ist, ob nichts zu einem Tadel Anlaß giebt, und mit ihm spähen die übrigen hohen Vorgesetzten und die Adjutanten, die sich oft — nein: fast immer — einbilden, klüger und bedeutender zu sein als ihre Herren. Plötzlich hält der Kommandirende General sein Pferd an und seinem Beispiel folgen Alle, die seinem Pferd folgen. Se. Excellenz sehen sehr scharf nach einem bestimmten Punkt hin. Alle stellen sich hinter ihn und folgen der Richtung seiner Augen; was ist nur los? . . . „Ich lasse den Herrn Major zu mir bitten."

Se. Excellenz sprichts und im Galopp saust der Adjutant zu dem Herrn Bataillonkommandeur.

„Se. Excellenz lassen den Herrn Major bitten."

Der Herr Major hörts; angenehm ist ihm die Botschaft nicht; klug und weise, wie er ist, ahnt er, daß irgend Etwas die Unzufriedenheit des hohen Herrn erregt hat, und Das ist nicht gut, weder zu Beginn noch zum Schluß der Besichtigung. Bildet die Unzufriedenheit das entrée, so trübt sie den Blick für die späteren guten Leistungen, und kommt sie zum Schluß, dann wird alles Gute sofort vergessen, nur das Schlechte haftet noch in der Erinnerung und die Kritik ist dann meistens wenig genußreich.

„Se. Excellenz lassen bitten," wiederholt der Adjutant.

Mit dem „Bitten" ists beim Militär eine eigene Sache; zu bitten, ist unmilitärisch; man darf sich nur bitten lassen, aber auch nur ein einziges Mal; wer sich öfter bitten läßt, kommt leicht in den Verdacht, dickfellig und obstinat zu sein.

„Se. Excellenz lassen bitten," wiederholt der Adjutant zum dritten Male.

Der Herr Major hörts; seine Schuld ist es nicht, daß er noch nicht neben Sr. Excellenz hält, es ist die Schuld seines Streitrosses. Der Gaul ist plötzlich verrückt geworden und klebt; er will nicht von der Truppe weg. Verdenken kann man es dem Schinder ja eigentlich nicht, denn mit seinem Pferdeverstand sagt er sich: „Gut gestanden ist immer besser als schlecht Galopp gelaufen."

Endlich werden dem Gaul die Sporenstiche seines Reiters denn doch zu

Hosted by Google

ungemüthlich: er keilt vorn und hinten aus, schlägt dem Adjutanten, der links hinter dem Kommandeur hält, beinahe die Kniescheibe ein und setzt sich dann knurrend, brummend und pustend in Bewegung, eingedenk des Wortes: „Der Klügere giebt nach". Dieses Selbstgespräch des edlen Rosses beweist, daß es seinen Herrn entweder sehr unterschätzt oder sich selbst sehr überschätzt. Der Adjutant Sr. Excellenz reitet voran, dann kommt der Herr Major, ihm folgt sein Adjutant; der muß seinem Herrn überall hin folgen: wohin der Major reitet, muß auch er reiten, und wenn sein Kommandeur, was zuweilen ja vorkommt, „vom Gaul fällt", läßt auch er sich auf die Erde fallen und spricht dann: „Herr Major sind wirklich zu liebenswürdig. Der Herr Major hätten nicht nöthig gehabt, abzusteigen, ich komme allein wieder hinauf."

Nach einem kurzen Galopp ist man bei dem kommandirenden Herrn General angekommen.

„Befehl überbracht", meldet der erste Adjutant.

„Danke", sagt Se. Excellenz kurz und legt einen Finger, niemals zwei, an den Helm.

Der Herr Major parirt sein Roß zum Halten, salutirt mit seinem Degen, den er bisher stets auf die rechte Lende aufgesetzt hatte, und sagt: „Ich melde mich ganz gehorsamst zur Stelle."

Diesmal legt Se. Excellenz weder einen Finger der rechten Hand an den Helm, noch sagt er: „Danke", sondern redet seinen Untergebenen nur mit den Worten an: „Hat etwas lange gedauert, Herr Major."

Dem Herrn Major sind diese Worte gräulich; aber daran läßt sich nichts ändern, er nimmt sie ruhig hin, wie man als Mensch im Allgemeinen und als Soldat im Besonderen ja viel Leid geduldig über sich ergehen lassen muß.

Tiefe, erwartungvolle Stille.

Der Herr Major denkt: „Was ist denn nur los?"

Endlich öffnet Se. Excellenz den Mund:

„Herr Major, warum stand dieser Mann — ich meine den dritten Mann vom rechten Flügel im zweiten Gliede des dritten Zuges — vorhin nicht still? Jetzt steht er still, aber vorhin rührte und bewegte er sich; sehen Sie, jetzt zuckt er wieder mit der rechten Schulter. Warum steht der Mann nicht still?"

Wenn der Herr Major gefragt worden wäre, warum man noch keinen lenkbaren Luftballon erfunden habe, hätte er Rede und Antwort stehen können; so aber schweigt er.

„Herr Major, ich wiederhole meine Frage: Warum steht der Mann nicht still?"

Auf eine direkte Frage gehört auch eine direkte Antwort; und so sagt der Herr Major dann: „Ich weiß es nicht, Euer Excellenz."

Das ist schlimm, denn wie ein Minister Alles wissen muß, wonach er von mehr oder weniger neugierigen Reichstagsabgeordneten gefragt wird, so muß auch der Untergebene Alles wissen, was der Vorgesetzte von ihm wissen will, manchmal sogar noch mehr.

„Ich lasse den Herrn Hauptmann bitten."

Se. Excellenz sprichts und im Rechtsgalopp — oder war es Linksgalopp? Ich habe nicht genau hingesehen — sprengt der Adjutant davon; gleich darauf hält der Gerufene neben dem hohen Vorgesetzten.

Hosted by Google

„Herr Hauptmann, warum rührt sich der Mann, warum steht er nicht still?"

Der Häuptling weiß in seiner Compagnie Bescheid wie kaum ein Zweiter, er kennt sie Alle beim Namen, weiß von Jedem, welchen Beruf er hat, wo er geboren ist, wie viele Geschwister er hat, was die Einzelnen sind, ob und mit wem verheirathet, — er weiß alles Mögliche, aber das Einzige, was er jetzt wissen soll, warum der Mann nicht still steht, Das weiß auch er nicht. Das ist nicht nur schlimm, sondern sogar sehr schlimm; so zögert er denn auch mit der Antwort. Als aber Niemand ihm zu Hilfe kommt, sagt er endlich: „Ich weiß es nicht, Euer Excellenz."

„Bitte, rufen Sie den Zugführer."

Wieder sprengt der Adjutant davon — diesmal im Contre-Galopp, ich habe es deutlich gesehen — und eine Minute später steht der Zugführer vor Sr. Excellenz. Es ist ein noch blutjunger Offizier, kaum zwanzig Jahre alt; er sieht fast aus wie ein junges Mädchen, so blond und rosig; trotzdem er einen nicht unbedeutenden Theil seiner Zulage in Professor Migargees Barterzeuger anlegt, keimt noch kein Härchen auf den Lippen oder auf dem zarten Kinn. Dunkel färben sich nun seine Wangen, da er neben Sr. Excellenz steht: er betrachtet Das als eine hohe Auszeichnung, obgleich er ganz genau weiß, daß er wahrscheinlich Etwas auf den Helm bekommen wird.

„Herr Lieutenant, warum steht der Mann in Ihrem Zuge nicht still?"

Welchen meint die Excellenz nur? Der Offizier, der am rechten Flügel steht, sieht nur geradeaus; mag rechts und links von ihm, vor und hinter ihm die Welt untergehen: Das geht ihn gar nichts an, er hat so lange geradeaus zu sehen, bis der Vorgesetzte kommandirt „Rührt — Euch"; und geht der Vorgesetzte bei einem allgemeinen Weltuntergang mit unter, so hat er dennoch still zu stehen und zu warten, bis ein anderer Vorgesetzter kommt; kommen wird schon einer, an Vorgesetzten ist kein Mangel, — ach nein, au controleur, im Gegentheil.

Wenn man geradeaus sieht, kann man gleichzeitig nicht auch nach links sehen, es müßte denn sein, daß man zu jenen Unglücklichen gehört, die mit dem rechten Auge stets in die linke Westentasche gucken, vorausgesetzt, daß sie eine Weste tragen. Der Herr Lieutenant ist aber der glückliche Besitzer zweier gesunden Augen; also hat er natürlich keine Ahnung von Dem, was links von ihm vorgegangen ist, — junge Lieutenants haben nach der Ansicht ihrer Vorgesetzten bekanntlich nie eine Ahnung.

Der Herr Lieutenant bemüht sich, ausfindig zu machen, welcher Mann in seinem Zuge unangenehm auffällt. Während des zehnten Bruchtheiles einer Viertelsekunde denkt er daran, zu fragen: „Gestatten Euer Excellenz: welcher Mann ist gemeint?" Aber die Frage erscheint ihm gleich darauf so vollständig unmilitärisch, daß er sich vor sich selbst schämt und sich ernstlich vornimmt, gleich nach der Rückkehr vom Exerzirplatz sich eingehend mit dem Studium der Disziplin und der Gebote der Subordination zu befassen. Vorläufig aber steht er noch auf dem „grünen Rasen" und fühlt, daß alle Blicke auf ihn gerichtet sind. Er ist jetzt die Hauptperson, er wird endlich die Frage beantworten. Wenn er nur wüßte, wer gemeint ist! Er stellt sich auf die Fußspitzen, um über die großen Leute, die im ersten Zuge stehen, hinwegsehen zu können, — vergebens. Er dreht sich in den Hüften, biegt den Oberkörper nach rechts und nach links, um zwischen

Hosted by Google

den Leuten hindurchsehen zu können — Alles umsonst. Er sieht nichts, absolut nichts, aber Das darf er nicht eingestehen; so muß er denn antworten, ohne zu wissen, um wen es sich handelt. Und mit fester, klarer Stimme antwortet er: „Ich weiß es nicht, Euer Excellenz."

„Das hätten Sie auch früher sagen können," lautet die „excellente" Entgegnung; „Sie können wieder eintreten."

Wer da glaubt, daß das „Eintreten" so einfach ist, Der ist schief gewickelt.

Als der Herr Lieutenant sich vorhin Seiner Excellenz nahte, hatte er mit dem Degen salutirt; nun muß er erst wieder „Gewehr über" nehmen. Mit möglichster Eleganz führt er den Degen bis vor die Mitte des Leibes und mit einer zweiten Bewegung an die rechte Seite. Diese zweite Bewegung hat den Vortheil, daß man sich bei ihr mit spielender Leichtigkeit das rechte Auge ausstoßen kann. Da die meisten Soldaten nicht blind sind, hat auch kein einziger Lieutenant Neigung, „einäugiger König" zu werden, und Jeder macht deshalb ganz unwillkürlich mit dem Kopf eine kleine Bewegung nach links. Das aber darf nicht sein. „Das geht nicht, Das geht absolut nicht": an diese Worte, die er so oft zu hören bekommen hat, denkt der kleine Lieutenant, während er vor den Augen Seiner Excellenz den Griff ausführt, — und schon hat er den Kopf nach links gedreht.

Unbegreiflicher Weise hat es der Kommandirende General nicht gesehen; aber Seine Excellenz der Herr Divisionkommandeur hat es bemerkt und schüttelt tadelnd und mißbilligend sein Haupt. Wenn die Höheren unzufrieden sind, dürfen die Niederen nicht loben; so pflanzt sich das Kopfschütteln fort, immer stärker und stärker, und der Hauptmann sitzt schließlich auf seinem Pferd wie ein Chinese, der ein Gelübde gethan hat, durch beständiges Wackeln mit seinem Kopf auch die chinesische Mauer zum Wackeln zu bringen.

Der Herr Lieutenant sieht's mit Grausen; er weiß ganz genau, daß dem Herrn Oberst nachher gesagt werden wird, die Lieutenants seines Regimentes machten keine guten Griffe, und er weiß auch ganz genau, daß der Kommandeur diesen Vorwurf nicht ruhig auf sich sitzen lassen wird: er wird für die jüngeren Herren Exerzirstunden einrichten, „damit solche bummeligen Griffe" nicht wieder vorkommen.

Zur Unzufriedenheit aller Vorgesetzten hat der kleine Lieutenant also den Griff ausgeführt; nun kann er das „Eintreten" weiter fortsetzen. Zunächst macht er die Wendung „Ganzes Bataillon Kehrt" durch eine Drehung nach links; auf dem Absatz des linken und dem Ballen des rechten Fußes windet sich der Herr Lieutenant um seine Längsachse und setzt dann den rechten Fuß kurz bei. Nun steht er und giebt damit den hohen Vorgesetzten Gelegenheit, ihn auch einmal von jener Seite zu bewundern, die man meistens den Leuten zu zeigen pflegt, auf deren Urtheil und Meinung man kein besonderes Gewicht legt. Da fällt ihm wieder ein, daß er ja eintreten soll, und er beschließt, der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, diesen Befehl auszuführen. Er wirft das linke Bein in die Höhe, drückt dabei die Fußspitze nach unten, indem er sie gleichzeitig auswärts nimmt, setzt den linken Fuß, nachdem er noch in der Luft einen Raum von achtzig Centimetern durchschnitten hat, wieder auf die Erde und hebt dann den rechten Fuß in die Höhe, um mit ihm das selbe Experiment auszuführen. Kürzer

Hosted by Google

könnte man diese Thätigkeit mit den beiden Worten bezeichnen: „er marschirt.“ Er weiß, daß die Vorgesetzten ihm nachsehen; zum zweiten Male will er nicht unangenehm auffallen, so giebt er sich denn die größte Mühe und langt endlich an seinem Platz an. Hier kommandirt er sich in Gedanken: „Bataillon Halt.“ Wieder steht er wie aus Erz gegossen, dann eine stramme Frontwendung, ein Blick nach links, damit er sich nach seinem Zuge ausrichtet: dann spricht er in seinem Innern ein „Gott sei Dank“, — er ist eingetreten.

Und ohne sich um Das zu kümmern, was rechts und links von ihm, was vor und hinter ihm vorgeht, sieht er wieder geradeaus, immer geradeaus, — weiter hat er augenblicklich auf dieser schönen Welt nichts zu thun. Ists auch nicht viel, so ist es doch immerhin Etwas und nur Thoren können behaupten, daß es noch weniger sei als nichts.

Für ihn ist die Frage: „Warum steht der Mann nicht still?“ erledigt, vollständig erledigt.

Nicht so aber für Seine Excellenz. Noch immer sieht er auf den Sünder und immer denkt er: „Warum steht der Mann nicht still? Das muß doch irgend einen Grund haben!“

Das Bataillon hat die ganze Zeit hindurch stillgestanden. Es giebt keinen Einzigen, der sich nicht rührte; durch jeden Körper geht ein Zittern und Beben, das selbst die eisernste Willenskraft nicht zu unterdrücken vermag. Die Leute schwanken hin und her und die Helmspitzen neigen sich wie die Kornähren, wenn der Wind über das Feld streicht. Seine Excellenz bemerkt Das gar nicht; er sieht immer nur den einen Mann an: wahrhaftig, es ist keine Täuschung, jetzt schneidet er sogar Grimassen und macht die verzweifeltsten Gesichter. Länger erträgt Excellenz die Ungewißheit nicht; endlich will er klar sehen.

Und nun thut Excellenz, was er schon ruhig vor einer Viertelstunde hätte thun können, ohne daß es ihm Jemand übel genommen hätte: er giebt seinem Pferde die Schenkel — nicht die Sporen: Das könnte leicht unangenehme Folgen haben — und reitet, gefolgt von seiner Suite, zu dem Sünder hin. Jetzt ist er da und hält sein Roß an; wahrhaftig, er hat sich nicht getäuscht: der Mann steht nicht still: „Ja, ja“, denkt die Excellenz, „ich habe gute Augen, auf die kann ich mich verlassen!“

Se. Excellenz ist mit ihrem Scharfblick sehr zufrieden. Ein Kommandirender General ist in der glücklichen Lage, nur zwei Vorgesetzte zu haben: den Armeeinspekteur und Se. Majestät den Kaiser. Wenn Niemand da ist, der ihm seine Zufriedenheit ausspricht, drückt er sie selbst sich aus; man muß sich eben zu helfen wissen.

Inzwischen steht das Bataillon noch immer in Paradeaufstellung; die Spielleute und die Regimentsmusik spielen den Präsentirmarsch nun schon zum vierundfünfzigsten Male und mit Ungeduld sehnen sie den Augenblick herbei, wo sie zur Abwechselung den Parademarsch blasen können. Einmal muß die Sache doch ein Ende nehmen.

Und sie nimmt ein Ende.

Mit väterlich wohlwollendem Ton fragt Excellenz: „Mein Sohn, warum stehst Du nicht still?“

Keine Antwort.

Hosted by Google

Se. Excellenz sieht den Herrn Major an, der Major sieht den Hauptmann an und Alle zusammen richten dann wieder ihre Blicke auf den Unglücklichen.

„Mein Sohn, hast Du meine Frage nicht verstanden?"

Und statt die einzige Antwort zu geben, die es für einen Soldaten auf der Welt giebt, die Antwort, die immer richtig ist, weil man sich bei ihr denken kann, was man will, und die da lautet: „Zu Befehl!" ... nickt der Mann mit dem Kopf. . . .

Im letzten Augenblick gelingt es dem Herrn Major, den Stabsoffizierzügel, den Sattelknopf, zu erfassen, sonst wäre er vor Schreck unfehlbar vom Gaul gefallen. Er wirft dem Hauptmann einen Blick zu, daß nicht nur diesem, sondern auch dessen Pferde die Beine vor Angst zittern. Dem nickenden Jüngling wäre besser, wenn er ohne Kopf geboren worden wäre; denn jeder seiner Vorgesetzten schwört sich, ihm diesen Kopf nachher abzureißen.

„Mein Sohn, kannst Du denn nicht sprechen?"

Se. Excellenz fragts; und statt jeder Antwort schüttelt der Mann den Kopf.

„Nun geht die Welt unter," denken die anderen Vorgesetzten.

Unbegreiflicher Weise macht der Kommandirende ein sehr vergnügtes Gesicht; die Sache interessirt ihn: er steht vor einem psychologischen Räthsel, das er nicht zu deuten vermag.

Excellenz wendet sich an die anderen Leute des Zuges: „Vermag Einer von Euch mir zu sagen, was Eurem Kameraden fehlt?"

Die wissen es wohl, aber sie sagen es nicht. Das hat seinen Grund nicht in der bösen Absicht, Etwas verschweigen zu wollen, sondern Jeder denkt: „Laß doch den Nebenmann antworten!" Sie geniren sich, vorzutreten und angesichts so vieler hohen Herren eine Rede zu halten.

Als Niemand antwortet, wird Se. Excellenz nachdenklich. Die Sache wird ja immer komplizirter. Schon will er einen Arzt herbeiholen lassen, der den Mann untersuchen soll: da tritt ein Unteroffizier, der hinter der Front gestanden hat, vor.

„Nun, was giebts?" fragt die Excellenz.

„Euer Excellenz, ich weiß, warum der Mann nicht stillsteht."

„Nun?"

Die Neugier, die Erwartung ist auf das Höchste gespannt, die hinten Haltenden drängen, so weit es geht, nach vorn: Alle wollen hören, was los ist.

„Nun?" fragt Se. Excellenz zum zweiten Male.

„Der Mann hat Schüttelfrost, Euer Excellenz."

Allgemeine Enttäuschung. Das Interesse an dem Mann ist erloschen. Schön ist Schüttelfrost ja gerade nicht, den hat aber doch Jeder schon einmal gehabt, Das ist doch etwas ganz Alltägliches! Die Frage, warum der Mann vorhin nicht stillstand, ist ja nun gelöst; aber warum kann der Mann denn nicht sprechen? Das kann doch mit dem Schüttelfrost nichts zu thun haben.

„Aber deshalb wird der Mensch doch noch einen Ton reden können?" fragt Se. Excellenz und setzt, zu dem Unteroffizier gewandt, hinzu: „Ihre Antwort hat mich nicht befriedigt; treten Sie ein."

Das kommt davon, wenn man sich zum Wort meldet, ohne direkt gefragt

Hosted by Google

zu sein. „Gehe nicht zu Deinem Fürst, wenn Du nicht gerufen wirst," lautet ein altes wahres Wort, das auch beim Militär sinngemäße Anwendung findet.

Mit etwas betrübtem Gesicht geht der Unteroffizier wieder auf seinen Platz zurück; er weiß ganz genau, daß er nun von allen Kameraden geneckt und gehänselt, und wo immer er sich auch sehen läßt, ob im Kasino oder in der Kneipe, hören wird: „Ihre Antwort hat mich nicht befriedigt; treten Sie ein."

Daß er Excellenz völlige Aufklärung hätte geben können, wenn ihm nicht das Wort entzogen worden wäre, wird ihm Niemand glauben.

Se. Excellenz giebt es vorläufig auf, der Sache auf den Grund zu kommen, zumal ihn sein Adjutant darauf aufmerksam zu machen wagt, daß die Leute schon eine halbe Stunde unter präsentirtem Gewehr stehen und, wenn nicht alle Anzeichen trügen, bald umfallen werden.

Excellenz reitet weiter und versammelt gleich darauf die berittenen Offiziere vor der Front zur Kritik, um den Leuten Zeit zu geben, sich zu erholen.

„Meine Herren," sagt Se. Excellenz endlich, „ich habe keine Zeit, mich noch länger mit dem einen Mann, der mir da ganz besonders aufgefallen ist, zu beschäftigen. Das ist auch nicht meine Sache. Aber der Fall interessirt mich und ich möchte Sie, Herr Major, bitten, heute Mittag durch den Untersuchung führenden Offizier ein Protokoll mit dem Maun aufnehmen zu lassen und mir dann zu melden, warum der Mann nicht stillgestanden, vor allen Dingen aber, warum er nicht geantwortet hat. Ich bitte, auch den Arzt heranzuziehen und ihn zu fragen, ob dieses Schweigen, dieses Nicht-Sprechen-Können irgendwie mit dem Schüttelfrost in Verbindung zu bringen ist. Die Entscheidung darüber, ob der Mann bestraft werden soll oder nicht, behalte ich mir vor. Ich danke Ihnen sehr, meine Herren."

Und gleich darauf nimmt die Besichtigung ihren Fortgang.

Zweiundsiebenzig Stunden später gelangt auf dem vorgeschriebenen Instanzenwege — vom Bataillon an das Regiment, vom Regiment an die Brigade, von der Brigade an die Division, von der Division an das Generalkommando — ein dickes Aktenstück in die Hände Se. Excellenz.

Die Akten tragen den Vermerk: „Eilt sehr."

Se. Excellenz legt die Papiere bei Seite; nach dem Abendbrot, wenn Niemand ihn mehr stört, will er sich in aller Ruhe dem Studium der ihn, wie gesagt, sehr interessirenden Frage hingeben. Als er die Akten durchgelesen hat, ist er sehr enttäuscht. Die Untersuchung hat ergeben, daß dem Mann am Tage vor der Besichtigung im Lazareth sechs Zähne ausgezogen und in Folge dieser Operation ihm die Kiefern so angeschwollen waren, daß er die noch übrigen Zähne nicht auseinanderzubringen vermochte. Das ärztliche Gutachten lautet dahin, daß das Nicht-Still-Stehen und der Schüttelfrost zum Theil wohl auf die großen Schmerzen, die der Mann ausgestanden habe, zurückzuführen sei und daß es mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden sei, zu sprechen, wenn man den Mund nicht aufmachen könne. Excellenz ist sehr enttäuscht.

Aber die Schuld daran trägt er selbst. Warum fragt er so viel?

Freiherr von Schlicht.

Hosted by Google

Des Narren Waldgang.

Jüngst ging ich durch den deutschen Wald, da hört' ich die Flöten tönen;
Doch kam ich näher, da wars im Wind der Bäume Knarren und Stöhnen.

Die Rieseneiche lag gefällt, das Erdreich verwühlt und zerrüttet,
Der Weg verwachsen und verlor'n und der heilige Bronnen verschüttet.

Doch durch die Wildniß süß und schwer dringen jetzt lockende Klänge:
Das ist die Drossel, die da schlägt im grünen Laubgehänge.

Die Töne greifen so heimlich ans Herz, begrabne Gefühle erwachen,
Verstummte Klagen werden laut, — doch die Schellen klingeln und lachen . . .

Die Schellen klingeln, — und Das ist gut, es sind jetzt andere Zeiten!
Und jede Zeit hat ihr Ideal . . , so brummt es von allen Seiten.

Aus jedem Busch, aus jedem Strauch, wohin ich den Schritt auch lenke,
Da dringt mir entgegen ein brummend Getön, wie der Baß in der Bauernschänke.

Und deutlich vernehm' ich: Was willst Du — Brumm, Brumm —, Du Narr aus vergangenen Zeiten?
Was gilt uns gefallene Größe — Brumm, Brumm —: wir sinds, die die Zukunft bedeuten!

Wir sind der Frühling, wir sind die Kraft, die die junge Erde geboren;
Der Neuzeit rasselnde Ritterschaft mit stumpfen, doch klirrenden Sporen.

Wir zeigen Dir unsere Macht — Brumm, Brumm —, wir werden den Weg Dir weisen;
Der blühende Geist und das Wort — Brumm, Brumm — ersetzen Dein Blut und Eisen!

Und über den Weg in wildem Flug nun brummen die braunen Gesellen,
Die knisternden Flügel, den zarten Kopf am nächsten Baum zu zerschellen.

Von allen Seiten fliegt es auf und dringt auf mich ein gewaltsam;
Es summt und brummt, es surrt und schwirrt bedrohlich und unaufhaltsam.

Des lachenden Frühlings Narrenschar, Ihr taumelnden Erdenschläfer,
Mein Oheim schon hat Euch gekannt und genannt: „Berserkernde Maienkäfer".

Ich kann nicht weiter, ich wende den Schritt; lebt wohl, Ihr braven Gesellen!
Ihr seid die Sieger, ich räume das Feld — und es lachen und klingeln die Schellen . . .

Und wieder erhebt sich im dichten Laub der Drossel pfeifendes Schlagen —
Ich weiß nicht, bedeutet es Spott und Hohn oder wildschmerzliches Klagen?

Kunz von der Rosen.

Hosted by Google

Nach dem Yankeesieg.

Manche amerikanischen Zeitungen hatten ihre Kriegsberichterstatter schon heimberufen, ehe der Friedensschluß sicher war. Für die Friedensaussichten sprach mehr noch die Thatsache, daß die amerikanischen Kapitalisten ihre ersten, also auch theuersten Eisenbahnprioritäten in großen Posten von Europa zurückkauften. Das war weniger ein Beweis für die Steigerungfähigkeit dieser Bonds, von denen z. B. 4 prozentige Northern-Pacific nah an Pari stehen, als für das Anlagebedürfniß der Yankees. Es scheint übrigens, als ob die zahlreichen Aufträge aus New-York in Deutschland, besonders in unserem Süden, selbst zu den hohen Kursen noch nicht erledigt werden können. Dagegen soll Holland, wo die festen Anlagen noch immer in Schweinsleder gebunden werden, bereitwilliger zum Verkaufen seines Besitzes sein. Mynheer pflegt eben in solchen Zeiten spekulative Anlagen zu machen, und zwar in kleinen Papieren; so hat man im Haag und in Amsterdam früher Western-New-York zu Spottpreisen weggeworfen und kauft sie jetzt weit höher zurück. Was den amerikanischen Zinsfuß betrifft, so ist tägliches Geld heute in Wallstreet um $1^3/_4$ Prozent zu haben; ob es aber so bleiben wird, ist fraglich. Des nach jedem Kriege nahenden Aufschwunges will man in der Union doppelt sicher sein, weil der eigentliche boom angeblich durch den Ausbruch des Krieges aufgehalten worden sei. Das mag für Lagerhaltung und Waarenverkauf richtig sein, für den stetig wachsenden Eisenbahnverkehr stimmt es aber nicht. Im ersten Halbjahr 1898 sind ja die Roheinnahmen der dortigen Bahnen höher als je gestiegen; sie haben um 65 Millionen mehr als in dem guten Vorjahr vom Januar bis zum Juli gebracht. Dieses Plus scheint sich allerdings nicht ganz gleichmäßig zu vertheilen, da 133 Bahnen in den ersten sechs Monaten um 34 Millionen Dollars mehr eingenommen haben, während 69 andere Bahnen bis Ende Mai schon ein Mehr von $23^1/_2$ Millionen Dollars aufweisen. Der ganze ungeheure Verkehr, vor Allem auf den Pacific- und den Getreidelinien, würde ohne die bedeutenden Betriebsverbesserungen schwerlich ermöglicht worden sein. Daran haben auch die gesäuberten Verwaltungen ihren Verdienstantheil; in diesem ersten Halbjahr brauchten nur noch sieben Gesellschaften mit 347 Meilen Länge unter Receiverschaft zu kommen, während die selbe Periode des Vorjahres noch 27 Bahnen mit 5285 Meilen Länge unter Zwangsverwaltung sah. Da der Transport von Soldaten und Kriegsvorräthen nach den Antillen — und vielleicht auch nach den Philippinen — noch über den Friedensschluß hinaus dauern dürfte, rechnet man auch für das zweite Semester auf bessere Vergleichsziffern. Es kommt jetzt darauf an, ob die Farmer ihren Bedarf an Waaren und Luxusartikeln weiter erneuern wollen, trotzdem Getreide flau liegt und Mais mehr als sonst angebaut wurde, die Preise der letzten Periode also nicht wieder erreicht werden. Den größten Halbjahrsüberschuß haben aufzuweisen: die Northern-Pacific, Illinois-Central, Chicago-Milwaukee, Canadian-Pacific, Missouri-Pacific, Great Northern (die bekanntlich mit der Northern-Pacific verbunden ist), Chicago-Rock Island, Louisville-Nashville. Auch die zuletzt genannte Linie kommt dabei noch wesentlich über eine Million Dollars hinaus. Die Bahnen der Union bilden sämmtlich Bestandtheile des Privatkapitales, ihre

Hosted by Google

Aktien, Vorzugsaktien, Prioritäten u. s. w. gehören also dem Anlage suchenden und spekulirenden Publikum. Hier besteht ein Zusammenfluß von Handels- und Börseninteressen wie nirgends sonst in der Welt; deshalb ist ein boom ohne Wiederspiegelung in den Kursen der Eisenbahnwerthe ganz ausgeschlossen. Wir haben für die Möglichkeit eines amerikanischen Aufschwunges aber zunächst auch kein anderes zuverlässiges Zahlenmaterial als das über den Eisenbahnverkehr; deshalb ist darauf zu achten, wie die Aktien dieses Gebietes steigen. Wahrscheinlich werden gerade die schon gestiegenen noch mehr in die Höhe gehen. So haben Chicago-Milwaukee seit Monaten über 25 Prozent gewonnen und finden immer noch Liebhaber.

Es fragt sich nun, was nach dem Frieden zu großen Schöpfungen reizen könnte. Da die Regirung auf jede Kriegsentschädigung, vielleicht allzu großmüthig, verzichtet und zur Deckung der fehlenden halben Milliarde Steuern vom Wechsel und Check des Millionärs wie vom Thee und Zucker des Arbeiters erhebt, entsteht eine Art moralische Verpflichtung, dem Volk eine Gegenleistung zu bieten. Zucker und Kaffee sind noch theuer, weil die kubanische Produktion jetzt durch den Bezug aus Deutschland ersetzt werden muß und für die 70 Millionen Dollars, die die Union in Südamerika für Kaffee bezahlt, kein genügender Ausgleich in Waaren und Fabrikaten geschaffen wird. Bevor aber die praktischen new-yorker Kaufleute der auffallenden Passivität ihres Handels in Argentinien, Brasilien, Chile u. s. w. nachdenken, dürften die Kolonialinteressenten mit großen Plänen hervorgetreten sein; schon mehren sich drüben die Stimmen, die von den bloßen Ausbeutungsyndikaten für Westindien nichts wissen wollen. Sie rathen, mit Umsicht und Ausdauer an die glänzenden Kulturen anzuknüpfen, die Franzosen, Engländer und Holländer einst dort entstehen ließen und die zum Theil durch die spanische Herrschaft, zum Theil auch durch andere Umstände, wie die Negerbefreiung, beeinträchtigt wurden. Was aber selbst bis zuletzt noch Kuba allein leisten konnte, ist aus den Produktionziffern von Zucker und Tabak zu ersehen, die vor dem letzten Aufstande veröffentlicht wurden. Auch die Mineralien (Kupfer, Eisenerze, Manganeisen u. s. w.) kennen die Amerikaner von Kuba und Haiti her sehr gut; aber trotz der Macht und Beweglichkeit des Dollars war eine eigentliche Bodenuntersuchung in großem Stil bisher noch nicht möglich. Es ging da wie früher mit den Türken: die spanische Indolenz ist eben noch stärker als Goldesmacht. Wenn jetzt die Stahlwerke Pennsylvaniens ihr Mangan, statt von Manzanillo, für eine Weile vom Schwarzen Meer her beziehen müssen, so ist Das gegen die Bodenschätze, die in Kuba noch unbenutzt schlummern, kaum in Betracht zu ziehen. Interessant wäre es, zu erfahren, woher Pittsburg seit den Kriegsmonaten seine Erze bezogen hat, die es sonst in großen Mengen aus der Gegend von Santiago zu kaufen pflegte. Auch scheinbar weniger wichtige Artikel, wie z. B. Bananen, beziehen die Amerikaner von den Antillen seit Jahren in riesigen Mengen. An die Viehzucht braucht man kaum zu denken, da auf diesem Gebiet die reichen Züchter in den Vereinigten Staaten ohne Konkurrenz dastehen. Möglich ist, daß die nun einmal in Bewegung gekommenen Yankees aus der Kuba-Frage eine westindische machen, — auf friedlichem Wege, als Pflanzer und Kolonisatoren, ungefähr, wie ihre Vormundschaft über Mexiko längst besteht und diesem Lande die politische Unabhängigkeit nicht geschmälert hat. Warum soll der kubanische Kaffee künftig nicht der mangelhaften Behandlung durch die Neger entzogen und ein sorgfältig gepflegtes Produkt werden, das die Amerikaner

Hosted by Google

weniger als der brasilianische oder ostindische Kaffee kosten würde? Alle diese Hoffnungen sind zwar nicht von dem Nicaragua-Kanal abhängig, doch ist er zu wichtig, als daß die Regirung in Washington ihn noch lange verzögern könnte. Schon aus Rücksicht auf die Kriegsschiffe und deren beträchtliche Wegverkürzung wird dieser Kanalbau wohl bald in Angriff genommen werden.

Mit diesen Angaben sollen nur die Ziele bezeichnet werden, die sich die Thatenlust der Amerikaner vielleicht setzen wird. Der Aufschwung pflegt nach Kriegen nicht deshalb einzutreten, weil Material zerstört ist und neue Anschaffungen nöthig scheinen, sondern, weil der einmal aufgerüttelte Thatendrang nicht so schnell wieder eingelullt werden kann. So war es stets, — und so werden es auch diesmal gewiß die Amerikaner halten. Vom Bau von Straßen, Kanälen, Bahnen und Allem, was sonst noch zu einem modernen Verkehrswesen gehört, wird wohl bald Allerlei zu hören sein. Auch das schon vorhin erwähnte ungünstige Handelsverhältniß zu Südamerika wird verbessert werden. Nicht umsonst haben die Industriellen vor einigen Monaten kluge Sendboten nach Brasilien, Argentinien, Uruguay u. s. w. geschickt. Die Union möchte auf die Ehre verzichten, noch länger der geschätzteste Abnehmer in Südamerika zu sein; der Waarenbezug von dort war bisher viel größer als der Englands, Frankreichs und Deutschlands, die Ausfuhr dorthin blieb aber hinter der Englands und sogar Frankreichs zurück. Nun fangen zwar die Amerikaner erst an, sich eine wirkliche Textilindustrie zu schaffen, es ist also nicht verwunderlich, wenn die Engländer nach Südamerika für $28^1/_3$ Millionen Dollars, die Amerikaner nur ungefähr für den achten Theil dieser Summe Waaren absetzen. Auffälliger ist aber, daß auch in landwirthschaftlichen und anderen Maschinen, Eisenwaaren und Feinmechanik das Verhältniß von 9 481 569 zu 4 739 660 Dollars bestehen geblieben ist. Die klugen Engländer schreien beständig über das schnelle Sinken ihres Absatzes, aber sie wissen ganz gut, daß eine nur geringe Zunahme ihres Exportes noch immer eine weit stattlichere Ziffer ergiebt als etwa ein scheinbar noch so glänzendes Plus in der deutschen Ausfuhr.

Jedenfalls werden die Amerikaner jetzt viel Geld brauchen. Unsere Bankmänner meinen deshalb, die new-yorker Guthaben — immerhin wieder einige hundert Millionen Dollars — würden bald aus Europa verschwinden. Der Umstand, daß man in Deutschland jetzt ein paar Prozent Diskonto mehr als drüben macht, lockt die Amerikaner nicht mehr. Diese Yankees messen mit einem größeren Maß, besonders in Zeiten des Aufschwunges, wo sie an neuen Geschäften auch ihre 20 Prozent zu gewinnen hoffen. Mit diesen unternehmungslustigen Kreisen, die wahrscheinlich ihre Guthaben bei uns jetzt kündigen werden, haben die anfangs erwähnten Kapitalisten wenig zu thun; sie hatten bei Beginn des Krieges einfach ihre Anlagekäufe eingestellt und müssen sie jetzt in verstärktem Umfange nachholen. Drüben hat eben jede Klasse und jeder Stand eine eigene, von der aller anderen Klassen getrennte Thätigkeit und eine Vermischung kommt kaum vor: strengste Arbeitstheilung. Es ist also denkbar, daß die Amerikaner, die bisher ihre Baarmittel ruhen ließen und sie nun brauchen, gerade erst nach dem Frieden das Geld bei uns theuer machen. Unsere deutschen Kapitalisten werden sich aber später bei den vierprozentigen Mortgagebonds an ein höheres Kursniveau gewöhnen müssen.

Pluto.

Hosted by Google

Großvaters Uhr.

Peter Finsch war in der Welt weit herumgekommen. Während er als Hütejunge die Gänseheerde bewachte und abends mit den anderen Dorfkindern hinter den Pferden her barbeinig in die Schwemme watete, fuchtelte der Krückstock des Alten Fritzen noch gebieterisch durch das Preußenland; und wenn der Tochtermann vor Finschs Hütte schaurig schöne Geschichten von Leuthen erzählte, sperrte Peter Mund und Nase auf und schnupperte umher, als könne er das berühmte Preußenpulver noch riechen. So gut wie dem Schwager sollte es ihm nicht gleich werden. Als er zum Kalbfell geschworen hatte, gings nach Jena und er lernte beim Webichtholz die ärgsten Kriegsschrecken kennen, lernte die Angst und Noth eines geschlagenen, der Zucht entlaufenden Heeres am eigenen Leibe spüren. Dann sah er den kleinen, fetten Kaiser, der im grauen Mantel mit so frechem Herrscherblick durch Preußen ritt, als hätte da nie ein Fritzenauge geleuchtet; und Peterlein mußte die Faust in der Tasche ballen. Bald aber kamen hellere Tage. Der liebe Gott und Vater Blücher sorgten dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Peter war unter den brandenburgischen Ulanen, die bei Belle Alliance hinter Gneisenau dreinritten; das totmüde Fußvolk hatte nicht mehr weitergekonnt, aber der Führer hatte einen Trommler auf ein Beutepferd gesetzt und dieser einzigen preußischen Trommel Schlag trieb die entsetzten Franzmänner zu Paaren. Was thats, daß Peter in diesen Tagen den linken Arm verlor? Er würde sich auch mit dem rechten allein durchschlagen und lachte dem Feldscher ins Gesicht: „Die Welschen werden an unsere deutschen Hiebe denken!“... Mit der Soldatenherrlichkeit wars nun freilich vorbei; und da zu Hause für ihn auch nichts zu holen war, ging Peter, dreist und gottesfürchtig nach Märkerart, in die Fremde. Wie er nach Holland und von da nach England verschlagen worden war, wußte er selbst wohl nicht mehr recht. Wenigstens sprach er nie davon. Am Ende war eine Weibergeschichte im Spiel; die Alten im Dorf meinten, Finschens Junge sei immer auf Teufelholen hinter den Schürzen hergewesen. Sicher war nur, daß er eines Tages zurückkam, ohne Frau, ohne Kind und Kegel, aber mit früh ergrautem Bart und Haar. Ein Ohm, dem die spät gefreite Frau im ersten Kindbett gestorben war, hatte ihm einen Hof hinterlassen und der Gerichtsaufruf hatte ihn heimgelockt. Groß war das Anwesen nicht und der Boden taugte nicht viel, aber mit Fleiß und Umsicht ließ sich vielleicht Etwas daraus machen. Die Leute staunten den Einarmigen, der allerlei seltsames Geräth mitbrachte und sich fremdartig trug, wie ein Wunderthier an. Er sprach nicht viel, doch das ganze Dorf wußte, daß er viel erzählen konnte, wenn er nur wollte, und die Gerüchte über die Abenteuer, die er seit den Befreiungskriegen erlebt haben sollte, wuchsen, wenn sie in der Schänke erörtert wurden, vom einen zum anderen Tage. Das gab ihm ein Ansehen in der Gemeinde.

Er verdiente es auch. Denn er zeigte den Nachbarn, Bauern und Häuslern,

Hosted by Google

bald, was eine Harke ist. Draußen, in aller Herren Ländern, hatte er wirthschaften gelernt, wußte die Ertragsmöglichkeiten genau zu berechnen, knauserte nicht mit dem Groschen, wenn es Verbesserungen galt, und steckte doch nie mehr Geld in den Boden, als er auch wieder herauszuziehen hoffen konnte. Und Keiner erinnerte sich, daß die Hoffnung Großvaters — so hieß er, dessen dünnes Haar schnell schneeweiß geworden war, im ganzen Dorf — jemals getrogen hatte. Vor Allem aber hatte er den Werth der Zeit schätzen gelernt; wohl bei den Briten, die ja sagen, daß Zeit Geld bedeutet. Die Dörflerbummelei, das Schlendern und Trödeln und Schwatzen, mußte, wo er hauste, ein Ende nehmen. Pünktlich auf die Minute hatte die Arbeit zu beginnen; und so lange sie dauerte, gab es keinen Müssiggang; dafür endete sie auch mit dem Glockenschlag und am Feierabend konnten die Leute machen, was ihnen beliebte. Großvater kümmerte sich nicht um ihr heimliches Thun und Treiben und überließ dem Pfarrer das Wettern, wenn einmal eine Magd in Unehre kam oder ein Knecht montags mit verbundenem Kopf den Flegel schwang. Jugend will austoben, dachte er und sorgte nur dafür, daß morgens und mittags Jeder und Jede am Platze war. Drüben, in England, hatte er die großen alten Wanduhren gesehen, die sie grandfather's docks nennen und deren Gangart als unübertroffen gilt. Mit einer solchen Uhr gab es keinen Aerger, keine Unsicherheit und keinen Irrthum in der Zeitrechnung. Eine solche Uhr mußte Großvater haben. Irgendwo hatte er eine Weile in der Uhrmacherei gearbeitet und wußte mit den nothwendigsten Handgriffen Bescheid. So setzte er sich denn hin und bastelte und feilte und hämmerte, daß es eine Art hatte. Mit dem einen Arm ging es nicht rasch; auch mußte er manchmal in Büchern Rath suchen. Endlich aber brachte er mit Weile doch ein gutes Ding fertig. Es war eine alterthümliche Uhr, Kronrad und Unruh waren nicht so fein gearbeitet wie bei den zünftigen Stadtleuten, das Ganze erinnerte mehr an die Waguhren, die einst in der Schweiz und im Schwarzwald hergestellt wurden und von denen eine Jahrhunderte lang in Dover auf dem Kastell zu sehen war; aber die Hauptsache: sie ging, — ging so gut, wie im ganzen Dorf nie eine gegangen war. Auch ein Schlagwerk hatte der Einarmige ihr eingesetzt und sie fast ganz aus Eisen gemacht, nach einem selbst ersonnenen System, dessen Geheimniß er allein kannte. Das war eine Freude, als sie in der Flur angebracht war und zum ersten Male die Stunde schlug, mit einem so tiefen, vollen und weichen Klang, daß jedes Ohr seine Freude dran haben mußte. Jetzt würden die Leute sich schon an Ordnung gewöhnen, jetzt gabs keine Ausreden und Vorwände mehr, wenn Einer zu spät ins Feld oder auf die Tenne kam. Die Uhr hörte man auf dem ganzen Hof und drüber hinaus und die Witterung konnte ihr nichts anthun.

Dreißig Jahre lang stand sie keine Stunde still und keine Reparatur war nöthig; aber Großvater, dessen Lebenskraft unerschöpflich schien, ließ auch keines Anderen Finger an das geliebte Werk rühren. Die Wirthschaft gedieh, der

Hosted by Google

gute Haushalter konnte mit der Zeit ringsum Land zukaufen und sein Hof wurde nach und nach der stattlichste in der Gemeinde. Und wenn man ihn fragte, mit welcher Zauberkunst geheimer Hilfe er es denn dahin gebracht habe, das winzige Anwesen so zu erweitern und den Werth zu mehren, dann verzog er die Lippe, führte den Frager ins Haus, das noch gerade so einfach aussah wie zu des seligen Oheims Zeit, stellte ihn dicht vor die Uhr, wies mit dem knochigen Finger hinauf und sagte: „Da! Der verdanke ich Alles. Die hat mich vor aller Laster Anfang gewarnt, meine Leute an Ordnung gewöhnt, in Haus und Hof die Zucht erhalten und mich täglich den Werth der Zeit erkennen gelehrt.“ Komisch. Großvater sprach immer so gebildet, so anders, als mans sonst im Dorf hörte; er gab immer Räthsel zu rathen auf. Was war Das mit der Uhr nun wieder? Schließlich wars doch kein Hexenmeisterwerk, sondern eine Uhr wie andere, ein Bischen veraltet sogar, wie Mancher raunte. Solches eiserne Ding kann ja gar nicht warnen und vor Gefahr behüten, kann noch kaum so viel wie eine neue Schlaguhr, die der Hausirer, der billige Manasse, den Leuten anpries. Das mit der wunderthätigen Uhr war doch sicher der reine Unsinn. Großvater wollte gewiß die Nachbarn nur foppen. Aber, wie es auf dem wundergläubigen Lande so geht: Etwas blieb doch im Sinn der Dorfbewohner hängen. Es war ja nicht zu leugnen, daß es nirgends so ordentlich zuging wie beim Großvater. Das Gesinde faullenzte nicht, war ohne Mahnung pünktlich am Werk, aus solcher Pünktlichkeit erwuchs eine in dieser Gegend vorher unbekannte Leutezucht und das Anwesen blühte, trotz Mißernte und Hagelschlag, die Kühe trugen die beste Milch und der Stadtmetzger kaufte Großvaters Kälber und Ochsen am Liebsten, — unbesehen, weil er wußte, daß er da nicht übers Ohr gehauen wurde. Ob Das mit der Uhr vielleicht doch nicht nur Fopperei war? Peter hielt sie in hohen Ehren. Das sah Jeder. Er selbst kletterte mit seinen alten Beinen auf den Stuhl, um sie abzustäuben, und wehe der Hausmagd, die ihr mit dem Federwisch oder Putzlappen zu nah kam! Allmählich stieg ihr Ansehen. Sie war wie ein Amulet, das vor Uebeln schützte. Wenn anderswo die Milch verdarb, war in Großvaters Stall sicher noch rechtzeitig gemolken worden; sein Heu kam vor dem Landregen, der gar nicht aufhören wollte, in die Scheune und von seinen Fohlen ging keins ein. Der Ruf des Wunderwerkes verbreitete sich bis in die Nachbargemeinden. Von weit her kamen die Bauern, um die eiserne Uhr des Einarmigen zu sehen, der aus der Fremde allerlei Zaubererkünste heimgebracht haben mochte, alle Uhren im Dorf wurden nach ihr gestellt und schließlich fragte man ringsum in der ganzen Mark vor wichtigen Entschlüssen, was beim Großvater die Glocke geschlagen habe.

Endlich schlug sie auch dem Großvater die Todesstunde. Er war steinalt und starb gern. Auf der Hausflur fiel er jählings um, sah noch einmal zum selbst gefertigten Zifferblatt empor und wurde, kaum noch röchelnd, von zwei Knechten in seine Tannenbettstatt geschleppt. Peter war Hagestolz geblieben; er wollte seit seiner

Hosted by Google

Heimkehr von den Frauenzimmern nichts mehr wissen und hatte manche dralle Bauerntochter mit Haus, Hof und guter Mitgift ausgeschlagen. Erbe sollte der Enkel der früh verwittweten Schwester sein; ihr Mann war unter Bardeleben in Frankreich auf dem blutigen Felde geblieben, seinen einzigen Sohn hatte die Schwindsucht hinweggerafft, während die Frau im Wochenbett lag. Hans Joachim Brand, der Erbe, war ein strammer Bursch, etwas fahrig noch — einen Jugendfehler nannten es Einige, Andere meinten, es stamme vom stets aufgeregten Vater her —, aber Das würde sich legen, wenn er erst im Eigenen saß. Peter hatte große Stücke auf ihn gehalten und ihn auf Reisen geschickt, damit er die Welt kennen und über die Dorfmarkgrenze hinausschauen lerne. Bei den Soldaten war er auch gewesen, hatte die blanken Knöpfe am Kragen und alle Mädel sahen ihn mit stillem Wunsch an. Er brauchte nur zu wählen: einen Korb hatte der Brandhofbauer bei keiner zu fürchten. Aber er dachte zunächst an ganz andere Dinge. Draußen hatte er Mancherlei erblickt, was ihn besser dünkte als die altväterische Wirthschaft auf dem ererbten Hof. Mein Gott, waren die Leute hier zurückgeblieben! Hans wollte sie flink auf den Trab bringen und ihnen zeigen, wie man heutzutage im Handumdrehen die Dinge macht. Ein reicher Erbe denkt selten daran, daß auf seinem Gut Eins am Anderen hängt und daß man, ohne das Ganze zu schädigen, nicht an den Theilen herumdoktorn darf. Manches wäre zu ändern, manche Neuerung sogar dringend nöthig gewesen und hätte, wenn sie langsam und umsichtig vorbereitet und eingeführt worden wäre, dem Anwesen sicher genützt. Das aber ertrug Hansens Ungeduld eben nicht. Er zog die Eile der Weile vor und fragte die bedächtigen Mahner, ob er am Ende gar erst grau werden solle, ehe er den Hof vom veralteten Krimskrams befreien dürfe. Hals über Kopf wurde gebaut, gestrichen, lackirt, wurden neue Maschinen gekauft, im Kreisblatt gerühmte Düngemittel herbeigeschafft und — namentlich — Schulden gemacht. Das Geld würde schon wieder hereinkommen. Auch unter dem Gesinde wurde Musterung gehalten und Alles auf die Straße gesetzt, was in die neue Ordnung nicht passen wollte. Ein junger Herr kann nicht mit alten Leuten hausen, hieß es. Das ist der Lauf der Welt. Und die Nachbarn, die jetzt unverständig über die Zäune gafften, würden schon staunen, wenn der Brandhof erst zur Musterwirthschaft geworden wäre.

Die Nachbarn verstanden das neue Wesen wirklich nicht. Das war begreiflich. Ein so schöner Hof, um den Alle den Großvater beneidet hatten, Stolz und Vorbild der ganzen Gemeinde! Warum mußte da mit einem Male Alles anders werden? Dreißig Jahre hatte er beständig steigenden Ertrag geliefert und fremde Sachkenner hatten seine Einrichtungen über den Klee gelobt. Herr Hans Joachim lachte und meinte, die Narren würden sich bald die Augen auswischen; er sei auf dem rechten Wege und werde sich durch kein Geplärr beirren lassen. Die Aeltesten schüttelten die Köpfe; die Vierzigjährigen und die Frauen aber wurden allgemach zuversichtlicher und sagten, wenn sie im Wirthshaus saßen: „Er kanns, er hat Groß-

Hosted by Google

vaters Glück und darf sich solche wilden Sprünge erlauben, ohne den Hals zu brechen.“ Auch brachte er schließlich ja Geld unter die Leute und wußte, so oft er von einer Reise zurückkam, die merkwürdigsten Geschichten zu erzählen.

Großvaters Glück war dem reichen Erben Jahre lang treu. Und er ehrte den Ahnen, wie sichs gebührte. Peters Zimmer blieb, wie es zu seinen Lebzeiten gewesen war, und der Enkel ließ für die Wohnstube nach einem alten Schattenriß in der Stadt ein schönes Oelbild malen, das zwar nicht ähnlich war, aber recht würdig aussah und im Sommer mit frischen Blumen, im Winter mit Tannenreisern bekränzt wurde. Keine höhere Autorität gab es für den Brandhofbauern als den seligen Großvater. So schien es wenigstens, wenn man ihn reden hörte; und er meinte es dann gewiß ehrlich. Nur von den Anderen wollte er nicht immer an den längst Verstorbenen erinnert sein. Die Leute hatten aber auch eine Art . . .! „Großvater hat es so gemacht!“ „Bei Großvater war Das anders!“ Das endete nicht. Auf die Länge wurde es unausstehlich. Jetzt war eben eine andere Zeit, mit anderen Aufgaben und Pflichten, und zu anderen Zielen mußten andere Wege führen. Man sollte ihm gefälligst gestatten, sein eigenes Leben zu leben. Verändert sich nicht Alles ringsum? Und wir sollten stets im Hundetrab der Großvaterzeit einherkeuchen, statt den Courierzug zu benutzen?

Von Allem das Schlimmste und Aergerlichste war der Gespensterglaube an die eiserne Uhr. Der war nicht aus den harten Köpfen zu jäten. Die Leute glaubten allen Ernstes, die alte Uhr sei so Etwas wie das Glück des Brandhofes, ein kostbarer Talisman, den man nicht beseitigen dürfe, wenn nicht Alles außer Rand und Band gehen sollte. Zuerst lachte der neue Herr, zog seine silberne Uhr aus der Tasche und rief, die sei — den Großvater in Ehren! — tausendmal besser, feiner und werthvoller als der schwerfällige Eisenkasten mit seinem veralteten Werk und rostigen Pendel. Dann aber, als es nicht half, wurde er wüthend. Wars etwa das Verdienst der Uhr, daß auf dem Brandhofe Alles gut ging, und sollte seine persönliche Leistung, obwohl er von früh bis spät wie ein Irrwisch umherfuhr, denn gar nichts gelten? Das fehlte noch: sich zu quälen und abzurackern, damit die Leute alle Erfolge einem närrischen Spuk zuschrieben! Nach wie vor liefen sie in die Hausflur, um zu sehen, was die Glocke geschlagen habe, nach wie vor schwor die ganze Gegend Stein und Bein bei Großvaters Uhr und wollte sich nicht überreden lassen, daß der Chronometer des neuen Herrn besser gehe. Der alte Kasten mußte fort. Er paßte überhaupt nicht mehr in die bunte städtische Einrichtung des Hauses. Eines Tages wurde der schwere Pendel angehalten, die Uhr heruntergenommen und in die Rumpelkammer geschafft. Künftig würde der Herr sagen, wie früh und wie spät es sei; er habe sein eigenes Kronrad und seine eigene Unruh im Kopf und seine Sache sei es, für den Hof die Zeit festzusetzen. Um halb zwölf mittags blieb die eiserne Uhr stehen; die Zeiger, die fast senkrecht über einander standen, glichen einem Ausrufungzeichen.

Hosted by Google

Hansen war an diesem Tage zu Sinn, als sei er erst jetzt recht eigentlich Herr der Wirthschaft geworden. Mit dem alten Kasten würde ihn nun Keiner mehr ärgern. Man würde erkennen, daß er es war, dessen Arbeit, dessen nie ermüdende Sorge dem Brandhof Segen brachte. Ganz leicht wars ihm nicht geworden, sich von dem ehrwürdigen Erbstück zu trennen; aber es mußte sein und er war bemüht, mehr noch als vorher Großvaters Andenken zu feiern, auf daß ja Niemand ihn unzärtlicher Gesinnung zeihe. War denn nicht schon des Großvaters Ruhm durch den Gespensterglauben geschmälert worden? Die dummen Kerle hatten sich wirklich ja angestellt, als lebte in dem alten Eisen ein Glück spendender Zauber, und sie hatten sich nicht entblödet, zu sagen, Peters größtes Verdienst sei gewesen, daß er die Hausuhr erfand und sich genau nach ihr richtete... Diesen albernen Wahn würde der neue Herr ihnen nun austreiben und dem Lande beweisen, daß es auch ohne die alte Eisenuhr ging, — besser sogar als vorher.

Ein Weilchen gings. Die alte Ordnung wirkte fort und Großvaters Glück half in Nothfällen nach. Allmählich aber wurden Reibungen fühlbar. Das Gesinde kam nicht mehr so pünktlich wie früher zur Arbeit; bald fehlte der Eine, bald bummelte die Andere schläfrig nach der bestimmten Stunde heran. Sie sollten sich an den Herrn wenden, hatte es geheißen; aber er war nicht immer da und, wenn er da war, nicht für Jeden zu finden. Mit den billigen neumodischen Dutzenduhren, die angeschafft wurden, wars auch so eine Sache; es war kein rechter Verlaß auf sie, jeder Witterungwechsel hemmte sie in ihrem Gange und sie stimmten fast nie zu einander. Das gab einen Wirrwar! Jedes lebte nach seiner besonderen Zeitrechnung und wollte sich nicht in einheitliche Wirthschaft schicken. Es half auch nicht, daß die Säumigen ohne viel Federlesen aus dem Dienst gejagt wurden und man alle paar Wochen neue Gesichter sah; bevor die eben Gemietheten sich ordentlich eingearbeitet hatten, mußten sie wegen irgend einer Verfehlung schon wieder weg und so entstand eine hastige Unruhe wie vor einem Gewitterregen in einem Ameisenhaufen. Nach und nach mußte sich auf solche Art auch die alte Zucht und Ordnung lockern. Keiner wußte mehr, wer Koch und wer Kellner war; und wenn die Mahlzeit nicht schon auf dem Herd verdarb, dann wurde sie mindestens so ungeschickt angerichtet, daß den an der Tafel Sitzenden die Eßlust verging. Es war ein Kreuz. Alles ging rückwärts und der Großknecht erklärte abends im Krug, er erkenne den Hof selbst kaum mehr. Die neidischen Nachbarn rieben die Hände: mit dem Brandhof würde es nun bald Matthäi am Letzten sein, wisperten sie, und der stolze Herr Hans würde dann zu spät merken, daß man nicht ungestraft klüger zu sein glauben dürfe als die ältesten Kreiseingesessenen, die ihn umsonst vor dem gefährlichen Wege gewarnt hatten.

Hans war selbst schon längst unsicher geworden. Der frische Jugendmuth war in der Dorfstille bald verbraust und der ans Schwabenalter Heranreifende war zu gewissenhaft, um nicht mit ehrlicher Betrübniß den Verfall seines Anwesens zu

Hosted by Google

sehen, das ja noch immer gutes Geld abwarf, ihm aber doch nicht zum Raubbau vermacht worden war. Er hatte den besten Theil seiner Energie in den ersten Herrschaftjahren aufgebraucht und stand nun rathlos vor der wachsenden Verwirrung. Wenn der selige Großvater dieses traurige Schauspiel sähe!... Bei dem Gedanken an den Großvater fiel ihm die alte eiserne Uhr wieder ein, die in der Rumpelkammer rostete. Er hatte sie lange vergessen. Nun, in der Noth, schien es ihm nützlich, seinen Leuten eine Freude zu machen. Mit der Beseitigung der Uhr hatte das Unheil begonnen: vielleicht kehrte mit ihr das entwichene Glück endlich wieder in die Hausflur ein. Der alte Kasten wurde behutsam vom Boden geholt, sorglich gereinigt und mit bester Bronzefarbe angestrichen, daß er wie neu aussah. Dann wurde die Uhr an ihrem früheren Platze befestigt. Die Zeiger glichen noch immer einem Ausrufungzeichen. So sollten sie auch bleiben. Denn gehen durfte Großvaters Uhr natürlich nicht mehr. Das hätte den Respekt vor dem Herrn entwurzelt, der einmal gesagt hatte, sie sei veraltet und könne keine brauchbaren Dienste mehr leisten. Ein Herrnwort muß bestehen bleiben; wenn der Herr vor Aller Augen seine Ansicht ändert, glaubt ihm künftig Keiner mehr. Die Uhr mußte stehen, der Herr auch ferner die Zeit bestimmen; aber der alte Kasten sollte geehrt werden wie nie ein Stück Hausrath auf einem Bauernhof.

Es war auf eine Ueberraschung des Gesindes und der Nachbarschaft abgesehen. Das gab einen Feiertag, als die alte Wunderthäterin wieder oben hing, am eisernen Haken! Ein Bischen verändert schien sie unter dem neuen Anstrich zwar, aber man erkannte sie doch auf den ersten Blick und die Stimmung war so vergnügt wie nie mehr seit Großvaters Tode. Der Schweinehirt hielt den Landbriefträger an, die Kuhmagd sagte es dem Totengräber und wie ein Lauffeuer wars bald durch das ganze Dorf: Großvaters Uhr ist wieder da! Nun würde sie auch wieder schlagen. Und Alles lauschte auf den vollen, tiefen und weichen Klang.

Aber die Uhr blieb stumm. Wie ein Ausrufungzeichen standen die Zeiger über einander und rührten sich nicht vom Fleck. Ein schönes Gewinde von Eichenlaub und Kornblumen war um den alten Kasten geschlungen, den Pendel schmückte ein frischer Strauß und daneben hing Großvaters bekränztes Bild. Herr Hans hatte sich der Wirkung im Voraus gefreut. Nun blieb sie aus. Die Leute beguckten den Blumenschmuck, das Oelbild und die glänzende Bronzefarbe, aber ihr Auge erhellte sich nicht. Sie hatten gehofft, die alte Uhr werde wieder schlagen, ihnen wieder die Stunde weisen. Wenn sie nur feiertäglich geputzt, nur zur Zier ausgestellt werden sollte, dann wars mit der Freude nichts. Eine Uhr, die gehen kann, die, trotz ihrem Alter, noch besser als alle anderen aus der Dutzendfabrik geht, darf nicht zum Stillstand verdammt bleiben. Als Putzgegenstand: nein, — dazu war Großvaters Uhr zu schade. .. Hans Joachim Brand verstand seine Leute nicht. Er hat die Uhr noch oft geputzt und mit Blumen geschmückt, aber er hat nie mehr heitere Gesichter um sich gesehen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 20. August 1898.

Amerikas Sieg.

Seit Spanien, auf beiden Kriegsschauplätzen geschlagen, genöthigt war, sich unter das Joch der vom Sieger diktirten Friedensbedingungen zu beugen, läßt sich der Ausgang des blutigen Abenteuers übersehen. Spanien hatte seine Flotte verloren: der Verlust seiner Kolonien mußte folgen. Aber selbst damit wird sein Unglück noch nicht beendet sein. Wenn ein Staatsorganismus so unterhöhlt ist, wenn seine Entwickelung in einen solchen Gegensatz zu den Bedürfnissen und Forderungen zeitgemäßen Fortschrittes gerathen ist, dann trifft jedes Unglück doppelt schwer und nicht nur der unmittelbar getroffene Theil leidet, sondern auch alle anderen, schon vorher erkrankten Theile werden unheilbar zerrüttet. Das ist Spaniens Zukunft. Zuerst wird vielleicht das Parlament eine Krise durchmachen, dann das ganze Land, und ob die Dynastie einer allgemeinen Krise überhaupt noch gewachsen sein wird, läßt sich schwer entscheiden. Nun ist offenbar an der Dynastie nicht viel gelegen. Aber nichts ist vorhanden, das mit der Aussicht auf eine Besserung an die Stelle des monarchischen Regimes treten könnte. Der Karlismus sicher, wahrscheinlich aber auch die Republik würde nur den Bürgerkrieg bedeuten, Nord und Süd gegen einander waffnen; das industrielle Katalonien, die baskische Provinz, Asturien und Galicia, die von je her zur Sonderbündelei neigten, würden die Fahne der Sezession entfalten, — und ehe noch irgend Etwas entschieden wäre, würde der Staat Bankerott gemacht haben. Mag die Geschichte anderer Länder Beispiele dafür geboten haben, daß Mißgeschicke in der äußeren Politik nützliche Umwälzungen im Inneren herbeiführten: in solchen Fällen waren stets gewisse Kräfte latent und wurden durch den Umsturz des Bestehenden im Sinne des Fortschrittes nutzbar gemacht; in Spanien herrschen aber wirklich nur Weihwedel und Säbel, alles Andere ist Firniß, die Konstitution ein

Hosted by Google

Spielzeug, — und so erlischt der Stern eines der ruhmreichsten Völker romanischer Sprachgemeinschaft für immer. Das nachbarliche Portugal wird von Spaniens Schicksal mitgerissen werden. Das sind die Folgen der Niederlage für den Besiegten; sie sind Jedermann sichtbar und verständlich.

Anders sehen die ungünstigen Seiten des Erfolges für den Sieger aus. In jedem kräftigen Volke stecken Neigungen zum Kriege; deshalb giebt es kaum irgend einen Zustand der Civilisation, in dem die Gesellschaft nicht mindestens Ansätze zu einer Militärpartei aufwiese. Eben haben wir erlebt, daß die Vereinigten Staaten mit überraschender Schnelligkeit sich an Kriegszustände und Eroberungpolitik gewöhnten; eine einflußreiche Militärpartei bildete sich und fand in der „yellow press“ ihr Sprachrohr. Der Waffenerfolg wird diese Entwickelung beschleunigen und verstärken; hat man einmal, ob unter der Form der Annexion oder des Protektorates über einheimische Staaten, die Hand nach Kuba, den Philippinen, Portoriko ausgestreckt, so giebt es kein Zurück mehr; voraussichtlich wird das bisher friedfertige, arbeitsame und unmilitärische Nordamerika sehr bald ganz eben so wie die europäischen Länder seine militärischen Chauvinisten und Staatsabenteurer nebst dem ganzen dazu gehörigen Ruhmesapparat haben. Die mit großem Opfer neu geschaffene Flotte wird zu erhalten, zu ergänzen und zu vermehren sein, die Eroberungen oder Schutzgebiete, besonders in Ostasien, sind gegen Ansprüche politischer oder wirthschaftlicher Konkurrenten zu schützen, der Kolonialbesitz des schwachen Portugal und China, das wie eine offene Beute für Alle, die zugreifen wollen, daliegt, werden den aufsteigenden Konquistadorenkitzel unterstützen, und ist die großartige Energie, die den Nordamerikaner auszeichnet, erst einmal ganz in die falsche Richtung einer aggressiven Weltpolitik übergeleitet, so lassen sich die Folgen nicht mehr übersehen. Ich habe mich lange und eindringlich mit der Geschichte der italienischen Stadtrepubliken beschäftigt. Sie wuchsen und erreichten die höchste Blüthe, so lange sie frei waren und in den Künsten des Friedens glänzten; sie sanken von ihrer Höhe, als Kriege und Eroberungen in den Vordergrund traten. Genuas freie Bürger waren genöthigt, sich dem Adel, der aus der Stadt und den Burgen der Umgegend glücklich vertrieben worden war, wieder in die Arme zu werfen, denn sie waren für die Kriegführung auf Hauptleute angewiesen, die, wie jene Adeligen, den Krieg ihr Leben lang als Handwerk betrieben hatten. Venedig vergaß über seinen Waffenthaten zu Wasser und zu Land, seinen Bündnissen und Entzweiungen, dem äußeren Glanz seiner Weltmachtstellung und den Vortheilen, die damit für die herrschende Klasse verbunden waren, Alles, wodurch es groß geworden war: den politischen Gemeinsinn, die Gemeinthätigkeit und seine Lebensbedingungen als Handelsstadt. Je mehr die Venetianer Kriege führten und eroberten, desto mehr wuchsen die Bedürfnisse des Staates und damit auch

Hosted by Google

Steuern und Lasten, desto unmenschlicher ward ihre Staatskunst, desto mehr seufzten die bedrückten Landschaften und desto seltener wurden unter den Bedrückern Charaktere und Talente. Nicht durch die Entdeckung Amerikas, schreibt Romanin in seiner venetianischen Geschichte, ist die Beherrscherin der Adria entthront worden. Die Ausbreitung auf dem Festlande war es, die eine Verlegenheit nach der anderen mit sich brachte, den Blick von der Seeherrschaft abzog, ungeheure Summen verschlang und die Arbeit des Kapitals hemmte. Jeder Berittene kam mit Pferd und Ausrüstung der Republik auf nicht weniger als eintausend Dukaten zu stehen. Die Plackereien und der Steuerdruck wurden unerträglich, den Bauern nahm man den Putz ihrer Weiber, ja, die Schlösser von den Thüren weg, die Bewohner ganzer Ortschaften flüchteten vor den Praktiken administrativer Ausbeutung, etwa wie es heute noch in der Türkei geschieht, und allein im Jahre 1590 nahm die festländische Bevölkerung um achtzigtausend Menschen ab. Die äußeren Verwickelungen aber, die endlosen Kriege mit anderen Seestaaten, mit den Ungläubigen, dann die Konflikte mit Spanien, Florenz, dem Papst, den verbündeten Großmächten, überstiegen schließlich die Kräfte des Staates, führten zu Niederlagen und hinterließen nichts als eine Politik der Gebrochenheit, der Schwäche und Zweideutigkeit. Da schwand auch die einst unerschöpflich scheinende Fülle des Reichthumes. Noch im vierzehnten Jahrhundert war der Niedergang verdeckt geblieben, aber im fünfzehnten trat der Verfall deutlich hervor, die Zahl der Arsenalarbeiter sank von einem Tausend, ausgezeichnet durch besondere Tüchtigkeit, auf ungefähr 450, zum Theil Arbeiter untergeordneten Schlages, herab, das allgemeine Vertrauen und die freiheitlichen Einrichtungen verschwanden, dafür hielt die Inquisition ihren Einzug und eine Oligarchie, grausam aus Furcht, nur darauf bedacht, sich selbst zu erhalten, ergriff das Staatssteuer. Die Gefahr, die den Vereinigten Staaten droht, ist, mag sie auch dem Auge der Menge noch verborgen sein, im Grunde ganz die selbe; denn die Geschichte wiederholt unter anderen Namen und in anderem Gewande stets das Selbe: Eadem, sed aliter. Abgeschwächt, wenn auch nicht beseitigt, wird die Aehnlichkeit nur dadurch, daß die militärischen Einrichtungen des Landes nicht sehr fest wurzeln, daß keine Tradition vorhanden ist und daß die Erfahrung nach dem Sezessionkriege eine leichte Wiederaufnahme der zum Waffendienst herangezogenen Elemente in die bürgerlichen Berufsarten gezeigt hat. Namhafte Truppenführer und selbst ausgezeichnete Kriegshelden verwandelten sich damals überraschend schnell in geschäftskundige Abgeordnete, Senatoren und Großindustrielle, denen der Glanz der Uniform offenbar sehr wenig in die Augen stach. Doch liegen die Verhältnisse heute weniger günstig als zur Zeit des Bürgerkrieges.

Giebt die Rückwirkung des Krieges auch auf den Sieger also eher Befürchtungen als Hoffnungen Raum, so ist die Befreiung Kubas und der

Hosted by Google

Philippinen doch mit Freude zu begrüßen. Vierzig Jahre hindurch hat Kuba um seine Unabhängigkeit gerungen; und selbst wenn die nächste Zeit noch von inneren Kämpfen, bedingt durch die politische Unreife und die Gegensätze zwischen Stadt und Land, zwischen Weißen und Farbigen, ausgefüllt werden sollte, so wird Das besser sein als ein hoffnungloses Hinsiechen unter spanischem Regiment. Noch erfreulicher ist die Vernichtung der verdummenden Priesterherrschaft auf den Philippinen, einer Herrschaft, die thatsächlich nichts Anderes bezweckte als: jeden Lufthauch moderner Civilisation von der eingeborenen Bevölkerung fern zu halten. Hier standen Aufklärung und Obskurantismus in den beiden kriegführenden Mächten einander verkörpert gegenüber; und aus diesem Gegensatz erklärt sich auch das Verhalten der mit dem Klerikalismus verbrüderten Parteien, besonders in Frankreich und Italien, und die Stellungnahme des Papstes bis zum Ausbruch der Feindsäligkeiten. Alle zitterten um Spaniens Geschick, weil sie fühlten, daß die drohenden Wunden auch ihnen geschlagen werden würden; der Papst bot seinen ganzen Einfluß auf, um den Krieg zu verhindern, und als er dennoch ausgebrochen war, erklärten die Priesterfreunde, Amerika führe einen ungerechten Krieg, — die Heuchler, die bisher noch jeden Krieg für gerecht erklärt haben, von dem sie sich oder der Kirche einen Erfolg versprachen. Sie hätten auch gern den vollständigen Sieg Amerikas verhindert und nur die Furcht legte ihnen Rücksicht auf.

Amerika hat den von Vielen gefürchteten Beweis erbracht, daß die Völker keiner stehenden Heere bedürfen, die — wenigstens für uns Italiener — den finanziellen Ruin bedeuten, daß Entscheidungen ohne große Verluste an Menschenleben herbeigeführt werden können und daß es neben dem falschen Heroenthum auch in unserer Zeit noch ein des Vergleiches mit der Antike nicht unwürdiges Heldenthum giebt. In der madrider Deputirtenkammer hat ein Abgeordneter offen gesagt, daß die Presse und die öffentliche Meinung, die eine in Wechselwirkung abhängig von der anderen, als sie zum Kriege drängten, in ganz Spanien darüber einig waren, daß ein handeltreibendes Volk ohne reguläre Truppen, ohne galonnirte Generäle, ohne Rekrutendrill und jährliche Manöver keinen Krieg führen könne und daß die Amerikaner bei den ersten Kanonenschüssen wie die Hasen fliehen würden. Der Flottenleistung namentlich sollte, auch nach Urtheilen hochgestellter italienischer Sachverständigen, die ich zu hören Gelegenheit hatte, das Fehlen gründlicher Vorbereitung, der Mangel an Disziplin, die nationale Buntscheckigkeit des aus allen Ländern angeworbenen Marinepersonals, und was sonst mit der Improvisation einer großen Kriegsflotte zusammenhing, hinderlich entgegenstehen. Das Gegentheil ist eingetreten und es hat sich gezeigt, daß die Fähigkeiten, die durch die moderne Industrie, die Maschinentechnik und die produktiven Unternehmungen des Friedens herangebildet werden, manchmal mehr werth sind als die Eigenschaften, die der Automatismus der Kaserne und des Exer-

Hosted by Google

zirplatzes züchtet. Zwei Flotten der Spanier, mit großen Opfern von Jahr zu Jahr erhalten, mit einer gedienten Mannschaft, die überall als vorzüglich bezeichnet worden war, zum Theil durchaus fortgeschrittenen Anforderungen der Marinetechnik entsprechend, wurden weggeblasen, ohne daß die Amerikaner Verluste an Menschen oder Material hatten, und wäre der Landsturm auf Santiago unterblieben, der vielleicht nur dem Bestreben zuzuschreiben war, das Nationalfest vom vierten Juli mit einem Siege zu feiern, und hätten nicht seitdem schleichende Krankheiten reichliche Opfer gefordert, so würden die Amerikaner beinahe von einem „lustigen Krieg" zu sprechen berechtigt sein. Trotzdem werden die militärischen Lehren dieses Krieges im kontinentalen Europa kaum beherzigt werden. Unsere stehenden Heere gelten den Regirungen und den herrschenden Klassen zu sehr als Werkzeug ihrer eigenen Macht, ihrer Superiorität über die unbewaffnete Mehrheit der beherrschten Klasse. So lange dieser Gegensatz nicht verschwindet, wird der Militarismus auch fortbestehen, — selbst dann, wenn jede äußere Gefährdung der Staatssicherheit oder jede Möglichkeit einer Nutzbarmachung der nationalen Wehrkräfte für Zwecke auswärtiger Politik wegfallen könnte.

Turin. Professor Cesare Lombroso.

Wirthschaftliche Folgen des Krieges.

Der Krieg, den Spanien zur Aufrechterhaltung der bestehenden Verhältnisse gegen die Insurgenten auf Kuba führte, hat eine lehrreiche Thatsache gezeigt. Als zur Fortführung des blutigen Krieges immer wieder frische Soldaten nach Kuba eingeschifft wurden, wo bereits ungezählte Tausende in den Spitälern schmachteten, da revoltirten schließlich in verschiedenen spanischen Städten Volk und Soldaten gegen die Einschiffung weiterer Truppen und namentlich waren es die Mütter, die sich dagegen empörten, daß ihre Söhne weiter dem Experiment geopfert werden sollten, die kubanischen Zollverhältnisse — denn um diese handelte es sich in der Hauptsache — aufrecht zuerhalten. Um die tiefe Gährung zu vertuschen, die sich des spanischen Volkes bemächtigt hatte, wurde von der Regirung die Nachricht verbreitet, es handle sich um eine Bewegung der Anarchisten. Schließlich war man genöthigt, der Volksstimmung Rechnung zu tragen und den General Weyler zurückzuberufen, dessen Kriegführung so viele Opfer an Menschenleben gekostet hatte. Und als nun General Weyler heimkehrte, da fuhren ihm die spanischen Fabrikanten mit einem eigens dazu gecharterten Dampfer aufs offene Meer entgegen und führten ihn im Triumph in die Heimath zurück.

Die Erbitterung des Volkes gegen den General Weyler ist auch außerhalb Spaniens leicht verständlich. Außerhalb Spaniens dürften aber nur Wenige wissen, warum die spanischen Fabrikanten, entgegen der Volksstimmung, sich für Weyler begeisterten und für ihn eintraten. General Weyler hatte auf Kuba in der Hauptsache für die Aufrechterhaltung der Zölle auf nicht spanische Fabrikate gekämpft. Er hatte also für die spanischen Produzenten gekämpft, zu deren Wohl-

Hosted by Google

ergehen eine Unzahl spanischer Konsumenten geopfert werden mußte. Und wie die spanischen Soldaten auf Kuba ihr Leben zum Wohl der spanischen Produzenten einsetzen mußten, die sich mit einem geringen Lösegeld von der Militärpflicht freikauften, so ließen die amerikanischen Produzenten auf Kuba für den freien Eingang ihrer Produkte kämpfen: deshalb rüsteten sie die berüchtigten Flibustierexpeditionen aus. Als diese Expeditionen aber nicht den gewünschten Erfolg hatten, fand man es doch billiger und zweckmäßiger, wenn der Kampf auf Staatskosten geführt werde. Nun erschienen in der amerikanischen Presse Artikel über Artikel, die die Unsicherheit des amerikanischen Eigenthumes auf Kuba in den düstersten Farben schilderten und den Schutz der Regirung dafür forderten. Das in industriellen Unternehmungen auf Kuba angelegte amerikanische Kapital wird auf 30 bis 50 Millionen Dollars geschätzt. Der Betrag des Handelsaustausches zwischen den Vereinigten Staaten und Kuba wuchs in der Zeit von 1889 bis 1893 von 64 auf 103 Millionen Dollars. Die materiellen Interessen der Amerikaner waren auf Kuba selbst vor dem Kriege unter dem spanischen Eingangszoll schon fast so groß wie die Spaniens, und da in Geldsachen bekanntlich die Gemüthlichkeit aufhört, war die öffentliche Meinung am Leichtesten zu gewinnen, wenn man sie davon überzeugte, daß das amerikanische Eigenthum auf Kuba gefährdet sei.

Eins der größten Besitzthümer auf Kuba, wenn nicht das größte, gehört dem vielfachen amerikanischen Millionär Edwin Atkins, dem Vizepräsidenten der Union-Pacific-Railway. Er hatte schon vor Ausbruch des Aufstandes große Ländereien erworben und sie dann durch weitere Erwerbungen noch bedeutend vergrößert. Atkins begab sich persönlich zu Mac Kinley und protestirte gegen dessen Behauptung, daß das amerikanische Eigenthum auf Kuba von den Spaniern nicht genügend geschützt sei und deshalb von den Vereinigten Staaten geschützt werden müsse. Auch sein Besitz sei genügend von den Spaniern geschützt. In der Ungewißheit über die wahren Verhältnisse beauftragte der Senat den Senator Proctor, der für vollkommen respektabel galt, die wahre Sachlage auf Kuba zu erforschen. Da Proctor sich jedoch an die Aufständischen hielt, lernte er die Verhältnisse nur von ihrer Seite aus kennen. Die Rede, die er nach seiner Rückkehr im Kongreß hielt und in der er die Zustände äußerst schwarz malte, ist bekannt. Weniger bekannt aber ist das Intermezzo, das er während der selben Rede mit Atkins hatte. Unter Anderem sagte Proctor, Atkins' Behauptungen über die Sicherheit des amerikanischen Eigenthumes seien falsch. Er sei an den Besitzungen Atkins vorbeigefahren und habe von der Eisenbahn aus selbst die unerhörtesten Vorgänge auf dessen Besitzungen beobachtet. Darauf rief ihm Atkins zu, zwischen der Eisenbahn und seinen Besitzungen liege eine Bergkette; seine Besitzungen könne man daher von der Eisenbahn aus gar nicht sehen. Das half aber nicht. Die Gemüther war schon zu sehr erregt. In der breiten Masse des amerikanischen Volkes spielt das menschliche Gefühl eine große Rolle, und namentlich dann, wenn es sich um unterdrückte Völker handelt. Die Zeitungnachrichten und die Rede Proctors über die kubanischen Zustände riefen eine ungeheure Bewegung hervor, die vielleicht auch ohne die Maine-Katastrophe und ohne die zahlreichen finanziellen Operationen, die viele einflußreiche Personen in der Erwartung des Kampfes vorgenommen hatten, zum Ausbruch des Krieges geführt haben würde. Die Kriegslust kommt naturgemäß leichter zum Durchbruch in einem Lande mit bezahltem Heer als in einem mit

Hosted by Google

allgemeiner Wehrpflicht. In mehreren südlichen und mittleren Staaten stieß die Einberufung der Milizen thatsächlich auf Schwierigkeiten, da die Mannschaften erklärten, sie seien nur zum Kriegsdienst verpflichtet, wenn der Feind in das Bundesgebiet eingedrungen sei; die Verwendung der Milizen zu Eroberungkriegen außerhalb der Union verstoße gegen die Verfassung. In der Stadt Richmond kam es zu einem vollständigen Aufstand, da sich die Milizen der öffentlichen Gebäude und Kassen bemächtigten.

Das schnelle Ende des Krieges ist durchaus nicht nur der Unthätigkeit der Spanier, ihrer mangelhaften Armirung und ihrem finanziellen Ruin zuzuschreiben, sondern beinahe eben so sehr dem Bedürfniß der Amerikaner, aus der mißlichen Lage herauszukommen. Daher der Verzicht auf jegliche Kriegsentschädigung und die Geneigtheit, sich über die Philippinen später zu verständigen. Wenn aber mit dem Ende des Krieges auch die zahlreichen Schwierigkeiten erledigt sind, die der Kriegführung entgegengestanden haben, so sind damit längst noch nicht die Schwierigkeiten gehoben, die der Krieg im Gefolge haben wird. Wenn Mac Kinley in seiner Botschaft auch von einer Angliederung Kubas gesagt hat: „Das wäre nach unserem Moralkodex ein verbrecherischer Eingriff", so wird Amerika schließlich doch nichts Anderes übrig bleiben, als die Angliederung zu vollziehen. Schon weiß man, daß die Insurgenten zum größten Theil nicht besser sind als die sogenannten Aufständischen auf Kreta; schon haben sich die Insurgentenführer von den Amerikanern zurückgezogen und es ist vorauszusehen, daß die Amerikaner sie eben so zu Feinden haben werden wie früher die Spanier; sie bleiben eben, was sie waren: Räuberbanden. Natürlich muß man die feinen Herren, die hinter den Coulissen sitzen, die „Drahtzieher", hier eben so von ihren Handlangern und Werkzeugen unterscheiden wie z. B die Herren des Armenischen Komitees in London von den „Armeniern" oder wie einen Don Carlos von den „Carlisten". Hat man doch auch die Piccolomini von den Macdonald und Deveroux immer fein säuberlich unterschieden.

Schon jetzt verwahrt sich die Regirung in Washington dagegen, daß die Erklärung, die der Kongreß über die Annexion Kubas abgegeben habe — an die, nebenbei bemerkt, ein anderer Kongreß nicht gebunden ist —, so ausgelegt werde, als ob die Vereinigten Staaten nur die Spanier von Kuba vertreiben und dann die Insel ihrem Schicksal überlassen wollten. In maßgebenden new-yorker Kreisen ist man überzeugt, daß die Annexion früher oder später erfolgen wird. Die Annexionpartei in Amerika deutet darauf hin, daß das ganze wirthschaftliche Interesse der Insel zur Angliederung an die Vereinigten Staaten treibe. Kubas Hauptprodukt sei der Zucker; und wenn es für dieses Produkt nicht den Markt der Vereinigten Staaten habe, so habe es überhaupt keinen Markt und den durch den Aufstand verloren gegangenen amerikanischen Markt könne es nur zurückgewinnen, wenn ihm die Annexion den Vortheil zollfreier Einfuhr biete. Hierin liege der stärkste Grund für die Angliederung der Insel an die Vereinigten Staaten. Ob die Insel offiziell angegliedert wird oder nicht, ist für die wirthschaftlichen Verhältnisse nebensächlich. Der erste Akt, den Mac Kinley nach der Eroberung Santiagos vollzog, war, daß er den amerikanischen Zolltarif einführte. Daraus folgt, daß dieser Tarif spätestens nach dem Friedensschluß auf der ganzen Insel zur Anwendung gebracht werden wird. Die logische Konsequenz der An-

Hosted by Google

wendung des amerikanischen Zolltarifs auf die Einfuhr nach Kuba ist aber zollfreie Einfuhr der kubanischen Produkte nach Amerika. So haben denn die amerikanischen Fabrikanten und der Zuckertrust ihren Willen bekommen und die Vortheile, die ihnen hieraus erwachsen, werden sicher bald die Kosten decken, die ihnen die Flibustierausrüstungen und die Kriegshetze vermuthlich bereitet haben. Havemeyer, das Haupt des amerikanischen Zuckertrusts, besitzt schon ausgedehnte Ländereien auf Kuba, und da durch die Insurrektion und den Krieg der Geldbedarf auf Kuba nicht geringer geworden ist, wird es jetzt nicht schwer sein, zu billigen Preisen weitere große Besitzungen dort zu erwerben. Amerika hat einen Zuckerbedarf von zwei Millionen Tons; davon liefert Louisiana etwa 250000 Tons während 100000 Tons aus Rüben, Sorghum, Ahorn und anderen einheimischen Zuckerproduktionen kommen. Vor der letzten Revolution hat die kubanische Zuckerproduktion es zu über 1 Million Tons gebracht (1893/94 1160000 Tons). Gut unterrichtete amerikanische Zuckerinteressenten sind überzeugt, daß Kuba bereits in zwei bis drei Jahren den gesammten Zuckerbedarf Amerikas decken wird. Das bedeutet für den amerikanischen Staat zunächst einen Ausfall von jährlich rund 45 Millionen Dollars, die der Zoll auf den eingeführten Zucker bisher eingebracht hat. Das bedeutet aber außerdem die Vernichtung der Zuckerproduktion Louisianas, die ohne den Schutzzoll nicht bestehen kann. Das Zuckerrohr kann keinen Frost vertragen; in Kuba giebt es keinen Frost, in Louisiana wird aber das Zuckerrohr von Zeit zu Zeit vom Frost heimgesucht. Rechnen wir die Tonne Louisiana-Zucker nur mit 80 Dollars, so repräsentirt der Wegfall der Produktion Louisianas einen Verlust von jährlich 20 Millionen Dollars. Allerdings wird man mit der Zeit versuchen, Anderes zu pflanzen, doch kommen in den morastigen Gegenden Louisianas (swamps), in denen das Zuckerrohr gedeiht, so leicht keine anderen Pflanzungen fort. Man spricht schon jetzt davon, daß man versuchen wird, dort Reis zu pflanzen.

Zunächst werden die Pflanzer auf Kuba und der Zuckertrust ein Bombengeschäft machen. Beide werden sich wohl, so weit sie nicht schon eine Personalunion bilden, in die Differenz theilen, um die der kubanische Zucker, wenn er keinen Eingangszoll zu zahlen hat, sich für Amerika billiger stellt als der Zucker anderer Provenienzen. Rohrzucker wird ohnehin schon um eine Mark höher bewerthet als Rübenzucker. Seitdem Amerika auf Rübenzucker aber eine „countervailing duty“ in Höhe der gezahlten Exportprämie gelegt hat, notirt der davon befreite Javazucker drüben zwei Mark höher. In dem Maß, wie Kuba den Bedarf Amerikas deckt, fällt natürlich der durch die „countervailing duty“ auf den Rohrzuckerpreis erzeugte Aufschlag und hört Amerika auf, ein Abnehmer für anderen Rohrzucker und für Rübenzucker zu sein. Von diesem Zucker hat es ca. 300000 Tons importirt. Der Rest des Imports war Rohrzucker. Hört es auf, als Abnehmer dafür aufzutreten, so bleibt dem Rohrzucker in der Hauptsache nur noch der englische Markt, der bisher auch der Hauptabnehmer für den Rübenzucker war. England hat im letzten Jahr über 1600000 Tons Zucker konsumirt. Der Rohrzuckerexport der Welt betrug rund 2500000 Tons; davon aus Kuba und Puerto Rico etwa 300000 Tons. Fällt Amerika künftig als Abnehmer fort, so kann der ganze englische Zuckerbedarf durch Rohrzucker gedeckt werden. Dann sitzt Europa mit seinen Exportprämien da und kann sie nicht verwerthen. Es wird

Hosted by Google

dann nichts Anderes übrig bleiben, als dem Zucker die inneren Märkte zu eröffnen, indem man die ungeheuren Steuern, die auf der Produktion lasten und die in Deutschland z. B. mehr betragen als der augenblickliche Transitwerth, fallen läßt. Daß der Zuckerkonsum noch sehr ausdehnungfähig ist, beweisen uns die Länder, die, dank unserer Exportprämie, den Zucker zur Hälfte unseres Inlandspreises erhalten. In England z. B. ist der Konsum pro Kopf der Bevölkerung mehr als dreimal größer als in Deutschland (im Jahre 1896/97 39,05 gegen 11,91 Kilo pro Kopf), wo im Durchschnitt der Steuerjahre 1895/97 der Zuckersteuerertrag (Materialsteuer, Verbrauchsabgaben) 117 Millionen Mark betrug. Das sind 2,20 Mk. pro Kopf der Bevölkerung oder pro Haushaltung von 4,6446 Köpfen (nach der Zählung von 1895) 10,20 Mk. Zuckersteuer. Man erwartet, daß sich schon in der nächsten Campagne die veränderten Verhältnisse auf Kuba geltend machen werden, da genug Zuckerrohr zu Felde steht, um 500 000 Tons zu liefern, ungefähr doppelt so viel, wie die letzte Campagne gebracht hat.

Eine weitere Veränderung erwartet man für die Tabakfabrikation. Die letzte große Ernte hat ungefähr 500 000 Centner gebracht; sie sind zum größten Theil in Kuba und Amerika verarbeitet worden. Das wird künftig in noch größerem Umfange der Fall sein. Den dadurch für Europa entstehenden Ausfall wird in der Hauptsache Brasilien zu decken haben.

Auch die amerikanische Rhederei wird aus den veränderten Verhältnissen Nutzen ziehen. So weit der bisherige Import aus Spanien künftig von Amerika gedeckt wird, werden die Schiffe, die Zucker und Tabak nach Amerika transportiren, auch mehr Rückfrachten als bisher finden. Wahrscheinlich aber wird Amerika das Navigationgesetz, das nur einheimischen Schiffen die Küstenschifffahrt gestattet, ein Gesetz, das bis vor vierzig Jahren auch noch in England bestand, auf Kuba ausdehnen.

So ganz umsonst wird Amerika alle diese Vortheile natürlich nicht haben. Abgesehen von den nicht unwesentlichen Kriegskosten werden ihm auch dauernde Kosten aus dem kubanischen Krieg erwachsen. Schon verlautet, Präsident Mac Kinley werde eine besondere Tagung des Kongresses beantragen, die ein eigenes Gesetz betreffend die Erhaltung einer aktiven Armee von weiteren 100 000 Mann (bisher zählte sie 25 641 Mann) beschließen soll, von denen etwa 50 000 auf Kuba, 30 000 auf den Philippinen und 20 000 auf Puerto Rico stationirt werden sollen. Man sieht, daß die Amerikaner darauf gefaßt sind, auch nach der Eroberung Kubas auf der Insel kämpfen zu müssen.

Im Haushaltsetat der Vereinigten Staaten erreichte der Voranschlag der Ausgaben für das Finanzjahr 1897/98 nicht ganz 500 Millionen Dollars. Nach den neuesten Nachrichten hat der Krieg bis jetzt 150 Millionen Dollars, also etwa 640 Millionen Mark, gekostet. Das bedeutet einstweilen zu 4 Prozent ein jährliches Zinserforderniß von rund 25 Millionen Mark. Wie bei dem kleinen Heer diese ungeheuren Kriegskosten so schnell entstehen konnten, begreift man nur, wenn man weiß, was in Amerika vom Staatsschatz bis zur Lieferung unterwegs kleben bleibt und was die Lieferanten selbst sich bezahlen ließen. Um nur ein Beispiel anzuführen: Ende April wünschte das Quartirmeisteramt, 4000 Maulesel zu Transportzwecken anzukaufen. Der gewöhnliche Preis ist 80 Dollars; zum Preise von 90 Dollars konnte das Amt nur 600 Stück auftreiben, die übrigen Angebote schlug es

Hosted by Google

ab, da durchschnittlich 160 Dollar für einen Maulesel verlangt wurden. Bezeichnend ist auch, daß die mit mehreren nordamerikanischen Gesellschaften eingeleiteten Verhandlungen wegen Ankaufs von Schnelldampfern abgebrochen wurden, da die geforderten Preise den Werth der Schiffe um das Drei- bis Fünffache überstiegen.

Allerdings hat Amerika ja durch eine Kriegs-Einnahmen-Bill die Kriegskosten zu decken versucht; doch wird diese Steuer wohl mit dem Kriege aufhören müssen. Außerdem haben sich sieben der größten Gesellschaften, u. A. der Standard-Oil-Trust, der Zucker-Trust, die Pullman- und Wagner-Waggon-Gesellschaft, die Great-Northern, Boston- und Albany Eisenbahngesellschaft und die Chicago-, Milwaukee- und St. Paul-Eisenbahngesellschaft, vereinigt, um den Bestimmungen dieser Bill entgegenzutreten, und Jeder, der die amerikanischen Verhältnisse kennt, weiß, daß gegen die Trusts keine Gesetze zu Stande kommen können oder, wenn sie zu Stande kommen, auf dem Papier stehen bleiben, eben so wie der Kenner der amerikanischen Verhältnisse auch weiß, daß in Bezug auf die Kriegskosten das dicke Ende erst noch nachkommt,— in Gestalt von Pensionen für Invaliden, Wittwen und Waisen.

Aber vielleicht noch größer als die Ausgaben für das Heer werden die Ausgaben für die Marine werden, denn wenn sie auch der spanischen überlegen war, so hat der Krieg doch gezeigt, daß sie es mit einer modernen Marine nicht aufnehmen könnte. Die Amerikaner bauen ihre Kriegsschiffe ja auf eigenen Werften, aber selbst wenn sie die europäischen Werften hierfür mitheranziehen wollten, ist Das für die nächsten Jahre nahezu ausgeschlossen, da diese für den Bedarf Europas voll in Anspruch genommen sind. Aber auch die Armirung der amerikanischen Flotte wird einer Erneuerung bedürfen, denn bekanntlich geht es den schwereren Geschützen wie den Bienen, die am Gebrauch ihrer Waffe zu Grunde gehen, und mit Munition hat die amerikanische Marine nach den spanischen Berichten ja nicht geknausert. So geht denn die Eisenindustrie, die schon durch europäische Rüstungen, chinesische und russische Bahnbauten stark beschäftigt ist, auf der ganzen Linie glänzenden Zeiten entgegen.

Mögen die veränderten Verhältnisse großen Produzentengruppen und mächtigen Kapitalisten auch zum Vortheil gereichen, so wird doch der Staatsschatz durch sie stark in Anspruch genommen werden. Dann wird es sich rächen, daß Mac Kinley die „Platform", auf die er gewählt ist, nicht erfüllt hat, und leicht könnten wir es erleben, daß, weil ein gesundes Währungsgesetz fehlt, Amerika trotz aller Prosperität wieder von der Goldauszehrung heimgesucht wird.

Was nun Spanien anbelangt, so ist, wie ich schon in der Einleitung bemerkt habe, der Vortheil der amerikanischen Fabrikanten im selben Maße der Nachtheil der spanischen und ähnlich verhält es sich mit der Rhederei. Die Einfuhr Spaniens aus Kuba und Puerto Rico betrug 1895 67,4 Millionen Pesetas, die Ausfuhr 180,7 Millionen Pesetas, 22,5 Prozent der gesammten Ausfuhr. Es ist also verständlich, daß sich die spanischen Fabrikanten nach einem neuen Markt umsehen; und da ihnen Frankreich, das 1895 bereits 30 Prozent (238 Millionen Pesetas) der spanischen Ausfuhr annahm, am Nächsten liegt, ist es erklärlich, daß sich, wie kürzlich verlautete, weite Fabrikanten- und Händlerkreise Barcelonas alle erdenkliche Mühe geben, den politischen Anschluß an Frankreich zu erreichen, von dem sie, mehr noch als durch die Pyrenäen, durch hohe Schutzzölle getrennt sind. Daß ihr Bemühen von Erfolg gekrönt sein wird, ist sehr unwahrscheinlich.

Hosted by Google

Ob, abgesehen von diesen besonderen Kreisen, der Verlust Kubas ein Nachtheil für Spanien sein wird, muß stark bezweifelt werden. Die grausame und unvernünftige Weise, wie Spanien in seinen Kolonien gehaust hat, hat nicht nur viel Blut und Eisen, sondern auch viel Gold gekostet. Die spanische Staatsschuld ist dabei auf etwa neun Milliarden Pesetas angewachsen. (Selbst mit den bisherigen Kriegskosten beträgt die Staatsschuld des reichen Amerika, in Pesetas umgerechnet, noch keine 6 Milliarden, ungefähr 82 Pesetas pro Kopf der Bevölkerung gegen fast 500 Pesetas, die die spanische Staatsschuld pro Kopf der spanischen Bevölkerung ausmacht.) Kuba besonders ist der Schrecken der spanischen Mütter geworden und es ist wohl möglich, daß, wenn das bisher auf die Kolonien verwandte Geld und Menschenmaterial künftig der inländischen Produktion zugeführt werden kann, Spanien besseren Zeiten entgegengeht. Diese Auffassung hat auch die Börse dadurch zum Ausdruck gebracht, daß sie die Nachricht von der Annahme der amerikanischen Friedensbedingungen mit einer bedeutenden Hausse in Spaniern beantwortete, an der allerdings auch Deckungen großer Blankoengagements einen wesentlichen Antheil gehabt haben sollen. In Spanien hängt aber Alles davon ab, in welchem Umfange das Geld in die Tasche der Kirche fließt, die nicht nur zu Fausts Zeiten einen „großen Magen" gehabt hat. Ruhige, fleißige und gesittete Bürger der Philippinen bekennen offen, daß der Aufstand nicht gegen die Regirung, sondern nur gegen die spanischen Mönche gerichtet war, die sie aussaugen. Bleibt Spanien in Besitz der Philippinen, so könnte es durch Einziehung der Klöster und der geistlichen Besitzungen alle Kosten decken, die ihm der Krieg und der Aufstand auf Kuba verursacht haben. Daß es Das thun wird, ist allerdings nicht wahrscheinlich, denn in Spanien herrschen noch heute die Jesuiten, die selbst im Besitz eines ungeheuren Vermögens sind. Beide, Herrschaft sowohl wie Vermögen, verdanken sie der Unwissenheit der Masse und es ist also nur natürlich, wenn sie Alles thun, um sie weiter in einer Unwissenheit zu erhalten, von der wir uns hier gar keinen Begriff machen können. So z. B.) um nur ein charakteristisches Moment anzuführen, berichtete noch in allerletzter Zeit ein Freund aus Spanien, er habe dort auf dem Lande Leute getroffen, die überhaupt nicht wußten, daß Spanien sich im Kriege befand. Ein Volk, das auf jedem Gebiet so zurück ist wie das spanische, hat natürlich wenig Aussicht auf Prosperität, — besonders heute, wo mehr als jemals Alles davon abhängt, daß man sich auf der Höhe der Zeit befindet.

Bei den Vereinigten Staaten sehen wir schon jetzt die Wirkungen der Lehren, die ihnen der Krieg ertheilt hat. Der amerikanische Handel hat bisher mehr oder weniger gleichgiltig der Erbauung des Nicaragua-Kanals gegenübergestanden. Der Krieg hat gelehrt, wie nothwendig dieser Kanal für die nationale Vertheidigung ist, und so wird es zweifellos eine der ersten Aufgaben des Kongresses sein, die Genehmigung zu seiner schnellen Herstellung zu ertheilen. Wie die Rechte Nicaraguas dabei fahren, wird dem Kongreß vermuthlich nicht mehr Sorgen bereiten, als ihm bei dem kubanischen Krieg die Rechte Spaniens gemacht haben. Der Nicaragua-Kanal aber wäre eine Wirkung des Krieges, die für die gesammte Weltwirthschaft von größter Bedeutung sein wird; bekommen hätte man ihn natürlich auch ohne den Krieg, nur etwas später.

Hamburg. R. E. May.

Hosted by Google

Schreibende Frauen.

Ist es nicht wunderlich, daß weibliche Schriftsteller so gern Versteck mit der lieben Lesewelt spielen? Nicht alle Frauen und Jungfrauen, die da schreiben, mögen offen Farbe bekennen. Es ist eine allbeliebte Sitte, sich einen unschuldigen fremden Namen zu borgen oder unter männlicher Maske zu sündigen oder hinter einem geschlechtslosen Zauberwort von geheimnißvoll ausländischem Klang zu verschwinden. Warum dies ängstliche Versteckspiel? Ist es weibliche Scham und Scheu, sich öffentlich bloßzustellen? Oder ist es feine weibliche Klugheit, einem ungünstigen Vorurtheil die Spitze abzubrechen?

Ein solches Vorurtheil besteht gewiß. Und nicht nur im großen Haufen. Ganz vernünftige Leute hegen gegen weibliche Federkünste eine geheime, tief wurzelnde Abneigung, die nur allzu erklärlich ist. Schon unseren Vätern haben geschwätzige Kaffeeschwestern mit ihren heillosen Romanen einen gelinden Schrecken in die Glieder gejagt und man kann nicht sagen, daß diese edle Gattung im Aussterben begriffen ist. Im Gegentheil: ihre Vertreterinnen mehren sich von Jahr zu Jahr und bethätigen nach wie vor eine kaninchenhafte Fruchtbarkeit, um den Heißhunger der lesewüthigen Menge zu befriedigen. Sogar geborene Talente, die berufen schienen, weiblichen Stil zu Ehren zu bringen, sind auf halbem Wege reumüthig umgekehrt, um in zahlungskräftigen Unterhaltungblättern ein sicheres Unterkommen zu finden und mit wohlfeilem Ruhm klingende Münze zu ernten. Vergebens suchen wir in diesen Hintertreppengeschichten für die sogenannten Gebildeten nach den besonderen Merkmalen weiblicher Kunst, nach weiblicher Eigenart, weiblicher Persönlichkeit. Und darauf kommt es hier allein an. Die Frage lautet: wie spiegeln sich in weiblicher Seele Welt und Menschen? Wie unterscheidet sich männliche und weibliche Kunst? Wie schreibt die Frau im Gegensatz zum Mann?

Gegensatz ist vielleicht nicht das rechte Wort. Es ist nicht nöthig, daß die beiden Geschlechter auf literarischem Feld in scharfen, schneidenden Gegensatz treten, daß Mann und Weib sich hier als Persönlichkeiten feindlich gegenüberstehen, daß sie sozusagen gegen einander schreiben. Die moderne Frau hat wenig Ursache, dem modernen Dichter zu grollen; oft genug wird das leidende Weib in unserer Zeit auf den Schild gehoben; es scheint fast, als wolle für die nächste Zukunft die Heldin den Helden ablösen. Aber mag

Hosted by Google

der Dichter der Gegenwart sich auch gern zum Anwalt des weiblichen Geschlechtes aufwerfen, mag er sich als geistiger Kämpe auf die andere Seite stellen: sein Schaffen bleibt doch in seiner männlichen Individualität gegründet. Die natürlichen Gegensätze lassen sich nicht verwischen. Der Mann schreibt doch stets als Mann und das Weib als Weib. Unter der Schwelle des Bewußtseins brüten die Instinkte; und dieses Instinktive, dieses Unterbewußte ist entscheidend.

Auf allen dichterischen Gebieten haben Frauen ihre Saaten ausgeworfen, aber nicht überall haben sie reiche Ernte gehalten. Ich will damit nicht sagen, daß sie sich um Lyrik und Drama ganz vergeblich bemüht haben. Aber es sind doch nur vereinzelte Erscheinungen, wie Elsa Bernstein und Juliane Déry, die sich über den allgemeinen Durchschnitt erheben. Ihre ganze Kraft hat die schreibende Weiblichkeit auf epischem Gebiet entfaltet; hier hat schon eine ganze Reihe von Frauen verdiente Erfolge errungen. Vornan stehen die Namen Marie von Ebner-Eschenbach, Emilie Mataja, Maria Janitschek und Gabriele Reuter.

Am Bekanntesten ist die Meisterin Marie von Ebner-Eschenbach. Sie steht jetzt an der Schwelle des siebenten Lebensjahrzehntes. Fast Alle, die einst mit ihr auszogen, sich in den schreibenden Künsten zu versuchen, sind tot, — auch tot für unsere Kunst. Marie von Ebner-Eschenbach allein hat ihre Bedeutung nicht verloren. Schon in jungen Jahren hat sie es mit dem Theater versucht, eins ihrer jugendlichen Stücke — ich glaube, es heißt „Emil Roland" — hat sogar den bekannten Achtungerfolg errungen und in den sechziger Jahren sind mehrere Kleinigkeiten auf der wiener Hofbühne erschienen: so das Lustspiel in einem Akt „Die Veilchen" und das dramatische Gedicht „Doktor Ritter". Auf ihre alten Tage kehrte sie noch einmal zu ihrer Jugendliebe zurück, nach dreißigjähriger Pause ist sie jetzt mit dem Einakter „Ohne Liebe" in der Hofburg wieder zum Wort gekommen. Aber diese liebenswürdigen Plaudereien wollen wenig sagen im Vergleich zu ihren Romanen und Novellen; die Bühnendichterin kann sich mit der Erzählerin nicht messen.

Man wird die gereifte Kunst dieser durchaus weiblichen Natur am Besten verstehen, wenn man ihr Leben betrachtet, — dieses ruhige, friedliche, glückliche Leben. Wenigstens nach außen war es so. Sie wurde als Grafentochter auf einem mährischen Schloß geboren, verlebte eine sorglose Jugend und genoß eine glänzende Erziehung, die von besonderen Hauslehrern geleitet wurde. Dazu soll sie, genialischen Naturen zum Trotz, außerordentlich fleißig und lernbegierig gewesen sein. Im Jahr 1848 heirathet sie, die Achtzehnjährige, einen tüchtigen österreichischen Genieoffizier, an dessen Seite sie ein halbes Jahrhundert leben sollte. Erst vor Kurzem hat sie ihren Gatten durch den Tod verloren. Ihren Gewohnheiten getreu, verlebt die greise Dichterin den

Hosted by Google

Winter gewöhnlich in Wien, den Sommer auf dem alten väterlichen Schloß bei ihrem Bruder. Hier ist sie umgeben von einem reichen Kreise von Neffen und Nichten, die ihr den versagten Kindersegen ersetzen müssen. So gleicht ihr Leben einem stillen, ruhigen Fluß. Was Noth und Elend ist, hat sie nie erfahren. Von der frühesten Kindheit bis in das späteste Alter hinein ist ihr jede äußere Sorge erspart geblieben; in dem gemeinen Kampf um das tägliche Brot brauchte sie nie ihre innere Kraft, ihr Selbstbewußtsein zu prüfen. Vielleicht war es ein Glück für diese feine, vornehme Natur. Wer weiß, ob sie sich in allen Nöthen ihre liebenswürdige, lächelnde Laune bewahrt hätte? Der Humor ist wie eine Blume, die viel Sonne braucht. Und mag der ringende Mensch aus dem ewigen Alltagskampf auch endlich als Sieger hervorgehen: in seinem Herzen bleibt ein bitterer Nachgeschmack all der Leiden und Entbehrungen zurück. In seine Stirn hat sich eine Furche gegraben, sein Lachen klingt nicht mehr rein. Marie von Ebner-Eschenbach hat das Alles nicht am eigenen Leibe erfahren; sie fand den Tisch ihr Leben lang hübsch und fein gedeckt. In dem warmen Sonnenschein zufriedener Wohlhabenheit konnte sich dieses Talent zu voller und reinster Blüthe entfalten. Das fühlt man auch, wenn man ihre Bücher liest; selbst über den ernstesten und erschütterndsten liegt Etwas wie Sonnenschein. Sie hat keine Spur von Bitterkeit, von giftiger Laune; kein Tropfen Galle sickert aus ihrem Herzen in die Feder. Aus allen ihren Erzählungen spricht eine unendliche Güte, eine echt weibliche Milde, ein unerschütterlicher Glaube an das ewig Gute im Menschen. So ist Marie von Ebner-Eschenbach uns ans Herz gewachsen, so haben wir sie lieb gewonnen.

Den Reigen der Jüngeren eröffnet Emilie Mataja, die unter dem Namen Emil Marriot schreibt. Hier klingt das männliche Pseudonym nicht gerade überraschend, denn diese Frau hat in der That etwas Männliches, Entschiedenes, Selbständiges. Ich habe sie einmal in einem jener seltenen Häuser getroffen, wo noch die gute alte Geselligkeit gepflegt wird, und ihr Bild ist mir im Gedächtniß geblieben. Das schmale, scharf geschnittene Gesicht mit den großen Zügen erscheint wie in Bronze gegossen; zwei große, kluge Augen beobachten Welt und Menschen. Und eine Tugend scheint sie zu besitzen, die man beim schönen Geschlecht um so höher schätzt, je seltener man sie findet: die Schweigsamkeit. An dem Abend wenigstens nahm sie nicht allzu regen Antheil an der allgemeinen Unterhaltung. Sie sprach fünf Worte und rauchte zehn Cigaretten.

Wie die Mär berichtet, erwachte ihre Schreiblust außerordentlich früh. Schon als neunjähriges Kind fing sie an, lyrische Gedichte zu schreiben, um ihr junges Herz zu entlasten, und mit fünfzehn Jahren genoß sie das große irdische Glück, sich zuerst gedruckt zu sehen. Aber die Schreiberei war bei

Hosted by Google

ihr keine Kinderkrankheit, die junge Mädchen schnell überwinden, wenn der erste Freier in Sicht ist; sie war ihr auch kein angenehmer Zeitvertreib, um nach Art großer Damen, die nichts auf der Welt zu thun haben, die Oede und Leere müssiger Stunden auszufüllen; die Beschäftigung mit der Feder wurde ihr ein Beruf, der sie völlig in Anspruch nahm, eine Kunst, die den ganzen Menschen verlangte. Die gut bürgerlichen Eltern waren natürlich nicht sonderlich erbaut von den brotlosen Künsten, die ihre unvernünftige Tochter betrieb, und thaten alles Mögliche, die romantischen Hirngespinnste aus dem jungen Kopf zu treiben. Aber es war vergebens; Emilie Mataja war rettunglos der Dichterei verfallen.

Wie Marie von Ebner-Eschenbach stammt auch Emilie Mataja aus Oesterreich; und fest wurzelt sie im Boden ihres Landes. Wohl ist sie über ihre katholische Heimath hinausgewachsen, sie hat die religiösen Einflüsse überwunden, unter denen sie groß geworden ist, sie hat einen weiten und freien Blick über Welt und Menschen gewonnen. Aber die besondere Umwelt, in der sie sich entwickelt hat, das Erdreich, aus dem sie hervorgegangen ist, verräth sich in Allem, was sie geschaffen hat. Es ist ein weiter und beschwerlicher Weg, den diese geborene Dichterin hinter sich hat. Wie lange hat sie kämpfen müssen, um sich Anerkennung zu verschaffen! Mancher schöpferischen Kraft ist eine späte Anerkennung gewiß zum Segen geworden, denn es giebt Künstlernaturen, die einen frühreifen Ruhm nicht recht vertragen können; ein leichter Sieg wird leicht verhängnißvoll. Emilie Mataja brauchte diese Gefahr nicht zu bestehen. Sie bezwang die Gleichgiltigkeit der Masse nicht bei ihrem ersten Auftreten; sie eroberte die lesende Welt nicht mit einem Werk; ihr gelang kein sogenannter großer Wurf, der ihren Namen durch alle Lande trug. Sie hat um die Palme ehrlich ringen müssen. Klein fing sie an und langsam wurde sie groß. Die Skizzen und Novellen, die sie anfangs schrieb, gingen spurlos in dem großen Gewoge des literarischen Lebens unter; auch ihr erster Roman war ein Schmerzenskind, das der jungen Mutter keine rechte Freude bringen wollte. War es weise Selbsterkenntniß, daß sie ihn später mit entschlossener Hand aus dem Buchhandel zurückzog? Aber sie ließ die Feder nicht sinken, kein äußerer Mißerfolg konnte das lodernde Feuer dieser Schaffenskraft dämpfen und ersticken. In starkem Glauben, in unerschütterlichem Selbstbewußtsein ging sie aufrecht ihren eigenen Weg. Ihr künstlerischer Werdegang zeigt keine unnatürlichen Sprünge; er bildet eine stetig aufsteigende Linie und ihre Bücher sind die sichtbaren Merksteine ihrer Entwickelung.

Emilie Mataja ist keine beschauliche Natur und ihre Werke sind keine Idyllen. Sie ist ein moderner Mensch vom Scheitel bis zur Sohle und ihre Bücher geben Zeugniß von Allem, was unsere Zeit bewegt. Ein scharfer

Hosted by Google

Wind stürmt durch diese Blätter, eine fast revolutionäre Leidenschaft schäumt in diesen Schriften. Aber es ist eine gebändigte Leidenschaft, eine Leidenschaft, der Zaum und Zügel angelegt ist. Eine starke und sichere Hand hält die Leine und lenkt die wilden, ungeberdigen Kräfte.

Die Dritte im Bunde ist Maria Janitschek. Ueber die Jugend und die ersten Eindrücke, die diese eigene Natur empfing, habe ich nicht viel erfahren können. Ich weiß nur, daß auch sie aus Oesterreich stammt und mit dem Professor Janitschek verheirathet war, der an den Universitäten Straßburg und Leipzig Kunstgeschichte lehrte. Nachdem sie ihren Gatten durch den Tod verloren hatte, zog sie nach Berlin, um sich hier dauernd niederzulassen. Mit ihren beiden Landsmänninnen hat sie nicht viel gemein. Auch sie hat versucht, uns realistisch zu kommen, aber ich weiß nicht, ob dieser Versuch besonders geglückt ist. Ich erwähne nur die kleine Sammlung von Novellen und Skizzen, die „Vom Weibe" handeln. Jedenfalls hat dies Buch nicht dazu beigetragen, das Verständniß für ihre Kunst zu fördern. Vielen Leuten, die weiter nichts von Maria Janitschek gelesen haben, hat es ein falsches Bild ihrer geistigen Persönlichkeit gegeben. Ich saß einmal mit einem alten Herrn aus dem Hinterlande zusammen, der den schönen Künsten im Allgemeinen ziemlich gleichgiltig gegenübersteht. Aber der vielversprechende Titel hatte ihn gelockt und gereizt, das Buch zu kaufen; er hatte es gelesen und schmunzelnd gestand er mir sein Behagen. Alten und jungen Biedermännern hat das Buch eine passende Gelegenheit zu allerhand unpassenden Bemerkungen geboten und mancher kunstbeflissene Jüngling hat seinem entrüsteten Schamgefühl Ausdruck gegeben. Ja, Frau Maria Janitschek, wie konnten Sie solche Dinge aussprechen! Wie konnten Sie nur eine Skizze wie diese „Lehrerin" schreiben! Es war nicht klug, — nein, es war ganz gewiß nicht klug von Ihnen, Frau Janitschek!

Man kann auch an der Sprache Maria Janitscheks seine Aussetzungen machen. Wenn man ihre Schriften mit spitzfindigem Spürsinn durchsucht, kann man manche Unebenheiten entdecken. Der Grund liegt vielleicht in einer gefährlichen Neigung zum Uebereifer; Maria Janitschek ist zu fleißig. Es ist, als ob ihre Schaffenslust lange gewaltsam zurückgehalten worden wäre, daß sie jetzt so plötzlich und unmittelbar zum Ausdruck kommt. In dreizehn Jahren hat sie mehr als zwanzig Bände herausgegeben. Das ist ein Bischen viel, wenn die Bände auch nicht allzu dickleibig sind. Ihre ersten Dichtungen in Vers und Prosa zeigten einen romantischen — oder richtiger: symbolistischen — Zug und dieser Zug geht stärker oder schwächer durch alle ihre Schöpfungen. Sie ist keine Dichterin der Wirklichkeit und ihre Werke sind keine Bilder aus dem alltäglichen Leben. Für ihre Geschöpfe wird man vergebens nach lebendigen Modellen suchen; sie stammen nicht aus der Wirklich-

Hosted by Google

keit; sie sind der dichterischen Einbildungskraft entsprungen, aus der Phantasie geboren. Eins ihrer Bücher führt den Namen „Ins Leben verirrt". Diesen Namen könnte man als Gesammttitel über ihre Werke setzen. Man meint, alle ihre Menschen hätten sich ins Leben verirrt. Sie fühlen sich nicht heimisch in dieser Welt, sie stehen der Wirklichkeit fern und fremd gegenüber, es sind Naturen, die sich dem Bestehenden nicht anpassen können. Immer wieder kehrt der tragische Typus des Childe Harold, der seine Heimath verläßt, der ruhelos in der Welt umherwandert, um Glück und Frieden zu finden. Wie ein Leitmotiv klingt diese Sehnsucht durch alle ihre Schöpfungen.

Eine ganz andere Natur ist Gabriele Reuter. Vor wenigen Jahren war sie noch völlig unbekannt. Wer nannte ihren Namen? Sie hatte schon ein paar Erzählungen herausgegeben, aber ohne ein Wässerchen zu trüben. Da erschien der Roman „Aus guter Familie", — und die guten Familien sahen sich im Spiegel. Das Buch fand reißenden Absatz, in kaum einem Jahr konnten vier Auflagen erscheinen und Das will Etwas sagen im lieben Deutschland. Auch diesem Talent werden eigene Erfahrungen und Erlebnisse Richtung und Ziel gewiesen haben. Gabriele Reuter wurde als die Tochter eines deutschen Kaufmannes in Alexandria geboren und verlebte hier die ersten vierzehn Jahre ihres Lebens. Unter südlichem Himmel empfing das Kind die ersten Eindrücke, fern vom Zwang europäischer Schicklichkeit wuchs es auf, in ungebundener Freiheit erwachten die ersten Gedanken und Empfindungen. Wer weiß, ob ihr Talent im afrikanischen Land, fern von abendländischer Geisteskultur, aufgeblüht wäre? Oft wirkt ein Ereigniß, ein Erlebniß, wie ein befruchtender Regen, der die Keime zur Entwickelung bringt. Ein solches Ereigniß war für Gabriele Reuter die Heimkehr. Nachdem ihr Vater gestorben war, verließ sie das Land der Pyramiden und kam nach Deutschland. Dieses Deutschland war ihre Heimath, aber eine fremde Heimath; sie betrat eine neue Welt. Vielleicht hätte diese Wendung in ihrem Leben sich nicht so fühlbar gemacht, wenn sie in eine Weltstadt, in großstädtische Umgebung verpflanzt worden wäre; die Gegensätze wären nicht so schroff gewesen und hätten nicht so tief gewirkt. Aber die Verhältnisse führten Gabriele Reuter in die deutsche Provinz, in enge kleine Städte, die sich noch alle die einzelnen Gesetze von Schicklichkeit und Anstand, die ganze bürgerliche Sittlichkeit der guten alten Zeit in jungfräulicher Reinheit bewahrt haben. Man denke sich eine junge und selbständige Natur, die sich in südlicher Freiheit entwickelt hat, in der Unnatur dieser kleinen und kleinlichen Verhältnisse! Mußte sie nicht messen und vergleichen? Mußte sich ihr kritisches Auge nicht öffnen? Mußte sie sich nicht empören gegen Alles, was sie sah und hörte, gegen Alles, was sie am eigenen Leibe erfuhr?

So schrieb sie den Roman „Aus guter Familie", den sie selbst „die

Hosted by Google

Leidensgeschichte eines jungen Mädchens" nennt. In dieser Geschichte hat sie ihre Erfahrungen und Erlebnisse niedergelegt; es ist ihre Beichte, ihr Bekenntniß. Es ist zugleich eine heftige Kritik des bürgerlichen Familienlebens, eine leidenschaftliche Anklage der doppelzüngigen Gesellschaftmoral. So hatte noch kein Psychologe und Analytiker die weibliche Seele bloßgelegt; so hatte noch kein Sittenschilderer diese kleine Welt im Verborgenen beleuchtet; so wahr und offen hatte noch Niemand über die vielgerühmte deutsche Sittsamkeit gesprochen. Eine Frau mußte kommen, um uns die Augen zu öffnen, um uns zu sagen, wie es in Wahrheit aussieht. Das Buch war eine That: wie ein Blitz schlug es in das deutsche Haus und Großmutter, Mutter und Kind fuhren entsetzt in die Höhe. Man war allgemein empört, ein Sturm der Entrüstung erhob sich in den deutschen Gauen. Ist es nicht ein gutes Zeichen, wenn ein Buch eine solche Entrüstung entfesseln kann?

Man hat Gabriele Reuter vorgeworfen, daß ihr hartes Urtheil keine allgemeine Geltung habe, daß ihre Unsittenschilderungen allzu persönlich gefärbt seien. Gewiß tritt ihre Persönlichkeit stark in den Vordergrund. Gabriele Reuter verschwindet nicht hinter ihrem Werk, ihre Gestalten wirken nicht nur durch sich selbst. Man kann nicht sagen, daß ihre Geschöpfe dichterischer Phantasie entspringen. Sie sind wohl dem Leben nachgebildet, sie tragen unverkennbare Züge der Wirklichkeit. Aber die Dichterin legt ihren Menschen vielleicht zu viel von Dem, was ihr persönlich am Herzen liegt, in den Mund; namentlich ihre Heldinnen benutzt sie gern als Sprachrohr eigener Gedanken und Empfindungen. So verwischen sich hin und wieder die Züge des ursprünglichen Bildes. Ihre Gestalten sind nicht immer aus einem Guß, nicht immer selbständige Eigenwesen mit jenem tiefen, dunklen Leben, mit jenem räthselhaften Etwas, das sich nicht erklären läßt. Manches ihrer Geschöpfe erscheint wie eine geniale Maschine, die sich nach dem Willen der Meisterin bewegen muß. Man fühlt noch, daß die Dichterin Etwas sagen will, und Das sollte man nicht fühlen. Aber man darf nicht vergessen, daß Gabriele Reuter bis jetzt verhältnißmäßig wenig geschaffen, daß sie ihre Kraft noch nicht ausgegeben hat. Sie ist noch keine alte Dame, mit der man Abrechnung halten darf; sie ist mitten in ihrer Entwickelung begriffen, hat ihr letztes Wort noch nicht gesprochen. Nach Dem, was sie bisher geschaffen hat, darf man wohl gespannt darauf sein, was sie uns noch bescheren wird.

Dr. Otto Krack.

Hosted by Google

Aus dem Tagebuch eines Schauspielers.

Ein Schauspieler, der die Bühne für einen geheiligten Ort hält und seine Thätigkeit als eine Kunst übt, muß unter einer doppelten Ungerechtigkeit leiden. Die geputzte Menge, die mit nichtssagendem Lächeln und leerer Konversation das Parquet füllt, betrachtet das Theater als ihr ureignes Gebiet. Und die kleine, durch gegenseitige Sympathie verbundene Gemeinde, die rings im Lande zerstreut lebt und mit den besten Geistern der Nation verkehrt, glaubt, daß es nicht das ihrige sei. Aber sie haben Beide Unrecht — sowohl Die, die nur sind, wenn sie in Gesellschaft sind, als die Anderen, die einsam leben. Man verkennt das Theater nur so sehr, weil man in Europa noch keins hat. Nein, man hat keins, und erst wenn dieser Gedanke zum Durchbruch gekommen ist, kann man daran denken, eins zu bekommen. An einigen Orten fehlt es an drei Dingen: am Regisseur, an Schauspielern und an Publikum; an anderen nur an zwei; an allen aber an einem: an Publikum. So lange es nicht zu einer nationalen Empfindung geworden ist, daß ein Theater ein eben so feierlicher Ort wie eine Kirche ist, und so lange das Volk — das ganze Volk — nicht in der Ehrfurcht vor den großen künstlerischen Geistern der Nation erzogen wird, so lange entsteht keine Szene, sondern nur ein besserer Vergnügungort, — und mitunter nicht einmal Das. Man sagt, daß Dies zu ernst sei. Daß man in der Kunst auch den Humor und die Freude ernst nehmen muß, ist eine Wahrheit, die leider nur Wenigen aufgegangen ist. Um das reiche Leben zu verstehen, das von einer guten Komoedie ausstrahlt, muß man gearbeitet, d. h. gedacht haben, wie auch Der gedacht hat, der sie geschrieben hat. Im anderen Fall versteht man allenfalls die eine oder andere komische Einzelheit; aber das Ganze ist es, auf das es ankommt. Man versteht einen komischen Charakter noch lange nicht, weil man über die wunderliche Nase des Darstellers lacht ... Solchen und ähnlichen Gedanken hing ich wie gewöhnlich träumend nach, als ich in der bequemen, ehrwürdigen Kalesche des Justizrathes, die mich von der Station geholt hatte, durch das bleiche Licht des Sommerabends auf sandigem Landwege dem alten Schloß mit seinen dicken Mauern entgegenfuhr, — dem alten Schloß, dessen mittelalterliche Solidität und tiefe Stille ich so über Alles liebe. Der Justizrath kam mir bereits auf der Treppe entgegen und empfing mich mit freundschaftlichen Vorwürfen wegen meines späten Kommens. Man hatte mich schon am Vormittag erwartet. Als wir im Zimmer anlangten, begrüßte mich die alte Herrin des Hauses mit der warmen Liebenswürdigkeit, die ihre Gegenwart so anheimelnd und behaglich macht. Trotzdem merkte ich bald — obwohl die Uhr noch nicht neun war —, daß um diese Zeit das Haus für gewöhnlich schon einzuschlummern begann, und ich bat daher, indem ich mich mit Müdigkeit von der Reise entschuldigte, um die Erlaubniß, mich zurückziehen zu dürfen, die mir auch mit vielen herzlichen Worten und einem Wunsch für den ruhigen Schlaf der Nacht gewährt wurde. Als mir bald darauf das Mädchen mit einem Licht in dem langen, dunklen Korridor voranleuchtete, durchrann mich das behagliche Gefühl, ein Gast von Leuten zu sein, deren Herzlichkeit und Freundschaft so solid und echt war wie die Mauern ihres Hauses.

Hosted by Google

Oben zeigte es sich, daß ich richtig, wie ich wohl ahnte, mein altes Thurmzimmer vom letzten Sommer erhalten hatte, mit der Aussicht über die Felder hinaus und hinüber zum schwarzen Wald, der langgestreckt am Horizont in der Stille der Sommernacht träumte.

— —

Dachte ich es nicht! Als wir am heutigen Vormittag — einem frischen, fast kühlen Vormittag mit treibenden Wolken und nassem Erdgeruch — in dem großen, schattigen Park spazirten, der sich vor dem Hause dehnt, stand der Justizrath plötzlich still und sah lächelnd zu mir hinauf.

„Darf ich Sie Etwas fragen, das Sie selbst angeht?" begann er dann.

„Mich? — Ja, warum nicht!"

„Sie sind im Grunde gar nicht — aber nun dürfen Sie nicht böse werden — gar nicht so, wie man sich sonst einen Schauspieler vorstellt."

Obwohl ich genau wußte, was er meinte, fragte ich: „Warum nicht?"

„Sie sind so — so —"

„— ernst," half ich nach.

„Ja," rief er aus und sein gutmüthiges Gesicht strahlte vor Glück, so leicht über das gefährliche Wort hinweggekommen zu sein.

Dachte ich es nicht!... Und doch! Daß selbst dieser alte Gentleman, der, wie ich weiß, im Theater zu genießen versteht, daß selbst er sich nicht von der landläufigen Vorstellung losreißen kann, als ob ein Schauspieler ein ewig buckelndes, unaufhaltsam konversirendes Wesen wäre, — ein Ding, etwa wie ein französischer Tanzlehrer, der sich auf den Kavalier hinausspielt!

Ich wurde am Ende ein Wenig schweigsam. Jedenfalls fragte mich mein Wirth, als wir nachher zum Frühstückstisch hineingingen, ob ich beleidigt sei, was ich verneinte. Und ich war es wirklich auch nicht. Du lieber Gott! In Bezug auf die Vorstellungen, die sich die meisten Menschen von einem Schauspieler machen, habe ich längst keine Illusionen mehr . . .

— —

Die letzten Tage sind in Einsamkeit dahingegangen. Am Abend waren wir gewöhnlich auf einige Stunden in der hohen, fast allzu großen Wohnstube versammelt, in der die Lampe das Dunkel nicht ganz aus den Winkeln zu scheuchen vermag. Unsere ehrwürdige Wirthin erzählte von Frau Heiberg, die sie anno 1842 in Kopenhagen gesehen hatte. Der Justizrath saß, in alte Erinnerungen versunken, daneben und lauschte. Und auch ich lauschte. Erzählungen sind ja das Einzige, was von der Kunst der Szene zurückbleibt. In der ersten Generation strahlen sie in den frischen Farben des Lebens; in der zweiten beginnen sie zu welken; in der dritten werden sie zu schwachen Erinnerungen an Etwas, das weit, weit zurückliegt, an Etwas, das Niemand mit eigenen Augen gesehen hat. Dann verschwinden sie ganz aus dem Bewußtsein der Welt. Nur der Name bleibt noch eine Weile zurück. Dann wird auch er vergessen; die schwarzen Fluthen schließen sich über ihm: die dunkle Nacht hat einen Stern verschlungen.

Es war ein Glück, daß gestern Abend der Physikus kam. Da er jetzt nur eine Stunde entfernt wohnt, wird er gewiß ein häufiger Gast werden. Er ist noch immer der selbe alte, lustige Bursche. Seine Augen blinzeln immer so schelmisch vergnügt, als wüßten sie irgend eine geheimnißvolle Historie von den staubigen

Hosted by Google

Rheinweinflaschen, die der Justizrath im Keller liegen hat. Wir bekamen denn auch richtig Rheinwein. Ich bekam sogar mehr, als im Grunde nothwendig war. Aber wer kann dem Physikus widerstehen? Wenn der Verführer im Paradies mit Adam anstatt mit Eva verhandelt hätte und wenn die Sache um eine Flasche Wein statt um einen Apfel gegangen wäre: er hätte dann sicher so gemüthlich gelächelt, wie es der Physikus thut, wenn er einen armen, sündigen Menschen dahinbringt, mehr Rheinwein zu trinken, als er vertragen kann.

— —

Der Tod ist der Sünde Sold. Heute habe ich Kopfschmerzen. Daran trägt der Physikus die Schuld. Er war nämlich wieder hier.

— —

Alles geht gut. Ich erreiche hier draußen, was in der Emsigkeit und im Kaffeehaustreiben der Saison mein Traum war: Ruhe, Harmonie.

Wir speisten heute Abend im Garten, im Schatten der alten, mächtigen Buche, die den Stolz meines weißhaarigen Wirthes ausmacht und die am Tage einen so angenehmen Schatten verbreitet, — gleichsam, um sich erkenntlich zu zeigen für das Ansehen, das sie genießt. Es war ein sehr schöner Abend, kühl und erfrischend, mit einem diskreten, leisen Leben in den Büschen und Baumkronen, als flüstere die Natur im Traum. Nun hat die Dunkelheit sich auf die Erde herabgesenkt. Meine Lampe strahlt einsam in die Nacht hinaus. Nur der kleine Bach, der tief unten durch die Wiese eilt, lebt noch. Aber sein leises Rieseln vermehrt nur die Stille der Natur. Am Horizont steigt der Wald empor, mahnend und ernst, aber träumend im klaren Licht des Mondes. Am Himmel blinkt hier und da ein einsamer Stern, der Nachtwind streicht durch mein offenes Fenster und spielt mit den dunkelbraunen Vorhängen.

Wie voll Ruhe und Harmonie ist jetzt die Erde! Ist Das vielleicht das Tiefste, was die Natur uns zu sagen hat, — daß das stille, unvergängliche Glück erst zu einem nächtlichen Traumdasein erwacht, wenn das Leben entschlafen ist? Ein melancholisches Evangelium! Aber ohne Disharmonie, ohne das Häßliche der Vernichtung, ohne Pessimismus, ohne Furcht. Melancholie ist Schwermuth, aber Schwermuth, die in Rhythmen denkt.

— —

Als ich heute Morgen erwachte, stand die Sonne bereits hoch am Himmel. Im Grunde plagte mich das Gewissen ein Wenig, weil ich geschlafen hatte, während draußen Alles strahlende Wärme und zwitscherndes Leben war. Als ich, wie gewöhnlich, nachdem ich meinen Morgenkaffee in der Wohnstube eingenommen hatte, in den Park hinabging, stieß ich plötzlich an einer Biegung des Weges auf den Justizrath. Er stand auf dem von der Sonne überflutheten Rasen, über ein kleines Rosenbeet gebeugt, um das er sich mit großer Sorgfalt bemühte.

Es giebt Augen, die tief in ihren Höhlen liegen und in denen ein verstecktes Feuer glimmt, das dunkle, verschlossene und ungekannte Tiefen im Innern vermuthen läßt. Solche Augen können blitzen und flammen und stechen, — in Haß, in Rachgier, in Hohn, in Neid und in leidenschaftlicher Liebe. Aber sie können nicht scheinen. Der milde, ruhige Glanz, der das ganze Gesicht in Lust und Freude taucht, fehlt ihnen. Immer leuchtet in ihnen nur eine Stimmung, nur eine jähe Leidenschaft, die sich unten in der Seele wie ein rasendes Thier

Hosted by Google

von ihrer Kette losriß und ins Auge fuhr. Ihr Licht flammt immer auf einem dunklen Hintergrund.

Niemals ist die ganze Seele in ihnen.

Aber es giebt andere Augen, die unschuldig und offen eine ganze Seele ausstrahlen können. Kein geheimer Rest bleibt auf dem Grunde liegen. Leuchtend verkünden sie Alles. Sie sind das sichere Kennzeichen der guten Menschen.

Der Justizrath hat sie.

„Schauen Sie", rief er in froher Morgenstimmung: „Das ist die Thätigkeit, die mir geblieben ist. Sie ist, ehrlich gesprochen, die einzige, die ich nie versäume. Ach ja! Das heißt im Grunde, daß ich nicht viel vom Leben zurückbehalten habe. Ein so bescheidener, kleiner Fleck!"

„Es ist ja aber ein Fleck mit Rosen," wandte ich ein.

Dann suchten wir Beide den Schatten des Buchenwaldes auf.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der frühen Morgenstunde ging die Riesengestalt des Herrn durch den Wald. Sein großes, leuchtendes Gottvaterauge ruhte auf der Natur; und als er mit seinem lichten Gewand zwischen den Bäumen verschwand, unbekannt, wohin, wie es unbekannt war, woher er kam, — da ließ er den ganzen Wald in athemloser Andacht zurück. Nur oben in den Wipfeln der Bäume jubelten die leichtsinnigen Vogelschaaren ihre Fanfaren der keuschen Morgensonne entgegen.

Der Justizrath war, obwohl es recht früh war, auch heute mein Begleiter. Das Gespräch fiel, was es in meiner Gesellschaft sonst nicht leicht thut, auf Politik. Nicht, als ob ich für die gesellschaftliche Entwickelung kein Interesse hätte; im Gegentheil! Aber zunächst und vor Allem will ich mich in das Studium der Menschen vertiefen und deshalb lege ich mir eine gewisse Reserve auf. Die Schauspielkunst ist ja so wie so nur wenig geeignet, selbständig am öffentlichen Kampf theilzunehmen. Aber trotzdem — ob es nun daher kam, daß ich in den letzten Wochen fast ganz nach innen lebte oder ob es andere Gründe hatte —: ich ließ von meinem politischen Innern mehr sehen, als ich sonst zu thun pflege. Vielleicht war es auch die tiefe Stille des Waldes, die meine alte Sehnsucht nach einem Gemeinwesen ohne ökonomische Disharmonien wachrief, mit Raum und Ruhe für geistige Kultur; nach einer Zeit, in der ein neuer Lyriker oder eine wohlgelungene Premiere Ereignisse von sozialem Rang sein würden. „Aber" — rief der Justizrath in bleichem Entsetzen aus — „dann sind Sie ja durchaus radikal!"

„Ja, selbstverständlich; — aus ästhetischen Gründen."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Physikus trinkt! Sein jugendlicher Studentenhumor, diese feine, charmante Rheinweinstimmung, die er immer um sich verbreitet, die sprudelnde Lebhaftigkeit im Gespräch: Alles ist Heuchelei, Verstellung, Komoedie gewesen. Er wird von seinen schlechten Instinkten geknechtet; er leidet, trinkt, um es zu vergessen, und leidet wieder. Die häßliche Leidenschaft hat — einem gefräßigen Ungeheuer gleich — ihre Tatzen in seine Brust geschlagen, schmatzt vor triefender Begierde und haut mitleidlos mit ihren furchtbaren Zähnen ein.

Wenn die Komoedie im Salon zu Ende gespielt ist, wirft er das Kostüm von sich und dann sitzt in der Garderobe ein ältlicher Herr, für den das Leben ein kalter, häßlicher Herbst mit Regen und Sturm und schwarzer Verwesung ist.

Hosted by Google

Sein Humor, der uns Alle getäuscht hat, ist ein geschminkter Totenkopf. Gestern Abend schlug dieser Gedanke wie ein Blitz in mein Bewußtsein. Die Dame des Hauses war zur Ruhe gegangen; aber auf den Vorschlag des Justizrathes, der in seiner glänzendsten Gesellschaftlaune war, setzten wir Herren uns noch eine Weile auf die Veranda hinaus. Die Nacht war ja so licht und kühl, wie geschaffen, die etwas genirende Wärme des Tages bei einer Flasche Rheinwein und einer guten Cigarre zu vergessen. Als wir mit der zweiten Flasche gut im Gange waren und der Justizrath eben bei einer Jugenderinnerung in lichten Flammen stand, verlor der Physikus die Selbstbeherrschung. Nach kurzem Widerstand sank sein Kopf dumpf auf die Brust hinab, hinter dem Kneifer sah ich auf einen Augenblick ein Paar matter, trüber Augen, in denen Verzweiflung mit tiefem Leiden gemischt war. Dann sanken sie bleischwer zu, begleitet von einem halblauten Stöhnen, das aus einer todwunden Brust zu kommen schien. Das Ganze ereignete sich in weniger als einer Minute. Der Justizrath, der von seiner Erzählung in Anspruch genommen war, bemerkte es gar nicht. Und als er mit ihr fertig war, saß der Physikus wieder stramm und lächelnd da; nur ein etwas stierer, abwesender Ausdruck war in den Augen zurückgeblieben.

Als wir uns später trennten, folgte ich nach einer Weile ihm schweigend in den Park hinaus. Die kalte Nachtluft schien ihm vollständig die Herrschaft über sich selbst geraubt zu haben. Ich fand ihn hilflos, zusammengebrochen am Fuß eines großen Baumes, an dessen Stamm sein Haupt wie in unsagbarer Müdigkeit ruhte, während der Hut hintenüber gefallen war und das Pincenez zwischen Weste und Vorhemd hing. Als es mir gelang, ihn wachzurütteln, und als er mich erkannte, sah er mich mit entsetzt aufgerissenen Augen an. Dann aber flackerte eine haßerfüllte Wildheit auf und er sah aus, als wollte er mir mit zitternden Lippen die Worte: „Schurke! Verräther!“ ins Gesicht schleudern. Schließlich aber steckte er beide Hände tief in die Taschen seines Ueberrockes und folgte mir stumm, hoffnunglos vor sich hinstarrend, mit vornübergebeugtem Kopf, als ob er in den Nacken einen Faustschlag bekommen hätte, der ihn für immer duckte. Fast machte er den Eindruck eines Sklaven, der den Widerstand aufgegeben hat und willenlos seinem Herrn nach Hause folgt.

Als ich heute Morgen, staubig und hungrig von einer langen Waldwanderung, heimkehrte, lag auf dem Frühstückstisch ein kleiner luxuriöser Brief, der mich mit einem feinen, leicht berauschenden Parfum begrüßte. Die Adresse des Justizrathes war von einer leichten, eleganten Damenhand geschrieben und auf der Rückseite saß ein rothes Lacksiegel. Ich kannte den kostbaren Siegelring, der den Namenszug in den rothen Lack gedrückt hatte, und ich kannte die schmalen, feinen Finger, die den goldenen Federhalter geführt hatten. Jetzt wird Sturm gelaufen gegen meine Ruhe. Ich saß in einem uralten Thurmzimmer und freute mich meiner Einsamkeit. Dann kam das Leben in der verzweifelten Gestalt des Physikus, donnerte wahnsinnig mit der geballten Faust gegen die Thür, schluchzte, lachte, stöhnte häßliche Worte und wollte hinein. Und jetzt steht draußen eine schlanke, blendend schöne Dame in leichtsinnigem Sommerkostüm, klopft leise mit dem feinen Knöchel ihrer weißen, weichen Hand, während sie gleichzeitig ein leises, gedämpftes, verführerisches Lachen hören läßt, ein Lachen, aus dem die Erinnerung an ein reiches Glück der Sinne mich bestrickend umhaucht, ein schmeichelndes Lachen, das sich

Hosted by Google

wie zwei weiche, volle Arme von hinten um meinen Hals legt. Aber ich öffne nicht. Ich reise fort!

— —

Wieder ein Brief. Diesmal vom Physikus. Er meint, wie er schreibt, mir eine Erklärung schuldig zu sein, und bittet mich, ihn am Donnerstag zu besuchen. Puh, Das riecht nicht gut. Das scheint so etwas wie ein „Bekenntniß" zu werden, eine dieser üblen Krankheitgeschichten, die in unserer Zeit zu einer literarischen Landplage geworden sind. Voll von physischer und seelischer Verwesung, lyrischem Gejammer, Mystizismus, Alkohol, Opium, Katzenjammer ... Pfui, wie häßlich und entwürdigend! Wenns nicht länger gehen will, — gut! Das kann dem Besten passiren. Dann schließt man die Thür, dreht den Schlüssel um und dann geht man! Aber Dies hier — puh! ...

— —

Heute folgte Frau von S. ihrem kleinen eleganten Briefchen nach. Natürlich kam sie mit all dem Pomp, den sie zu entfalten pflegt. Sie ist nicht umsonst Virtuosin der Bühne: sie weiß, wie viel der erste Eindruck bedeutet. Wieder und immer wieder frage ich mich, was sie hier will. Denn daß sie einen bestimmten persönlichen Zweck verfolgt, ist ganz sicher. Das thut sie immer. Aber welchen? Vielleicht ist es nur der Drang, meine Ruhe zu zerstören. Vielleicht will sie sich für die schonungloſe Kritik rächen, mit der ich den ganzen Winter hindurch ihr leeres und doch so anspruchsvolles Auftreten auf der Bühne verfolgt habe. Ich weiß es nicht; aber bestimmt weiß ich, daß ich reise. Ich will nicht wieder von nervösen Zweifeln und erotischen Sensationen geplagt werden.

Morgen leere ich den Kelch, den mir der Physikus zugedacht hat. Dann adieu!

— —

Wie ein schwarzer Riesenvogel flog der Abend über die Erde und überall, wo seine Schwingen die Luft bewegten, verstummte der Lärm und die Natur verharrte in stillem Dämmern. Wir saßen im Arbeitzimmer. Der Physikus hatte in der Dunkelheit des hintersten Winkels Platz genommen, während ich, dem Zwielicht des Fensters näher, auf dem alten, knackenden Roßhaarsofa saß. Ich sah von meinem Gegenüber nur das Gesicht wie einen weißen, verschwommenen Fleck aus tiefen Schatten hervorleuchten. Dann und wann machte er in seiner Erzählung eine Pause, sprach dem Rheinwein nachdenklich zu und rauchte so stark, daß seine zusammengekauerte Gestalt auf Augenblicke in einem matten, röthlichen Schimmer sichtbar wurde.

Seine Erzählung war so unwirthlich wie ein regnerischer Herbsttag. Er sprach von der schwarzen Armuth seiner Kinderjahre, die erst ein Ende nahm, als seine Mutter, ein großes, üppiges Weib von frecher Schönheit, zu dem brutalen finanziellen Matador seiner kleinen Vaterstadt in intime Beziehungen trat. Er erzählte, wie von dem Augenblick an sein Vater, der arme Flickschneider, zu trinken begann. Und dann sprach er von sich! Ein langer, trauriger Bericht. Wie man ihm einen Freiplatz im Gymnasium und Unterstützungen für die Universität verschafft hatte, wie seine junge Seele dies Alles für Edelmuth nahm und mit einem blühenden, sonnenhellen Frühling dafür dankte, wie ihm dann allmählich aus hämischen Andeutungen und unsauberen Seitenblicken die furchtbare Wahrheit dämmerte und wie er sich fortan ausgestoßen fühlte. Er sei sich

Hosted by Google

vorgekommen, sagte er, während seine Stimme eine häßliche Färbung annahm, wie ein Unreiner, wie ein Mensch, der in gesitteter Gesellschaft mit dem beschämenden Gefühl säße, einen unsauberen Hemdkragen umgebunden zu haben, und erst dann hätte er sich wohl gefühlt, wenn er in einer untergeordneten Spelunke mit zweifelhaften Individuen beim Grog zusammen hockte. So sei er denn allmählich zum Trinken gekommen.

Ich saß während der ganzen, Stunden lang dauernden Erzählung wie Einer, der gegen seinen Willen zum Mitwisser eines lästigen Geheimnisses geworden ist. Er möchte sich entfernen, und weil er es nicht kann, füllt sich seine Brust mit einem unruhigen, drohenden, peinlichen Gefühl des Unbehagens, ähnlich jenen Träumen, in denen man vor einem furchteinflößenden Verfolger fliehen möchte, aber durch eine geheimnißvolle Macht festangewurzelt bleibt. Trotzdem kann schwerlich geleugnet werden, daß ich mich mit einer gewissen Würde faßte. Ich ertrug die ganze Krankengeschichte und sagte nicht ein einziges Mal „Puh". Schließlich ließ der arme Teufel noch etwas von „einem baldigen Ende", „einem entschlossenen Strich unter die Rechnung" und Dergleichen verlauten. Da ich aber aus mancher Erfahrung weiß, daß ähnliche Charaktere in ähnlichen Situationen immer derartige Lamentationen zum Besten geben, beunruhige ich mich nicht im Geringsten. Ich muß an den alten, grauköpfigen Charakterspieler aus meiner Bekanntschaft denken, der sich in jeder Nacht in der selben Wirthschaft betrinkt und jeden Morgen zum ungemischten Entzücken der Stammgäste die Tragik seines Schicksals mit wirklichen, fließenden Thränen beweint. Und nun sage ich es dennoch: Puh!

— —

Die Vormittagssonne bescheint einen schneeweiß gedeckten Frühstückstisch mit ehrwürdigem und kunstvollem Tafelgeräth aus massivem Silber. Gabel und Messer klirren auf dem blaugeblümten Porzellan. Der zierliche Müssiggang des Geistes, den man Konversation nennt, täuscht angenehm über die rinnende Zeit hinweg. Und in feinen, ganz feinen geschliffenen Kelchgläsern schimmert des Portweins dunkles Blut.

Die Gesellschaft ist wunderlich genug: zwei alte Leute, die der Tod vergessen zu haben scheint, als er die vorige Generation ins Grab legte, eine elegante, ganz „moderne" Dame vom Theater und ein sorgfältig gekleideter Herr, den die bewußte Dame „Kollege" tituliren darf, ohne daß ihr die Welt ins Gesicht lacht.

Die alte Dame schüttelt energisch ihr weißes, gescheiteltes Haupt und vertheidigt mit Wärme den Satz, daß die jetzt modernen Ehescheidungen unmoralisch seien. Der alte Herr stimmt bedächtig zu und die Dame vom Theater schließt sich begeistert an. Ihr „Kollege", der den Vorzug hat, neben ihr zu sitzen, weiß allerdings, daß sie ihren Mann als leere Luft betrachtet, als die einfach nothwendige Legitimirung ihrer gesellschaftlichen Stellung, als einen armen Tropf, den sie in seinem eigenen Hause zum heimlichen Gespött der Gäste macht. Er fühlt in ihrer Rede den leisen Hohn, der nur für ihn bestimmt ist. Ihm entgeht nicht ein einziger von den warmen, funkelnden Seitenblicken, die sie ihm sendet, und er sieht mit klaren Augen, wie die beiden alten gütigen Gastgeber die ganze Komoedie für Ernst nehmen und ihre in einem langen Leben erworbenen Anschauungen vortragen, um sie von einer klugen Spötterin in einen gelungenen Witz verkehren zu lassen.

Hosted by Google

Der sorgfältig gekleidete Herr, der so korrekt ist wie nur irgend ein Gentleman, sieht das Alles, — und trotzdem lacht er, jubelt innerlich wie ein heimlicher Verbündeter seiner eleganten Nachbarin zu, wird siedend heiß, wenn er zufällig ihren Körper streift, und genießt trunkenen Auges ihren herrlichen, entblößten Unterarm, wenn sie das feine Kelchglas an die vollen Lippen führt.

Und dieser sorgfältig gekleidete Ehrenmann bin ich.

Ergebensten Gruß, mein Freund. Du solltest für Deine Weltanschauung einen Unterrock einhandeln. Unterröcke sind nun einmal mächtig.

— —

Wie ist es möglich? Ich bin heute auf meinem Zimmer geblieben und wandere nun bereits zwei Stunden in der grauen Stubenungemüthlichkeit auf und ab, immer und immer der Frage nachhängend: Wie ist es möglich?

Draußen strömt der Regen, als ob er Land und Leute in seinen trüben Wassern ersäufen wollte. Bäume und Sträucher, ja, die ganze Natur neigt demüthig still ihr Haupt und hält schweigend und schaudernd, wie ein dem Mann ergebenes Weib, den befruchtenden Fluthen still. Mir ist, trotz der warmen Luft, als wäre es Herbst geworden, und vielleicht ist es, so weit ich in Frage komme, auch wirklich so. Der Sommer des Friedens, der in meiner Brust blühte und sang, ist nun dahin. Die innere Sammlung, die mir Vertiefung in meine Kunst und in mich selbst brachte, ist unwiderruflich verloren und eine hübsche Dame verlacht den Hans, den Träumer, der obdachlos und bettelarm geworden ist, seitdem sie ihn aus der Burg seiner Einsamkeit herauszulocken wußte. Am Ende glaubt die listige Siegerin gar, daß ich nun bei ihr ein warmes Plätzchen suchen müßte. Darauf freilich kann sie lange warten ...

Ich frage noch einmal: Wie ist es möglich? Haß und Neid meiner Gegner haben mir bewiesen, daß ich ein Mann bin. Ich darf von mir sagen, daß ich mein ganzes Leben darangesetzt habe, meine Leidenschaften nur in den Dienst der Kunst zu stellen. Im letzten Winter erkannte ich, daß ich ganz verschiedene Dinge wild und wirr durcheinander spielte, daß mein bisheriger Stil im Zustande des Niederganges und der Zersetzung begriffen sei und daß ich einen ganzen, langen, unverbrüchlich ruhigen Sommer brauchte, um wieder etwas Harmonisches schaffen zu können. Ich nahm mir diesen Sommer dazu; und alle die Vorstellungen, die sonst in mir am Mächtigsten sind, die mich den Bruch mit Vater und Mutter haben ertragen lassen, denen zu Liebe ich gemeinen Hunger und giftige Anfeindungen für die lustige Abwehr von armen Fliegen genommen habe, — alle diese Vorstellungen haben meinen ruhigen Sommer nicht vor den Künsten eines gefälligen Frauenzimmers bewahren können!

Ich will Alles niederschreiben, was in mir ist, damit ich es endgiltig und für immer unter die Füße kriege. Ich will bekennen, daß mir ihre Schönheit eigentlich nicht gefährlich wird, daß ich also nicht einmal den Milderungsgrund habe, ästhetisch bezaubert zu sein. Anmuth und Grazie und die dunkle Pracht von Frauenaugen: Alles hätte mir die innere Ruhe nicht zu rauben vermocht, wofern es mit Tugend verbunden gewesen wäre. Reißt diesem eleganten Geschöpf die unlauteren Augen aus und setzt ihr die klaren Sterne des stillen Gewissens ein: ich werde mich ihr mit Achtung nahen. Laßt ihrer Person die holde Grazie, die sie besitzt, vermehrt sie, wenn Ihr wollt, und legt ihren Worten

Hosted by Google

an Geist und Klugheit zu, gleichzeitig aber gebt mir das unerschütterliche Bewußtsein, daß sie eine anständige Frau ist, die ihrem Mann das Haus mit Glück füllt: ich werde mich in Ehrfurcht vor ihr neigen. Nun aber ich die Ehrfurcht nicht habe, nun, da ich weiß, daß sie betrügt und im Betrügen spottet: nun begehre ich sie. Täuschet Euch nicht, meine Guten! Die sinnliche Begierde schließt die Ehrfurcht aus. Oder sollte nur ich gerade von der Natur so wunderlich geschaffen sein? Sollten bei mir allein die Sinne ein Recht haben, meine geistige Natur zu äffen und über die aufgehäufte Arbeit von anderthalb Jahrzehnten zu meckern? Das hieße, einen Wehrlosen in eine bunte Narrenjacke stecken, und wäre ein so mittelmäßiger Witz, daß man ihn im Grunde dem lieben Gott nicht zutrauen sollte. Wenn er aber doch vorhanden wäre (die Menschen wissen ja im letzten Grunde nichts von einander), dann mache ich ihn zu Schanden; dafür verbürge ich mich mit meinem Manneswort.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die alte Justizräthin wurde ganz verstört, als ich ihr erklärte, bald reisen zu müssen. Gleichzeitig aber verrieth sie mir, wie eigentlich Frau von S. ins Haus gekommen ist. Es ist eine allerliebste Intrigue, die nur von feinen Frauenfingern gesponnen und geknüpft werden konnte. In dem offenen Hause des alten Konsuls Becker haben sie einander kennen gelernt. Zu was für Dingen dieser ergraute Narr, in dem die Liebe zum Theater eine süßliche Geckenfratze geworden ist, sich doch gebrauchen läßt! Er hat einmal in grauer Vergangenheit mit dem Justizrath zusammen in Hamburg das Michaelis-Gymnasium besucht. Natürlich genügten einige Worte seiner vergötterten Frau von S. (die ja eine allerliebste Schmeichelkatze sein kann, wenn sie will), um ihn entzückt die alten Verbindungen wieder aufnehmen zu lassen. Der Justizrath in seiner unendlichen Güte hat ihm dann, bei einem seiner spärlichen Besuche in der Residenz, eine Visite gemacht, — und für alles Uebrige hat die schlaue Person gesorgt, die hinter den Coulissen geschäftig war. Der Konsul mußte sie mit dem neuen Gast in einem engen Kreis zusammenbringen. Und dessen arglosses Herz zu gewinnen, war ihrer schillernden Liebenswürdigkeit dann eine Kleinigkeit. Ich selbst habe mir dabei übrigens ein Verdienst erworben: sie schwärmte nämlich von mir.

Das Frauenzimmer hat den Teufel im Leibe. Daß der Justizrath, wenn es bekannt wird (und es wird natürlich bekannt), Etwas von dem komischen Anstrich eines dupirten Provinzlers bekommt, kümmert sie nicht eine Minute. Mag am Boden liegen, was da will; sie packt ihr Kleid mit der Rechten, um die (übrigens sehr hübschen) aristokratischen Füße frei zu bekommen, und schreitet gewissenlos darüber hinweg. Aber gerade diese Rücksichtlosigkeit hat etwas Bestrickendes... Ich reise aber doch.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Szene spielt in dem lauschigsten Gange des Parks. Von fern hört man das einförmige Plätschern des Springbrunnens.

Sonniger Spätnachmittag.

„Finden Sie nicht, daß die Hitze im Grunde lästig ist?"

„Nein."

„Auch nicht auf der Höhe des Tages?"

„Nein."

Hosted by Google

Schweigend gehen wir neben einander her. Frau v. S. dreht leise lächelnd den schlanken Schaft ihres Sonnenschirmes.

„Wollen Sie mich etwas in den Wald hinein begleiten?"

„Nein."

„Schade! Dann müssen wir uns hier wohl trennen?"

„Ja."

„Auf Wiedersehen!"

Verbeugung. Gruß.

Sie verschwindet und ich höre sie in der Ferne lachen. Nun gestatte ich mir, hier den Zeitgenossen die Frage zur gefälligen Diskussion vorzulegen: „Kann es etwas Dümmeres geben?" Giebt es einen besseren Beweis für meine Schwäche als diesen sekundanerhaften Trotz? Muß diese forcirte Rauheit für sie nicht einen besonderen, pikanten Reiz haben, etwa wie es einen Reiz hat, einen brummigen Bären am Seil zu führen und ihn dann und wann mit weichen Händen zu tätscheln? Ja, dreimal Ja! Wenn ich hier abends beim Lampenlicht vor meinem Papier sitze, weiß ich das Alles so gut wie irgend ein anderer vernünftiger Mensch.

Wie sie jetzt im Stillen triumphiren mag! Ich höre noch immer, wie sie in der Ferne lachte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist alles vergebens! Ich finde die korrekte, kühle Höflichkeit, die ich finden möchte, ihr gegenüber nicht. Wenn sie mir mit ihren lustigen Augen zuzwinkert, als hätten wir Beide irgend ein reizendes Geheimniß mit einander, umschmeichelt mich ein süßes Gefühl und ich muß lächeln, ob ich will oder nicht. Ob es nicht das Beste wäre, den ganzen tristen Ballast an ästhetischen und moralischen Gedanken über Bord zu werfen und sich im kommenden Winter mit ihr zu amusiren? Ich beginne, weiß Gott, etwas lächerlich zu werden, und verliere fast die Lust, diese Aufzeichnungen fortzusetzen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

(Morgens nach dem Frühstück.) Eine Tugendkrone verdiene ich mir durch meine Enthaltsamkeit nicht, Das steht fest. Ich vertrug sehr gut, daß sie über ihren Mann scherzte, als wir vor einer halben Stunde auf einige Augenblicke allein im Zimmer waren. Ich trank ihr sogar zu, als sie ironisch ihr Glas auf sein Wohlsein erhob. Es ist am Ende gut, sich Das vor Augen zu halten. Wenn ich resignire, thue ich es aus Feigheit. Prinzipien kann ich mir mit dem besten Willen nicht andichten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun flattern liebe Genien durch die weiche Luft. Am blauen Königszelt des Himmels funkelt die Sonne und unten leuchten die reichen Gefilde in ihrem Glanz. Mit Cymbeln und Geigen hat die Schönheit ihren festlichen Einzug gehalten und der berauschende Duft der Blüthen wallt wie ein heiliges Opfer hinauf zum Himmel. Dort auf dem Hügel, zu dessen Füßen sich die gartengleiche Ebene dehnt, steht ein kostbares Purpurzelt. In seinem Innern ruht die stolze Göttin und die rothe Dämmerung kost mit ihren schönen Gliedern. Mein ist die Schönheit und mein ist diese weite Erde. Meine Seele ist frei und stolz, meine Gedanken leuchten in bunter Pracht und auf meinem Haupt trage ich die goldene Krone des Herrschens. Alle Glocken sollen läuten in meinem Reich, alle

Hosted by Google

Wimpel sollen wehen und auf allen Gesichtern soll sonnige Freude liegen; denn ich habe mir eine Herrin erkoren. Meine Granden sollen vor ihr knien und den Augenblick im Gedächtniß ihrer Nachkommen verewigen, in dem sie ihnen den stolzen Fuß zum Kuß reichte. Mein ganzes Volk soll ihr Sklave sein. Die Priester sollen sie in ihren Tempeln verehren; und wagt ein Finsterling dagegen zu murren, dann soll einer meiner geringsten Knechte ihm das Haupt abschlagen und ich will es vor dem Zelt auf eine Stange stecken lassen, in dem seine Gebieterin in mildem Schlummer lächelt.

— —

Heute regnet es wieder den langen Tag hindurch; aber das trübe Gerieſel kann meine gute Stimmung nicht verscheuchen. Am Schreibtisch hatte ich keine Ruhe. Selbst in meinem Hamlet vergilben die Blätter zu gewöhnlichem Papier, wenn ich an sie denke. Ich fühle und denke nur das berauschende Parfum ihrer Person. Mein Wille ist mir genommen und ich lebe dafür im Schein ihres holden Antlitzes, dessen feinste und allerfeinste Regungen mich bewegen und bestimmen. Wenn ihr Kleid den Korridor herunterraschelt, bin ich im Lauschen festgewurzelt und durch alle meine Nerven rieselt es wie die Essenz einer unendlich verfeinerten Sinnenfreude. Wenn sie mich anlächelt, lösen sich in mir alle ererbten und alle erarbeiteten Werthe in ein seliges Entzücken auf, in dem ich die Unschuld selbst in den Kerker schleifen lassen könnte, wenn eine Laune von ihr es begehrte. Alles an ihr bezaubert mich jetzt. Den leisen Anflug von spöttischem Cynismus, den sie immer hat, finde ich reizend und die völlige Abwesenheit aller und jeder Sentimentalität bete ich geradezu an. Wenn sie ein Verbrechen beginge oder begangen hatte: sie könnte mir nur verführerischer werden und ich würde der moralischen Schlange, die Gift zu speien wagte, den feigen Kopf zertreten! Ja, wir könnten im Mittelalter leben und sie könnte eine Hexe sein. Das ewig Böse könnte in ihrem weißen, schimmernden Leibe wohnen: ich würde mich vom tiefen Quell des Guten wie von einer abgestandenen Bettelsuppe abwenden und würde ihre Küsse trinken, auch wenn ich daran sterben müßte.

Die Stunden unten im Wohnzimmer sind jetzt ein heimliches Fest. Unter unseren Blicken und Worten und Mienen liegt immer Etwas, das die Anderen nicht wissen und das mich Freuden ahnen läßt, an die ich nicht denken kann, ohne daß meine Phantasie ein bunter Rausch umfängt.

Der alte Justizrath meinte heute, daß der Aufenthalt mir gut bekäme. Meine Stimmung sei gehobener. Das komme von der Ruhe und dem Umgang mit der keuschen Natur. Frau von S. neigte ihren Kopf auf den Teller. Auf einen Augenblick sah ich die feinen, rothen Haare, die tief hinab den schimmernden Nacken bedecken. Mir wars, als flöge ein Kichern durch den hohen Raum.

Wenn Du wüßtest, alter Graukopf!

— —

Unten im Park weiß ich einen stillen Ort. Wenn der freundliche Mond über die Hügel klettert und die Springbrunnen leise in das Schweigen der linden Nacht hinüberdämmern, wird dort ein heimliches Leben sein. Vielleicht wird ein kleiner Schalk von einem Vogel neckend tiriliren. Die ernsten Baumriesen aber schweigen wie steife Magister, die ein Amtsgeheimniß zu bewahren haben.

— —

Hosted by Google

Bin ich es noch? Die Melancholie des Fünfundreißigjährigen, dem nichts fremd geblieben ist, hielt mich schon ziemlich umfangen. Bin ich es noch? Nein, ich bin es nicht mehr; ich bin in weichen Armen zu einem neuen Frühlingstag des Lebens genesen. Meine Seele war eng und staubig, wie die eines Pedanten und Schreibstubenhockers. Nun bin ich frei und glücklich wie ein Fürstensohn aus dem weiten Reich der leichten Schönheit. Mein Kleid ist aus Seide und mein Auge ist hell. Die Frauen lächeln, wenn ich durch die Straßen reite, und ich fange mit leichtem Griff die Blumen auf, die sie mir vom hohen Balkon der Paläste herunterwerfen.

Das ganze Leben lächelt. Selbst das alte Haus scheint nicht im Mindesten ergrimmt über den Frevel, der sich in seinen Mauern zugetragen hat. Eine schelmische Zustimmung begrüßt mich vielmehr. Die alten Räume besinnen sich auf ihre Jugend und hängen längst entschwundenen Gedanken nach. Der Leichtsinn des galanten Rococo scheint über den nordischen Ernst gekommen zu sein.

— —

Eins fühle ich immer mehr und ich will es hier nicht verschweigen: mein Mitleid schwindet. Wie die lächelnde Herrin meiner Sinne, kann ich an Hütten und Elend vorübergehen, ohne daß die Leiden der verdammten Armen mein Empfinden wecken, ja, ich habe sogar einen gewissen schmeichelnden Reiz bei dem Gedanken, daß ich es kann. Das Mitleid taucht die Welt in Grau und Grau. Zu den bunten Farben und der Eleganz der Aristokratie bedarf es der Grausamkeit. Der Grausamkeit, die einen religiösen Schwärmer, der anfängt, Aufruhr zu predigen, in Ketten legt, um nachher im Ballsaal mit blendenden Damen darüber zu witzeln.

— —

Frau v. S. ist auf ein paar Tage nach der Residenz gereist, wie sie sagt, um ihrem Mann die Idee einer einjährigen Studienreise nach Italien zu suggeriren. Die Gelegenheit sei gerade jetzt außerordentlich günstig; und, fügte sie hinzu, als sie ihre elegante Person behaglich in den Polstern des Waggons untergebracht hatte, es geschieht wirklich in seinem Interesse. Der kommende Winter könnte dem Guten doch die stille Gemüthsruhe ein Wenig stören.

Schlange, dachte ich, und grüßte sie wie eine Königin, als sich der Zug in Bewegung setzte.

— —

Das Mitleid taucht die Welt in Grau und Grau, schrieb ich vorgestern. Das kann am Ende richtig sein. Dem genußreichen Leben ohne Mitleid stehe ich aber doch etwas anders gegenüber als Frau v. S. Ich kenne das Mitleid, während es in ihrer Sphäre niemals geathmet hat. Ich habe zu wählen. Das braucht sie nicht. Es ist übrigens gut, daß sie bereits morgen wiederkommt. Ich bin heute etwas kopfhängerisch gewesen.

— —

Alle guten Geister loben den Herrn! Ich bin so erschreckt und außer Athem, daß meine Hand jetzt noch zittert. Heute vormittags um die zehnte Stunde kam ganz wirr und verstört die alte Haushälterin des Physikus gelaufen und holte mich. Ich fand ihren Herrn auf dem Sofa in seinem Studirzimmer,

Hosted by Google

steif und kalt, mit verzerrten Zügen! Auf dem Tisch lag ein Brief für mich. Er hat sich vergiftet.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Justizrath und seine Frau sind noch immer wie gelähmt vom Schreck und ich wälze ruhelos den hinterlassenen Brief im Kopf hin und her. Welch eine Tragoedie! Welch eine Tiefe des Leidens und welch ein Blick in menschlichen Unrath und Schmutz! Ich kann nichts Anderes denken. Meine Gedanken kreisen immer und immer um die schrecklichen Thatsachen des Briefes. Das Schicksal hat seine furchtbaren Klauen in mein Gehirn geschlagen und jetzt, nachdem es schon wieder mit sturmdrohenden Schwingen seinen Herrscherflug fortgesetzt hat, bluten und schmerzen noch alle Nerven. Ach, wie Das zerrt und reißt! Und ich hatte das Mitleid eingesargt und drei Klafter tief unter der Erde verscharrt? Wir feiern eine lustige Auferstehung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wo bin ich und wo ist die bequeme Gelegenheitphilosophie geblieben, die gefällige Kupplerin, die so nachsichtig war und im Schatten der Nacht mit lautloser Heimlichkeit Mann und Frau zusammenzubringen wußte? Keine Fahnenflucht, meine Gnädige! Verzeihen Sie, wenn ich Sie etwas rauh am Arm packe; aber es geht diesmal nicht ins ehebrecherische Bett, sondern an ein Grab. Der Weg ist etwas schmutzig, weil feuchte Herbstschauer ihn aufgeweicht haben, aber Sie brauchen nicht entsetzt zu sein, daß Ihre aristokratischen Füße einigen Schaden an ihrem Aussehen nehmen, — auf dem Kirchhof fehlen Ihnen so wie so die Bewunderer. Mein Freund, der Totengräber, ist ein ehrlicher Bursche, wenn er auch etwas nach Branntwein riecht. Aber für die Reize Ihrer Person hat er keinen Sinn. Er geht zu viel mit Knochen um, als daß er sich vom Fleisch sollte den Sinn umnebeln lassen. Erschrecken Sie nicht, wenn er Ihnen einen Schädel vor die Füße wirft. Sein Gewerbe macht ehrlich und cynisch. Wie? Sie suchen nervös nach Ihrem Riechfläschchen und wanken in meinem Arm? Die Sinne beginnen Ihnen zu schwinden, weil es in der Verwesung Würmer giebt? Was Teufel; so feig sind Kokotten? Dann sind sie schlechte Begleiterinnen auf einem Wege, der doch schließlich mit Grab und Verwesung endet.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich wollte das Mitleid aus meiner Weltanschauung streichen und muß mich als Schauspieler doch nicht nur von wirklichem, sondern sogar von erdichtetem Leid bewegen und erschüttern lassen.

Das war eine feine Idee. Ich bin von meinem Verstand entzückt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Frau v. S. ist seit einigen Tagen wieder hier. Vor Erstaunen über meinen aufgeregten Zustand war sie zunächst sprachlos. Dann versuchte sie es wieder mit den alten pikanten Künsten. Als ich sie rauh zurückwies, weinte sie. Ihre Thränen sind feil wie ihre Gunst.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Dame, die ich einst als „meine Königin" besang, fängt an, mir unerträglich zu werden. Die unreinen Blicke und die eleganten Cynismen verfangen nicht mehr. Außerdem sah ich heute morgens einen Weinhändler aus der Hauptstadt im Dorf herumstreichen. Ich kannte diesen flotten Schnurrbart, den allzu un-

Hosted by Google

genirten Blick und die brutal-genußsüchtige Unterkieferpartie aus einem Kaffeehause, in dem ich nach dem Theater einige Stunden zu sitzen pflege. Einen Augenblick war ich überrascht, im nächsten aber durchzuckte mich eine Ahnung, die mich erschreckte: Frau v. S. War Das vielleicht ihre Reise? Eine Auseinandersetzung mit dem bisherigen Bewohner ihrer Gunst, um dem Nachfolger, der bereits vor der Thür stand, den Eintritt zu ermöglichen? Eine sonderbare Unruhe befiel mich bei dem Gedanken, daß ich mit diesem Parvenu von einem Kaufmann und seinem Umgang hätte in Berührung kommen können. Mit Menschen, deren schofle Gesinnung um so mehr hervortrat, als sie sich in den Divans der vornehmsten Restaurants flegeln durften. Sie hätten meinen Namen in den Mund genommen, hätten meine intimsten Angelegenheiten mit Zungenschnalzen und zwinkernden Kennerblicken debattirt, ja, wer weiß, ob Einige nicht so weit gegangen wären, mich von ihrem Standpunkt aus zu loben? Mir wars, als ginge ich plötzlich in unsauberen Kleidern und müßte vor meinen früheren Bekannten in eine Seitengasse einbiegen.

In der Dämmerung war ich gerade im Salon, als Frau v. S. von einem ungewöhnlich langen Spazirgang zurückkehrte. An ihren Bewegungen merkte ich, daß sie erregt war. Hastig durchmaß sie das Zimmer und kam dann zu mir herüber, der sich in eine tiefe Fensternische zurückgezogen hatte. Sie lächelte, als sie mir die Hand gab; ihren etwas derangirten Gemüthszustand zu verbergen, gelang ihr aber nicht.

„Nun?"

„Ich habe ihn gesehen."

„Wen?" — Ein ungewisser Blick, der an meinen Augen vorbei wollte und nicht konnte.

„Ich sage es ja: ihn —."

„Sie belieben, sich mystisch auszudrücken. Doch" — sie war jetzt vollkommen Herrin der Situation — „ich will Ihnen nicht verbergen, daß ich Sie verstehe. Also was weiter? Sie genießen ja nicht den Vorzug, mein Mann zu sein."

„Aber Frau von S. —"

Sie blieb unbeweglich ruhig. Nur von den Nasenflügeln bis zu den Mundwinkeln herab bildete sich ein strammer Zug, der sie um zehn Jahre älter machte. Dann zuckte sie die Achseln und ließ mich stehen.

— —

Ich finde keine Ruhe. Immer wieder öffnet sich geräuschlos die Thür meines Zimmers und herein tritt mahnend und ernst wie eine schwarzverhüllte Gestalt der Gedanke: die Melodie des Todes schweiget nun und nimmer. Ein unbekanntes Etwas in mir zwingt mich, in diese Melancholie hinabzuschauen; ich verliere mich ganz in ihre dunkle Tiefe und fühle, daß ich für ein Leben ohne Verantwortung verloren bin. Die buhlerische Pracht des Tempels, den meine Brunst erbaut hatte, wurde vom wilden Blitz des Schicksals getroffen und ging in grimmige, rothe Flammen auf. Der Sturm, ein knorriger Küster, sang den Grabgesang.

Es ist nicht wahr, daß die Liebe blind macht; sie steigert vielmehr das Sehen, steigert es zu einem Rausch. Das Auge sieht, wo es hinsieht, Farben und festlichen Glanz. Ich sah eine blendend weiß gedeckte intime Tafel. Eine helle Krone von Licht hing von der Decke herab und überspielte flimmernd den

Hosted by Google

kristallenen Prunk des Gedeckes. Frische Servietten lagen bei den Tellern, dunkelblaue Trauben und rothwangiges Obst lachten dem Beschauer entgegen und erfüllten das kleine Zimmer mit der Pracht und dem Ueberfluß der ländlichen Natur. In langhalsigen Karaffen lag, wie schlafend, die tiefe Fluth des Weines und die feinen Gläser, die ihn aufnehmen sollten, schienen über das leichtsinnige Menschenherz zu lächeln. Es war, als ahnte man bereits das leichte, edel belebte Geplauder, das an diesem Tisch den Glanz des vornehmen Menschenthumes wie ein kleines, geheimes Freudenopfer preisen mußte . . .

Und nun, da der Rausch der Sinne verflogen ist, sehe ich die kahle Wirklichkeit. Der Duft ist aus dem Raum geschwunden. Der Tisch sieht aus, wie die Tafel in einer chambre séparée nach dem Gelage. Die Stühle sind verschoben, die Früchte sind unangenehm betastet worden, das Tischtuch ist fleckig, die Servietten sind zerknittert und in den Tellern kleben ekelhafte Ueberreste der Sauce. Ja, selbst die feinen Weingläser sind schmutzig angelaufen und zeigen Spuren des Essens an den dünnen Wänden. Es war sicher keine feine Gesellschaft, die hier tafelte. Vielleicht, daß gierige Bediente sich über diese gebrauchten Geschirre hermachen würden. Mich müßte es beschmutzen. Danke!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die letzte Begegnung, bei der die letzte Empfindung, ein gewisses Mitleid, schwand. Ich traf sie auf der Dorfstraße und sie erwiderte meinen gemessenen Gruß mit höhnischer Kälte.

„Na, Herr Magister, wie leben Sie? Ich freue mich übrigens, daß wir uns treffen. Wir können dann gleich unter vier Augen Abschied nehmen."

„Sie reisen?"

„Allerdings, Sie haben mich da in eine nette Verlegenheit gebracht. Aber so geht es uns armen Frauen mit den wankelmüthigen Liebhabern. Ach, ja!"

„In welche Verlegenheit, wenn ich fragen darf?"

„In welche? Denken Sie doch an die italienische Studienreise meines Mannes."

„Ach so —."

„Er ist gewöhnt, meinen Anordnungen in diesen Dingen pünktlich zu folgen. Ich muß schleunig nach der Hauptstadt, um die Reise rückgängig zu machen."

„Rückgängig?"

„Wie Sie fragen! Sie ist durch Ihre Schuld jetzt überflüssig geworden."

„Wirklich?"

„Aber natürlich, mein Bester. An den Weinhändler hat sich der Gute doch bereits gewöhnt."

Ich war sprachlos gegenüber dieser Gemeinheit. Aus der Ferne hörte ich, wie einst, ihr Lachen. Aber diesmal klang es häßlich. Und dann beschlich mich das entsetzlich niederdrückende Gefühl: eine Prostituirte ist von Dir gegangen. Mir wars, als wären ihre Kleider plötzlich schlampig und schofel geworden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gestern haben wir den Physikus begraben und nun bin ich mit Allem fertig. Dem Gedränge der Leidtragenden im Sterbehause entlief ich bald. Die schwüle Atmosphäre von sentimentaler Trauer und salbaderndem Trost fiel mir unerträglich auf die Nerven. Dazu schien mir immer der peinigende Geruch des schwarz lackirten Sarges im Zimmer zu schwimmen.

Hosted by Google

Nun bin ich allein in meinem Thurmzimmer, wie am ersten Abend nach meiner Ankunft. Es ist auch jetzt wieder Abend geworden, ein prächtiger Abend mit klarer, frischer Luft. In der sinkenden Dämmerung habe ich die letzten Zweifel, die noch mitunter mit kalter Gespensterhand meinen Nacken packten, überwunden und verscheucht. Wenn ich auch in der Einsamkeit meines Thurmes blieb, war es doch eine lange und bewegte Wanderung. Besonders ein Wort lag mir im Ohr und drohte, die Harmonie meiner Empfindungen in Gift und Hohngelächter zu verwandeln: Resignation. Ich hasse dieses Wort und habe es immer gehaßt, weil in ihm die frohen Farben des Lebens schluchzend ertrinken, während ein bleicher Schimmer von moralischem Triumph über den traurigen Untergang hinweg zu lügen versucht. Resignation: sobald ich die dünsteschwere, sauerstoffarme Krankenstubenluft dieses Wortes athme, wird jeder einzelne Tropfen meines Blutes rebellisch und treibt mich ins Freie. Und ich hasse es weiter, weil alles Sieche und Halbe und Feige in der Welt herumläuft und seine schlechte Schwäche verbirgt, indem es „resignirt" und sich mit christlicher Demuth interessant macht. Nein, ich resignire nicht! Ich bin ein rüstiger Kletterer nach dem bunten Kranz des Lebens; und so oft ich ihn langen kann, greife ich zu, und wenn alle Teufel der Hölle hinter mir Verdammung heulten. Ich resignire nicht, wenn ich die Freuden von mir werfe, die Frau von S. mir geben könnte; denn diese Freuden sind kein Kranz, — oder doch einer, der schon oft im Schmutz des Weges lag. Das Leben will nicht, daß wir seinen Gaben gegenüber mit süßsaurem Philisterlächeln resigniren, weil wir vor der Tiefe ihrer Fülle erschrecken. Aber entscheiden sollen wir uns, wenn wir Männer sein wollen. Keinem einzelnen Menschen sind alle Gaben des Lebens beschieden. Die Mörder haben lockende Sensationen, die man nur haben kann, wenn man sich entschließt, zu morden. Es gilt, zu wählen; und ich habe gewählt. Die Freuden der Sinne sind wie die Frauenzimmer, von denen sie meistens stammen. Man muß sie meistern und über sie herrschen, wenn man nicht selbst ihrer Pöbelherrschaft verfallen will. Seht her, ich erhebe den Wein und grüße die Liebe! Aber ich will stärker sein als sie. Der soll die Zimmer meiner Arbeit und meiner Freude nicht betreten dürfen, der mit leichtsinnigen Weibern den tiefen Inhalt des Lebens vergißt. Ernst und Verantwortung habe ich auf mich genommen und bin wieder ein aufrechter Mann, der das Grauen des Grabes kennt, aber dem stillen Sommertag des Lebens huldigt. Hollah! meine wackere Dame! Auf der Bühne sehen wir uns wieder! Dann will ich genau hinsehen, wie der Neid der Kleinen in Ihnen nagt, weil Ihre inneren Kräfte nicht ausreichen, auf den geweihten Brettern zu herrschen, und ich will Sie dann in aller Sanftmuth daran erinnern, daß sie mich dereinst für einen resignirenden „Magister" hielten.

— —

Und wenn ich mir nun morgen im Waggon die Frage vorlege, was aus dem Stil geworden ist, den ich in der Ruhe dieses Sommers suchte? Dann wird die Antwort lauten: ich fand ihn, da ich den Ernst meiner Weltanschauung fand.

Steglitz. Erich Schlaikjer.

Hosted by Google

Hausseſtimmung.

So viel Zeit, wie Oſtende gebraucht hat, um das Spiel von Homburg und Wiesbaden erſetzen zu helfen, wird die neue Börſe in Brüſſel nicht brauchen, um aus einem Traum Wirklichkeit zu werden. Daß die pariſer Couliſſe — oder wenigſtens vierzig ihrer Firmen — gen Brüſſel wandern würde, wußte man; daß aber auch deutſche Bankkreiſe an der Arbeit ſind, aus Brüſſel „Etwas zu machen", ſcheint nur allzu voreilig in den Blättern gemeldet worden zu ſein. Es handelt ſich da nämlich nicht nur um eine Filiale der Breslauer Diskontobank oder um ein paar andere berliner und hamburger Niederlaſſungen, ſondern viele deutſche und holländiſche Bankiers und Banken, die nicht ganz erſten Ranges ſind, werden nach dieſer Richtung von einflußreichen und geſchickten Leuten zu überreden verſucht. Daraus würden ſchließlich zahlreiche kleinere oder größere Konſortien entſtehen, die Kapital zur Gründung von belgiſchen Firmen einſchießen. Das Geld ſelbſt iſt aber dabei noch nicht ſo wichtig wie die hieraus zu folgernde Sicherheit, daß dieſe Häuſer dann auch ihre Ordres nach Brüſſel verlegen. Alle Papiere, deren Ultimohandel in Berlin, Frankfurt und nun auf anderem Wege auch in Paris ſo arg erſchwert iſt, könnten dann ein neues, breites Feld für ſich gewinnen, — Das heißt: wenn das Publikum nachkäme. In dieſer Beziehung iſt man aber zunächſt nur auf Belgien ſelbſt angewieſen; und was von dieſem Lande an ſpekulativer Luſt erhofft wird, ſteht, wie die Soldaten gewiſſer Armeen, einſtweilen nur auf dem Papier. Belgien hat eine alte Induſtriebevölkerung, die für Geſchäfte von Tag zu Tag kaum Sinn hat und ſich auch viel weitläufiger beſtändig zu engagiren pflegt. Was geſchickte Schilderer von den reichen Exporteuren Antwerpens erzählen, ſtimmt auch nicht genau. Dieſe in der That zum Theil ſehr mächtigen Kaufleute ſind zu ihrem bekannten Börſenverkehr in exotiſchen Werthen erſt durch ihre Handelsbeziehungen zu fernen Ländern gelangt; und ihr Intereſſe für Argentinier, Braſilianer u. ſ. w. wird ſich jetzt nicht ſo einfach auf unſere Hüttenaktien, Türken oder Goldſhares lenken laſſen. Im Gegentheil: die antwerpener Herren werden gerade genöthigt ſein, ſich von anderen Gebieten fern zu halten. In Deutſchland wird ſehr eifrig zu Gunſten Brüſſels gearbeitet, das alſo vielleicht zunächſt eine gewiſſe blendende Börſenthätigkeit entfalten könnte. Man will dort ſogar unſere wichtigſten Bergwerksaktien zur regelmäßigen Notiz bringen; und da die Belgier immerhin einwenden könnten, daß ſie ſelbſt genug Montanwerthe beſitzen, ſo ſollen auch die öſterreichiſchen Kreditaktien mit hinübergenommen werden. Das iſt heute ein unintereſſantes Papier, da ſchon Zwiſchenfälle, wie neulich der bei der Oeſterreichiſchen Waffenfabrik, eintreten müſſen, um dem Donaureich unſere Aufmerkſamkeit zu gewinnen. Unſere Bankiers flüſtern zwar, wie viele große Unternehmungen im Nachbarlande erblühen werden; bittet man aber freundlich um die Namen ſolcher Unternehmungen, ſo erhält man keine Antwort. Die großen Bahnen ſind gebaut und zu der zweiten Aera, der elektriſchen, gehören Organiſationen, die man uns im Handumdrehen nicht nachmachen kann. Die Franzoſen haben von ihren großen Reporteuren 100 Millionen Francs glücklich zuſammenbekommen, die den Schiebungen an der brüſſeler Börſe dienen ſollen. Das iſt eine große Summe, die auch ſoliden Engagements zu begegnen haben würde. Der Belgier iſt aber als Differenzenkunde noch niemals beliebt geweſen. Gingen

Hosted by Google

die pariser Coulissenhäuser mit ihrem ganzen Vermögen wirklich nach Brüssel, so hätte Das natürlich noch weit mehr als 100 Millionen zu bedeuten; aber sie senden ja nur ihre höheren Commis hin, und selbst wenn das Geschäft sich dort wider Erwarten glänzend entwickeln sollte, würden die „Großen" in Paris bleiben. Denn ihnen geht das Vergnügen über das Geschäft und besonders haben ihre Damen noch keine Lust, die französische Hauptstadt mit der belgischen zu vertauschen.

Bei Alledem drängt sich mir übrigens ein leiser Verdacht auf. Brüssel als Ableger von Paris hätte allerdings nur dem Spekulationverkehr zu dienen; Brüssel als Ableger von Berlin soll wahrscheinlich aber auch Emissionen bringen, — Emissionen und Gründungen, die in Deutschland heute zu scharf kontrolirt werden. Wo ist denn in Belgien eine größere Haftbarkeit bei der Veröffentlichung und Unterzeichnung von Prospekten? Wo wird dort die gesetzliche Grenze gezogen, wenn es die Konsorten gelüstet, Gründerantheile, Genußscheine, Vorzugsaktien und Aktien ganz nach Belieben auszugeben? Diese Freiheit — richtiger: Vogelfreiheit — lockt vielleicht nicht wenige deutsche Finanzkünstler, die entweder von einer höheren geschäftlichen Position weit genug entfernt sind, um Vieles wenigstens auswärts wagen zu können, oder die erreicht haben, daß irgend ein Institut ihre kluge Person möglichst verdeckt. Heute spielt ja das Unpersönliche im gesammten Bankwesen eine wichtige Rolle; so zweideutige Praktiken, wie sie früher auf Namen begangen werden konnten, kommen trotzdem aber kaum noch vor. Die Chefs würden damit schon wegen ihrer Untergebenen zögern, während vor Jahren auch die Abbruzzenstückchen vor den Augen des Personals ganz ungenirt aufgeführt wurden.

An den deutschen Börsen hat sich die Stimmung gehoben und die lustlosen Tage sind seltener geworden. Der amerikanische Markt bringt uns, wie ich hier schon erwähnte, vorläufig noch keine allzu großen Kursvortheile, da weniger Deutschland als Holland bisher verkaufte. Ausbleiben werden aber schließlich auch bei uns die Gewinnabgaben nicht. Dagegen hat London sehr viel Material hinübergesandt; wäre Das unterblieben, dann hätte man eben Gold verschiffen müssen, weil die Amerikaner laut Handelsbilanz noch viel von England zu bekommen haben. Wenn man bedenkt, daß auf die neue dreiprozentige Anleihe der Stadt New-York große Anmeldungen bis zum Kurs von 109 einliefen, so läßt sich die drüben herrschende Zinsbescheidenheit einigermaßen ermessen. New-York pflegt seine Anleihen in nicht zu großen Beträgen (einige Millionen Dollars), aber in vielen Fortsetzungen aufzunehmen; wir werden also von solchen Anmeldungresultaten jetzt noch häufiger hören. Das amerikanische Publikum hat ja lange nicht in solchem Umfang wie etwa das deutsche Gelegenheit, seine Kapitalien in besseren Papieren anzulegen; der Sharesmarkt ist doch zu unbürgerlich und reizt nur die Tollkühnen. Daher kommt es aber auch, daß für alle erdenklichen industriellen Versuche in den amerikanischen Städten sofort Geld zusammengebracht wird, während unsere mittleren Kapitalisten immer nur der Aktienform trauen. Wir könnten noch weiter sein, wenn es in dieser Beziehung zu bequemeren Verhältnissen gekommen wäre. Die Meldungen über den Tarifkampf zwischen der Canadian-Pacific und der Great-Northern werden mir als übertrieben geschildert. Bei der ersten Bahn betrifft er nicht ganz ein Zwölftel des Gesammtverkehres. Formell ist ja der Krieg von der kanadischen Seite ausgegangen; in Wirklichkeit war es aber nur Gegenwehr; sonst wäre auch die kanadische Regirung schon eingeschritten, die in solchen Dingen auf ihre

Hosted by Google

Handelsmatadore nicht ſo viel Rückſicht nimmt, wie es die anderen amerikaniſchen Behörden zu thun pflegen. Was über den Widerſtand gegen die neueſte Eiſenbahnreorganiſation (Baltimore und Ohio) gemeldet wird, iſt die Druckerſchwärze nicht werth; Jeder weiß, wie wenig eine ſolche Oppoſition drüben zu bedeuten hat.

Das lebhafteſte Intereſſe bleibt an unſeren Börſen den ſpaniſchen Fonds zugewandt, deren Kurſe Manchen noch immer nicht erholt genug ſcheinen. Solche Uebereifrige rechnen einfach aus, daß vor der kubaniſchen Verwickelung Spanier ſeit ſechs Jahren nicht unter 57 geſtanden haben, vergeſſen aber, daß der nächſte Januar-Coupon vielleicht nicht ſo unverkürzt bezahlt wird wie diesmal noch der Oktobercoupon. Alles wird da von einer Rothſchild-Anleihe abhängen, die offiziell zwar in London aufgenommen wird, an der ſich aber die Franzoſen, als die Hauptintereſſenten in ſpaniſchen Werthen, am Stärkſten betheiligen werden.

Die angeregte Stimmung für Bergwerksaktien iſt auf die direkten Marktberichte zurückzuführen. Noch immer meinen ſehr vertrauenswürdige Leute, daß die Eiſen- und noch mehr die Stahlfabrikation einen Aufſchwung erreicht hat, deſſen Ende noch gar nicht abzuſehen iſt. Die Beſchäftigung wächſt und das Verſchließen der geſammten Produktion bis zum Juli nächſten Jahres gehört nicht mehr zu den Seltenheiten. Preiserhöhungen ſcheinen, wenn ich nach meinen Erkundigungen urtheilen darf, nicht im Anzuge zu ſein, während weitere Lohnverbeſſerungen vielfach eintreten werden, natürlich nur für „geſchulte Hände". Trotz Alledem hält man an der Anſicht feſt, daß der Abſchluß des laufenden Jahres eben ſo günſtig wie der des vorigen werden kann.

Unſere Induſtrie kommt vor lauter Aufträgen kaum noch zu Athem. Alles depeſchirt wegen Beſchleunigung der zurückgebliebenen Ausführungen; dabei iſt es freilich nicht möglich, die kleinen Kunden ſo gut wie die großen zu behandeln; dieſe höhere Gerechtigkeit muß bis auf ſtillere Zeiten verſchoben werden. Inzwiſchen verdoppelt aber das allgemeine Drängen noch die wirkliche Arbeitlaſt. Heute denkt man ſchon an den Winter; beſonders elektriſche Licht-Anlagen ſollen bis zum Oktober fertig ſein. Die Preiſe werden natürlich nach wie vor geſchleudert und einzelne Privatfirmen ſpielen dabei förmlich va banque. Es iſt klar, daß am Längſten unter den Selbſtkoſten die Firmen arbeiten können, die die größten Mittel haben; Privatfirmen werden wohl nur ſelten über ſolche Summen verfügen. Intereſſant iſt das Benehmen einiger Profeſſoren und Gutachter, die zwar von ihrer innerſten Tendenz keinen Augenblick weichen, aber auch den Frieden mit den von ihnen gedrückten Geſellſchaften nicht ganz und für immer unmöglich machen wollen. Zu dieſem Zweck zeigen ſie zwar bei großen Submiſſionen die alte, unerbittliche Härte, werfen dafür aber den Abgewieſenen kleine Geſchäftsbrocken hin. Sind es keine Mittelſtädte, ſo ſind es doch wenigſtens ferne Vororte! Aktiengeſellſchaften müſſen ſich der Dividende wegen heutzutage viel gefallen laſſen.

Einen überraſchenden Mißerfolg hatte eine große Gewehr- und Munitionlieferung nach der Türkei. Nach den Meldungen der Preſſe mußte man glauben, der Abſchluß ſei längſt in Ordnung; da ſcheidet der Fabrikdirektor nach fünfmonatigem vergeblichen Aufenthalt von Konſtantinopel, — und nun erſt kommt die Wahrheit ans Tageslicht. Neuerdings ſcheint es Sitte zu werden, daß der Sultan ſelbſt ſich in die Verhandlungen miſcht; diesmal hat er es leider nicht zum Vortheil der Deutſchen gethan. Ob die Orientreiſe unſeres Kaiſers da Abhilfe ſchafft?

Pluto.

Hosted by Google

Notizbuch.

Fast fünf Wochen ist es schon her, seit das Telegramm bekannt wurde, das der Kaiser an den Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld gesandt haben soll. Zuerst wurde in der Neuen Bayerischen Landeszeitung der folgende Wortlaut mitgetheilt: „An den Regenten von Lippe in Detmold. Mein General hatte Befehl. Dem Regenten, was dem Regenten gehört, sonst weiter nichts. Im Uebrigen verbitte Ich Mir den Ton, den Sie sich in Ihrem Brief erlauben. Wilhelm J. R." Ein paar Tage später las man in den Leipziger Neuesten Nachrichten, das Telegramm habe gelautet: „Ihren Brief erhalten. Anordnungen des Kommandirenden Generals geschahen mit Meinem Einverständniß nach vorheriger Anfrage. Dem Regenten, was dem Regenten zukommt, weiter nichts. Im Uebrigen will Ich Mir den Ton, in welchem Sie an Mich zu schreiben für gut befunden haben, ein für alle Male verbeten haben. W. R." Stilistisch klingt die zweite Fassung glaubhafter; in Form und Inhalt weichen beide Fassungen kaum von einander ab. Daß ein solches Telegramm vom Kaiser nach Detmold gesandt worden ist, darf nach den Veröffentlichungen des lippischen Staatsministeriums leider nicht mehr bezweifelt werden. Der Brief, auf den es die Antwort sein sollte, war, wie Eingeweihte versichern, in den höflichsten und ehrerbietigsten Formen gehalten und gab nicht etwa einer Forderung, sondern einer Bitte angemessenen Ausdruck. Der Regent von Lippe hat den Brief, das Telegramm und eine Denkschrift den deutschen Bundesfürsten „zur Kenntnißnahme" unterbreitet. Es handelt sich also um einen politischen Vorgang, dessen traurige Bedeutung nicht dadurch geringer wird, daß der von ihm Betroffene nur ein kleines Ländchen regirt. Ob der biesterfelder Graf Etwas erbat, das ihm nicht zukommt, ist gleichgiltig; und die rohen Späße über die Operettenhaftigkeit der Kleinstaaterei und ihrer Ansprüche zeigen eine Art schnodderigen Preußenwitzes, der heute die Zeitstimmung im Deutschen Reich weniger als je günstig ist. Politisch wichtig, sehr wichtig sogar ist nur die Frage, wie es möglich war, daß auf einen artigen Brief eine solche Antwort erfolgen konnte. Der Kanzler schweigt, seine Vertreter schweigen und es scheint, daß der beschränkte Unterthanenverstand über den bedauerlichen Vorfall eben so wenig erfahren soll wie über den einstweilen unerklärlichen Widerspruch zwischen Bismarcks „Entlassungsgesuch" und dem kaiserlichen Handschreiben, das von „weiteren Versuchen" sprach, den zweimal an einem Tage zum Rücktritt Gedrängten im Amt zu halten. Das ist eine recht bequeme Art, zu „regiren"; aber sie paßte doch wohl besser in die vormärzliche Zeit und ein Volk, das sie sich heute, ohne mit der Wimper zu zucken, gefallen ließe, würde damit nur beweisen, daß es noch immer im Zustande dumpfer Unmündigkeit verharrt und nicht einmal den ernsten Wunsch hat, an der Gestaltung seines Schicksals selbst mitzuwirken. Bismarck pflegte, wenn er ähnliche Erfahrungen der letzten Jahre besprochen hatte, seufzend zu sagen: „Ich, Gott sei Dank, nicht, aber Sie werden noch manches Merkwürdige erleben!" Sollte er mit seiner schlimmen Ahnung Recht behalten, dann brauchten die Oesterreicher, trotz dem Sprachenkampf und den Ausgleichsnöthen, noch nicht zu verzagen. . . Besonders thöricht war der Versuch, die überraschend schroffe Tonart der kaiserlichen Antwort aus der Depeschenform zu erklären, die in ihrer Kürze die zarteren Nuancen beseitige. Man muß annehmen, daß der Deutsche Kaiser seine Worte immer, in Telegrammen wie in Briefen,

Hosted by Google

mit wohlerwogener Absicht setzt, und man beleidigt ihn mit dem albernen Verdacht, er könne in einer politisch-dynastischen Angelegenheit aus Versehen oder in der Eile anders geschrieben haben, als er schreiben wollte. Uebrigens wurde gerade in den Tagen der lippischen Enthüllungen eine Depesche bekannt, die deutlich zeigt, wie liebenswürdig der Kaiser sich auch in dieser Form schriftlichen Verkehrs auszudrücken vermag, wenn er es für angebracht hält; sie ist aus Molde an die Centralmolkerei in Plathe gerichtet und lautet: „Es gereicht Mir zur größten Freude, Ihnen mit Meinem Dank für Ihre vortrefflichen Buttersendungen sagen zu können, daß Ich in dieser Beziehung auf den Seereisen noch niemals so gut bedient worden bin. Die Butter ist vorzüglich und sehr schmackhaft und hält sich gut. Wilhelm."

* * *

Die Nachricht, Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst habe seine russischen Güter verkauft, war falsch: für Werki und Umgegend hat sich noch immer kein passender, zahlungfähiger Käufer gefunden. Nach dem russischen Gesetz dürfen Ausländer keinen Grundbesitz im Zarenreich erwerben. Die Gnade des Väterchens Nikolaus hat für den Kanzler des Deutschen Reiches eine Ausnahme gestattet und ihn vor der unangenehmen Nothwendigkeit bewahrt, den seiner Frau durch Erbschaft zugefallenen Güterkomplex unter jeder Bedingung schnell losschlagen zu müssen.

* * *

Vor ein paar Monaten hatte die preußische Regirung verboten, russisches Geflügel über die Grenze zu treiben. Das war geschehen, weil, nach der Ansicht des Landwirthschaftministers, die heimischen Geflügelbestände häufig durch russische Gänse verseucht worden waren; die Gefahr würde, so meinte Herr von Hammerstein-Loxten, verringert werden, wenn die Gänse nur noch auf der Eisenbahn oder in Wagen über die Grenze geschafft werden dürften. Nur nach reiflicher Erwägung aller Folgen und Wirkungen kann ein solcher Schritt gethan werden, glaubten die ergebenen Unterthanen und freuten sich, da sie hörten, es handle sich um eine rein deutsche Angelegenheit, in die das Ausland nicht hineinzureden habe. Aber die Russen drohten, wie kurz vorher in der Frage der Frachttarife, mit Repressalien und, wie vorher, wich die starke preußische Regirung muthig zurück ... Es ziemt dem Unterthanen nicht, den Maßstab seiner beschränkten Einsicht an die Handlungen hoher Behörden zu legen und sich über deren Vernunft in dünkelhaftem Uebermuth ein öffentliches Urtheil anzumaßen.

* * *

Der Bund der Landwirthe, der mit der Rettung des in der Lederindustrie angelegten Kapitals durch die russischen Gänse nicht sehr zufrieden ist, hat sich eben einen neuen Ersten Vorsitzenden erwählt. Auf den Platz, den so lange die freundlich blickende Gestalt des Herrn von Plötz einnahm, ist der Freiherr von Wangenheim erhöht worden, ein tüchtiger Landwirth und gewissenhafter Politiker, dessen Wahl den Höfisch-Konservativen nicht erwünscht war, weil er kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegt und einmal von dem Massenschritt der Bauernbataillone gesprochen hat, den man bis in den berliner Schloßhof hinein hören müsse. Daß von dieser Seite jeder unabhängige und aufrechte Mann, der für die wichtige Stellung des Bundesvorsitzenden ausersehen sein konnte, mit den auf Palasthintertreppen erlernten Mitteln bekämpft werden würde, war von vorn herein klar und kein mit den Verhältnissen einigermaßen Vertrauter wunderte sich, als ein mangelhaft maskirter Herr aus Schlesien den Wunsch ans Licht förderte, der Bund möge

Hosted by Google

sich freiwillig in seine provinzialen Bestandtheile auflösen. Um so größer war das Erstaunen, als Graf Mirbach-Sorquitten auf einem recht ungewöhnlichen Wege den Antrag stellte, die Wahl des Ersten Vorsitzenden bis in den Spätherbst hinauszuschieben und für das Amt inzwischen einen Mann zu suchen, der sich bei den großen politischen Parteien einer möglichst unbestrittenen Beliebtheit erfreue. In dem Grafen Mirbach sah man lange den klügsten, witzigsten und unabhängigsten Führer der preußischen Konservativen. Eines Tages enthüllte dieser sonst gar nicht sanfte und gouvernementale Herr eine überschwängliche Bewunderung für die Fähigkeiten und Tugenden des Herrn von Marschall unseligen Angedenkens, den die konservative Partei, wie er sagte, mit hohem Stolz zu ihren früheren Mitgliedern zähle. Das konnte ein Ausgleiten auf glatter Bahn sein, das ja selbst dem Geschicktesten nicht immer erspart bleibt. Seitdem ist Graf Mirbach aber ein stiller Mann geworden. Er ist zu klug, um nicht einzusehen, daß der Bund der Landwirthe, wenn er sein Lebensrecht noch ferner behaupten will, einen entschlossenen, von keiner ängstlichen Rücksicht gehemmten Führer braucht, und sollte sich darüber freuen, daß unter seinen Standesgenossen solche Männer noch zu finden sind. Oder wünschte er, vielleicht im Interesse unseres diplomatischen Dienstes, daß die Nachfolge des Herrn von Plötz dem Freiherrn von Marschall zufiele, der sich bei den großen politischen Parteien, von Mirbach bis zu Bebel, ja wirklich einer beinahe unbestrittenen Beliebtheit erfreute?

* * *

Was ist ein grundsatzloses Blatt? Neulich, als der vom preußischen Eisenbahnministerium, trotz dem Reichsgesetz vom siebenten Mai 1874, mit rührender Skrupellosigkeit über drei Zeitschriften verhängte Boykott besprochen wurde, konnte man in der Kreuzzeitung, die durch ihre ganze glorreiche Vergangenheit zur Vertheidigerin solcher Heldenthaten bestimmt ist, lesen, der Boykott richte sich gegen „grundsatzlose Blätter" und sei deshalb sittlich berechtigt. Was diesem Bannruf sonst noch an frechen Faseleien und kropatscheckiger Albernheit hinzugefügt war, braucht uns jetzt nicht zu bekümmern. Aber was ist ein grundsatzloses Blatt? Doch nicht eins, das keine Prinzipien, keine Ehrlichkeit kennt und sich vor jedem Mächtigen prostituirt? Das könnte in der Kreuzzeitung ja nicht getadelt werden. Die Antwort schien schwer zu finden. Da las ich im Briefkasten der Kreuzzeitung den folgenden Satz: „Prof. Dr. M.-G. z. Zt. in S. **Wir nehmen keine Empfehlungen von Badeorten auf, die bei uns nicht inseriren.**" Nun war Alles klar. Dieses vom Grafen Limburg-Stirum-Ebers als besonders „vornehm" gerühmte Organ für herrschaftliche Diener macht nicht nur für seine Inserenten Reklame, sondern fordert die Leute, die ein Lobsprüchlein erhaschen möchten, ausdrücklich auf, erst für ein Inserat Geld abzuladen. Das vieldeutige Wort Grundsatz ist in diesem Zusammenhang offenbar als Verdeutschung des gebräuchlicheren Wortes Taxe gemeint. Früher wurden in der Kreuzzeitung nur die Gastwirthe, bei denen die Redaktiondiners stattgefunden hatten, und die inserirenden Tingeltangel und Waarenhäuser, die im politischen Theil generell bekämpft werden, gelobt; jetzt werden auch die Badeverwaltungen mit dem Zaunpfahl an den Klingelbeutel gewinkt. Das saubere Blatt hat also nicht nur einen Grundsatz, es hat sogar vielfach abgestufte Grundsätze, nach denen das Lob in kleineren oder größeren Portionen verhökert wird, und ist deshalb „voll und ganz" der weislich der „Zukunft" versagten Ehre würdig, auf preußischen Bahnhöfen feilgeboten zu werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 27. August 1898.

Die dritte Leonore.

Zwei Frauen schreiten durch Belriguardos traurig stimmende Blüthenpracht: die Schwester des Herzogs von Ferrara und die Gräfin von Scandiano. Beide hören auf den Rufnamen Leonore und Beide dürfen im Innersten, im Allerheiligsten oder Unheiligsten der Seele, in das kluge Damen selbst dem Geliebten nie den Eintritt gestatten, sich für die Heldinnen der Gedichte halten, die aus dem dunklen Grün der schlanken Bäume den Gruß des Genius durch die prangenden Schloßgärten seufzen und deren holder Gegenstand stets Leonore heißt. Ungleich aber ist ihres Wesens Art, ungleich ihr Wille und ihre Vorstellung. Die Gräfin ist Frau und Mutter, die Prinzessin wird als Jungfrau welken; die Gräfin ist kerngesund, die Prinzessin durch langes Siechthum fast schon aufgezehrt und krankhaft vergeistigt; die Gräfin liebt und sucht die Geselligkeit, die Prinzessin bleibt gern einsam und hüllt sich, wenn ein Fröstеln auf ihrer feinen Haut die spärlichen Härchen sträubt, in das Höhenbewußtsein der stolzen Seelen. Leonore Sanvitale klammert sich mit allen Nerven ans Dasein, dessen freundliche Gewohnheit sie nicht missen möchte und mit dem sie selbst in schlimmen Stunden sich abzufinden weiß; sie hat ihren Mann, ihre Kinder, hat da und dort eine Freundin oder auch einen Freund, mit denen sie gemeinsam die Wonnen eines von niedrigen Sorgen und Kümmernissen freien Lebens genießt und deren Gedanken und Empfindungen sie, wie ein dürstendes Pflänzlein den Morgenthau, gierig mit allen Fasern aufsaugt. Sie verschmäht, in den einer vornehmen Frau und ehrbaren Gattin gezogenen Grenzen, auch galante Spiele nicht, denn sie paßt in die Welt, der sie durch Geburt und Erziehung angehört, und hat am florentiner Maccenatenhofe gelernt, daß ein anmuthig die Plumpheit abwehrendes Getändel mit geistvollen Männern den Reiz einer jungen Mutter erhöht. Sie will liebenswürdig

Hosted by Google

sein und ist es, weil sie harmonisch scheint, weil keine Kluft ihr Wollen von ihrer Vorstellung trennt und sie im Plaudern, Lachen und Tändeln ihre heitere Lebensauffassung nicht eine Sekunde verhehlt. Aus bunten Blumen windet sie, als wir sie kennen lernen, den Kranz und krönt damit Ariost, „ihn, dessen Scherze nie verblühen"; und sie entschwindet unserem Blick, entschwindet dem Blick des in seines Wesens Tiefe zerstörten Genius, dessen furchtbare Bedrängniß ihr nach Froheit langender Sinn gar nicht ahnt, mit der Hoffnung auf „ein glücklich Wort". Diesem dauerhaften Daseinskinde gleicht in der kühlen Mondscheinnatur Leonores von Este kein einziger Zug. Das ruhige Gleichgewicht bescheidener Seelen blieb ihr versagt. Sie strebt über den engen Pflichtenkreis der Frau, über die zierlich geputzte Nichtigkeit eines Fürstinnendaseins hinaus, zu den Eisgefilden empor, wo die Genien thronen und in finsteren Gewitternächten die großen, verheerenden Leidenschaften sich in Blitz und Donner entladen. Dann schlottert unten im Thal den Schwachen das Gebein, sie löschen das Licht, das dem gefährlichen Feuer den Weg weisen könnte, und wickeln sich bis an die Stirn in die wärmende Decke. So thun die ihrer Schwachheit sich Bewußten; die Schwächeren aber, die sich stark glauben, weil sie sehnend die Herrlichkeit der Kraft empfinden, verlassen in solchen Nächten ihr weiches Lager, reißen die Fenster auf und starren verzückten Auges in den Feuerzauber hinaus, — bis ein jäh niederfahrender Blitz sie ins Dunkel zurückscheucht. Das war das Schicksal Leonores von Este. Ihr Geist ward früh erregt, ihren schmachtenden Sinnen fehlt die Kraft der Gesundheit und so kann von der Klippe der Vorstellung auf den Fels des Willens der Sprung nicht gelingen. Herman Grimm hat gesagt, Leonore „mache uns den Eindruck einer blühenden Rose, die, abgeschnitten in einem kostbaren Kristallglase stehend, den Kopf zu senken beginnt. Ihr Duft ist im Garten nie von Jemandem eingesogen worden. Niemand hat sie gepflückt, weil er sie schön fand. Der Gärtner hat sie abgeschnitten. Ihr Loos ist, auf einem goldenen Tische stehend, umsonst die Blätter zu verlieren." Das Bild lobt den Meister, dessen feiner Spürgeist auch den um seinen Glücksrest eifersüchtig besorgten Krankenegoismus Leonores gefühlt hat. Aber wurzelt die Tragik dieser von einem Enttäuschten und trotz der Enttäuschung unter Schmerzen noch Liebenden gesehenen Frauengestalt nicht eigentlich darin erst, daß sie mehr sein will als eine auf goldenem Tisch im schlanken Kelchglas leis sich entblätternde Rose? Durfte dem Blick des Betrachters wirklich das Wichtigste entzogen werden: die Kluft, die den Willen von der Vorstellung der Prinzessin scheidet? Die nach langer Krankheit dem Leben Erstandene, noch immer von zärtlicher Wärterfsorge Umhegte sehnt sich nach Leidenschaft und sucht, wie Semele, den gewaltigen Donnerer; aber ihre verzärtelten Nerven erschrecken wehleidig beim ersten Schlag, ihr in der Stubenluft geschwächter Körper biegt sich ängstlich beim Nahen des Sturmes und der Ausbruch der Leidenschaft jagt die Entsetzte in den Frieden ihres Jung-

Hosted by Google

frauengemaches zurück, wo schwere Vorhänge den Widerhall des Gewitters dämpfen und kein Spältchen dem Wirbelwind Einlaß gewährt. Die Rose muß im kristallenen Zierglase bleiben; sie taugt nicht auf Eisgefilde, nicht in die Tropenzone der großen Leidenschaften. Leonore Sanvitale ist stark, weil sie sich in ihrer Sphäre bescheidet und nicht mehr erstrebt, als sie erreichen kann. Leonore von Este ist schwach, weil auf selbst gebauten Luftschlössern sie der Schwindel befällt, weil ihre Lebenskraft zu gering, die Temperatur ihres Wesens zu kühl ist, als daß sie auf Gletschern zu athmen vermöchte, und weil sie, um sich nach langem Fröfteln endlich zu erwärmen, muthwillig ein Feuer entfachte, dessen Gluthhauch ihre empfindliche Haut nicht ertragen kann.

Zwei nie aussterbende Frauentypen gab Goethe uns. Sein ruhiges, klares Auge, dessen Sicherheit nur getrübt wurde, wenn er „seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickte und ihn Werther, Egmont, Tasso nannte", sah sie all in ihrer adeligen Reine; aber sie lebten vor ihm und nach ihm in der Welt der Wirklichkeit und der Dichtung. In der Zeit des verwirrten Gefühles, deren Werden den alles Neue unwillig abweisenden Greis noch zu ärgerlichem Widerspruch aus dem Patriarchenpalast lockte, wurde die Gräfin von Scandiano zur herzlosen Weltdame, der Alles nur Sensation ist und die sich des schnödesten Spieles mit Männerschicksalen nicht schämt, — zur blendend schönen und bösen Fee im Bereich der dualistischen Romantik. Das heitere Hellenenthum der Klassikerzeit war, wie nach Euphorions Fall einst die Heldin des homerischen Krieges dem Arm des mittelalterlichen Buhlen, entwichen, nur das Kleid und der Schleier der Holden blieben zurück und Fausts aus gröberem Stoff geformte Söhne hatten nicht mehr die Flugkraft, die nöthig gewesen wäre, um von so leichtem Gespinnst sich über das Gemeine hinwegtragen zu lassen. Belriguardos blauen Himmel hatte nur ein dünnes Staubgewölk getrübt, das aus den Modergrüften einer großen Vergangenheit aufgestiegen war und nur dem historischen Sinn wahrnehmbar wurde; die Last der Erinnerung an die Heroentage der Italer legte sich leise auf die empfindsamen Seelen und hemmte die Lust an den kleineren Menschenmaßen der Gegenwart, in der zarter gebaute, zum Schöpferwerk nicht gerüstete Epigonen ihr zierliches Wesen trieben. Jetzt war ein neues Geschlecht erstanden, das auf ein eigenes Leben ein unbestreitbares Recht zu haben wähnte, und die Welt der Dichtung wurde „schlecht und modern", wurde sardanapalisch. Das mußte sich zuerst an den Frauengestalten zeigen. Mussets Marco-Typus kam auf, in den süßesten Wonnen spendeten fürchterlich schöne beautés de nuit den brünstig Umklammerten Bitternisse und das alte christliche Schreckgespenst der Verführerin wurde in den verschiedensten Masken wieder vor den Blick der poetische Spiegelung der Wirklichkeit Suchenden gerückt. Bei der ganzen internationalen Byronbrut kann man ihre Spur finden und bis in unsere

Hosted by Google

Tage dehnt sich ihr Reich: in der Dalila Feuillets, des Familienmusset, und in den pöbelhaften Reizen Nanas sind ihres Wesens Züge eben so zu erkennen wie in der Heldin der Kreutzersonate, in Strindbergs wüsten Weibern, in den witzigen „Salondamen" unserer läppischen Gesellschaftstücke, in der Femme de Claude und den Versuchen unserer scheinbar Modernsten, deren dreiste Knabenhand die Schätze keiner Zeit und keiner Zone schont. Gustav Freytag, der Epiker der erwachsenden Händlerwelt, der den Sturm und Drang des Jungen Deutschlands sänftigte und die Bourgeoisie mit der Romantik versöhnte, schuf noch einmal eins von den dauerhaften Daseinskindern nach dem Muster der zweiten Leonore und nannte sein Landfräulein Adelheid, gab ihm also den Namen der Teufelin, an deren höllisch sengendem Feuer sich Goethes erste erotische Flammen entzündet hatten; aber dieser Versuch, Reinheit und Lebensfreude, Humor und Gebärerinnenkraft in einer Frauengestalt zu verkörpern, blieb vereinzelt — Zolas Karoline und die Heldin der Joie de vivre haben, wie Ibsens Lona Hessel und Ella Rentheim, einen Stich ins Bittere — und konnte die Schreckensherrschaft der schlimmen Damen nicht hindern . . . Und die Prinzessin? Ach: sie stieg von ihrem Thron, wagte den Schritt in die ehrfurchtlose Bürgerlichkeit und erlebte ein leidvolles Schicksal. Auf dem goldenen Tisch, im kostbaren Kristallglas ließ sichs zur Noth noch leben; nun wurde die bleiche Rose auf den plump gezimmerten Eßtisch gestellt, zwischen billiges Porzellan und grobe Bestecke, schmatzend saßen die Männer herum und die Vase, in der sie vertrauern mußte, war aus dem Markbazar und mit schlecht filtrirtem Röhrenleitungwasser gefüllt. Manchmal brach ein kecker Knabe das Röslein vom Stiel und dann starb es nach der ersten schwülen Sommernacht; meist aber welkte es unbeachtet zwischen Essern und Trinkern und die zarten Blätter wurden von der Köchin dann in den Mülleimer gekehrt. Leonore suchte noch immer das Wunderbare, die große, erlösende Leidenschaft; nun aber, da die Schranken, die sie vom Gewimmel schieden, gefallen waren, entsetzten ihre krankhaft verfeinerten Sinne sich noch mehr vor jedem Windhauch, der jetzt üble Dünste herwehte, sie fand sich nach Gewitternächten in der erkälteten Welt nicht zurecht und von der Klippe der Vorstellung führte auf den Fels des Willens kein rettender Steg. Einzelne wagten den Sprung, kamen keuchend drüben an, bemühten sich, unter verweichlichten Männern männlich zu werden, rissen für kurze Stunden das lange neidisch ersehnte Initiativrecht an sich, — und wurden, wenn das Ewig-Weibliche sie während der kritischen Monatstage herabzog, von einem mit dem Säbel rasselnden Achill oder einem jobbernden Holofernes unter Hohngelächter zertreten. Die Anderen bewahrten weinend die von keinem Räuber begehrte Jungfernschaft oder flüchteten in eine lustlose Nothehe, eine vom Priester oder vom Standesbeamten geweihte Unvermögensgemeinschaft, die der Mann am Stammtisch seine Ehe nennt; die Frau schweigt, betreut ihre häusliche Pflicht,

Hosted by Google

läßt sich von der Mutter erzählen, wie gut es war, daß sie noch rechtzeitig unterkriechen konnte, und stöhnt nur der einzigen Freundin schluchzend das Weh aus, unbefriedigt, unverstanden zu sein. Die Freundin denkt: „Die arme Lore ist hysterisch geworden", und nimmt sich vor, mit dem Ehemann nächstens ein ernstes Wort zu sprechen. Und die unselige Frau schafft sich die kleine Damenausgabe des Zarathustra an, legt sie ins Buffet unter ihr Wirthschaftbuch und träumt von Titanenkraft und Hochgebirgsgletschern, während sie dem Dienstmädchen für die große Wäsche die Laken, Tischtücher, Servietten und Hemden zuzählt, — träumt, auf Zarathustras steilem Gedankenpfad, von tanzlustigen Männern und gebärtüchtigen Weibern, während der von Luesqualen gepeinigte Eheherr dem Spezialarzt, der ihm zur Reise nach Aachen räth, als mildernden Umstand beichtet, an seiner lieben Frau habe vor Jahr und Tag schon der berühmteste Frauenarzt der Hauptstadt die Ovariotomie vollzogen.

Hebbel, Dumas, der Bastard des bis unter den wallenden Helmbusch verschuldeten père prodigue, und Ibsen wurden die Hauptdichter dieser Frauen, deren Ahnenreihe bis in die mythische Welt der Nibelungen zurückreicht. Hebbel sah mit männischer Verachtung auf sie herab, — oder, richtiger: mit dem Verachtung heuchelnden Zorn des Mannes ohne ruhige Härte, der sich in seinen Sinnen von schwächeren Wesen abhängig fühlt und im Haß für die liebend erduldete Qual Rache sucht; er schmälte sein Leben lang mit den Vermessenen und rief ihnen triumphirend zu, die Tulpenzwiebel müsse, wenn sie ihr Glas zersprenge, unrettbar verdorren. Die Damen kicherten oder weinten und wühlten im Stillen doch hurtig fort, um ihren Trieben mehr Raum zu schaffen. Dumas, der von den Dummen und den Oberflächenbetrachtern für leichtfertig gehaltene christliche Moralist, blickte die Aermsten mitleidig an. Auf seinen Lippen brannten noch die Küsse der schlimmen Weiber, der Brunstthierchen, von denen er mit der Unerbittlichkeit eines biblischen Richters später sagte: Ce n'est pas la femme, ce n'est pas même une femme, elle n'est pas dans la conception divine, elle est purement animale; c'est la Guenon du pays de Nod, c'est la femelle de Caïn, tue-là! Er ließ den Typus des instrument de plaisir den Naturalisten, die lärmend die von ihm gepflügte Scholle beschritten, und wandte sich zu den Dulderinnen aus feinerem Stoff, die der in Leidenschaften ermüdete Freund der Frauen nun gar zärtlich liebkoste und tröstend ein Stück auf ihrem Dornenwege begleitete. Und endlich kam vom Norden her der Kronprätendent im Reich des Feminismus, schenkte der entzückten Gemeinde Nora, Helene Alving und Ellida Wangel und wurde erst von leisen Zweifeln befallen, als er die Früchte seiner Erziehung sah, Fräulein Hilde und Frau Hedda, Fräulein Rentheim und Frau Borkman. Wenn die Welt der Vorstellungen sich immer mehr weitete, der Weiberrechtsanspruch von Tag zu Tag dreister wurde und der Wille der in der Hast des Lebenskampfes morsch gewordenen

Hosted by Google

Männer immer mehr erlahmte? Im Königthum Apfelsinia brechen die von lüsternen Frauenwünschen auf steile Höhen gehetzten Männer mit schwindligem Gewissen den Hals . . . Die Damen fühlten sich auf ihren Marienthrönchen sehr wohl; jetzt kicherten sie nur noch, klatschten in die Hände, wenn von den depossedirten Herren der Schöpfung einer ihnen die Sensation eines tötlichen Sturzes bereitete, und jubelten stolz die Kunde hinaus, in den Kulturländern sei ihren Trieben nun das ganze Erdreich gewonnen. Die Leonorenzeit schien vorbei. Ibsens entartetste Heldin, Hedda Gabler, hatte vom Wesen Leonores von Este noch einen Rest bewahrt: wie die edlere, reinere Ahnin wollte auch sie Macht über einen Mann erreichen, mit den feinen Fingern, deren Krallen zum Salonmaß verschnitten waren, gestaltend oder mindestens zerstörend in ein Menschenschicksal greifen und vor Wonne dann kreischen, da so Großes dem angeblich schwachen Geschlecht, das unter dem Baum der Erkenntniß doch schon so stark war, endlich wieder gelungen sei. Aber die im Willen kräftigeren, von Hysterie nicht zerfressenen Damen schüttelten bedenklich die klugen Köpfe. Das war im Grunde ja doch wieder die alte, von stolzerer Hoffnung überwundene Weise, durch den Sexualreiz auf den Brennpunkt des Willens zu wirken; sollte die Liebe denn, nur die Liebe immer den um die Herrschaft streitenden Weibern die Waffen liefern, — heute noch, wie in den Höhlen, wo der Ueberwältiger in den Brunstkrämpfen zum Hörigen der Ueberwundenen mattgeküßt ward? Nein. Durch die Kraft des Geistes allein, ohne die kleinen Künste der Geschlechtslist und Galanterie wollen wir, müssen wir künftig siegen, wie Johanna d'Arc und Johanna d'Albret, wie die englische Elisabeth und die russische Katharina, wie Sappho auf Lesbos und die Sand in Paris. Eine dritte Leonore muß kommen und den Ungläubigen zeigen, daß auch auf dem Gebiet der männlichen Geistesarbeit dem von keinem Vorurtheil gehemmten Weibe der Sieg beschieden sein kann.

Sie kam. Kein Dichter hat sie ersonnen; aber ein großer moderner Dichter könnte in ihrem Leben und Sterben einen wundervollen Tragoedienstoff finden, den Stoff, der am besten, beredtesten Beispiel zeigt, wie eine sich völlig frei dünkende Frau, eine robuste, jedes Vorurtheils lachende, jeden Spuk verachtende Natur in die Kluft sinkt, die zwischen der Welt ihrer Vorstellungen und der Summe ihres Wollens sich aufthut. Sie kam aus der Region, wo der neue Massenglaube, die neue Weltanschauung geschaffen worden war, zu deren bindenden Dogmen der Satz von der Gleichheit der Geschlechter gehört. Ihr Vater hatte als Ergebniß seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit, eines Versuches, sich mit Hegels Rechtsphilosophie auseinanderzusetzen, verkündet, „daß Rechtsverhältnisse, wie Staatsformen, weder aus sich selbst noch aus der sogenannten allgemeinen Entwickelung des menschlichen Geistes zu begreifen sind, sondern in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln." Er blieb diesem Glauben sein Leben lang treu und ihm erstand eine nach Millionen

Hosted by Google

zählende Gemeinde. Am Schicksal der eigenen Tochter hätte er vielleicht gelernt, daß seine Weltanschauung eine Lücke ließ und die „materiellen Lebensverhältnisse“ nicht immer Alles erklären können. Der Vater hieß Karl Marx; und er gab der jüngsten, ihm 1856 geborenen Tochter den Rufnamen Eleonore.

In einem kleinen Buch, das der alte Herr Liebknecht vor zwei Jahren dem Andenken seines großen Lehrers und Freundes Marx gewidmet hat, wird flüchtig auch von der jüngsten Tochter gesprochen. Man hört, daß sie als Kind kugelrund und kerngesund war und diese Gesundheit und rundliche Fülle sich bis in ihr viertes Lebensjahrzehnt bewahrte. Aber man sieht sie nicht, ahnt nichts von ihres Wesens besonderer Art. Nur auf den Kreis, in dem sie erwuchs, fällt aus der Greisenerinnerung ein spärlicher Lichtschein. Wenn die Schilderung nicht durch das Poetentemperament des Betrachters entstellt ist, muß die Familie Marx sich vom Rhein ein reichliches Stück deutscher Kleinbürgersentimentalität über den Kanal gerettet haben; Liebknechts Buch bringt uns in eine linde Gartenlaubenstimmung: wir sehen zwar röthliches Laub und hören mitunter eine radikale Rede, aber wir vergessen ganz, daß wir in der Nähe des Mannes sind, der das mächtige Kommunistische Manifest in die Welt gesandt und mehr als irgend ein Anderer in diesem Jahrhundert auf das europäische Massenempfinden gewirkt hat. Auch der Herkunft und Geschichte der Familie, deren Oberhaupt von London aus die Fäden der Internationale lenkte, denken wir beim Lesen kaum. Und doch ist es wichtig, sich zu erinnern, daß Marx von väterlicher und mütterlicher Seite aus alten Rabbinergeschlechtern stammte und daß im Hause seiner Eltern der kosmopolitische Geist des achtzehnten Jahrhunderts gewaltet hatte. Seine Mutter war eine Holländerin, sein Vater brachte es, wie damals mancher in Deutschland geborene Jude, fertig, zugleich für Voltaire und für Rousseau, die Antipoden, zu schwärmen, und der alte Baron von Westphalen, ein halber Schotte, der in Trier Jahre lang der intimste Hausfreund des Rechtsanwaltes Marx war, hatte sich liebevoll in die Wunder der homerischen und der shakespearischen Welt versenkt und wurde nicht müde, dem aufgeweckten Knaben Karl von Hektor und Odysseus, von Hamlet und Lear zu erzählen. Jenny von Westphalen wurde die Frau des Junghegelianers Dr. Karl Marx; und dieser Verbindung des Rabbinersprossen mit der Tochter eines rheinischen Adelsgeschlechtes, das ungefähr um die selbe Zeit dem alten Preußenstaat einen Minister gab, dankte der Spätling Eleonore das Dasein. Ihre Mutter, die sich so getrost in das Flüchtlingselend fand und außer der Sorge für die Familie nur noch die Theilnahme an der Sache des Proletariates kannte, muß eine ungewöhnliche Frau gewesen sein; Herr Wilhelm Liebknecht, dessen stärkste Seite doch nicht gerade die Ehrfurcht ist, spricht in beinahe hymnischer Begeisterung von ihr: „Sie war und ist mir das Ideal eines Weibes. Und wenn ich in London nicht zu Grunde gegangen bin, geistig und körperlich, dann verdanke ich es zum großen Theil ihr, die, wenn

Hosted by Google

ich dachte, in dem brandenden Ozean des Flüchtlingselends zu versinken, mir wie Leukothea dem schiffbrüchigen Odysseus erschien und wieder Muth gab, zu schwimmen." Als Kind dieser reinen und innigen Ehe, eines geistig das Durchschnittsmaß seiner Zeitgenossen um Haupteslänge überragenden Vaters und einer seelisch hoch gestimmten Mutter, wuchs die kleine Eleonore auf.

Die Siebenundzwanzigjährige war noch unvermählt, als im März 1883 ihr Vater starb. Sie hatte viel gelernt, sich mit dem ganzen Eifer zärtlich begeisterter Jugend in den Ideenkreis des Pfadfinders hineingearbeitet und kannte wohl keine andere Lebensaufgabe als die, sein Werk treulich zu hüten und dem Proletariat im Kampf ihre Kräfte zu weihen. Von Eitelkeit war diese starke, grade Natur völlig frei; sie drängte sich nicht vor, verschmähte selbst die scheinbar geringste Arbeit nicht und blieb deshalb vor dem tragikomischen Geschick bewahrt, das so oft den geistig schwächeren Kindern großer, weltberühmter Väter beschieden ist. Auf jedem Posten, als Lehrerin, Typewriter, Berichterstatterin und Uebersetzerin, that sie still und emsig ihre Pflicht; sie ließ sich auf den internationalen Kongressen nicht huldigen, sondern hielt sich bescheiden im Hintergrunde und begnügte sich mit der undankbaren und anstrengenden Dolmetschrolle. Sie sprach und schrieb schlicht, klar und kräftig, kannte namentlich die Geschichte und den besonderen Charakter der englischen Arbeiterbewegung seit der Chartistenzeit sehr genau und war, wenn es nothwendig wurde, immer bereit, ihre ganze, unerschöpflich scheinende Kraft für die Sache einzusetzen, an deren Sieg ihr einstweilen gewiß kein Zweifel kam; in den großen Ausständen der Dockarbeiter und der Maschinenbauer war sie die von Allen geachtete, von den Meisten wie eine Schwester geliebte Helferin, die ohne Ermatten den Rathlosen den ans Ziel führenden Weg wies, die Verzagenden tröstete und für die Aermsten stets eine offene Hand hatte. Mochten die Männer müde und muthlos werden: sie blieb frisch und froh; rabbinische Zähigkeit und rheinische Fröhlichkeit verbanden sich in ihrem Wesen zu einer sehr angenehmen und nützlichen Mischung und ihre animalische Weibchenwärme wirkte belebend auf zaghafte oder erschlaffte Sinne. Lange schien es, als würde diese Wärme nur durch die Liebe zu dem Lebenswerk ihres Vaters ausgelöst; selbst die nächsten Freunde konnten sich nicht vorstellen, daß im Dasein dieser rastlosen Arbeiterin, die sich ihrer Weibheit wohl kaum bewußt ward, die Geschlechtsliebe je entscheidende Bedeutung gewinnen könne. Sie hatte sich nach des Vaters Tode dem Iren Eduard Aveling in freiem Bunde vereint; der Mann hatte eine geisteskranke Frau, konnte sich aus irgend einem Grunde nicht scheiden lassen und Eleonore legte auf äußerliche Ceremonien kein Gewicht. An Beiden soll nie eine Spur von Verliebtheit zu merken gewesen sein; die Gemeinsamkeit der Interessen hatte sie zusammengeführt und der Mann wurde der behende Gehilfe der Frau, die im Hause nun eben so still und sicher ihre Pflicht erfüllte wie draußen in der Hitze des Klassenkampfes. Kein Priester hatte diesen Bund gesegnet,

Hosted by Google

kein Staatsbeamter ihn registrirt und er ruhte dennoch auf festerer Basis als manche kirchlich und amtlich bescheinigte Ehe... Da kam, im April dieses Jahres, plötzlich die Kunde, Eleonore Marx habe sich mit Blausäure vergiftet. Das Räthsel dieses freiwilligen Todes schien unlösbar; und wer die in der deutschen Sozialdemokratie herrschende, aus den Tagen der Geheimbündelei, der Sektenverfolgung und Spitzelfurcht stammende Geistesdisposition kennt, wird sich nicht darüber wundern, daß sofort eine Legende entstand, die wahrscheinlich nie wieder weichen wird. Die arme, allzu edle Frau ist, so hieß es, das Opfer eines elenden Schurken geworden; und was an Schmach und Schande nur zu ersinnen war, wurde schnell auf den Scheitel des Herrn Aveling gehäuft, mit dem die Parteiführer doch Jahre lang freundschaftlich verkehrt hatten: er sollte die Frau schamlos ausgebeutet, betrogen, bestohlen und durch sein verruchtes Handeln in den Tod getrieben haben. Solche Erklärung ist billig und bequem; sie hat nur den einen Fehler, daß sie eigentlich gar nichts erklärt. Ein Mann, der eine zweiundvierzigjährige Frau, eine kluge, starke, erfahrene, sittlich tapfere Frau in den Tod treiben kann, muß im Leben dieser Frau den Hauptinhalt gebildet haben. Eleonore konnte sich von Eduard Aveling, wenn er ihr gleichgiltig war, wenn kein heißeres Gefühl sich ihrer Verachtung mischte, jeden Tag trennen. La Bruyère hat gesagt, daß eine Frau leicht sogar die zärtlichen Wallungen des Mannes vergißt, den sie nicht mehr liebt. Was mag Marxens robuste Tochter an den windigen irischen Abenteurer gefesselt haben, der gewiß kein sauberer Gentleman, aber auch nicht viel schlimmer war als andere schwache Menschen? Auf der Hintertreppe ist die Erklärung nicht zu finden. Und die Sozialdemokraten, die in der Theorie immer bereit sind, ohne Ressentiment und moralinsäuerliche Vorwürfe den Menschen als Produkt seiner Lebensverhältnisse zu verstehen, deren stolz verkündete naturwissenschaftliche Weltanschauung aber noch keine sehr tiefen Wurzeln hat, könnten von ihrem verhaßtesten Feinde die Grundregeln des ökonomischen Determinismus lernen, — von Bismarck, der schon 1862 aus Petersburg an die Schwester Malwine schrieb, die Keime zu Gemeinheit, Eitelkeit, Bosheit steckten in jedem Menschen: „es kommt nur darauf an, wie das Leben die Natur des Einen oder Anderen reift, mit Wurmstichen, mit Sonne oder mit nassem Wetter, bitter, süß oder faul."

Ein arbeitsames, von ernsten Pflichten umgrenztes Leben hatte Eleonore Marx vor Wurmstichen bewahrt; ihr Geist war im eisigen Hochlande der Abstraktionen erwachsen, ihre Vorstellungen klammerten sich an eine große Sache, die Kraft ihres Willens gehörte der kämpfenden Arbeiterklasse. Sie war dreißig Jahre alt, gesund, gut genährt, starker Erregung fähig und Eros hatte ihr Lager noch nicht besucht; vielleicht ahnte sie nicht, daß ein starker Geschlechtssinn in ihr schlief, vielleicht lächelte sie über das Paarungbedürfniß der Allzuweiblichen, das sie in ihrer sicheren Ruhe nicht anfocht. So fand sie Aveling, ein betriebsamer, fleißiger und geschickter Mann, der sich in mancherlei Berufsarten, als Dichter, Mime, Techniker,

Hosted by Google

Journalist und Agitator mit wechselndem Erfolge versucht und im Umgang mit Frauen Erfahrungen gesammelt hatte, tausend Schwänke und Schnurren wußte, sich mit seinem flinken Menschenverstand in allen Lebenslagen schnell zurechttastete und stets, auch im Ungemach, vergnügt, zum tollsten Spaß aufgelegt, stets unterhaltend war. Er muß ihr gefallen haben; sonst hätte sie sich ihm, für den die Verbindung mit Marxens Tochter das Große Loos war, nicht nach freier Wahl geschenkt. Er brachte ein Bischen Buntheit in ihr einfarbiges, nur von geistiger Arbeit erfülltes Leben, er weckte ihre Sinne, — und gerade sein Leichtsinn, der nie an den kommenden Tag dachte, mag mit dem Reiz des Kontrastes auf die Ernste gewirkt haben; aber sie hätte gewiß herzlich gelacht, wenn Einer gesagt hätte, diese Liebe werde ihrem Dasein Inhalt und Grenze bestimmen. War es denn überhaupt Liebe, die Liebe, von der die Dichter singen und die in den Heuchelphrasen der Bourgeoisie einen so breiten Raum einnimmt? Man hatte einander gern, war an einander gewöhnt und arbeitete gemeinsam an einer bedeutenden Aufgabe; zu leidenschaftlichem Ueberschwang blieb dabei gar keine Zeit. Das ist ein Luxusartikel für müssige Leute. Frau Eleonore hatte nur gerade Zeit genug, um ihrem leichtsinnigen Strick von Gesponsen das Haus zu besorgen, ihn zu bemuttern, vor allzu lüderlichen Streichen zu behüten und, wenn er krank war, zu pflegen; ihr Leben, ihr ganzes Sinnen und Trachten gehörte der Sache. Und der Sieg der Sache war ja sicher, mußte Allen bald sichtbar werden... Mußte er wirklich? Der englische Maschinenbauerstrike, der Millionen verschlang, brachte Frau Eleonore eine böse Enttäuschung; und im Lande ihrer Sehnsucht, in Deutschland, versandete mählich die Fluth: bei den Wahlen wuchs zwar die Stimmenzahl, aber kein schöpferischer Gedanke regte sich noch irgendwo, die Bewegung schien auf einem toten Punkt angelangt, das revolutionäre Feuer erloschen, der Märtyrermuth erlahmt und die Verständigen erkannten, daß für die Sache im Grunde nichts gewonnen sein würde, selbst wenn 1908 im Reichstag siebenzig Sozialdemokraten säßen. Eleonore Marx gab sich wohl keinen Illusionen hin; sie wußte, wie ihr Vater über die neueste Entwickelung der von ihm geschaffenen Partei und deren nutzlose Stimmzetteltriumphe geurtheilt hätte, und fühlte, daß der beste Theil ihrer Kraft in einem aufreibenden Kampf verbraucht war, der für absehbare Zeit keine Siegesaussichten bot. Was blieb ihr, die kein Kind zur Welt gebracht hatte? Der Mann, der kränkelte, ihr von Engels ererbtes Vermögen lustig vergeudete und immer mehr ihrer Hut entrann. Als er zusammengebrochen war, operirt werden mußte und sie Tag und Nacht an seinem Krankenbett saß, mag sie die Bilanz ihres Lebens gezogen haben. Nicht mit ihm, der des Namens ihres Vaters nicht würdig war, und nicht ohne ihn konnte sie weiterleben. Unter der Bewußtseinsschwelle war leise ein ihr früher fremdes Gefühl erwacht. Ihre Sinne hatten sich sacht an den amusanten Erreger gewöhnt. Er war ihr Laster, — und dieses Laster war schließlich wichtiger geworden als die „Sache". Wenn sie sich von ihm trennte, hätte in ihrem

Hosted by Google

Empfinden die Wunde sich nie wieder geschlossen; und wer weiß, ob sie den Verkommenden nicht eines Tages zurückgeholt hätte, um ihm abermals Mutter, Freundin und Geliebte zu sein? Wenn sie ihn bei sich behielt, seine Fehler weiter mit ihrem Namen deckte, zog er sie langsam, aber sicher in Elend und Schande hinab und die Genossen würden eines Tages mit Fingern auf sie weisen und sagen: „Das ist die Tochter unseres Marx; sie wollte uns Vorbild und Führerin sein und war doch nur ein schwaches, thöricht verliebtes Weib." Solche Rede hätte sie nicht ertragen. Es war besser, mit ihrem Laster still und heimlich aus der Welt zu scheiden. Dann lebte ihr Bild fleckenlos fort und die Genossen konnten den Kindern erzählen, ein Weib ohne Weibesschwäche habe einst ihre Schlachtreihen ins Treffen geführt . . . Sie nahm ein Bad, wusch sorgsam gewiß die letzte Spur der Menschlichkeit ab, zog reine Wäsche an und vergiftete sich. Das that, weil sie ohne den leichtsinnigen Lagergenossen nicht leben konnte, eine kerngesunde, kluge, gewissenhafte und tüchtige Frau, deren heiteres Lächeln zuzustimmen pflegte, wenn ihr Mann von ihr sagte: „Sie ist so stark wie ein Pferd."

. . . Frau Guichard, die unholde Heldin des Dramas Monsieur Alphonse von Dumas, ruft in Verzweiflung ihrem Octave zu: „Welche Macht hast Du denn über meinen Willen und was nützt es mir nun, daß ich stark bin wie ein Pferd?" Auch von dieser dumpfsinnigen, aber leidenschaftlichen und bis zur äußersten Brutalität energischen Frau weicht im Arm des galanten Stutzers die Kraft und sie wäre zum schwersten Opfer bereit, um sich den geliebten Bengel zu erhalten; sie hat keine empfindlichen Nerven, kennt den Ekel nicht und kann deshalb auch nach dem Verlust des Liebsten weiterleben, aber sie ist von der Stunde an schwach, wo sie im Brennpunkt des Willens, im Sitz der Sexualliebe, getroffen wurde. Ist es ein allgemeines, ewiges Menschengesetz, das für die englische Elisabeth und die russische Katharina, für Sappho und die Sand eben so gilt wie für eine plebejische Frau Guichard und die geistig hochgewachsene Eleonore Marx? Müssen die Geschlechter im Dienst der Gattung ihre Souverainetät einbüßen und wird nicht nur Simson von Delila geschwächt, sondern auch die Frau von dem Manne, den sie doch immer sucht, immer ersehnt und nie entbehren lernt? . . Nie? Emanzipirte Damen werden die Nase rümpfen, für ihr Geschlecht die Frage rundweg verneinen und höhnisch ausrufen, daß die dritte Leonore eben nicht aus dem richtigen Stoff gefügt war; eine andere werde kommen und, durch die Kraft des Geistes allein, ohne die kleinen Buhlerinnenkünste der Geschlechtslist und Galanterie, den Ungläubigen zeigen, daß auch auf dem bisher den Männern vorbehaltenen Arbeitgebiet dem Weibe der Sieg beschieden sein kann. Wir harren ihres Erscheinens. Aber die lieben Damen sollten, ehe sie ihre Triumphlieder in die Lüfte schmettern, der beiden Frauen gedenken, die der Konflikt zwischen Willen und Vorstellung brach, — Leonores von Este, die in Belriguardo welkte, und der Frau Avelings, die in Sydenham nach dem Giftbecher griff.

Hosted by Google

Wider die zweijährige Dienstzeit.

Wir hatten einen unfreundlichen Wintertag. Meine Compagnie sollte die Schloßwache besetzen. Die Grenadiere waren bereits zur Prüfung ihres Anzuges angetreten. Er hatte diesmal mit besonderer Sorgfalt hergestellt werden müssen. Denn die Abtheilungen, die auf die Schloß- und Königswache zu ziehen hatten, wählten ihren Weg durch die Friedrichstraße und die Linden. Dort waren sie den neugierigen Blicken des Publikums, unter dem sich gewiß mancher Sachverständige befand, und vor Allem dem musternden Auge des Kriegsherrn ausgesetzt, der keine Truppe an seinem Fenster vorüberziehen ließ, ohne sie scharf aufs Korn zu nehmen. Das letzte Knopfloch war ausgebessert. Bei dem besten Willen hatte ich nichts mehr finden können, wo zu tadeln und nachzuhelfen gewesen wäre. Da brachte eiligen Schrittes eine Ordonanz vom Regimentsbureau den Befehl der Kommandantur, daß die Wachen Mäntel anzulegen hätten. Ein harter Schlag für meinen treuen Feldwebel W. und mich. Die Mäntel, die jetzt in aller Hast über den blitzblanken Waffenrock gezogen werden sollten, kannten wir nur zu gut. Fast täglich waren sie uns zwischen die Finger gekommen. In sie hatten sich schon die braven Grenadiere des Regimentes auf den Schlachtfeldern Böhmens und Frankreichs und vor Paris in den endlos langen Vorpostennächten gehüllt. Jetzt bestanden sie nur noch aus Flicken; und wer sich mit ihnen in die Nähe eines eisernen glühenden Ofens wagte, lief Gefahr, mit ihnen in Flammen aufzugehen. Nicht mehr Tuch war der Stoff, sondern Zunder. „Das ist bitter“: dieser Seufzer entrang sich deshalb meinem gequälten Herzen. „Aber es ist befohlen, Herr Hauptmann“, gab mir der Feldwebel zurück.

Am Abend des selben Tages war Ball bei dem französischen Botschafter. Am folgenden Tage hatte der Regimentskommandeur die Stabsoffiziere und Hauptleute in dem Offizierkasino zu einer dienstlichen Besprechung versammelt. Er gehörte zu jenen beneidenswerthen Menschen und seltenen Kommandeuren, die eigentlich immer guter Laune sind. Heute war er aber besonders gut gestimmt. „Bevor wir uns, meine Herren“, so hob er an, „den mehr nüchternen Dingen zuwenden, ist es mir ein Bedürfniß, Ihnen mitzutheilen, daß Se. Majestät der Kaiser mich gestern Abend auf der französischen Botschaft durch eine Ansprache ausgezeichnet haben. Allerhöchstdieselben geruhten sich hierbei mit uneingeschränkter Anerkennung über den

Hosted by Google

vorzüglichen Zustand unserer dritten Mäntel zu äußern." Also diese entsetzlichen Mäntel hatten es dem Kaiser angethan. Es war ihm sicher nicht entgangen, daß sie im Grunde nur noch Lumpen waren, die mit vieler Mühe durch zahllose Nähte zusammengehalten wurden. Aber er hatte auch die Sorgfalt zu würdigen gewußt, die dieses Kunstwerk zu Stande gebracht hatte.

Ueber die Bedeutung des entschlafenen Kaisers Wilhelm als Herrscher gehen die Ansichten der Zeitgenossen auseinander. Wilhelm der Zweite nennt ihn den Großen. Wer sich in die Geschichte seiner Regirung vertieft, muß bekennen, daß Sybel sein Werk über diese Epoche mit Unrecht die „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm den Ersten" getauft hat. Denn Sybel selbst weist nach, daß das Deutsche Reich nicht durch, sondern trotz König Wilhelm zu Stande gekommen ist. Oft hat der Kaiser sich mit unerschütterlicher Treue an Bismarcks Seite gehalten. Aber in fast all den Aktionen, in denen sich Deutschlands Schicksal im Inneren wie nach außen zu erfüllen hatte, hat er Schwierigkeiten in den Weg gelegt, die nur das Genie eines Bismarck zu überwinden vermochte. Wir sind auch nicht klar darüber, wie weit seine militärischen Fähigkeiten reichten. Mit geradezu rührender Bescheidenheit meinte er von sich, daß er allenfalls noch das Zeug zu einem brauchbaren Division-Kommandeur gehabt habe. Ob er in taktischen Entschließungen eine größere Sicherheit besaß, dürfte heute nicht mehr festzustellen sein. In der Strategie fügte er sich vertrauensvoll der besseren Einsicht Moltkes. In einem Punkt aber stand er unerreicht da. Niemand wußte so genau wie er, wie sich der militärische Dienst aufbaute, — jener Dienst, der die Sieger von Königgrätz, Gravelotte-St. Privat und Sedan großgezogen hat. Das ihm von der Stadt Köln gewidmete herrliche Denkmal nennt ihn den Siegreichen. Ja, er war überall siegreich, wohin er die preußischen und deutschen Fahnen tragen ließ; er war es, wahrlich zum nicht geringen Theil auch auf Grund des der preußischen Armee eigenen vorzüglichen Dienstbetriebes, dessen verschlungenes Räderwerk er so vollkommen beherrschte, daß er die Flickarbeit an einem abgetragenen Soldatenmantel richtig beurtheilen konnte. Und dieser selbe König wollte lieber die Krone vorzeitig an seinen Sohn abgeben, als auf die dreijährige Dienstzeit der Fußtruppen verzichten. Mit Händen und Füßen hat er sich gegen die zweijährige Dienstzeit gesträubt, nicht aus Eigensinn, nicht aus Verehrung des Althergebrachten, sondern, weil er wußte, daß durch Verkürzung der Dienstzeit der moralische und damit auch der den Ausschlag gebende Werth der Armee in einer für das Vaterland verhängnißvollen Weise geschmälert werden würde. Bis zu seinem letzten Athemzug hat er diese Ueberzeugung verfochten. Hätte er ahnen können, welche Anforderungen der Krieg der Gegenwart an den Infanteristen stellt, welche Schwierigkeiten seiner Ausbildung entgegentreten, ich möchte darauf schwören

Hosted by Google

sein letztes Wort an seinen Nachfolger an der Krone wäre nicht gewesen: „Halte zu Rußland", sondern: „Halte an der dreijährigen Dienstzeit fest."

Wilhelm der Zweite hat der Einführung der zweijährigen Dienstzeit für eine Reihe von Jahren zugestimmt. Es steht fest, daß der Entschluß hierzu schwere Kämpfe gekostet hat. Ein sich auf eigene Erfahrungen stützendes Urtheil hatte er nicht in die Wagschale zu werfen. Dazu hatte er zu früh den Thron bestiegen. Seine Bedenken waren überwunden, nachdem Versuchsbataillone, die aus Mannschaften der beiden jüngsten Jahrgänge zusammengestellt worden waren, bei Besichtigungen ad hoc einen gewissen Erfolg gezeigt und nachdem die überwiegende Mehrzahl der um ihre Meinung befragten Kommandirenden Generale ausgesprochen hatte, die deutsche Infanterie werde auch bei der zweijährigen Dienstzeit bestehen können. Wer sich aber nur einigermaßen über die letzten Ziele aller militärischen Erziehung klar ist, weiß, daß mit solchen Versuchsbataillonen die schwierige Frage nicht beantwortet werden konnte. Sie mögen vortrefflich auf dem Exerzirplatz gewesen sein, mögen sich auch beim Gefecht im Gelände bewährt haben; aber sie konnten doch keinen Aufschluß darüber geben, ob jene Grenadiere und Musketiere, die das Versuchsobjekt abgegeben hatten, auch nach zehn oder zwölf Jahren noch in dem Kampf mit dem äußeren und inneren Feind ihren Mann stehen würden. Denn bis in die späte Landwehrpflicht, ja, bis in den Landsturm hinein soll die militärische Erziehung nachwirken und sich bewähren. Ein blendender Effekt ist, wie der Fachmann weiß, leicht zu erreichen. Das hat auch die Ausbildung der Ersatzreserve unseligen Angedenkens bewiesen. Aeußerliche Befolgung von Befehlen und Vorschriften macht noch lange nicht den Infanteristen aus. Seinen richtigen Werth erhält er erst durch seine Gesinnung, sein Herz; ob diese aber in den späten Jahren der Landwehrpflicht und im Landsturm bei zweijähriger Dienstzeit eben so sicher zum Heil von Thron und Vaterland funktioniren werden, wie es bei der dreijährigen der Fall war, darüber konnten die Versuchsbataillone nicht mehr sagen als die Mehrheit der Kommandirenden Generale, die schon deshalb zu einem einwandfreien Urtheil nicht befähigt war, weil sie aus Männern bestand, die selbst mit der Erziehung des Mannes nur in geringem Grade vertraut waren. Durch Adjutantur und Generalstab waren sie in die höheren Stellungen gelangt. Sie hatten bei ihren Besichtigungen nur das äußere Ergebniß feststellen können. Wie der zu Besichtigende zu der Leistung gekommen war: darüber hatten sie aus Mangel an praktischer Erfahrung nichts Stichhaltiges zu sagen vermocht. Nicht die Kommandeure der Versuchsbataillone, nicht die Kommandirenden Generale hätten als Sachverständige befragt werden sollen, sondern der im Dienst vorzeitig ergraute Compagnie-Chef, der mit seiner Compagnie lebt und stirbt, und der aus der Front hervorgegangene Regiments-Komman-

Hosted by Google

deur, der mit seinem Namen und mit seiner Existenz für den in der Truppe herrschenden Geist aufzukommen hat. Hätten diese Männer unter vier Augen sich darüber äußern können, ob sie ungeachtet der sich ins Unendliche steigernden Anforderungen des Dienstes glaubten, auch mit zwei Dienstjahren bestehen, d. h. Infanteristen heranbilden zu können, die nach zehn oder zwölf Jahren noch brauchbare Soldaten sein werden: ich wette, auch nicht Einer hätte den Kommandirenden Generalen beigestimmt.

Nur „versuchsweise" ist bis jetzt bei den Fußtruppen die zweijährige Dienstzeit eingeführt worden. Endgiltig wird die hochwichtige Frage erst in der Legislaturperiode des jetzt gewählten Reichstages entschieden werden. Mehr als einmal haben aber bisher die Führer verschiedener Parteien schon die Regirung über die später von ihr einzunehmende Haltung auszuhorchen versucht. Zu bindenden Aeußerungen hat sie sich zwar noch nicht bewegen lassen. Aus Allem aber, was sie verlauten ließ, muß auf eine der zweijährigen Dienstzeit günstige Stimmung in den maßgebenden Kreisen geschlossen werden. Befremden kann diese Thatsache nicht. Herr von Bronsart und Herr von Goßler sind gewiß hochbegabte Männer; in das Geheimniß des auf die Erziehung des Mannes zum Soldaten gerichteten Dienstes haben sie aber wegen mangelnder Praxis eben so wenig eindringen können wie Herr von Caprivi, Herr von Kaltenborn und der sich für die zweijährige Dienstzeit mit besonderer Inbrunst begeisternde General von Leszinsky. Werden nicht einige von ihnen mit Recht für die kläglichen vierten Bataillone verantwortlich gemacht?

Bismarck traf immer den Nagel auf den Kopf. Als er, von langer, an Schmerzen nur zu reicher Krankheit für eine Weile genesen, die Karte von China betrachtete, auf der das innerhalb der deutschen Machtsphäre liegende Gebiet in einen Kreis gefaßt worden war, meinte er: „Groß genug, um allerlei Dummheiten zu machen". Nichts konnte schärfer die in den letzten acht Jahren auf den verschiedensten Gebieten entwickelte Thätigkeit kennzeichnen. Der schwerste und verhängnißvollste Fehler des neuen Kurses war aber die Zustimmung zur zweijährigen Dienstzeit für die Fußtruppen, die von den einer gesunden Entwickelung des Deutschen Reiches bewußt oder unbewußt widerstrebenden Parteien gefordert worden war. Schwerer Schaden ist bereits angerichtet worden. Viele minderwerthige Soldaten stecken schon in der Reserve unserer Fußtruppen. Aber der Schaden läßt sich noch repariren, wenn der neue Reichstag ein Einsehen hat und auf der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit besteht. Bisher waren in der Diskussion über die zwei- und dreijährige Dienstzeit, wie wir gesehen haben, nur Theoretiker zum Wort gekommen. Oeffnet die Mehrheit des neuen Reichstages einmal den wirklich Sachverständigen, dem Compagnie-Chef und Regiments-Kommandeur, bereitwillig ihr Ohr: ich bin überzeugt, die dreijährige Dienstzeit ist gerettet und

Hosted by Google

das deutsche Vaterland auf viele Jahrzehnte geborgen. Als einen solchen Sachverständigen stelle ich mich dem Leser vor.

Der verstorbene General von Pape stand Kaiser Wilhelm dem Ersten persönlich sehr nah. Erstens hatten Beide in der Jugend mannichfache Berührungen gehabt, dann aber wußten sich Beide auch eins in den Anschauungen über die Erziehung des Mannes zum Soldaten. Pape war, wenn ich so sagen darf, von Geburt Infanterist. Sehr scharfer Verstand zeichnete ihn aus. Wenn er in den letzten Jahren seines dienstlichen Wirkens von seinen Untergebenen sehr oft nicht mehr verstanden wurde, so muß Das auf Rechnung seines Alters gesetzt werden, das ihn hinderte, mit der Zeit fortzuschreiten. Als er aber noch auf der Höhe seines Wirkens stand, pflegte er oft zu sagen: „Zweierlei muß vom Infanteristen verlangt werden: er muß marschiren und gehorchen können; marschiren, damit er auch dahin gelangt, wohin ihn der Führer haben will; gehorchen, damit er dort Das ausführt, was ihm der Führer befiehlt.“ Das erforderliche Maß von Körperkräften und die genügende körperliche Widerstandsfähigkeit vorausgesetzt, ist die Marschfähigkeit nur der Gegenstand der Uebung mehrerer Wochen oder weniger Monate. Der springende Punkt in der Frage nach der Dauer der Dienstzeit bleibt also der Gehorsam. Daß dieser aber bei der zweijährigen Dienstzeit in einem für die Zukunft des Vaterlandes bedenklichen Grade zu kurz kommen muß, ist leicht zu beweisen. „Aber der Prüfstein für den militärischen Gehorsam“, höre ich mir entgegenhalten, „sind ja die ernsten Stunden in dem Geschick des Reiches; und diese hatten die Infanteristen der zweijährigen Dienstzeit bis heute noch nicht zu bestehen.“ Nun, der Fachmann weiß noch, wie unter dem Regime der dreijährigen Dienstzeit im Reserve- und Landwehrverhältniß der Durchschnittsinfanterist, der volle drei Jahre unter der Fahne gestanden hatte, und der andere aussah, der wegen vorzeitiger Entlassung oder wegen seiner Verwendung als Bursche oder Ordonanz oder endlich wegen zu langen Aufenthaltes im Lazareth nur zwei Jahre und weniger hatte ausgebildet werden können. Unter dem „Gehorsam“ des Soldaten ist das unbedingte Aufgehen der eigenen Person in den Willen des Vorgesetzten oder in die Forderungen der Vorschriften zu verstehen. Es muß so unbedingt sein, daß der jedem Menschen innewohnende Selbsterhaltungtrieb sich gar nicht geltend machen darf. Auf Befehl muß der Soldat sterben können. Mit dieser drakonischen Forderung wird der gebildete Mensch vermöge seiner Intelligenz, die ihn zu einer selbstlosen Hingabe an die Allgemeinheit befähigt, und vermöge seines Ehrgefühles fertig. Der ungebildete Mann kann ihr nur durch ein unbewußtes Gehorchen genügen, das sich auf die Macht der Gewohnheit und auf das Vertrauen zu seinen Vorgesetzten und der gerechten Sache seines Königs stützt. Auf diese Art des Gehorsams läuft unsere ganze militärische Er-

Hosted by Google

ziehung hinaus. Ein eben so erfahrener wie geistvoller älterer Offizier definirte ihn treffend dahin, daß der richtig ausgebildete Soldat im Schlaf die Hacken zusammennehmen muß, wenn er von seinem Vorgesetzten träumt.

Der vollgiltige Durchschnittsinfanterist der dreijährigen Dienstzeit stand bis in die späten Jahre seiner Dienstpflicht unter der Herrschaft des unbewußten Gehorsams. Bei jeder Begegnung mit den Vorgesetzten, die ihn erzogen hatten, legte er nicht nur eine ungeheuchelte Freude an den Tag, nein, unwillkürlich nahm er auch, gleichviel ob er das bürgerliche oder das militärische Kleid trug, die körperliche Haltung an, mit der er gelernt hatte, ihnen im dienstlichen Verhältniß zu begegnen. Mochten viele Jahre seit dem Ablauf seiner aktiven Dienstzeit verstrichen sein: wurde er zu einer Reserve- oder Landwehrübung einberufen, so gelang ihm vom ersten Tage an die Erfüllung der dienstlichen Obliegenheiten so glatt, als wenn er erst gestern von der Fahne in die Heimath entlassen worden wäre. Der kürzere Zeit ausgebildete Soldat war bei späteren Begegnungen nicht nur gleichgiltiger gegen seine früheren Vorgesetzten, weil das Verhältniß zwischen Beiden sich nicht so innig hatte gestalten können; in Reihe und Glied und auf dem Schießstand, überall hinkte er nach, sobald er wieder einmal in des Königs Rock gesteckt worden war. Auf tausend Schritte waren diese minderwerthigen Infanteristen von ihren vollgiltigen Kameraden zu unterscheiden. Sie brachten überall das Individuum zur Geltung. Der unbewußte Gehorsam hatte keine Macht über sie.

Eine solche Dressur zu einem unbewußt richtigen Handeln, das gleichzeitig von einer aufrichtigen Hingabe an den Dienst getragen sein muß, war für das Offiziercorps schon bei der dreijährigen Dienstzeit eine schwierige Aufgabe. Sie war aber noch zu bewältigen, weil die frühere Kriegführung bescheidener in ihren Ansprüchen war, ferner, weil die höheren Instanzen in den zu fordernden Leistungen Maß zu halten und Nebensächliches auch nebensächlich zu behandeln verstanden, drittens, weil die zur Verfügung stehende Zeit gestattete, die Dienstperioden sachgemäß einzutheilen und auszunutzen, und endlich, weil die zur Fahne einberufenen jungen Burschen noch eine tüchtige Portion Achtung vor der Autorität von Hause mitbrachten.

Noch im Feldzug 1866 hatte der preußische Infanterist vorwiegend in geschlossener Ordnung zu kämpfen. „Mit der Kolonne und dem Bajonett wollen wir Benedeks Bataillone über den Haufen rennen“: so äußerten sich die Offiziere in der Armee Friedrich Karls, als sie die Grenze Böhmens überschritten. Nicht ganz so fest baute das preußische Offiziercorps auf diese Taktik, als es 1870 seine Leute über den Rhein führte; es ahnte schon den heftigen Stoß, dem sie erliegen würde, ohne doch den Muth zu finden, mit ihr zu brechen. Davon zeugen die Kämpfe von Weißenburg und Spichern und zum Theil auch von Gravelotte-St. Privat. Ungern sagte man sich von der geschlossenen

Hosted by Google

Ordnung los. Vermochten doch durch sie die Führer ihre Mannschaften innerhalb des Bereiches ihrer Stimme und ihres Blickes zusammenzuhalten und, so lange Das möglich war, auf die Ausführung ihrer Kommandos und Befehle zu rechnen. Und die Offiziere konnten auch in allen Lagen und zu jeder Zeit das ihnen innewohnende moralische Uebergewicht auf den Untergebenen ausüben und den etwa sinkenden Muth durch Zuruf und Beispiel im kritischen Augenblick heben. Die Ausbildung des Infanteristen in dieser Fechtweise ließ sich noch bewältigen. Stets wurden zu gleicher Zeit die geistigen und körperlichen Kräfte von einem Willen angespannt; kein Untergebener konnte sich ihm entziehen. Dadurch wurde eine große Gleichmäßigkeit in formeller, intellektueller und auch moralischer Hinsicht erzielt, die den Gefechtswerth der so ausgebildeten Truppe außerordentlich steigerte.

Aber alles Sträuben half nichts. Zu gebieterisch und zu erbarmungslos hatten die ersten verlustreichen Schlachten im August 1870 der zerstreuten Fechtweise der Infanterie die Bahn frei gemacht. Freilich währte noch viele Jahre nach dem letzten Feldzug der Kampf der Geister. Erst in dem Exerzir-Reglement von 1888 wurde dieser Fechtweise unumwunden die ihr gebührende Stellung eingeräumt. Mit ihr aber ist der kämpfende Infanterist der unmittelbaren Einwirkung seines Führers entschlüpft. Schon auf weite Entfernungen, wo sie noch nicht einmal des Gegners ansichtig geworden ist, löst sich die Infanterie in lockere Schützenlinien auf. Schicken diese sich an, zu feuern, so nistet sich der Mann im Gelände ein, wenn irgend möglich liegend oder zum Mindesten knieend. Die selbe Körperhaltung muß auch der Führer annehmen, wenn er nicht vorzeitig sein Leben preisgeben will. Nur in dem günstigsten Falle können dann Schütze und Führer einander sehen. Ist aber das Feuer erst aufgenommen, so ist auch die Verbindung — durch die Stimme und das Gehör — zwischen Beiden unterbrochen. Der Schütze ist fast ausschließlich auf sich und die ihm zunächst liegenden Kameraden angewiesen, die moralisch kaum anders geartet sind als er selbst. Wird die Gefechtslage ernster, dringt vielleicht zu ihm die Kunde, daß er seinen Führer verloren hat, so soll in dieser verzweifelten Lage der Schütze von heute nicht nur sich selbst aufrecht erhalten, während der Tod reiche Ernte um ihn her hält, sondern auch in unerschütterlicher Zuversicht auf den Sieg die Kraft finden, mit seinen Kameraden den Kampf bis zum glücklichen Ende weiter zu führen. Mit einem Wort: er soll ein Held sein, nicht aus Ueberzeugung, nicht aus Begeisterung, nicht aus Thatendrang — denn alle diese Triebfedern fehlen dem gemeinen Mann fast immer —, sondern ein Held aus unbewußtem Gehorsam. Zu einem solchen Heldenthum versucht der heutige Gefechtsdienst thatsächlich heranzubilden. Uebungen, bei denen Offiziere und Gruppenführer auf nähere Entfernungen vom Feinde weit hinter die Front der Schützenlinie

Hosted by Google

zurücktreten müssen, um diese ihrem Schicksal zu überlassen, sind schon seit Jahr und Tag an der Tagesordnung. Es sind keine bedeutungslosen Experimente; die bittere Nothwendigkeit schreibt sie vor. Eine Armee, die nicht mit solchen Helden auf dem Kampfplatz erscheinen kann, wird ihrer Aufgabe nicht gerecht werden.

Man vergegenwärtige sich nun: zur Ausbildung des im großen Haufen fechtenden und fast zu jeder Zeit zum Gehorsam angehaltenen Mannes reichte allenfalls noch die dreijährige Dienstzeit aus; das Heldenthum des ungebildeten Individuums, eine Leistung, die vom Soldaten noch nicht beansprucht worden ist, so lange überhaupt Kriege geführt werden, soll jetzt aber von dem deutschen Infanterieoffizier innerhalb zweier, noch dazu arg beschnittener Jahre zu Wege gebracht werden. Die „maßgebenden Stellen" haben richtig erkannt, daß, wenn nur irgendwie den unerhörten Forderungen des modernen Gefechtes genügt werden soll, der Gefechtsdienst sich völlig in die Ausbildung des einzelnen Mannes vertiefen muß. Immer wieder gehen die Mahnungen der höheren Vorgesetzten darauf hinaus. Ungeachtet dieser Individualisirung soll aber die heutige Ausbildung die selbe, nein, eine noch höhere Gleichmäßigkeit in formeller, intellektueller und moralischer Hinsicht zur Herbeiführung des für den Krieg erforderlichen Gefechtswerthes bewirken, als es die frühere in der geschlossenen Gefechtsordnung that. Auf der einen Seite also außerordentliche Ansprüche an den Infanterie-Offizier, auf der anderen die rücksichtloseste Beschneidung der Dienstzeit. An dieser ungeheuerlichen Aufgabe muß auch der begabteste Compagnie-Chef verzweifeln. Er mag sich bei den Herren Lieber und Eugen Richter Rath holen. Ihnen hat er die Hauptschuld an der zweijährigen Dienstzeit zuzuschreiben. Sie sind auch verpflichtet, ihm zu sagen, wie das Problem zu lösen ist.

Und wenn dieses zum Himmel schreiende Mißverhältniß oben wenigstens anerkannt und gewürdigt würde! Das scheint leider nicht der Fall zu sein. Von einer Scheidung des Nebensächlichen von dem Wichtigen, die früher in der Armee so heilsam wirkte, ist keine Spur mehr vorhanden. Daß Tüchtiges, Großes in der Welt nur in der Beschränkung der Ziele und Mittel geleistet wird, weist uns die Geschichte auf jeder Seite nach. Aber wann wären jemals ihre Lehren befolgt worden? In unseren Zeiten am Allerwenigsten. Multa, nicht Multum ist der Wahlspruch unseres ganzen staatlichen Lebens. Er steht auch über der Pforte des Kriegsministeriums in der Leipziger Straße. Vieles, nein: Alles soll in der Armee betrieben werden, Alles mit dem Einsetzen der selben Thatkraft. Trotz der Verkürzung der Dienstzeit ist die Ausbildung des Infanteristen zum Gefecht von der modernen Kriegführung mehr als früher in den Vordergrund gerückt worden. Da hätte man meinen sollen, daß die Dienstzweige, über deren Nützlichkeit be-

Hosted by Google

rechtigte Zweifel obwalten, entweder unterdrückt oder — wenn man sich dazu nicht entschließen konnte — doch wesentlich in dem in ihnen zu leistenden Pensum beschränkt werden würden. Nein: auch unter dem Regime der zweijährigen Dienstzeit werden das unglückselige Bajonettfechten, das Turnen, die Instruktion, Dienstzweige, die doch nur Mittel zum Zweck sind, fast mit derselben Anspannung aller Kräfte betrieben wie der Gefechtsdienst, der Exerzirdienst und der Schießdienst. Damit der auf diese Zweige zu verwendende Eifer nur ja nicht nachlasse, versäumt kein Division-Kommandeur, kein Kommandirender General, sie genau zu besichtigen, statt Das dem Regimentskommandeur zu überlassen und sich mit den Leistungen der Truppe im Gefecht zur Beurtheilung ihrer Kriegstüchtigkeit zu begnügen. Diese unheilvolle Vielheit der Ansprüche zwingt aber den bedauernswerthen Compagnie-Chef, alle Dienstzweige über das Knie zu brechen, also auch den Gefechtsdienst und den Exerzirdienst, die heute intensiver denn je betrieben werden müßten. Zu nennenswerthen Erfolgen, die ihn selbst befriedigen, kann er es unter solchen Umständen nicht mehr bringen. Oft will es scheinen, als ob mit aller Gewalt jeder, auch der geringste Erfolg hintertrieben werden soll. Die maßgebenden Stellen bestehen nicht nur auf dem entsetzlichen „Multa“; hartnäckig wirken sie auch darauf hin, daß Alles zu gleicher Zeit betrieben wird. Wenn früher der Compagnie-Chef in das neue militärische Jahr eintrat, lag es ihm in seinem ganzen Verlauf klar vor Augen. Die verschiedenen Dienstperioden grenzten sich scharf von einander ab. Die Mehrzahl schloß mit einer Besichtigung, die letzte mit dem die Arbeit krönenden Manöver ab. Der Gegenstand der Besichtigungen ergab genau die Dienstzweige, die in den einzelnen Perioden durchzunehmen waren. So war der Compagnie-Chef befähigt, über die Zeit und das zu bewältigende Pensum zu disponiren und jedesmal Das in den Vordergrund zu schieben, worin er sich bei der nächsten Besichtigung bewähren sollte. Heute weiß er bei dem Beginn des militärischen Jahres eigentlich nur, daß sehr oft und stets Alles besichtigt werden wird und daß er deshalb beständig alle Dienstzweige mit dem selben Eifer betreiben muß, — daß dieser unerhörten Aufgabe aber Niemand gewachsen ist.

Ohne Besichtigungen kann der Dienst sicher nicht auf der gebotenen Höhe erhalten werden. Sie sind der Armee so nothwendig wie dem Menschen das tägliche Brot. Aber wie überall im Leben, rächt sich auch hier die Uebertreibung. Daß die Neigung dazu den höheren Vorgesetzten innewohnt, ist „oben“ erkannt worden. Eine bald nach dem Regirungantritt Wilhelms des Zweiten erlassene Kabinetsordre will die Besichtigungen auf das mindeste Maß eingeschränkt wissen. Aber diese Ordre hat das selbe Schicksal ereilt wie jene, die etwa um die selbe Stunde sich gegen den in den Offiziercorps immer mehr um sich greifenden Luxus so eindringlich wandte. Der Luxus

Hosted by Google

ist nicht eingedämmt worden. Viele schlicht und nüchtern denkende Offiziere meinen sogar, er habe in dem letzten Jahrzehnt noch zugenommen. Es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß selbst die höher bemessene monatliche elterliche Zulage eines jüngeren Offiziers fast in ihrem vollen Umfange zu der Bestreitung der Kosten einer Festlichkeit in Anspruch genommen wird, die das Regiment irgend einem erlauchten Gast zu Ehren veranstalten zu müssen glaubt. Die Besichtigungmanie grassirt jetzt so stark, daß innerhalb des Offiziercorps die Unterhaltung sich nur noch um sie dreht. Die Besichtigungen reißen gar nicht mehr ab und ziehen sich so in die Länge, daß mit Fug und Recht von Besichtigungperioden gesprochen werden kann. Ja, oft ereignet es sich, daß sich an eine solche eben abgeschlossene Periode unmittelbar eine neue anschließt und daß Gegenstände besichtigt werden, die zu üben es an Zeit gefehlt hat. Und bei allen diesen Besichtigungen hat der unglückselige Compagnie-Chef, der doch fast allein der Träger der Ausbildung des Mannes zum brauchbaren Infanteristen ist, zugegen zu sein. Es ist selbstverständlich, daß er der Besichtigung der eigenen Compagnie beiwohnt. Daß er aber auch den Verlauf der Besichtigung anderer Compagnien persönlich zu verfolgen hat, um Studien zu machen, Vergleiche anzustellen und neue Wahrheiten des Besichtigenden entgegenzunehmen, die er schon tausendmal gehört hat, ist eine harte Zumuthung an ihn und an die wahren Interessen des Dienstes. Ganze Tage muß er in der Nähe des Besichtigenden aushalten, ohne persönlich engagirt zu sein. Die Verbindung mit der Compagnie vermag er nur dadurch aufrecht zu erhalten, daß er sich auf Augenblicke wegstiehlt oder in einem Winkel mit dem Feldwebel Rücksprache nimmt.

Und dabei ist die Sache mit den regelmäßig wiederkehrenden Besichtigungen noch nicht abgethan. So oft dem Compagnie-Chef von dem Feldwebel die Parole vorgelesen wird, muß er auf einen Personenwechsel unter seinen Vorgesetzten gefaßt sein. Man weiß, mit welcher Thatkraft der Kriegsherr die Führer der Armee jung und frisch zu erhalten sucht, wie er allen Stellen möglichst oft neues Blut zuführt. Diesem Bestreben kann die Zustimmung nicht versagt werden. Wer aber schärfer hinsieht, muß auch die Kehrseite der Medaille erkennen. Die Armee kommt in keinem ihrer Truppentheile zur Ruhe. Erhalten doch oft Compagnien in einem Jahr vom Bataillon-Kommandeur aufwärts neue Vorgesetzte. Ein neuer Bataillon-Kommandeur läßt den Compagnie-Chef kalt. Er weiß, wie gering seine Einwirkung auf den Dienst ist. Ist er aber wieder einmal mit einem neuen höheren Vorgesetzten beglückt, so entringt sich seiner Brust ein schwerer Seufzer. Die ernste Frage, wie Dieser ihn wohl beurtheilen wird, stellt er zunächst noch zurück. Mehr beschäftigt ihn die Besichtigung, die der neue Herr außer der Tour zu seiner Orientirung nach den Bestimmungen vornehmen darf und auch that-

Hosted by Google

fächlich vornimmt und die in der Vorbereitung wie in ihrem Verlauf wieder viel kostbare Zeit verschlingt. Alles soll sich bei solchen Orientirungreisen der höheren Vorgesetzten möglichst vortheilhaft präsentiren: der Mann, die Leistung, die Stube, die Küche und die Kantine. Ueber Alles, auch über die entlegensten Fragen, muß Auskunft gegeben werden; und so beginnt mit dem Augenblick, wo der Wechsel in einer höheren Stelle bekannt geworden ist, ein rastloses Putzen, Scheuern, Streichen, ein flüchtiges Aufbessern aller Dienstzweige, ein eingehendes Studiren von Vorschriften und Statuten. Tage, Wochen lang ist die Truppe, die der Ehre eines solchen hohen Besuches theilhaftig wird, durch dieses Bemühen präoccupirt, weil auch sie sich sagt, daß der erste Eindruck der bleibende ist; und Tage lang muß der Hauptmann den Dienst unterbrechen, der auf die Ausbildung des Mannes zum Krieger, zum Vertheidiger des Vaterlandes hinzielt.

Selbst angesichts dieser Zustände giebt es noch junge, unerfahrene Compagnie-Chefs, die nach einem bestimmten Programm ihren Dienst aufbauen wollen. Sie geben diese Absicht aber sofort auf, wenn sie vielleicht zehnmal erlebt haben, daß ihnen auch in den Dienstperioden, die nach der allgemein verbreiteten Auffassung ihnen gehören, ohne Weiteres die Mannschaften von den höheren Instanzen zu Uebungen in kriegsstarken Verbänden oder zu größeren Felddienstübungen entzogen werden, — zu Uebungen, die ihr Gutes haben mögen zur Erziehung der Führer, die aber für die individualisirende Ausbildung zum Gefecht geradezu schädlich wirken, da der einzelne Mann bei ihnen in der Masse verschwindet und sich der unmittelbaren belehrenden Einwirkung seiner Führer entzieht.

Damit sind aber die Qualen noch nicht erschöpft, die dem Compagnie-Chef das drückende Gefühl der Verantwortung für die Ausbildung des Mannes und die Unmöglichkeit, diese durchzuführen, bereiten. Früher verschloß man sich an den maßgebenden Stellen nicht der Erkenntniß, daß nur einer bevorzugten Minderzahl von den Göttern die Gaben des höheren Führers verliehen werden, daß die große Mehrzahl der Offiziere in dem nüchternen und dennoch aufreibenden Frontdienst verbraucht werden muß, sich aber auch hier große Verdienste um König und Vaterland erwerben kann. Heute sollen in jedem, auch noch so bescheiden beanlagten Offizier die meist gar nicht in ihm schlummernden Fähigkeiten zur höheren Führung geweckt werden. So ist der vielgeplagte Compagnie-Chef bald auf einem mehrtägigen taktischen Uebungsritt unter Leitung eines höheren Vorgesetzten, bald sitzt er daheim an seinem Schreibtisch, um einen Befehl für eine Kriegsspielaufgabe abzufassen. In beiden Fällen operirt er theoretisch mit Brigaden und Divisionen, während sein Regiments-Kommandeur vielleicht schon den Qualifikationbericht geschrieben hat, nach dessen Wortlaut er in wenigen Wochen bei dem Bezirks-

Hosted by Google

offizier, diesem Schreckgespenst aller Hauptleute, anlangen muß. In beiden Fällen muß er aber den seine Befehle einholenden Feldwebel mit den Worten abweisen, daß den Dienst der Lieutenant oder, wenn ein solcher nicht vorhanden ist, er, der Feldwebel, statt seiner zu leiten habe. Zerreißen kann er sich füglich nicht; und so muß der in kaum zwei Dienstjahren zum unbewußten Helden heranzubildende Mann vor der gewöhnlich erfolglosen Uebung seines Compagnie-Chefs in der höheren Taktik zurückweichen. Die Unmöglichkeit, in der Führung der Compagnie auch die bescheidenste Disposition über Zeit und Mannschaften treffen zu können, bringt den Hauptmann nur zu bald zur Verzweiflung, aus der er sich, um bestehen zu können, in den Fatalismus rettet. Dieser aber ist der Uebel schlimmstes. Nur der Dienst vermag gute Erfolge zu zeitigen, der freudig gethan wird. Wo nicht das Herz dabei ist, wird travaillé pour le roi de Prusse, kommt der Dienst des Königs zu kurz. Dem Compagnie-Chef ist schließlich, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, Alles egal. Zuletzt freut er sich sogar, wenn die höheren Vorgesetzten für ihre Zwecke seine Compagnie verwenden. Ist er dann doch der Mühe überhoben, sich mit ihr abzugeben, steht er doch vor seinem eigenen Gewissen gerechtfertigt da, wenn er einmal zu hören bekommen wird, daß seine Compagnie nicht kriegstüchtig ist.

Woher aber die Zerfahrenheit, zu der das militärische Dienstjahr sich in seinem Verlauf verurtheilt sieht? Zunächst wirkt die geschilderte Besichtigungwuth der höheren Vorgesetzten mit. Die Hauptschuld trägt aber das allgemein herrschende dunkle Gefühl, daß im Grunde mit der zweijährigen Dienstzeit nicht auszukommen ist. Nach dem in der Armee leider nicht auszurottenden Grundsatz, daß desto mehr geleistet wird, je mehr man verlangt, suchen sich die maßgebenden Stellen über die Wahrheit, wie gesagt, dadurch hinwegzutäuschen, daß sie nicht nur Alles, sondern auch Alles zu gleicher Zeit fordern. Die Täuschung muß ihnen um so mehr gelingen, als ihnen die Erfahrung der Praxis fehlt und sie so außer Stande sind, zu beurtheilen, wie unheilvoll ihr System bei der zweijährigen Dienstzeit wirken muß. Daß die maßgebenden Stellen einmal zur Einsicht gelangen werden, ist nicht anzunehmen. Die sämmtlichen höheren militärischen Funktionäre stehen der Frage, wie und wie lange unsere Infanterie auszubilden ist, nur als Theoretiker gegenüber. Sie wissen nicht, wo die Ansprüche an die Infanterie-Truppe ihre Grenze haben. Die Gewaltmärsche des Führers der Westarmee während des letzten großen Manövers haben ihm die Bewunderung der ganzen Welt eingebracht. Im Ernstfall hätte er sie vollauf verdient. Unter dem Gesichtspunkt der Friedensverhältnisse lassen sie sich nicht rechtfertigen. Im Kriege spielt das Menschenleben keine Rolle. Tausende und Abertausende müssen leichten Herzens geopfert werden, um das Vaterland zu schützen. Eine

Hosted by Google

schwere Verantwortung nimmt dagegen der Vorgesetzte auf sich, der bei Friedensübungen Leben und Gesundheit seiner Untergebenen ohne zwingenden Grund auf das Spiel setzt. Zwingende Gründe lagen aber für diese Gewaltmärsche nicht vor. Auch ohne sie würden Deutschlands Grenzen heute noch eben so gesichert sein wie vor dem letzten Manöver. Der Führer der Westarmee wird meinen, er habe die Gesundheit der Infanterie nicht gefährdet; das Wetter habe die Märsche begünstigt und die Krankenrapporte, die nach ihrem Ende ihm vorgelegt wurden, hätten unmöglich besser lauten können. Das beweist gar nichts. Jeder auch nur einigermaßen einsichtige Laie weiß, daß die Folgen jeder Ueberanstrengung, gleichviel ob geistiger oder körperlicher, sich nicht unmittelbar nach dieser, sondern erst später, oft erst nach Jahren, zeigen. Die Hälfte der an den Marschleistungen betheiligten Mannschaften ist aber unmittelbar nach dem Manöver entlassen worden; und wer von den bei der Fahne bleibenden Leuten später erkrankte, Der konnte natürlich nicht nachweisen, daß sein Leiden auf Rechnung der Märsche im Manöver zu setzen war. Der Führer der Westarmee ist von Hause aus Kavallerist. In seinem Corps wird er wegen seines großen Wohlwollens, das sich namentlich in einer gerechten Behandlung seiner Untergebenen zeigt, verehrt. Beide Momente sprechen dafür, daß er nur in Unkenntniß Dessen gehandelt hat, was einer Infanterie zugemuthet werden darf, was nicht. Hätte er die Mühen würdigen können, die der Compagnie-Chef hat, seine Mannschaft bei Kräften, bei gesunden Füßen und bei gutem Muth zu erhalten, er hätte zweifellos auf den Ruhm verzichtet, den er den Gewaltmärschen verdankt. Die Herren oben, die gewohnt sind, Alles von einem höheren, nur Wenigen zugänglichen Standpunkt zu betrachten, werden über diese Ausführungen wahrscheinlich lächeln. Damit schaffen sie aber die Wahrheit nicht aus der Welt, daß unsere Armee um so sicherer in die Brüche geht, je mehr den Theoretikern das entscheidende Wort überlassen wird. Die endgiltige Einführung der zweijährigen Dienstzeit wird es deutlich lehren.

Wenn die moderne Kriegführung in ihren Ansprüchen bescheidener wäre, wenn die den Ton angebenden Herren weise in Dem, was sie von der Truppe zu verlangen haben, Maß zu halten wüßten, wenn endlich der Compagnie-Chef befähigt wäre, den Mann planmäßig für das heutige Gefecht heranzubilden, — selbst dann noch wäre die endgiltige Einführung der zweijährigen Dienstzeit eine durch nichts wieder gut zu machende Versündigung am Vaterlande. Den Ausschlag giebt, wie schon angedeutet wurde, in der Bewerthung des Soldaten das Herz, die Gesinnung. Auch hierin soll der Mann von seinen Vorgesetzten so erzogen werden, daß er über das gereifte Mannesalter hinaus in allen Lagen des Lebens ohne schweren inneren Kampf für das Vaterland, den König und die Ehre seines Regimentes den letzten

Hosted by Google

Blutstropfen herzugeben bereit ist. Früher hatte der Compagnie-Chef verhältnißmäßig leichte Arbeit. Es gab eine Zeit, wo nur Der unter seinen Mitbürgern für voll galt, der unter der Fahne gedient hatte. Wenn Jemand mit besonderem Nachdruck in der allgemeinen Achtung heruntergesetzt werden sollte, so hieß es: „Er ist ja nicht einmal Soldat gewesen." Daß der Soldatenrock das höchste Ehrenkleid für einen Deutschen, namentlich für einen Preußen ist, davon war der Vater, der es hatte tragen dürfen, tief durchdrungen. Die selbe Anschauung brachte er bewußt oder unbewußt dem Sohn bei. Wurde der junge Bursche in Reihe und Glied gesteckt, so hatten die Vorgesetzten in der Erziehung zur treuen Hingabe an das Vaterland nur da anzuknüpfen, wo der Vater in der Unterweisung aufgehört hatte. Ueber die Grundzüge des Unterrichtes waren Lehrer wie Schüler einig, bevor sie einander kennen gelernt hatten. Schied aber der junge Bursche als strammer Soldat von der Compagnie, so war die Trennung nur eine äußerliche. Sein Herz blieb bei ihr zurück; mit ihr fühlte er sich auch ferner in dem Entschluß verbunden, für die Größe seines Vaterlandes, den Ruhm seines Königs und die Ehre des Regimentes Leib und Leben zu lassen. Ich sage absichtlich „des" Regimentes. Denn für den früheren Soldaten gab es nur ein Regiment: das, dessen Nummer er getragen hatte. Und wie steht es heute hiermit? Mit der Errichtung des Deutschen Reiches erwuchsen ihm zwei heftige Gegner: der Ultramontanismus und die Sozialdemokratie. Was diese beiden Mächte in fast dreißig Jahren schon erreicht haben, ahnt der blöde Michel kaum. Nichts ist in dieser Hinsicht symptomatischer als der Verlauf der jüngsten Reichstagswahlen. Lauer und indifferenter als in dem ersten Wahlgange konnte er sich unmöglich zeigen. Welche Verwilderung der Gemüther in dem neuen Geschlecht der Besitzlosen bereits um sich gegriffen hat, davon erhält Jeder eine annähernde Vorstellung, der sich längere Zeit in den Centren der Sozialdemokratie, in den großen Fabrikstädten des Westens, umgesehen hat. Von einem Gewissen, das sich einem göttlichen Willen und einer irdischen Autorität gegenüber verantwortlich fühlt, ist in diesen Gemüthern keine Spur mehr zu entdecken. Der Staat aber prüft die in das Heer einzustellenden Mannschaften nur auf ihre körperliche und geistige Befähigung hin. Ihre Gesinnung ist ihm freilich durchaus nicht gleichgiltig. Wohin aber würde es führen, wenn er bei den Musterungen auch den politischen Standpunkt beleuchten und danach seine Auswahl treffen wollte? Das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht wäre durchbrochen, — ganz abgesehen davon, daß es sehr fraglich wäre, ob wir dann noch das alljährlich nöthige Rekrutenkontingent aufbringen könnten. So müssen wir die Thatsache hinnehmen, daß die Armee, das letzte Bollwerk des Vaterlandes, ich will nicht sagen, von der Sozialdemokratie schon angefressen, wohl aber von ihr nicht mehr frei ist. Noch vor Kurzem sträubte sich die Regirung,

Hosted by Google

diese Thatsache anzuerkennen. Heute hat man diese Politik des Vogels Strauß aufgegeben, ohne hieraus freilich, wie wir an dem der zweijährigen Dienstzeit bekundeten Entgegenkommen sehen, die nothwendige Konsequenz zu ziehen. Bei den Regimentern, die sich aus den Industriebezirken ergänzen müssen, ist die Zahl der der Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie verdächtigen Rekruten schon erschreckend groß. Es giebt Bataillone, deren Mannschaften zu einem Drittel vor ihrer Einstellung Fühlung mit ihr gehabt haben. Nun soll gern zugegeben werden, daß die überwiegende Mehrzahl dieser Leute nur einigen besonders lauten Schreiern nachgelaufen war, deren Ziele ihr Geist noch gar nicht zu durchschauen vermag. Bewußte Sozialdemokraten sind aber die Leute, die schon vor ihrer Einberufung zur Fahne die Rolle des Rädelsführers gespielt haben. Sie sorgen dafür, daß das vor der Dienstzeit beigebrachte Gift nicht nur nicht unwirksam werde, sondern tüchtig weiter arbeite. Man frage nur die intelligenteren, gegen die sozialdemokratischen Lehren sich ablehnend verhaltenden Leute, wie es auf den Mannschaftstuben hergeht, wenn kein Vorgesetzter anwesend ist. Seltsame Dinge bekommt man da zu hören. Der Vergleich der Kaserne mit einem Zuchthaus drängt sich jedesmal auf die Lippen, sobald es einmal im Dienst scharfe Maßregeln oder Strafen gegeben hat. Ich weiß: kein Gemüth ist so empfänglich für alle Eindrücke, für gute wie für schlechte, wie das jugendliche. Diese Anläufe zu einer sozialdemokratischen Gesinnung lassen sich ohne Zweifel noch im Keime ersticken. Der deutsche Soldat hat viele Vorzüge. Eine der herrlichsten Eigenschaften ist sein überaus feines Verständniß für Gerechtigkeit. Der Vorgesetzte, der seinem ganzen Wesen nach das Gefühl, gerecht behandelt zu werden, seiner Truppe einflößt, kann mit ihr auch heute noch machen, was er will. Er kann der Laune, dem Aerger, der Wuth nicht einmal, nein, sogar oft nachgeben. Der Mann verzeiht und vertraut ihm dennoch, weil er weiß, daß es nicht schlimm gemeint war, daß im Grunde sein Hauptmann oder sein Oberst doch sein Bestes will. Dem gerechten Offizier wird es deshalb auch jetzt noch gelingen, die irregeführten jugendlichen Gemüther zur liebevollen Hingabe an König und Vaterland zurückzuleiten oder, wo sich sich in dieser Richtung überhaupt noch nicht bethätigt hatten, den Patriotismus zu wecken. Was nützt ihm aber all sein Mühen, wenn die junge Mannschaft, kaum in diesen Anschauungen warm geworden, nach noch nicht zwei vollen Jahren dem Regiment den Rücken kehrt und er sie von Neuem allen Ueberredungskünsten der sozialdemokratischen Wortführer preisgegeben sieht?

Ich verkenne nicht, daß auf diesem Gebiete die Vorgesetzten des Mannes von oben unterstützt werden. Patriotische Schriften, populär verfaßte Regimentsgeschichten, Photographien des Kaisers, der Prinzen, des Regimentschefs cirkuliren bei der Truppe in solcher Menge, daß der Compagnie-Chef

Hosted by Google

sie in dem Bemühen, sie jedem einzelnen Manne zuzuführen, kaum bewältigen kann. Doch der Schwerpunkt der Heranbildung des Soldaten zu einem überzeugten Vaterlandsfreunde liegt in der von den Vorgesetzten auszuübenden persönlichen Beeinflussung; und für diese fehlt es bei dem zweijährigen Dienst unter der Fahne an der Zeit, wenn sie so nachhaltig sein soll, daß der Mann bis an das Ende seiner Tage nicht nur den Zuflüsterungen der Sozialdemokraten unzugänglich bleibt, sondern auch aus innerster Ueberzeugung mithilft, diese Partei zu bekämpfen. Der Wandel im Gemüth vollzieht sich nicht von heute auf morgen. Der Umschwung der Empfindungen und der Lebensanschauungen geht unmerklich und in langsamem Tempo vor sich. Außerdem tritt das Gemüth erst in ruhigen, der Beschaulichkeit günstigen Situationen in Thätigkeit. Es weicht überall zurück, wo hastig gelebt und gearbeitet wird. In den beiden Dienstjahren leben aber die Mannschaften wie ihre Vorgesetzten in einer ununterbrochenen Hetze. Nur ein besonders charakteristisches Beispiel. Früher lag zwischen dem Schluß des Manövers und der Einstellung der Rekruten eine lange dienstliche Pause. Die Truppe benutzte sie zum Aufathmen und zur Ausbildung des Lehrpersonals, dem die Unterweisung der neuen Mannschaft übertragen werden sollte. Heute liegen zwischen dem Schluß des Manövers und dem Erscheinen des ersten Rekruten oft noch nicht vierzehn Tage. Diese knappe Frist reicht für die gründliche Anleitung des Lehrpersonals aber nicht aus. Was bleibt dem Compagnie-Chef übrig, als schon im Juli oder Anfang August, sicherlich mehrere Wochen vor Beginn der großen Herbstübungen, sich mit diesem Dienst zu befassen, während er noch mit beiden Füßen im alten militärischen Jahr steht und ihm die Ausbildung der alten Mannschaften noch unendlich viel zu schaffen macht? Der Compagnie-Chef ist gar nicht mehr disponirt, wärmere Töne anzuschlagen, die das Gemüth gefangen nehmen sollen, und der Mann ist nicht aufgelegt, sie aufzunehmen und zu verarbeiten. Wie sollen da aber die Lehren der Sozialdemokratie in der Armee bekämpft werden? Wieder müssen die Herren Lieber und Eugen Richter Rath schaffen. Vermögen sie es nicht, so bleibt nur die Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit übrig. Entschließt man sich aber hierzu nicht, dann wächst von Jahr zu Jahr die Zahl der zu den Reserve- und Landwehrübungen einberufenen Vollblut-Sozialdemokraten immer mehr an, bis sie schließlich ein entscheidendes Uebergewicht über die königtreue Minderzahl erhalten wird.

Zum Schluß möchte ich noch fragen, ob bei der zweijährigen Dienstzeit der Mann nun auch zwei volle Jahre bei der Fahne ist. Herr von Caprivi hatte während seiner kurzen Amtsthätigkeit als Reichskanzler in weiser Voraussicht der kommenden zweijährigen Dienstzeit die dreijährige so durchlöchert, daß sie in der That schon in den letzten Zügen lag, als sie von

Hosted by Google

der zweijährigen abgelöst wurde. War doch bereits ein großer Theil der zur Disposition zu entlassenden Leute mit militärischen Strafen belastet. Wir können zwar nicht behaupten, daß in diesem Sinne auch die zweijährige Dienstzeit bereits abbröckelt. Denn ob der Mann sich gut oder schlecht geführt, ob er viel oder wenig gelernt hat: er ist seiner Entlassung aus dem aktiven Dienst, wenn er es nicht gar zu toll getrieben hat, nach zwei Jahren eben so sicher wie seines einmal zu erwartenden Todes. Aber auch bei der zweijährigen Dienstzeit deckt sich die Bezeichnung nicht mit der Zahl der Tage, die der Mann wirklich im Dienst zum Zweck seiner Ausbildung zubringt. Er trägt wohl beinahe zwei volle Jahre die Uniform. Ich sage: beinahe; denn erst in der zweiten Oktoberwoche wird er eingestellt und schon in der vorletzten Woche des zweiten Jahres in der Regel entlassen. Aber sein Hauptmann kann sich glücklich schätzen, wenn die der Erziehung zum Soldaten gewidmeten Tage an ein volles Jahr heranreichen. Die Anlässe, die die Zeit zum wirklichen Dienen verkürzen, sind kaum sämmtlich aufzuzählen. Von den Sonn- und Feiertagen will ich nicht reden, will sogar von den vielen katholischen Feiertagen schweigen, an denen der katholische Mann spaziren geht, während der evangelische sich im Dienst redlich abmüht. Sehr schwer ins Gewicht fallen aber die Tage, die durch die Kommandirungen zur Arbeit auf der Montirungskammer, in der Küche, in der Kantine, in der Büchsenmacher-Werkstatt, auf dem Schießstand und den größeren Schießplätzen verschlungen werden. Namentlich die zuletzt erwähnten Arbeiten sind vom Uebel; währen sie doch oft so lange, daß der Feldwebel ganze Wochen die dort beschäftigten Leute nicht zu sehen bekommt, wenn er sie nicht etwa in der Frühe beim Morgenkaffee oder in den späten Abendstunden im Bett aufsuchen will, und absorbiren sie doch gleichzeitig ein so bedeutendes Personal, daß aus diesem leicht vollständige Arbeiter-Compagnien gebildet werden könnten. Es darf nicht verschwiegen werden, daß diesem Uebelstand nach Kräften dadurch entgegengearbeitet wird, daß man bei den Kommandos, die längere Zeit beanspruchen, die Arbeiter möglichst oft ablöst. Aber wie viele Arbeiten giebt es, für die eine gewisse Fertigkeit erforderlich ist? Bei ihnen fallen immer die selben Persönlichkeiten aus dem praktischen Dienst aus. Hierher gehören auch die Vorbereitungen zu ökonomischen Musterungen. Alle zwei Jahre werden sie abgehalten; also erlebt sie auch bei der heutigen Dienstzeit jeder Mann. Der Hauptmann kann an sie nur mit innerem Beben denken. Steht sich nicht während dieser Periode bei Appells, die kein Ende nehmen wollen, die Compagnie die Beine in den Leib und wird nicht täglich auf den Stuben Stunden lang genäht, geflickt, geputzt und gewichst, während der Dienst auf dem Exerzirplatz und in dem Gelände ausfällt? Wie viele Leute sind ferner durch Krankheit verhindert, sich im praktischen Dienst zu bethätigen? Wohl

Hosted by Google

keine Armee der Welt pflegt die Gesundheit der Mannschaften mit so großer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt wie die deutsche. Dennoch bevölkern verschiedene Dienstperioden, wenn sie von der Witterung nicht begünstigt werden, sehr schnell die Krankenstuben und die Lazarethe; denn Rücksichten darauf lassen sich bei der so arg beschnittenen Dienstzeit nicht mehr nehmen. Heute zieht unter strömendem Regen und bei eisiger Kälte der Führer mit der Truppe in das unbehagliche Gelände; mehr denn je muß er etwa vorhandene Bedenken mit der alten Soldatenwahrheit bekämpfen, daß die Schlachten auch bei Hundewetter geschlagen werden. Eben so viel, oft noch mehr Zeit rauben dem wirklichen Dienst die zu verbüßenden Strafen. Wie sehr die moralische Qualifikation des Ersatzes zurückgeht, zeigen die Uebertretungen und Vergehen, deren sich die jungen Leute schon vor ihrer Einstellung schuldig gemacht haben. Es giebt Aushebungbezirke, in denen auf jeden Rekruten mindestens eine Strafe kommt. Eine besondere Veranlassung, durch eine mustergiltige Führung seinen Vorgesetzten eine bessere Meinung von sich beizubringen, liegt für den Mann nicht vor. Durch sie kommt er auch nicht um einen Tag früher von der Truppe fort. Nur von dem einen Gedanken läßt er sich leiten, sich die Strafen vom Leibe zu halten, die zum Nachdienen führen. Im Uebrigen wird ihm der Weg in den Arrest nicht mehr schwer, namentlich dann nicht, wenn er ihn erst einmal gefunden hat. Also der gekürzten Dienstzeit steht der längere Aufenthalt bei Vater Philipp, wie sich der Soldat der berliner Garnison auszudrücken pflegt, d. h. im Arrestlokal, gegenüber.

Daß der Infanterist auch bei der zweijährigen Dienstzeit auf Urlaub geht, ist nicht nur in seinen eigenen, sondern auch mancher weniger einsichtiger Vorgesetzten Augen selbstverständlich. Oft hört man sogar von einem Recht auf Urlaub sprechen. Dagegen ist nichts einzuwenden, wenn der Mann guter Führung während der Festtage dann und wann die Seinigen aufsucht und sich im heimathlichen Dorfe als schmucken Waffenhelden vorführt. Es darf auch kein Wort über die Beurlaubungen bei Sterbefällen und schweren Erkrankungen der nächsten Angehörigen verloren werden. Wird aber über diese Grenze hinausgegangen, sei beweist Das ein unverantwortliches Verkennen der Schwierigkeiten, die der Erziehung des Mannes aus der gekürzten Dienstzeit erwachsen. Es geschieht aber im weitesten Umfange. Das frühere System sollte mit aller Gewalt beseitigt werden. Aber auf die dienstlichen Erleichterungen, die es gewährte, wollte man nicht verzichten. Nicht einmal die Beurlaubung zur Erntearbeit ist nach der Einführung der zweijährigen Dienstzeit fortgefallen. Das setzt Allem die Krone auf. Solche Wünsche wurden im Reichstag namentlich von den Herren geäußert, die nicht laut genug die zweijährige Dienstzeit hatten fordern können; und eben so oft wurde vom Regirungtisch mit großer Bereitwilligkeit ihre Erfüllung zugesagt. Zuerst forderten

Hosted by Google

die allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse ein Verkürzen der Dienstzeit um ein volles Drittel. Jetzt sollen sie auch noch die Unterstützung der Landwirthe bei den Erntearbeiten rechtfertigen. Warum geht man nicht lieber gleich zum Milizsystem über? Dann hätte das Kind wenigstens den richtigen Namen.

Ueber die Gründe der scheinbaren Gleichgiltigkeit und der thatsächlichen Nachgiebigkeit der Regirung brauchen wir uns nicht lange den Kopf zu zerbrechen. Es handelte sich darum, den Reichstag auf alle Fälle für die Flottenfrage bei Stimmung zu erhalten. Es soll eben mit aller Gewalt der Schwerpunkt unserer Wehrkraft verschoben werden, trotzdem hiervor Bismarck eindringlich genug gewarnt hat. Die Theoretiker, deren Arbeit unbewußt hierauf abzielt, dürfen aber nicht länger das entscheidende Wort sprechen, sondern Männer, die jahraus, jahrein die Mühen und die Verantwortung für die Ausbildung des Infanteristen getragen haben, damit vom Regirungtisch aus die Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit und ihre Einhaltung während dreier voller Jahre gefordert und durchgesetzt wird. Nur eine von unerschütterlichem, unbewußtem Gehorsam beherrschte, in allen auf das Gefecht abzielenden Dienstzweigen vollkommen sichere, numerisch starke Infanterie kann Deutschland die Stellung unter den Großmächten erhalten, die ihm Bismarcks geniale Politik angewiesen hat. Er hat die Einführung der zweijährigen Dienstzeit als einen schweren Mißgriff bezeichnet. Er stand zwar in der preußischen Rangliste als Generaloberst; seine militärischen Kenntnisse dürften aber nicht über die eines Landwehrhauptmanns aus den Jahren um 1848 herum hinausgegangen sein. Denn damals hat er sich im praktischen militärischen Dienst zum letzten Male bewähren können. Zweifellos hat er sein Urtheil über die Dauer der Dienstzeit der deutschen Infanterie aus dem langjährigen Gedankenaustausch mit seinem früheren Herrn und Gebieter geschöpft. Wilhelm der Zweite zollt seinem Großvater eine grenzenlose Verehrung; er hält sein Vermächtniß hoch. Vermag er in Erinnerung an den Ahnen die dreijährige Dienstzeit in ihr durch drei Feldzüge verbrieftes Recht wieder einzusetzen, so wird ihm nicht nur die deutsche Armee, nein, das ganze deutsche Volk dafür danken, — auch dann, wenn er, was Niemand von ihm verlangen wird, nicht gelernt haben sollte, die Flickarbeit an einem abgetragenen Soldatenmantel zu würdigen. Vermag er es nicht, nun, so werden für das Deutsche Reich die Tage der Größe und des Ruhmes gezählt sein. Der Hinweis hierauf ist der Zweck dieser Zeilen. Von den drei Hauptwaffen entscheidet auch heute noch die Infanterie den Kampf. Die deutsche Infanterie kann aber bei der zweijährigen Dienstzeit nicht bestehen, mag auch heute noch die Mehrheit der Kommandirenden Generale das Gegentheil behaupten.

Karl von Wartenberg.

Hosted by Google

Eine moderne Theorie des Staatsrechtes.

Eine Wissenschaft nach der anderen geht in das Lager derer über, die nach der seit Baco für die Naturwissenschaften giltigen Methode betrieben werden: an die Stelle eines Systems logischer Konsequenzen aus einem Grundbegriff, der doch nie etwas Anderes sein konnte als der Ausdruck der Wünsche und Ideale, die der betreffende Denker gemäß seiner Stellung und Lage haben mußte, tritt eine geordnete Reihe durch Beobachtung gewonnener empirischer Thatsachen.

In den Staatswissenschaften erfüllt die Soziologie die Aufgabe der Umstürzlerin. Das Eindringen dieses ganz modernen Wissenschaftkomplexes — denn als solchen, nicht als Wissenschaft, muß man sie bezeichnen — bedeutet aber nicht nur eine ganz neue Methode, nein, auch einen ganz neuen Inhalt, ein neues Ziel für die Wissenschaft. Wenn das „Allgemeine Staatsrecht" von Gumplowicz ein Mensch in die Hand nimmt, der bis dahin als das Modernste nur die Wünsche der historischen Schule kannte, wird er sich kaum zurechtfinden. Es handelt sich um eine ganz andere Wissenschaft, die an die Stelle der früheren tritt, etwa wie die Philosophie des Descartes an die Stelle der Scholastik trat. Ein solcher Wandel liegt in der Zeit; und es ist wesentlich Zufall, ob in dieser oder jener Wissenschaft der Eine oder der Andere den ersten Schritt thut. Es ist deshalb auch durchaus nicht anzunehmen, daß ein solches erstes Werk in der neuen Richtung immer eine monumentale Bedeutung haben müsse.

Der große Werth der Leistung von Gumplowicz liegt darin, daß er den ersten Schritt gethan hat; sein eigentliches Werk giebt zu den selben Bedenken Anlaß wie seine übrigen Arbeiten. Die Manier Aelterer, aus einem „Begriff" heraus das Staatsrecht zu konstruiren, wobei in der psychologischen Perspektive das im Denker Liegende als im Begriff enthalten angenommen wurde, hat doch eine tiefe Wurzel in einer Geistesverfassung, die wohl den Menschen aller Zeiten eigen ist, dem Streben nach Vereinheitlichung. Wir müssen uns einen künstlichen Ruck geben, wenn wir die Dinge in ihrer Verschiedenartigkeit im Geist behalten wollen; immer wieder suchen wir zu vereinfachen, zu systematisiren, auf eine einzige Ursache zu bringen. Und selbst die scheinbar modernsten Denker erliegen hier. Man denke nur an Spencer. Bei Darwin, diesem ruhigen Mann mit den scharfen Augen, ist die Entwickelung das Resultat einer Anzahl von Gesetzen, von denen ihm bewußt ist, daß er nur einen Theil aufgewiesen hat; bei Spencer ist die Entwickelung unvermuthet selbst Gesetz geworden und in ihrer Einheitlichkeit ist alle bunte Mannichfaltigkeit des Wirklichen aufgegangen. Auch Gumplowicz ist dieser Gefahr erlegen; und wenn man ihn scharf, aber schließlich doch gerecht charakterisiren will, so kann man sagen: frühere Forscher hängten das ganze Staatsrecht an ein, wie sie glaubten, politisch sittliches Ideal, er hängt es an eine Erscheinung, die zwar aus der Wirklichkeit stammt, aber durchaus nicht die imputirte Bedeutung hat. Scheinbar ist er realistisch, während seine Vorgänger idealistisch waren; aber im Grunde konstruiren Beide, — nur, daß sein Material aus dem Leben genommen ist.

Das Starke und Schwache seiner Position ergiebt sich aus dem Paragraphen „Die Aufgabe der Staatswissenschaft".

„Man hat die Staatswissenschaft bis jetzt meist als eine Zwecklehre auf-

Hosted by Google

gefaßt. Sie sollte, wie sie von verschiedenen Standpunkten vorgetragen wurde, den deutlich angegebenen Zweck erfüllen, eine gegebene Staatsordnung zu rechtfertigen oder zu widerlegen und eine andere anzuempfehlen. Sie sollte also ein Mittel sein, das zu einem gewissen Zweck gebraucht wird. Die Wissenschaft aber ist sich selbst Zweck; man erniedrigt sie, wenn man sie zum Mittel gebrauchen will. Wir wollen mit unserer Staatswissenschaft keine gegebene Staatsordnung stützen (ist sie naturgemäß und normal, dann bedarf sie dieser Stütze nicht) und auch keine ideale Staatsordnung anstreben. Wir wollen nur erkennen, welche natürlichen Kräfte das menschliche Zusammensein im Staat hervorgebracht haben und welche es beherrschen. Wir wollen die Gesetze kennen lernen, die die Entwickelung dieser staatlichen Verhältnisse bestimmen. Wir wollen den einzigen großen ‚Willen' kennen lernen, der hoch über aller menschlicher Willkür und über all der Misere des Einzelwillens das menschliche Zusammensein im Staat mit Naturnothwendigkeit regelt und festsetzt. Wenn wir dieses ‚Willens' Walten erkennen, seine Richtung ahnen, dann haben wir das Höchste erreicht, was menschlicher Geist zu erreichen sich vornehmen darf."

Woher hat denn Gumplowicz diesen mit so viel Pathos geschilderten „einzigen großen Willen?" Sehr richtig bemerkt er später, daß jeder Staat ein besonderes Wesen für sich sei und jede Einschachtelung verbiete; aber wo es sich um Entstehung, Zusammenhalt und Entwickelung dieser besonderen Wesen handelt, da sieht er plötzlich nicht mehr Verschiedenartiges: nicht nur der einzelne Staat verdankt seine Existenz einem einzigen — ja, wie soll man denn sagen? — Prinzip; nein, alle so verschiedenartigen und besonderen Staatswesen haben sämmtlich die gleiche Wurzel. Ganz in der Art der alten Wissenschaft fängt Gumplowicz denn auch sein eigentliches Thema mit einer Definition an. „Was immer der Staat Segensreiches schafft, welche hohen Ziele er erreichen mag: all sein Wirken und seine Thätigkeit ist vor Allem bedingt durch das Verhältniß des Herrschens und des Beherrschtseins, das seine ganze Organisation durchzieht und durchdringt von seinen Höhen bis in seine untersten Tiefen. Wenn nun dieses Verhältniß des Herrschens und Beherrschtseins als konstantes und unvermeidliches Merkmal uns bei allen Staaten entgegentritt; wenn es eine Bedingung, eine conditio sine qua non all seines segensreichen Wirkens und Schaffens ist: so werden wir wohl nicht fehlgehen, wenn wir zunächst den Staat definiren als eine naturwüchsige Organisation der Herrschaft behufs Aufrechthaltung einer bestimmten Rechtsordnung."

In dieser Definition ist das ganze künftige Resultat der Untersuchung bereits enthalten. Von dieser Definition aus ist nur eine Art von Entstehung der Staaten möglich und nur eine Art der Entwickelung aus diesen Anfängen. Sicher enthält die Definition eine große Wahrheit; und diesem Umstande, wie dem Bemühen, immer nur Bausteine aus der Wirklichkeit herbeizuholen, verdankt das Werk seine Bedeutung; es ist das realistischste, das wir haben, obwohl es nicht realistisch ist. Wie thurmhoch trotz Allem Gumplowicz steht, möge der Vergleich mit der Definition noch eines Gierke zeigen: „Das höchste und umfassendste unter den sinnlich nicht wahrnehmbaren und doch mit geistigen Mitteln als wirklich erkennbaren Gemeinwesen, welche die menschliche Gattungexistenz über der Individualexistenz offenbaren." Es mag daher eine Betrachtung des „Systems", denn um ein solches handelt es sich ja doch, mit aller Reserve nicht uninteressant sein.

Hosted by Google

Wir kommen freilich gleich in die bedenklichsten Theorien hinein. „Daß alle europäischen Staaten auf Eroberungen beruhen, ist historisch nachweisbar; daß diese Grundthatsache der Existenz aller dieser Staaten die reichhaltigsten Konsequenzen für ihre Beschaffenheit und soziale Struktur haben mußte, ist klar... Allerdings sind die heutigen europäischen Staaten nicht mehr das unmittelbare Werk der ersten Eroberer, sondern es haben zu ihrem Aufbau eine ganze Reihe von Eroberungen, die einander folgten, mitgewirkt. Diese auf einander folgenden Eroberungen haben in der sozialen Struktur der europäischen Staaten eine gesellschaftliche Schichtung erzeugt, ähnlich wie die verschiedenen geologischen Katastrophen eine noch heute sicht- und erkennbare Schichtung des Erdreiches zurückließen." Er beginnt mit den Kelten, von denen man ja so ziemlich Alles behaupten kann, weil Niemand solche Behauptungen zu widerlegen vermag. Sie waren nach Gumplowicz die ersten Eroberer des europäischen Festlandes; sie kamen aus Asien als unternehmende und abenteuernde Schaaren verschiedensten Ursprunges in das barbarische Europa, unterjochten die Bewohner und gründeten ihre verschiedenen Staaten. Als die Eroberer bildeten die Kelten in diesen Staaten die herrschende Klasse, die der Krieger und Grundherren, für die die versklavte einheimische Bevölkerung den Boden bearbeitete. Neben der Kriegerkaste gab es eine Priesterkaste, die Druiden, von denen Gumplowicz annimmt, daß sie den Unterworfenen den „wahren Glauben" zu predigen hatten, um sie desto gefügiger zu machen. Wer diese Dinge kennt, weiß, daß auf solcher Kulturstufe die Religion ein Besitz ist, den man sorgfältig hütet und Keinem mittheilt, am Wenigsten den Unterworfenen; denn wenn diese die Götter der Herren kennen lernten und sie sich geneigt zu machen verständen, so könnten sie mit deren Hilfe vielleicht erfolgreichen Widerstand leisten. Außer den Kriegern, Druiden und den versklavten Ackerbauern nimmt Gumplowicz auch die ersten Keime einer „Handel und Gewerbe" treibenden Mittelklasse aus fremden Einwanderern an: Phönizier, Griechen, Syrer, Juden und Araber. In Wirklichkeit kann es sich nur um herumziehende fremde Händler gehandelt haben. Wo uns ähnliche Vorgänge im Licht der Geschichte begegnen, finden wir, daß in diesem Stadium fremde Handwerker entweder als Sklaven erworben werden und dann einer Hauswirthschaft angehören, sozial also sich nicht wesentlich von der Unterthanenklasse unterscheiden, die ja doch auch gewerbliche Arbeiten, Gespinnste u. s. w., zu besorgen hat, oder daß manchmal ein paar Freie ins Land gerufen werden; Ansätze zu späteren sozialen Bildungen liegen hier nur beim Händler vor und auch hier doch wohl nicht zu dem späteren sogenannten dritten Stand. In früheren Zeiten bildete das Geld noch viel eher eine Aristokratie als heute; und die Nachkommen jener Händler werden wir wohl im heutigen grundbesitzenden Adel zu suchen haben. Noch in einer weit späteren Zeit, im dreizehnten Jahrhundert, gründeten jüdische Kaufleute, die im polnischen Handel reich geworden waren, eine Anzahl noch heute blühender Adelsgeschlechter in Schlesien.

Das sind kleine Ausstellungen. Der Kern der Sache ist folgender: Haben wir uns die erste soziale Differenzirung, die ja sicher mit den Anfängen staatlichen Lebens im Kausalzusammenhang steht, als nur durch Eroberung entstehend zu denken und war keine andere Art der Staatenbildung möglich als die auf dem Gegensatz von Eroberern zu Unterworfenen beruhende?

Hosted by Google

Auf einen Gegensatz, der ja sicher eine große Rolle gespielt hat, baut Gumplowicz ein System auf. Die Menschheit stammt von einer Unzahl primitiver Horden ab. Unter diesen lassen sich zwei Hauptgruppen unterscheiden: die Schweifenden und die Seßhaften. Die Schweifenden durchziehen die Welt, bis sie eine Gegend finden, wo schon Ansiedler sind; ihr Streben geht nach bequemem Leben, nach Menschendiensten; sie zerfallen in zwei Unterarten; „während die Einen die Welt durchstürmen mit Spieß und Keule, wandern die Anderen mit Elle und Wage". Die Seßhaften sind friedliche und schwerfällige Menschenarten, die den Boden bebauen. Auf diese Charaktere hat die Art der Ernährung und Nahrunggewinnung Einfluß: die animalische Nahrung macht kriegerischer und Jagd, Viehzucht machen unruhiger als das seßhafte Leben und die vegetabilische Nahrung der Ackerbauer. Möge das Bedenkliche solcher Konstruktionen die Karikatur einer solchen Theorie beleuchten, die unfreiwillig komische Darstellung Léon Winarskis über Ursprung und Ende des Genies, in der Revue Blanche vom fünfzehnten Oktober 1897. Auch Winarski nimmt zwei verschiedene Menschentypen in der Urzeit an: die Einen lebten rudelweise, gesellig und entwickelten soziale Instinkte; die Anderen lebten einsam, ein Männchen etwa mit vielen Weibchen, und erzeugten jene Träger individueller Vollkommenheit, die wir heute Genies nennen, die aber auch die antisozialen Instinkte und den Egoismus ihrer Urväter nebst den polygamischen Neigungen geerbt haben ... Ja, wenn die Dinge so einfach wären! Aber Das zeichnet ja eben die Soziologie vor anderen Wissenschaften aus, daß in ihr sich tausend Gedankenfäden kreuzen müssen, wenn man ihr folgen will.

Eine Theorie, die durchaus noch lange nicht überwunden ist und heute vielleicht noch die größte Anzahl von Vertretern hat, ging von der Annahme fast allgemeiner Freiheit und Gleichheit bei Entstehung der Staaten aus. Aristokratie würde sich hier auf zwei Wegen herausgebildet haben; erstens dadurch, daß die Familien immer größer wurden und ein auf Grund irgend einer Art von Erblichkeit sich herausbildendes „patriarchalisches" Oberhaupt anerkannten, das aus einem primus inter pares mit nur praktischer Bedeutung im Lauf der Zeit sich zum Herrn entwickelt hätte, wobei seine Kenntniß des Gottesdienstes von Ausschlag gebender Bedeutung gewesen wäre; zweitens, daß wichtige „Aemter" die Tendenz hatten, sich zu vererben, was man versteht, wenn man weiß, daß deren Ausübung nicht dem natürlichen Verstande der Betreffenden zugeschrieben wurde, sondern einer Art von Besessensein durch übernatürliche Kräfte, die sich nicht auf Jeden herabließen. Tritt diese Theorie mit dem Anspruch auf allgemeine und ausschließende Giltigkeit auf, so trifft sie natürlich der selbe Einwand wie die von Gumplowicz. Aber manches Zeugniß scheint doch zu beweisen, daß ein solcher Prozeß stattgefunden hat.

Wir müssen uns klar machen, daß wir so gut wie gar kein Material haben; denn was geschichtlich überliefert ward, ist recht wenig; und was uns die Ethnologie überliefert, leidet fast ohne Ausnahme an dem Fehler, daß die Beobachter nicht kompetent waren, daß wir, selbst wenn die Angaben einwandfrei sind, fast nie ein völliges Verständniß für sie haben können, weil wir nur zusammenhanglose Notizen erhalten, endlich aber, und Das vergißt man gewöhnlich, daß wir die heute zu beobachtenden „Wilden" doch nicht so einfach unseren Vorfahren gleichsetzen können. Es ist recht fraglich, ob die heute noch von den Meisten angenommene Gleichartigkeit der Entwickelung

Hosted by Google

sich nicht als eine Täuschung herausstellt, — ganz zu schweigen von Versuchen wie etwa Posts, eine „afrikanische Jurisprudenz" zu schreiben, indem man einfach Notizen über alle möglichen Völker, die zufällig in Afrika wohnen und sonst nichts gemein haben, nach modernen juristischen Gesichtspunkten zusammenstellt. Deshalb ist es durchaus möglich, daß in Dem, was wir wissen, Erscheinungen sehr zurücktreten, die in der Wirklichkeit eine sehr große Rolle gespielt haben.

Ich habe mir immer gedacht, daß Vermögensdifferenzirung, einmal auf irgend eine Weise entstanden, eine tiefe gesellschaftliche Differenzirung zur Folge gehabt haben müsse. Sehr schöne Kenntnisse vermitteln uns darüber die alten irischen Gesetze. Der Häuptling, nichts als primus inter pares, ragt durch den Besitz einer größeren Anzahl von Kühen über die Anderen empor; ein Stammesgenosse, der auf irgend eine Weise seinen Besitz eingebüßt hat, leiht Kühe von ihm und geräth dadurch in einer Zeit, wo das Geld noch keine sachlichen Abhängigkeitverhältnisse geschaffen hatte, doch natürlich in ein persönliches Abhängigkeitverhältniß. Selbst heute noch: wo wir die Sitte des „Einstellviehs" kennen, finden wir eine starke persönliche Abhängigkeit des Schuldners. Man muß sich nur vorstellen: wenn der Gläubiger mit seinen Leuten kam, um seine „Zinsen" abzuessen, dann stand er doch dem Mann gegenüber anders da als der heutige Grundbesitzer, der von der Bank die Benachrichtigung erhält, daß der Pächter auf sein Konto die und die Summe eingezahlt habe. Und in den irischen Gesetzen sehen wir, wie die Häuptlinge eine Klasse nur von ihnen abhängiger Leute schaffen aus den „fuidhirs", den Clanlosen, die keine Heimath und keine Verwandtschaft haben und deren einziger Halt sie sind.

Wo wir weit genug zurücksehen können, vor Allem bei den antiken Völkern, sehen wir überall im ersten Dämmer der Geschichte furchtbare Kämpfe zwischen Schuldnern und Gläubigern. Hier liegt doch eine soziale Differenzirung nicht durch Eroberung, sondern durch Vermögensdifferenzirung vor Aller Augen. Soll es im solonischen Attika wirklich eine Herrenkaste und eine Kaste der Unterworfenen gegeben haben — was schwerlich Jemand glauben wird, denn dann wäre uns Das doch gewiß überliefert, wie es uns von den Dorern überliefert ist, und die Jonier Attikas würden sich nicht als Autochthonen gerühmt haben —: so kommt diese Differenzirung hier gar nicht in Frage. Abgesehen davon, daß es unsinnig gewesen wäre, die damals sicher noch gänzlich rechtlosen Hörigen — als solche, nicht als „Sklaven", mußte man sie wohl bezeichnen — durch Wucher zu berauben, statt durch direkte Gewaltthat, spricht doch auch die Ueberlieferung ganz klar aus, daß es sich um freie Bürger handelte, die durch den Wucher zu Sklaven wurden, nachdem sie schon vorher ihr Land verloren hatten.

Gumplowicz freilich, der wenigstens diese so auffällige Erscheinung nicht ignoriren kann, weiß einen Ausgang: „Zur Zeit der Entstehung des Schuldrechtes gab es nur zwei Lager: hie Besitzende, hie Besitzlose. Die Ersten waren die Herrschenden und gaben Darlehen, die Anderen waren durch ihre Lage gezwungen, Schulden zu machen. Und nun kam der Gesetzgeber, selbstverständlich der herrschenden Klasse angehörend, und verkündete das primitive Schuldrecht: Wer seine Schuld nicht zurückzahlen kann, Der verwirkt Leib und Leben und fällt in die Gewalt seines Gläubigers"... Was findet man in den Quellen über eine solche Theorie?

Dionys von Halikarnaß schreibt: „Da es nun besonders darauf ankam,

Hosted by Google

die Streitigkeiten, die aus den Kontrakten und Schulden unter den Bürgern entstanden waren, beizulegen, so wurden die Gemüther der verschiedenen Parteien so sehr erbittert und das Volk gab vor, daß es ihm unmöglich sei, die Schulden zu bezahlen, weil es durch den langwierigen Krieg verhindert worden sei, das Feld zu bestellen, weil es um sein Vieh gekommen, weil die Sklaven theils zum Feinde übergegangen, theils gefangen genommen und weil endlich seine Güter in der Stadt durch die vielen Kriegskontributionen aufgegangen seien. Die Gläubiger sagten dagegen, dieses Unglück habe nicht nur die Schuldner, sondern alle Bürger auf gleiche Weise betroffen u. s. w." Aehnliche Citate sind zu Dutzenden beizubringen.

Wie entstand denn nun die soziale Differenzirung? Im einen Fall auf die Art, im anderen auf jene, auf Weisen, von denen wir noch nichts wissen, durch Kombinationen verschiedener Weisen, und so fort. Im jetzigen Rußland sind mehrere Eroberungen durch Herrenvölker auf einander gefolgt. Aber als die Leibeigenschaft aufgehoben ward, da fand sich in entlegenen Gegenden noch, daß die Herren mit ihren Leibeigenen in „langen Häusern" zusammenwohnten, — der deutlichste Beweis, daß die beiden Klassen eines Geschlechtes waren.

Obwohl die soziale Differenzirung sicher eins der Hauptmomente für die Entstehung des Staates abgegeben hat, sind doch auch noch andere Momente denkbar und die Erinnerung daran ist uns überliefert. Notorisch hat sich der Staat in verschiedenen Fällen aus dem Bund entwickelt: zuerst verbanden sich die kleinsten sozialen Zellen; diese Bünde schließen sich zu größeren Organisationen zusammen und diese vielleicht zu noch größeren. Dazu mußten Gründe vorhanden sein. Ein solcher war der Wunsch, eine größere Friedensgemeinschaft zu erzielen. Das war wohl recht naheliegend, wo die einzelnen Clans in ständiger Fehde lebten, deren einziges Resultat schließlich war, daß sie einander schadeten, während sie vereint sich über Andere herstürzen konnten und Beide Raub nach Hause brachten. So entwickelte sich die Staatenbildung in Skandinavien; eine sekundäre Rolle mag auch hier die Gewalt gespielt haben. Ein anderer Grund war die Sorge für das Wasser. Es ist kein Zufall, daß die ersten Völker, die in das geschichtliche Leben emportauchen, an den großen Strömen angesiedelt sind. Die Bevölkerung drängt die Leute auf eine umfassendere Organisation, als es der Clan ist. Es ist wahr, daß gerade diese Völker dann die Herrenvölker angezogen haben und von ihnen unterworfen wurden. Aber doch erst, nachdem sie vermöge ihrer Organisation, über die sich die Herren einfach setzten, wohlhabend geworden waren.

Aus der Entstehung des Staates folgert Gumplowicz in starrer logischer Entwickelung alles Weitere. Auch hier wieder der Doktrinarismus, der sich nie genügend klar macht, wie eben Das Entwickelung ist, daß aus Schwarz zuletzt Weiß wird. Sein Staatsbegriff wird zu eng.

Die Einseitigkeit der Auffassung von der Entstehung des Staates hat Einseitigkeit in der späteren Entwickelung zur Folge.

Die spezifische Schwierigkeit der politischen Wissenschaften liegt darin, daß man ein doppeltes Wesen ihrer Erscheinungen festzuhalten hat, ihre letzte Bedeutung und ihren äußeren Apparat. Und zwar würde man sehr falsch gehen, wenn man in rationalistischer Weise den äußeren Schein als ganz werthlos überhaupt bei Seite ließe; er hat häufig eine bedeutende historische Wirkung gehabt.

Hosted by Google

Aber noch eine zweite Unterscheidung hat man zu machen, die weit häufiger übersehen wird als die erste, nämlich zwischen der in festen Formen verlaufenden politischen Thätigkeit und der unoffiziellen. In dem Streben, die Dinge recht „wissenschaftlich" zu betrachten, reißt man heute oft Zusammengehöriges auseinander. So trennt man Staatsrecht und Politik. Wissenschaft muß vernünftiger Weise doch immer einen praktischen Zweck haben. Politik ist gewiß die Kunst des Staatsmannes; aber sie hat als Voraussetzung doch Kenntnisse, die er der Wissenschaft verdankt, die ja deshalb durchaus nicht in meiner oder seiner Richtung Dienst zu stecken braucht. Wenn man diese Dinge nun so auseinander reißt, daß man alle offiziellen Erscheinungen unter „Staatsrecht" subsumirt, alle nicht offiziellen unter „Politik", so trennt man einander Ergänzendes und macht Beide unverständlich. Und eine letzte Schwierigkeit entsteht noch, wenn man die Kausalzusammenhänge aufweisen will. Ein Beispiel. Sumner Maine, gewiß ein Mann, dessen Meinung immer höchste Beachtung beanspruchen kann, schreibt: „Eine der sonderbarsten populären Illusionen ist wohl die, daß ein ausgedehntes Wahlrecht den Fortschritt befördern würde ... Es führt meist zum Radikalismus und eine seiner Wirkungen würde ohne Zweifel ein Aufräumen mit bestehenden Institutionen sein; aber auf die Länge würde es wohl einen höchst schädlichen Konservatismus hervorbringen und die menschliche Gesellschaft weit ärger betäuben, als es Haschisch oder Opium vermöchten." Man wird nicht leugnen, daß die bisherige Geschichte Das im Wesentlichen bestätigt hat. Nun, vielleicht die freiheitlichste Verfassung und Verwaltung aller Staaten der Welt hat Neuseeland; und alle Beobachter klagen über den allzu überstürzten Fortschritt, der eine unheilvolle Unstetigkeit in allen Lebensverhältnissen erzeuge. Ich weiß wohl, durch welche besonderen Umstände Das zu erklären ist; aber kann ich nach solcher Wahrnehmung noch ein allgemeines Urtheil über das Verhältniß der Demokratie zum Fortschritt abgeben?

Einen großen Theil dieser Schwierigkeiten, die doch zuletzt den Reiz dieser Wissenschaft ausmachen, vermeidet Gumplowicz in Folge seiner Einseitigkeit. Seine Meinung von der Weiterentwickelung lautet etwa so. Getreu seiner Theorie, lehnt er natürlich nicht nur die Idee ab, daß der letzte Urbestandtheil der Staaten die Familie sei: auch „eine Vielheit von Familien hilft uns das Räthsel der Staatenbildung nicht lösen." „Aus verschiedenen Menschengruppen, aus verschiedenen Menschenstämmen entsteht der Staat; und nur aus solchen besteht er. Die da Sieger wurden, bildeten die herrschende Klasse, die Besiegten und Unterjochten die arbeitende und dienende ... Zunächst in den Stämmen, die sich allmählich in Klassen und Stände verwandeln, sind die Hauptbestandtheile, die eigentlichen Bestandtheile des Staates zu erkennen." Obwohl hiernach nicht die Verschiedenartigkeit der Stämme allein, sondern ihre Herrschaftbeziehungen das Wesentliche sind, führt er als Beispiele doch die arabischen Stämme und die Eintheilung der Bürger in Athen in Phylen und Stämme an, die doch offenbar gleichberechtigt waren. Diese Stämme sollen nun nicht etwa, wie man heute allgemein annimmt, gemeinsamer Abstammung, sondern sogar aus Mitgliedern verschiedener Kasten gebildet sein, „nur durch gleiche Lebensart, Sitte, Religion, Sprache geeinte Gruppen." Selbst wenn man von den Resultaten der Forschungen Morgans noch so viel abstreicht: daß die Gentilorganisation auf natürlicher oder, in

Hosted by Google

Nachahmung dieser — die also Voraussetzung bleibt — erzeugter künstlicher Blutsverwandtschaft beruht, dürfte wohl doch sicherer wissenschaftlicher Besitz sein.

Die freiwillig sowohl als gezwungen betheiligten Stämme bilden also den Staat; in ihm entwickeln sie sich zum Volk. „Der Stamm entstand in vorstaatlicher Zeit; das Volk entsteht im Staat aus der Initiative eines Stammes.“ „So wie das Volk durch den überwiegenden Willen eines Stammes gebildet wird, wie dieser überwiegende Wille formell zum Staatswillen wird, so repräsentirt er auch während des Bestandes der Staaten den Volkswillen. Konventionell gilt also der Staatswille für den Volkswillen. Als Ideal der Zukunft stellt man es hin, daß Volkswille Staatswille werde. Die Realisirung dieses Ideals ist aber schon aus dem Grunde nicht leicht, weil der Volkswille nie der Wille des ganzen Volkes, sondern besten Falles, im Gegensatz zu dem Willen der herrschenden Minderheit, der Wille der früher beherrschten Mehrheit ist.“

Aus dem Volk entwickelt sich nun die Nation. „Zunächst ist es tief zerklüftet in Stamm- und Volksklassen. Mit der Entwickelung der Staaten schwindet allmählich das Bewußtsein der Verschiedenstämmigkeit des Volkes und an dessen Stelle tritt der ‚Standesgeist‘, das ‚Klassenbewußtsein‘, schließlich das einheitliche nationale Bewußtsein.“ Die Rasse ist Naturerscheinung, der Stamm ethisches Lebensprodukt, das Volk Resultat politischer That, die Nation eine Kulturerscheinung. Da die Nationalität ein Resultat der Staatenbildung ist, so deckt sich im Allgemeinen die Nationalität mit irgend einem Staat. Als wichtigstes Band der Nationalität gilt die einheitliche Sprache, die durch die Assimilation des ursprünglich anderssprachigen Herrschenden an die Unterthanen entstanden ist. Doch giebt es auch in mehreren Staaten zersplitterte Nationalitäten und Staaten mit verschiedenartigen Nationen.

Eine Entwickelunglinie kommt noch von der geographischen Seite dazu. „Der durchschnittliche Grundtypus einer natürlichen territorialen Einheit ist immer durch die Lebensbedürfnisse einer menschlichen Ansiedelung bestimmt.“ Das ist die Möglichkeit, die wirthschaftlichen Bedürfnisse zu befriedigen, und der Schutz vor feindlichen Angriffen durch natürliche Bollwerke. Die territoriale Urzelle der Staaten ist also ein von Gebirgszügen umgebenes, durch diese geschütztes Thal, das von einem Strom durchschnitten wird. Die europäischen Staaten haben in ihrem Bildungprozeß territoriale Integrationen durchgemacht, innerhalb deren sich einheitliche Nationalitäten ausbildeten, und haben nun meistens entsprechende natürliche Grenzen erhalten; im Südosten jedoch ist dieser Prozeß noch nicht beendet. Außer den bisher gewonnenen Begriffen bietet sich nun noch ein neuer und besonderer dar: der Gesellschaftbegriff. Die Gesellschaftkreise gruppiren und kristallisiren sich um vom Staat unabhängige Interessen, um die diese Kreise mit einander ringen, wenn sie sie nicht anders durchsetzen können.

Es folgt nun eine Theorie der Staatsentwickelung, die im Wesentlichen mit der heute allgemein giltigen übereinstimmt. Die Genossen des Erobererstammes theilen das eroberte Land unter sich — unter der obersten Leitung eines Königs —, üben aber, Jeder auf dem ihm zugefallenen Territorium, die volle staatliche Herrschaft über seine Hintersassen aus. In dieser ersten Periode giebt es nur einen sozialen Kampf, den zwischen den feudalen Herren und dem Monarchen. Dieser will seine Macht ausbreiten, um nicht zum bloßen Schatten zu werden,

Hosted by Google

Jene fürchten für sich davor, daß er allzu mächtig wird. Die Friedensinstrumente in diesem immer von Neuem entbrennenden Kampf sind die vielen Rechtsbestätigungen, Freiheiten, Privilegien, die ersten Keime der späteren Charten und Konstitutionen. Die Herren organisiren sich dem Königthum gegenüber zum „Stande" und leiten so das feudale Regime über in das „ständische Regime", die „Parlamentsregirung" der „Reichstage". Dieser organisirten Macht gegenüber sucht die Monarchie Verbündete und findet sie vor Allem in den Städten, deren Handelsinteressen eine kraftvolle Regirung wünschenswerth machen und deren Bundesgenossenschaft besonders werthvoll ist, weil sie die Macht besitzen, die jetzt ausschlaggebend wird: das Geld. Mit ihrer Hilfe gelingt es dem Königthum, die Macht der Stände zu brechen und die absolute Monarchie zu begründen.

Doch entwachsen die wirthschaftlichen Interessen der Städte der Leitung und dem Schutz, die der Absolutismus ihnen gewähren kann, und die den früheren gleichen Ansprüche werden zu einer unerträglichen Last. Jetzt kämpfen die Bürger gegen den Absolutismus und setzen an seine Stelle die konstitutionelle Monarchie oder die moderne Republik, wo ihre Interessen vertreten sind: diese moderne Staatsform nennt Gumplowicz passend den „modernen Kulturstaat." Dieser ist vor Allem Staat und als solcher, genau wie der feudale, eine Organisation der Herrschaft behufs Aufrechterhaltung einer bestimmten Rechtsordnung; nur die Formen der Herrschaft sind gemildert: an die Stelle der Sklaverei und Leibeigenschaft sind „freiheitliche" Formen getreten. Die unterscheidenden Merkmale sind nun erstens, daß die Herrschaft nicht willkürlich, sondern in gesetzlicher Form geübt wird; zweitens, daß zunächst die Mittelstände, dann immer weitere Volksklassen durch die Repräsentation Antheil an Gesetzgebung und Verwaltung bekommen; drittens, daß der Staat sich nicht mehr auf Beherrschen und Kriegführen beschränkt, sondern das Wohl das Volkes nach allen Richtungen fördert.

Damit ist der allgemein interessirende Theil des Werkes erschöpft, der die großen Gesichtspunkte enthielt. Es folgt dann eine Reihe theilweise recht scharfsinniger Untersuchungen, bei denen den Autor immer ein schöner realistischer Instinkt leitet; aber diese Details haben kein weiteres allgemeines Interesse.

Man muß sich nun doch fragen: ist diese Theorie vom Inhalt des Staates richtig oder hat sie nicht, bei allem scheinbar Einleuchtenden, einen Hauptfehler? Bei solchen Untersuchungen kann man natürlich nie die rohe Wirklichkeit nehmen. Man muß immer bedenken, daß der Vertreter der Staatswissenschaft nicht ein Chemiker ist, der mit künstlich gereinigten Stoffen arbeitet, sondern daß er sein Material so verwenden muß, wie es ihm die Natur liefert. Das Herrschaftmoment aber bildet nun eine konstante „Verunreinigung", einen exakten Gegenbeweis können wir also nicht führen. Aber denken wir uns einen schweizerischen Urkanton. Die soziale Differenzirung ist geringfügig. Der Kanton werde vom Bunde gelöst gedacht, sei also ein völlig souverainer Staat. Auch hier haben wir Gumplowiczs Herrschaftmoment: die Knechte der Bauern, die Gesellen der Handwerker würden wirthschaftliche Gleichberechtigung mit ihren Herren verlangen, wenn nicht die repressive Macht des Staates vorhanden wäre. Aber ihre Bedeutung ist so gering, daß wir von ihnen absehen können. Wir können nicht in Zürich von den besitzlosen Arbeitern abstrahiren, denn dann würde sich das Bild des Staates sofort ändern; aber in Unterwalden können wir es. Würde damit der Staat seine Berechtigung verloren haben?

Hosted by Google

Ich glaube, es würde sich so gut wie nichts ändern. Der Staat ist die Organisation der Völker zu Angriff oder Vertheidigung gegen außen; er garantirt den Frieden im Innern, der doch durchaus noch nicht vorhanden ist, wenn es nur lauter Gleiche giebt; er hat die sogenannten Kulturaufgaben zu erfüllen, die großen und kostspieligen Arbeiten, die der Gemeinschaft zu Gute kommen und zu denen Alle beitragen müssen: Straßen, öffentliche Bauten, höhere Erziehung u. s. w.

Wir finden hier die drei Momente wieder, die ich bereits als konkurrirend mit der Unterjochung anführte: Staatengründung in Skandinavien, zum Zweck der Friedensstiftung daheim und von Wikingerfahrten nach außen, und Staatengründung im Gebiet großer Ströme zum nächsten Zweck der Wasserregulirung. Sicher hat Gumplowicz Recht, wenn er mir einwirft, daß da doch offenbar Ausnahmeverhältnisse angenommen sind. Aber jedenfalls ist damit bewiesen, daß der Staat noch eine andere Bedeutung hat als die einer „Organisation der Herrschaft behufs Aufrechterhaltung einer bestimmten Rechtsordnung". Und wenn Gumplowicz auch die drei Momente als letzte Ausflüsse der Herrschaftorganisation bezeichnet, so ist Das durchaus nicht in allen Fällen historisch zu beweisen; wobei ruhig zugegeben werden soll, daß das Herrschaftmoment diese Entwickelungreihen häufig gekreuzt hat.

Außerdem aber ist bewiesen, daß, wenn einmal die „Organisation der Herrschaft" gegenstandlos geworden ist, damit der Staat noch nicht gefallen ist. Anarchisten haben aus den Ansichten von Gumplowicz schon den Schluß von einer einstigen staatlosen Gesellschaft gezogen, in der dann der ideale Zukunftmensch nur nach seiner inneren Güte oder nach seiner intelligenten Selbstsucht handeln werde. Dafür ist Gumplowicz nicht verantwortlich; aber es ist doch ein schlimmes Zeichen für einen Realisten, wenn er zu solchen Ideen Anlaß giebt.

Wilmersdorf. Dr. Paul Ernst.

Rabbi Elieſers Weib.

Zu der Zeit, da Rabbi Elieſer ben Joſeph lehrte zu Jabne, geſchah es, daß
1. er ſich erzürnte wider ſein Weib,

2. denn ſie war unfruchtbar und nahm es ſich zu Herzen und ward ſchwermüthig und ihre Schönheit begann zu welken,

3. und er ſchrieb ihr einen Scheidebrief und verſtieß ſie.

4. Da er nun allein war in ſeinem Hauſe, ſprach er: Ich will kein Weib mehr freien. Denn ich habe Dieſe geliebt und meine Hoffnung iſt zu Schanden geworden.

5. Siehe, einen Golem will ich mir ſchaffen und ihm lebendigen Odem geben, daß ein Weib erſtehe; und ſie ſoll ſchöner ſein als die Töchter Judas und heiteren Sinnes; und ſoll meine Gedanken denken und meine Worte ſprechen. Kinder ſoll ſie mir gebären und mich erfreuen alle meine Lebenstage.

6. Und er machte einen Golem aus Lehm und Erde und ſchrieb an ſeine Stirn den vierfach heiligen Namen und blies ihm lebendigen Odem ein und beſchwor ihn, daß er athmete und lebte. Und ſiehe, das Weib war ſchöner als alle Töchter Judas und heiteren Sinnes und der Liebe kundig; und ihre Stimme

Hosted by Google

war ſüß und ihre Worte waren wie ſeine Worte und ihre Gedanken waren wie ſeine Gedanken.

7. Und er nannte ſie Adamah und freute ſich ihrer alle Tage und war guten Muthes. Und ſeine Werke waren geſegnet und ſein Ruhm mehrte ſich, alſo daß die Heiden kamen von fern, um ſein Wort zu hören, und ſein Name genannt ward bis gen Edom.

8. Und er rühmte ſich Deſſen zu dem Weibe Adamah; die aber hörte ihn an und ſchwieg. Denn ſie war unbewegt einen Tag wie alle Tage und es geſchah niemals, daß ſie lachte noch daß ſie weinete. Nach einem Jahre aber gebar ſie ihm einen Sohn.

9. Da geſchah es, daß Rabbi Elieſers Mutter ſich niederlegte und verſchied. Elieſer aber liebte ſie von Herzen. Und da er in ſein Haus trat mit ſchwerem Herzen und voll Kummer, kam das Weib ihm entgegen mit Trauerkleidern angethan und ſprach: Siehe, Deine Mutter war alt und ſchwach und grämlich. Sollte ſie länger dahinſiechen und uns zur Laſt ſein? So gedachte ſie ihn zu tröſten. Der Troſt aber war ihm bitterer als der Schmerz.

10. Und abermals ſchlug der Herr den Rabbi Elieſer, daß ſeinen jungen Sohn ein zehrend Fieber befiel; und der Knabe ſtarb in der dritten Nacht. Da nun Elieſer in ſeiner Kammer lag und weinte und ſeine Tage verfluchte, trat das Weib zu ihm und ſprach: Rabbi, haſt Du nicht gelehrt, daß unmäßiger Schmerz den Weiſen ſchändet?

11. Da ergrimmte er vor Zorn und ſchüttelte ſeine Hände und ſchrie: Habe ich Dir nicht ein Herz gegeben, auf daß Du trauerſt, und eine Stimme, auf daß Du klageſt, und Augen, auf daß Du weineſt? Du aber biſt nichts als toter Lehm und Erde.

12. Und ergriff das Weib und löſchte aus mit ſeinem Finger das Wort an ihrer Stirn. Da entwich ihr das Leben und der Golem zerfiel in Schutt.

13. Der Rabbi aber machte ſich auf in der ſelbigen Nacht mit allen ſeinen Jüngern

14. und begab ſich vor das Thor, wo ſein Weib wohnte in Armuth und Kümmerniß, das er verlaſſen hatte, und klopfte an die Thür.

15. Die Frau aber erſchrak und kam hervor und rief: Rabbi, biſt Dus? Kommſt Du bei Nacht mit Häſchern und Fackeln, daß Du mich umbringeſt?

16. Und Rabbi Elieſer kniete vor ſeinem Weibe und ſprach zu ſeinen Jüngern: Sehet, ich bin nicht werth, daß Dieſe die Sünde von meinem Haupte nehme.

17. Sein Weib aber lachte und weinte vor Freude, legte ihr armſälig Gewand ab und that ihre Hochzeitkleider an und folgte dem Rabbi in ſein Haus.

18. Elieſer aber hielt ſie in Ehren und liebte ſie wie am Tage ſeiner Vermählung und ſchenkte ihr einen goldenen Schmuck mit feinen Perlen und Onyx; auf dem war geprägt das Bild der Stadt Jeruſalem und des Tempels und der Burg Zion.

19. Alle Weiber aber neideten ihr den Schmuck; und unter ihnen war die Frau des Hohenprieſters. Der Hoheprieſter aber ſchalt ſie und ſprach zu ihr: Rabbi Elieſers Weib allein iſt würdig, den Schmuck zu tragen unter den Weibern, denn ihre Liebe war mächtiger denn die Sünde.

Hosted by Google

Selbstanzeigen.

Türke, wehre Dich! Leipzig, Gebhardt & Wilisch, 1808.

In dem selben Jahr, wo die flotteste aller Türkenhetzen blühte und englische und deutsche Pastoren sammt den Bewohnern des internationalen Ententeiches einander in tragikomischen Schauermärchen von allerhand türkischen Gräueln überboten, schrieb Edoardo Scarfoglio aus Kreta: „Alles, was die griechischen und englischen Blätter erzählen, ist ein Gewebe schamloser Lügen. Doch pflanzen sich, wie in Folge einer allgemeinen Verschwörung, diese Lügen von Geschlecht zu Geschlecht fort und blühen immer wieder aufs Neue und in den selben Farben . . . Gewiß ist es beklagenswerth, daß das griechische Volk noch immer unmoralisch genug ist, sich ohne Skrupel der Fabrikation von Verleumdungen hinzugeben, die nicht einmal den Werth des Phantastischen haben, da sie nur Wiederholungen sind. Aber noch weit beklagenswerther ist, daß die ganze europäische Presse sie ohne Prüfung hinnimmt und ohne Ueberlegung weiterverbreitet." Diese thörichten Märchen zu bekämpfen, sie wenigstens einigermaßen der Oeffentlichkeit gegenüber zu widerlegen, war der hauptsächliche Zweck meines Buches. Dem in England und Deutschland besonders üppig blühenden Armenier- und Griechen-Schwindel wollte ich mit Thatsachen entgegentreten; und diese glaube ich in den siebenzehn Kapiteln des ersten Buches beigebracht zu haben. Im zweiten Theil stellte ich mir die Aufgabe, die Türken als Kulturvolk zu schildern und nachzuweisen, daß die Osmanen noch keine Barbaren sind, weil ihre Civilisation nicht auf der anglo-amerikanischen Time-is-money-Theorie fußt, daß ferner die Türken unbestritten und von je her das toleranteste und vornehmste Volk des Orientes waren, ein Volk, von dem insbesondere die Lieblinge unserer deutschen Pastoren, die herrlichen Söhne Albions, noch heute Duldsamkeit lernen könnten. Möge meine Schrift den selbst in Deutschland noch viel verkannten Türken neue Freunde erwerben, möge sie darüber aufklären, daß Achtung und Sympathie im Orient nur den Türken, nicht aber den moralisch minderwerthigen Christen gebührt: mit diesem Wunsch übergebe ich mein Buch der Oeffentlichkeit.

Rom. Dr. Hans Barth.

Das Buckelchen und andere Skizzen. Verlag von R. Boll. Berlin NW.

Tolstoi sagt einmal: „Eine Belohnung ist nicht kostbar, nur die Arbeit dafür . . . Wenn Du arbeitest und lernst, zum Zweck, Früchte dafür zu ernten, so wird Dir die Arbeit schwer erscheinen; wenn Du aber beim Arbeiten die Arbeit selbst liebst, so wirst Du für Dich selbst darin eine Belohnung finden." Als ich meinen Skizzenband schrieb, empfand ich diese Wahrheit deutlich, obwohl ein dichterisches Werk schreiben im Sinn Tolstois keine „Arbeit" ist . . . In einer schönen Sommernacht legt man sich im rauschenden Wald auf den Rücken und träumt, während die Nachtinsekten emsig umherschwirren. Und da löst sich das Herz von aller Alltäglichkeit und die Gedanken werden frei und die Empfindungen rein. Plötzlich taucht dieser oder jener Mensch vor dem geistigen Auge auf und verlangt, festgehalten zu werden. Alles an ihm ist so seltsam und eigen und die

Hosted by Google

Erinnerungen, die er heraufbeschwört, sind so sonderbare und theure, daß man von einem „inneren Etwas" getrieben wird, eine Skizze von dem Bilde zu entwerfen. Eine Lampe hat man nicht bei sich, aber die Sterne leuchten und der Mond sendet sein Licht herab. Und man schreibt, während ein aufgeschreckter Vogel durch die Nacht ruft und das Laub leise raschelt. Und in dieser Stille durchlebt man mit seinen Wirklichkeit gewordenen Traumgestalten Dramen oder Lustspiele — wie es die konsequente Durchführung des einmal empfangenen Eindruckes gerade will — und man erfährt die verborgensten Dinge. Diese Emotion ist die Belohnung, die der Dichter in der „Arbeit" findet und die ihn reichlich für das Mißverständniß entschädigt, das ihm das Publikum vielleicht entgegenbringt ... Ich habe in meinem Buch ein Stück meines Herzens gegeben und habe meine besten Gefühle prostituirt. Dazu ist der Dichter aber verdammt; und ich sage mir: wenn er es nicht thut, so kann er im Leser weder große Sympathie noch starkes Mitleid für die Gestalten seiner Seele erwecken.

J. E. Poritzky.

Die Untrüglichkeit unserer Sinne. Zwei Theile in einem Bande. Erster Theil: Was ist Wahrheit? Zweiter Theil: Optische und Maler-Studien. Verlag von Hermann Haacke in Leipzig.

Diese [illegible]0 Seiten umfassende und mit 20 Abbildungen versehene Schrift beruht auf naturwissenschaftlicher Einzelforschung und giebt zunächst eine Geschichte der Optik seit Lionardo da Vinci und Kepler. Sie will darüber aufklären, daß wir mit den Augen die Entfernungen schätzen, nicht so sehr mittels des binocularen — zweiäugigen — Sehens, sondern mit Hilfe der aus der Erfahrung geschöpften Gesetze der Linearperspektive und der Luftperspektive. Die Schrift dürfte durch überzeugende Beispiele dargethan haben, daß die Menschen bei der Geburt die Körperlichkeit der uns umgebenden realen Dinge nur mit den tastenden Händen und Füßen erkennen können. Die Augen besitzen bei der Geburt, wie die interessanten Experimente an operirten blind Geborenen zeigen, nur die Fähigkeit, Flächen zu erkennen, weil sich wegen der flächenhaften Form der empfindenden Netzhaut die körperliche Außenwelt auf der Netzhaut nothwendig flächenhaft wiederspiegelt. Ein Naturwesen, das nur die Augen, aber kein Tastorgan besitzt, ist nicht im Stande, sich von einem körperlichen Dinge eine anschauliche Vorstellung zu machen. Erst vom Tastsinn lernt das Auge die Körperlichkeit der Dinge erkennen. Auf der Netzhaut des Auges spiegeln sich alle Außendinge in projektionhafter und perspektivischer Form ab. An der von der Natur auf der Netzhaut und von den Malern und Zeichnern künstlich auf ihren Bildern zum Ausdruck gebrachten Projektion und Perspektive erkennen die Augen der Menschen und Thiere die Körperlichkeit der Außendinge wieder. Meine Schrift bewegt sich in den Bahnen des koblenzer Physiologen Johannes Müller. Ich hoffe, den Beifall der Augenärzte, Maler, Physiker, Physiologen und Blindenlehrer zu erringen und wegen der Form der Darstellung darüber hinaus in Laienkreisen Interesse zu erwecken.

Aachen. Leo Glahn.

Hosted by Google

Die Diskontogesellschaft.

Die vornehme Veraltung der Diskontogesellschaft zeigt sich auch darin, daß sie wichtige Geschäftsgeheimnisse, wie etwa jetzt die Kapitalserhöhung, bis zum richtigen Augenblick streng bewahrt. Die Deutsche Bank ist in solchen Dingen viel moderner; von ihr sickern die wichtigsten Beschlüsse sofort durch, so daß sie erst mehrmals dementirt werden müssen, um dann fälschlich eine Zeit lang nicht mehr geglaubt zu werden. Die Diskontogesellschaft braucht stets nur einmal zu dementiren. Vor Monaten, als die Darmstädter Bank wegen der Transaktion Warschauer ihre Baarmittel erhöhte und die Börse sich die Bezugsrechte aller möglichen jungen Aktien ausmalte, verfiel die Spekulation natürlich auch auf Diskontokommandit und im April wurde hier eine Kapitalserhöhung dieser Gesellschaft als möglich hingestellt. Dann wurde aber das Ganze offiziell als falsches Gerücht bezeichnet, der spanisch-amerikanische Krieg lenkte die Aufmerksamkeit auf andere Dinge und jetzt, eines Montags abends, also nach der Börse, hat die Kapitalserhöhung allgemein überrascht. Dabei hatten Erfahrene an die angeblich geplante londoner Filiale gar nicht geglaubt; sie fragten, wie eine Bank ihr Geld in einem Reich gut verzinsen wolle, wo die Abundanz so unvergleichlich größer sei als bei uns. Dagegen war die Hochfinanz darüber einig, daß die Diskontogesellschaft ihr Kapital vermehren müsse, weil sie relativ zu schwache Reserven habe, und daß die Vermehrung bald eintreten müsse, damit das Publikum noch in Haussestimmung sei.

Das Hansemann-Institut war gegenüber der wachsenden Machtstellung der Deutschen Bank durchaus nicht so gleichgiltig geblieben, wie es von außen schien. Nachdem nun aber sogar die alte Verbündete, die Darmstädter Bank, sich vergrößert hatte, konnte es auch für die Diskontogesellschaft kein Zögern mehr geben. Freilich: bei einem Niedergang der Konjunktur ist es nicht angenehm, zu viel Geld und zu wenig Dividende zu haben; und es ist erst ein paar Wochen her, seit die Aufschwungsberichte aus unseren Montanbezirken wieder ganz günstig klingen. Aber da war die Dresdener Bank, von der die Eingeweihten sagen, sie werde zum Herbst abermals ihr Kapital vermehren: sollte man auch sie wieder vorankommen lassen? Jedenfalls hätte die Dresdener Bank längere Verhandlungen als die Diskontogesellschaft nöthig, um sich das Garantiekonsortium zu sichern. Wenn Herr von Hansemann eine Stunde vor der Veröffentlichung bei den einzelnen Konsorten anfragt und hinzufügt, daß das Bezugsrecht der neuen 15 Millionen zu 156 gewährt werde (bei einem alten Kurs von über 200), so ist ein freudiges Ja sicher.

Wie bedachtsamen Schrittes die Leiter dieser Bank vorgehen, ist auch daraus zu ersehen, daß man mittags die neue Zahlungsäumniß Venezuelas bekannt machte und abends mit der Nachricht von einer Kapitalserhöhung nicht mehr zurückhielt. „Die große Armee ist tot, aber der Kaiser ist gesund!“ Die Diskontogesellschaft steckt in Venezuela, rechnet man das Engagement der Norddeutschen Bank hinzu, mit mindestens 30 Millionen, aber sie ladet ihre Aktionäre ein, ihr noch mehr Geld anzuvertrauen. Solche Berechnungen waren natürlich in einem Augenblick, wo von Caracas die dritte Zahlungstockung vorliegt und die Diskontogesellschaft zur Ablösung der Eisenbahngarantie für 30 Millionen Bolivar-Venezuelafonds gewünscht und erhalten hatte. Heute, wo das Unglück geschehen und kaum eine Wendung zum Besseren absehbar ist, läßt sich sehr leicht an diesem Geschäft eine strenge

Hosted by Google

Kritik üben. Anfangs aber erschien die ganze Sache nicht besonders abenteuerlich und man konnte ruhig sagen: Die Herren in Berlin durften sich von dem Druckluft-Popp nicht so tief hineinreiten lassen; daß sie aber einer in Ueberseegeschäften bewanderten hamburger Bank in ein fernes Land folgten, war nur begreiflich. Die dabei mitwirkende Absicht, unserer Industrie umfassende Aufträge zu schaffen, hat ja bekanntlich auch ans Ziel geführt. Der Irrthum aber, der Venezuela betraf, ist überhaupt bei den südamerikanischen Ländern begangen worden, — und nicht allein in Deutschland: man hatte eben die Bürgerkriege nicht mit in die Rechnung gesetzt.

In einem gewissen Sinne war der Wagemuth des Herrn Siemens bei der Northern-Pacific-Bahn größer, wo unsere Hüttenwerke gar nicht in Betracht kommen konnten. Dafür war aber auch die Rückzugslinie eine ungleich günstigere, denn sie führte in die Union. Wie das Unternehmen einstweilen auch ausging: die Deutsche Bank durfte sich sagen, daß sie in einem gewaltigen Produktion- und Kulturlande festen Fuß gefaßt habe und daß Dies ihrem Provisionen- und Wechselkonto dauernde Gewinne bringen müsse. Wie weit wir heute in dieser Beziehung sind, wird ja die nächste Zeit nach dem Frieden lehren. Wenn die Amerikaner wirklich ihre Handelsabsichten auf Ostasien rasch durchsetzen, dann wird an den Beschlüssen in Berlin mitzuwirken sein. Vielleicht würde die Northern-Pacific dann alle disponiblen Summen zusammenhalten, keine Dividende bezahlen, die, wie z. B. auf die Common-Shares, vorläufig nicht vereinbart ist, und in Portland eine Schiffsgesellschaft gründen, die billige Baumwolle nach Ostasien brächte. Bei einer solchen Invasion hätte, wie gesagt, die Deutsche Bank ein gewichtiges Wort mitzusprechen.

Vor so weittragenden Neugestaltungen hat die Diskontogesellschaft noch nie gestanden und heute ist sie von der Deutschen Bank längst überflügelt. Nun erwähnt ja der Waschzettel, der die Motive zur Kapitalserhöhung mittheilt, auch die noch immer wachsende Ausdehnung der elektrischen Geschäfte. Das hat für die künftige Thätigkeit der Diskontogesellschaft sicher eine Bedeutung, aber doch mehr für überseeische Sachen. Die Union und Loewe, deren Trustgruppe ja auch die Dresdener Bank mit einigen sehr rührigen Unterhändlern angehört, sollen ihr begehrliches Auge besonders auf Südamerika geworfen haben; es fragt sich nur, ob zu solchen Zwecken wieder dritte Gesellschaften gegründet werden. Sind auch diese Aktien für das deutsche Publikum bestimmt, dann könnte man unter Umständen ernste Bedenken haben. Denn erstens begnügen sich unsere Elektrizitätwerke bei so fernliegenden Geschäften mit der leichtesten Hälfte, dem Liefern der theuren Maschinen, und zweitens dürfte die Kontrole über Einnahmen und Ausgaben, wie Kenner der dortigen Verhältnisse meinen, wohl leicht etwas tropische Formen annehmen. Sicher ist, daß unsere Großbanken hier einen neuen Quell des Verdienens gefunden zu haben glauben. Einen starken Reiz bietet ihnen auch der bei dieser Gelegenheit vollzogene Anschluß an Wernher, Beit & Co. in London; dieses größte Minenhaus ist bekanntlich in Santiago de Chile zum ersten Male unter die elektrischen Gründer gegangen und erscheint jetzt sogar bei den Trambahnen in Lissabon als Mitbewerber. Die Transvaal-Verbindung der Deutschen Bank mag der Allgemeinen Elekrizität-Gesellschaft die Geldhilfe Beits verschafft haben; aber diese Firma wird sich natürlich nicht an eine einzige Gruppe binden. Wenn man so reich ist, bildet man in sich selbst eine Bank; und sicher ist bei Beit eine größere Liquidität und auch ein größeres Kapital zu finden, als heute

Hosted by Google

irgend eins unserer Großinstitute besitzt. Weit soll jahrein, jahraus die Kleinigkeit von fünf Millionen Pfund bei der Bank von England disponibel halten.

Es scheint übrigens, als ob unsere Techniker bald auch in Frankreich ohne Maske erscheinen könnten, denn ein französischer Warner deckt jetzt schonunglos die Versumpfung der heimischen Elektrizität auf und weist auf die Blüthe dieses Zweiges der Technik in Deutschland hin. Den kleinen Kniff, daß die Deutschen weniger originell als tüchtig genannt werden, sollte man nicht mit so großer Entrüstung aufnehmen; auch der Jahresbericht der berliner Aeltesten drückt sich ja diplomatisch genug aus, z. B. da, wo die deutsche Nachfrage nach amerikanischen Werkzeugsmaschinen mit der Ueberladung unserer einheimischen Fabriken begründet wird.

Die Diskontogesellschaft spricht auch von ihren Betheiligungen bei der Banca Generala in Bukarest, bei Becker & Co. in Leipzig und bei „einer" westdeutschen Bank. Die rumänische Gründung gilt selbst bei Gegnern der Diskontogesellschaft als aussichtreich, da Rumänien erst jetzt anfängt, seine Getreideausfuhr durch entsprechende bankliche und maschinelle Einrichtungen zu heben, die da unten noch als Neuheiten zu gelten scheinen. Die Erwerbung des Bankhauses Becker in Leipzig könnte nur besonders wichtig werden, wenn damit Finanzirungen in der sächsischen Industrie verbunden wären. Große Gründungen kämen dann allerdings wohl nicht vor, aber vielleicht verschiedene kleine; daß auch solche jetzt Herrn von Hansemann willkommen sind, zeigt ja die „Umwandlung" der tucherschen Brauerei in Nürnberg, wo man noch dazu mit der Dresdener Bank theilen muß. Eine Brauerei und die Diskontogesellschaft: Das war früher undenkbar. Bei Becker, als einer Privatfirma, sind keine Reserven zu schlucken, wie es bei Fusionen sonst gern geschieht. Das westdeutsche Institut soll die klug geleitete aachener Diskontogesellschaft sein, die mit dem berliner Institut gleichen Namens schon lange eng liirt ist und von deren Aktien ein hübscher Posten in der Behrenstraße lag. Die Aktien stehen 139, die Reserven betragen nicht 3 Millionen. Das wäre immerhin mitzunehmen. Endlich sprach man noch von Born & Busse, einem bekanntlich sehr reichen berliner Bankhause, dessen Chef plötzlich erkrankt ist; es hat schon auf manchem Prospekt neben der Diskontogesellschaft figurirt. Man kann aber doch nicht das reine Vermögen einer Firma ankaufen, selbst wenn es durch die klügsten Sanirungen und die glücklichsten Terrainspekulationen angehäuft worden ist. Born & Busse haben kein Kundengeschäft; ihr Hauptaktivum war unstreitig der jetzt erkrankte Chef, dessen Persönlichkeit allerdings früher als ein glänzender Gewinn gegolten hätte. Jetzt nun statt seiner den jüngeren Bruder zu „gründen", nur weil er der Bruder eines Mannes ist, der sich kürzlich zu seiner innerlichen Beruhigung 6 Millionen in Gold von der Reichsbank kommen ließ, wäre doch etwas gewagt.

Das Beste kommt zuletzt: die Diskontogesellschaft hat die 40 Millionen ihrer Norddeutschen Bank-Aktien nur zu Pari aufgenommen. Das ist bei einem Papier, das noch immer acht Prozent abwirft, eine niedrige Bilanzirung. Die Bayerische Handelsbank steht bei der selben Dividende 184, die Pfälzische 144, Schaaffhausen 151, die Darmstädter Bank 152. Rechnet man die zwei Prozent hinzu, die die Diskontogesellschaft bei ihren zehn Prozent Dividende gleichsam auf diese Aktien „drauflegen" mußte, so bleibt die Aufnahme zu Pari noch immer niedrig genug; eine sehr ausgedehnte stille Reserve wird so geschaffen. Das ist der beste Posten, den die Diskontogesellschaft heute aufweist; ihre ungünstigeren Seiten werden von den durch manche Ablehnung gereizten Feinden oft genug beleuchtet.

Pluto.

Hosted by Google

Notizbuch.

Franz von Holtzendorff schildert in seinem kleinen Buche „Ein englischer Landsquire", wie er im Jahre 1861 in Dublin einen sozialwissenschaftlichen Kongreß besucht habe und auf der Rückreise bei dem „unverfälschten Landsquire" Lloyd Baker in Gloucestershire als Gast eingekehrt sei. Hinter herrlichen Kastanienbäumen sah er da ein altes Gebäude und erfuhr auf seine Frage von Baker, es habe lange der Familie Powel gehört, die England hervorragende Rechtsgelehrte geschenkt habe. „Von dem trefflichen Richter Sir John Powel erzählt man sich Folgendes: Die Hexenprozesse waren unter den letzten Stuarts noch in Blüthe. Man brachte ein altes Weib in die Gerichtssitzung, unter der Beschuldigung, daß sie fliegen könne. Powel fragte: ‚Angeklagte, können Sie fliegen?' ‚Ja, Mylord', erwiderte die Beschuldigte. ‚Nun, dann fliegen Sie nur nach Hause', sagte Powel." Holtzendorff fügt hinzu: „Wie viel Weisheit liegt in dieser kleinen Anekdote! Wenn zum Beispiel gefragt wird: ‚Angeklagter, Sie wollen also den Staat über den Haufen rennen und Gebietsstücke gewaltsam losreißen?' so könnte man einem Geständigen auch zuweilen, wie der alte Powel, sagen: ‚Nun, — stürzen Sie nur den Staat und reißen Sie einmal ein Stück ab. Vor der Hand aber gehen Sie nur.'" Im deutschen Norden werden heutzutage in nicht zu langen Zwischenräumen Vereine aufgelöst, Kongresse verboten und Prozesse eingeleitet, weil angeblich ein Einzelner oder eine Gruppe den Umsturz alles Bestehenden plant und dem Staat den Untergang sinnt. Es wäre sehr schön, wenn in dem Lande der Wruken, des Drills und der vormärzlichen Erbweisheit nach mancher üblen Erfahrung mit chicanösen Maßregelungen endlich einmal ein Minister erstände, der den Muth hätte, in der Bekämpfung frevlen Strebens so weise zu sein wie Powel und Holtzendorff.

* * *

Das Telegramm, das der Kaiser am zweiundzwanzigsten März 1890 nach Weimar sandte und in dem er, zwei Tage nach Bismarcks Entlassung, sagte, ihm sei zu Muth, als ob er seinen Großvater zum zweiten Male verloren habe, war nicht, wie bisher angenommen und am sechsten August hier erzählt wurde, an den Großherzog, sondern an den Direktor der Kunstschule in Weimar gerichtet, den Grafen Emil von Görtz-Schlitz, der den Kaiser auf den Seereisen zu begleiten pflegt und für die vom berlinischen Volkswitz Neue Markgrafenstraße getaufte Puppenallee im Thiergarten einen märkischen Herrscher modelliren soll.

* * *

Ein interessanter Prozeß, der geeignet gewesen wäre, Beziehungen angesehener Bankinstitute zu einer der ältesten und von den Gläubigen geachtetsten berliner Tageszeitungen in helle Beleuchtung zu rücken, ist, wie ein Blatt meldete, am zwanzigsten August leider nicht zum Austrag gekommen. Und warum nicht? Weil der Hauptbetheiligte das bessere Theil erwählte und aus Rücksicht auf liebe Kollegen es vorzog, durch Abwesenheit zu glänzen. Schade! Börse und Presse hätten da einmal die wunderschönste Gelegenheit gehabt, ihre Anschauungen und Grundsätze zu bekennen und auszutauschen. Man hätte aus dieser Zwiesprache vielleicht erfahren, wer von Beiden am Weitesten jenseits von Gut und Böse steht: die Bankinstitute, die sich von den „Vertretern der öffentlichen Moral und Meinung" private Gutachten und ähnliche Dinge zu Honoraren von schwindelhafter Höhe anfertigen lassen,

Hosted by Google

oder die Journalisten aus dem Handelstheil, die jahraus, jahrein die klingenden „Beleidigungen" unentwegt in die Tasche stecken. Jedenfalls wäre es sehr interessant gewesen, die Höhe der „Gratifikationen" nach dem heutigen Kurs in deutlichen Ziffern zu erfahren. In der berliner Volkszeitung wurde berichtet, der Angeschuldigte sei ein Herr Dunz, Handelsredakteur der Vossischen Zeitung, der auf verbotenen Wegen Geld erjagt habe. Leider hat er die Klage gegen seine „Verleumder" im letzten Augenblick zurückgezogen. Als Handelsredakteur war er der Nachfolger der Herren Schweitzer und Moritz Meyer. Die Vossische Zeitung hat Unglück.

* * *

In den Zeitungen liest man seit Wochen, Bismarcks Memoiren würden nächstens bei Cotta erscheinen, der Vertrag sei schon längst gemacht, das Honorar betrage eine Million Mark, in Stuttgart werde „mit fieberhafter Eile" gesetzt, vier Korrekturabzüge seien „in Berlin zur Censur", und ähnlich schöne, die Sensationenlust stachelnde Nachrichten, die nur eben ein Bischen unglaubwürdig klingen. Daß der Fürst mit der Hilfe Lothars Bucher Erinnerungen aus seinem Leben geschrieben hat, daß diese Niederschrift sich auf alle Epochen von der Kindheit bis zur Entlassung aus den Aemtern erstreckt und, sobald die Erben es für angezeigt halten, veröffentlicht werden wird, ist ja allgemein bekannt geworden. Ein Recht, das Manuskript — von dem ein Theil vor Jahren gesetzt wurde, um dem Fürsten das Lesen und Korrigiren zu erleichtern — einer Censur zu unterwerfen, steht keinem Menschen zu; und Personen, die es wissen könnten, sagen, daß ein Vertrag mit Honorarbestimmung überhaupt noch nicht abgeschlossen ist und die Entscheidung über den Umfang des Werkes und den Termin des Erscheinens kaum vor dem Spätherbst gefällt werden wird.

* * *

Ungeduldige Leute zerbrechen sich schon jetzt den Kopf, um für den Sarkophag, der im berliner Dom auch für die höfische Region das Andenken Bismarcks verewigen soll, passende Bibelsprüche zu finden. Hier sind drei aus dem Buch Jesus Sirach, die vielleicht nicht ganz unangebracht wären: „Er ging mit Löwen um, als scherzte er mit Böcklein, und mit Bären als mit Lämmern." „Da er lebte, that er Zeichen; und da er tot war, that er Wunder." „Er ließ sich nichts zwingen; und da er tot war, weissagte noch sein Leichnam."

* * *

Ein hehrer Tempel deutscher Kunst ist, wie hier schon mehr als einmal erwähnt wurde, das durch hohe Gunst geehrte Hoftheater in Wiesbaden. Während des letzten Spieljahres erschienen auf dieser Bühne: Goethe siebenmal, Schiller viermal, Hebbel, Lessing, Grillparzer, Freytag je einmal, Kleist dreimal; an achtzehn Abenden wurden also Werke der ersten deutschen Dramatiker aufgeführt. Die selbe Summe ergiebt sich, wenn man die Aufführungen zusammenzählt, die dramatische Meisterwerke des Botschafters Grafen Philipp Eulenburg und des Hauptmannes Joseph Lauff in Wiesbaden erlebten. Graf Eulenburg kam mit dem „Seestern" sechsmal, Herr Lauff mit dem „Burggrafen" siebenmal, mit „Salve" fünfmal zum Wort. Jeder poetisch gestimmte Patriot muß einräumen, daß der Leiter dieses Kunstinstitutes, Herr von Hülsen, der Goethe, Schiller, Kleist, Hebbel, Lessing, Grillparzer und Freytag zusammen im Spielplan eben so viel Raum gönnt wie den Dioskuren Joseph und Phili, die Zeichen der Zeit weise zu deuten versteht.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 3. September 1898.

Nikolai Skoteinos.

Noch hat Bismarcks Leib nicht die letzte Ruhstatt gefunden, noch rüstet der Deutsche Kaiser zu der Reise ins Heilige Land, die dem nun sicher Eingesargten ein gefährliches, sein Werk mit unheilvoller Wirkung bedrohendes Unternehmen schien und die, nach der Ansicht der immer von froher Hoffnung erfüllten, immer zu neuer Festtagslust bereiten Epigonen, doch bestimmt ist, des Deutschen Reiches ungeschwächte Macht und Herrlichkeit dem staunenden Blick der den Erdkreis bewohnenden Völker zu enthüllen, noch spukt der Glaube an die für Aeonen unzerstörbare Vorherrschaft des Germanenthumes durch die deutsche Enge, — und schon hat der höchste Vertreter des russischen Islams der aufhorchenden Welt sein Evangelium verkündet, nicht, wie es zunächst scheint, die Friedensbotschaft eines mächtigen Fürsten, nein: das Thronbesteigungmanifest einer dem Europäersinn fremden Weltanschauung. Nikolaus der Zweite, der Träger der Monomachenkrone, ruft die Menschheit zu friedlichem Thun, zu einem Kongreß, der die Möglichkeit suchen soll, in den Militärstaaten das Maß der Rüstungen zu mindern. In dem Rundschreiben, das von Petersburg aus an die leitenden Minister der am russischen Hof vertretenen Mächte versandt worden ist, liest man die Sätze: „Da die durch die Kriegsrüstung den Staaten aufgezwungenen finanziellen Lasten eine steigende Richtung verfolgen und die Volkswohlfahrt an ihrer Wurzel treffen, so werden die geistigen und physischen Kräfte der Völker, die Arbeit und das Kapital, zum großen Theil von ihrer natürlichen Aufgabe abgelenkt und in unproduktiver Weise aufgezehrt. Hunderte von Millionen werden verbraucht, um furchtbare Zerstörungmaschinen zu beschaffen, die heute als das letzte Wort der Wissenschaft betrachtet werden und schon morgen dazu verurtheilt sind, in Folge einer neuen Entdeckung auf diesem Gebiet jeden Werth zu verlieren. Die nationale Kultur, der wirthschaftliche Fortschritt, die Erzeugung von Werthen sind in

Hosted by Google

ihrer Entwickelung gelähmt und in falsche Bahnen gelockt. Die wirthschaftlichen Krisen werden zum großen Theil durch das System riesiger Rüstungen hervorgerufen; und die stete Gefahr, die in dieser Kriegsstoffansammlung liegt, macht die Armee unserer Tage zu einer erdrückenden Last, die von den Völkern nur noch mit Mühe getragen wird. Wenn dieser verhängnißvolle Zustand fortdauert, muß gerade er unaufhaltsam zu der Katastrophe führen, die man zu vermeiden wünscht und deren Schrecken schon bei dem bloßen Gedanken den Menschen erschaudern läßt." Das hat, ungefähr an dem selben Tag und mit den selben Worten sogar, auch der Sozialdemokrat Vaillant gesagt, dessen Abrüstungantrag von den Franzosen mit ironischer Heiterkeit aufgenommen wurde Ernster als die wesenlose Pathetik des rothen Revolutionärs ist der Vorschlag des Weißen Zaren zu nehmen, der bisher wenigstens noch nicht bewiesen hat, daß er gern in tönenden Phrasen schwelgt und als Weltenheiland in der Geniepose zu erscheinen liebt. Sein Ruf kann nicht unwirksam ins Leere verhallen: es ist möglich, daß er über Nacht die Furie entfesselt, die er an festen Ketten ins Dunkel bannen wollte, gewiß aber, daß er von der nordischen Höhe her das Dämmern einer neuen Weltanschauungepoche meldet. Die Ahnung, daß wir nach dem Tode Bismarcks, der auch ohne Amt und Titel noch eine Großmacht war, bald vor ernste Entscheidungen gestellt werden würden, hat nicht getrogen... In solchen Schicksalsstunden ziemt Jedem, der sich nicht mit der Handwerksroutine des Eintagsschreibers begnügt, ein Rasten zu ruhiger Sammlung. Es ist nicht immer nöthig, ist selten nützlich, über eine Weltwende, die sich einstweilen nur in leisen Erdstößen ankündet, mit flinken Worten hinwegzueilen. Was bis jetzt in Deutschland über den russischen Vorschlag gesagt wurde, ist Phrase, Parteigeschwätz oder der übliche Tribut, den der Knechtssinn den Mächtigen, auch den irrlichtelirenden, zu zollen pflegt. Das Echo, das der Ruf des Zaren wecken muß, wird zu erwarten, die Wirkung seiner überraschenden Rede in stiller Musse zu wägen sein. Dann erst wird man der Frage die Antwort finden können, ob wir den nahen Ausbruch des blutigsten Krieges zu fürchten oder die Herrschaft der guten Eris Hesiods zu hoffen haben, dann erst kann vielleicht auch von einer anderen Räthselfrage der Schleier sinken und ernstem Sinn die Erkenntniß kommen, ob der junge Herr, dessen Persönlichkeit Nebel und Weihrauch umhüllt, unsicher tastend in finsterer Wirrsal einhertaumelt oder ob nicht auch ihm, wie dem dunklen Epheser, den Nietzsche den königlichen Einsiedler des Geistes nannte, ein kontuitiver Gott die Gabe verlieh, die Harmonie zu schauen, die dem gewöhnlichen Menschenauge ewig unsichtbar bleiben muß.

Hosted by Google

Die Distel.

Nein, war Das ein Sommertag! Das Herz im Leibe lachte Einem vor Wonne. Aber heiß wars. Schon um drei Uhr morgens hatte die Sonne aus der Himmelsthür geguckt und der Erde guten Morgen gewünscht; die hohe Frau mußte recht gut geschlafen haben, denn sie lachte mit dem ganzen Gesicht und nicht ein einziges Wölkchen zog während des Tages über ihr strahlend frohes Antlitz. Es war so ein echter Sommertag. Auf den Feldern reifte still das Getreide, der Rebensaft kochte über glühendem Felsgestein und in den Obstgärten rundeten sich heimlich die Aepfel und Birnen. So heiß wars, daß im Grasgarten die Kirschen am Baum und die spielenden Kinder darunter um die Wette rothe Bäckchen bekamen. Schritt für Schritt zogen die Pferde auf der weiß schimmernden Straße die Lastwagen bergan, der Fuhrmann ging nebenher, aber statt der gewohnten kurzen Pfeife hatte er jetzt eine Rose im Munde. Ab und zu nahm er den Stiel fest zwischen die Zähne und drückte ihn mit der Zunge hinunter, dann mußte die Blüthe sich aufrichten und er konnte daran riechen, ohne die Peitsche in die linke oder die Zügel in die rechte Hand zu nehmen.

Der Staub, den der Wagen aufwirbelte, flog auch auf die steinige, steile Böschung, die den Weg rechter Hand begleitete. Dort stand eine kleine Distel. Sie war zwischen zwei Steine eingeklemmt und ihre drei Blätter hatten sich fest darüber gebreitet, als ob sie Halt suchten. Sie hatte nicht immer hier gestanden. Im vorigen Jahre war sie ganz oben am Rande der Böschung, wo die Bergwiese beginnt, aus dem Erdenschoß ans Licht gekommen, in der nächsten Nachbarschaft der rothen Steinnelken und des windigen Taubenkropfes. Als ihre graugrüne Spitze zum ersten Male in die weite Ebene hinunterblicken konnte, war sie ganz erstaunt über die Größe der Welt und rief der Steinnelke auf schlankem Stengel zu: „O sieh doch, wie schön die Welt ist! Was mag dort hinten zu sehen sein, wo der Himmel sich auf die Erde stützt? Du bist größer als ich, sage mir doch, was Du siehst."

„Größer als Du? Dazu gehört nicht viel", höhnte die Nelke; „übrigens sei so gut und behalte Deine Weisheit für Dich. Ich stehe höher als Du und Du hast zu warten, bis ich geneigt bin, Dich anzureden!" Die kleine Distel fühlte einen Stich bei diesen Worten, und nahm sich vor, zu schweigen. Aber schon am nächsten Abend, als der Mond sanft und voll am dunklen Himmel stand, vergaß sie in ihrem Entzücken den Vorsatz und wandte sich an den Taubenkropf, der seine aufgeblasenen Blüthensäcke im lauen Abendwinde wiegte.

„Sage mir doch", bat die Distel, „ob wir auch im Mondlicht wachsen und warum die Blumen am Abend so süß duften?" Der Taubenkropf that, als hörte er nicht, aber die einfältige Distel verstand den Wink nicht und fragte lauter und lauter, bis der Taubenkropf aufgebracht rief: „Schweig, Du ordinäres Ding, lerne erst Lebensart, ehe Du mit Meinesgleichen anbindest; wenn ein Großer, wie ich, nicht aufgelegt ist, zu reden, haben die Kleinen zu schweigen."

Der Distel war es wieder, als habe ein Dorn sie gestochen; sie stand regunglos und nahm sich fest vor, nichts mehr zu erfragen. Als aber am folgenden Morgen eine Schwarzdrossel auf der Spitze einer hohen Lärchentanne das Morgenroth mit einem Jubelliede aus tiefster Brust grüßte, da zitterte

Hosted by Google

Etwas in ihr und bewegt sah sie sich doch wieder um. Diesmal wandte sie sich an das gelbe Johanniskraut: „Was hat der schwarze Vogel gesungen? Hat auch Dein Herz gezittert, als er sang?“

Das Johanniskraut war mit der Zeit so steif geworden, daß es sich gar nicht herunterbiegen konnte, selbst wenn es gewollt hätte; es rührte kein Blatt, sah starr nach oben und bemerkte halblaut zur Nelke: „Das unterirdische Gewächs fängt an, frech zu werden, es thut wahrhaftig, als wäre es Unseresgleichen. Pfui!“

„Wie kommt es nur hierher auf unsere Wiese?“ fragte der Taubenkropf gereizt; „es verdirbt unsere Gesellschaft.“

„Reißt es erst ein, daß solches Unkraut reden darf, wie es will,“ meinte die Nelke, „so kommen wir bald nicht mehr zum Wort.“

„Das verhüte der Schöpfer!“ rief das Johanniskraut voll Schrecken.

„Ja, ja“, seufzte die Nelke, „ein böser Geist steckt in dem Dinge, nach Allem fragt und forscht es. Das ist gegen die Moral. Unkraut muß schweigen und immer eingedenk sein, daß es nur geduldet wird.“

„Kurz und gut“, schloß der Taubenkropf, „wir sind hier die Herren und wollen unter uns bleiben und nicht mit Fragen und Forschungen belästigt werden. Also fort mit dem Eindringling!“

„Das ist leichter gesagt als gethan,“ meinte bedächtig die Nelke; „wie sollen wir die Distel abschieben?“

„Ich weiß Rath“, rief da die Königskerze, die bisher gleichgiltig geschwiegen hatte. „Unter meinen flinken Boten, den schwarzen Sammetmäuschen, befindet sich sicher eins, das den Maulwurf kennt, dem weiter oben die Wiese gehört. Ich lasse ihn bitten, sich hierher zu bemühen und den Boden zu lockern, genau an der Stelle, die ich ihm zeigen werde.“

„Hm,“ warf das Johanniskraut ein, „ich bezweifle doch, ob der Maulwurf der Bitte entsprechen wird.“

„Ich nicht“, meinte der Taubenkropf; „der Maulwurf ist ein bedächtiger Kopf, der nichts so sehr haßt wie Neuerungen und Forschungen. Wenn er hört, weshalb die zudringliche Distel untergraben werden soll, so wird er schon helfen.“

Gesagt, gethan. Die Königskerze ließ den Maulwurf bitten. Er kam und lockerte den Boden um die kleine Distel herum, so daß sie allen festen Halt verlor. Dazu eilten die flinken Mäuse geschäftig hin und her und bohrten kleine Gänge in das Erdreich, das trocken und bröcklich wurde. Die anspruchslose Distel verlangte so wenig von dem Boden, auf dem sie stand, daß sie anfangs gar nicht merkte, was ihr geschah; die Wurzeln fanden immer noch genug, sich zu sättigen; aber der aufgeblasene Taubenkropf sorgte, daß sie klar sah.

„Nun, lebst Du immer noch?“ fragte er, „ich dachte, Du müßtest doch nun bald verhungert sein; aber freilich: Unkraut vergeht nicht.“ Die anderen Blumen kicherten über diese witzige Bemerkung und zischelten einander boshafte Spöttereien zu; der Distel aber war es, als ob jedes Wort wie ein Stachel sich in ihr Fleisch bohrte. „Was habe ich Euch gethan,“ rief sie unter Schmerzen, „daß Ihr mich haßt und mich umbringen wollt? Weshalb soll ich nicht an dem Ort bleiben, wo ich gewachsen bin? Ich will hier stehen und groß werden und in die Ebene hinabsehen.“

„Was Du willst oder nicht willst, ist ganz gleichgiltig,“ entschied herrisch

Hosted by Google

die Königskerze. „Unkraut bist Du und gehörst nicht auf die Wiese unter Blumen und blühendes Gras. Dazu bist Du viel zu derb und unschön. Wir wollen unsere Gemeinschaft rein halten. Punktum."

Inzwischen war da, wo die Sonne untergeht, der Westwind aufgestanden. Er tauchte langsam aus dem Meere auf, schüttelte Muscheln und Seetang aus Haupt- und Barthaar und blies mit vollen Backen über die Wasserfläche, daß die Wellen schäumend sich jagten. Dann hob er den Riesenleib ganz aus den Fluthen, breitete seine meerfeuchten, dunklen Flügel aus, daß der Himmel sich plötzlich verfinsterte und Wasserströme herabflossen, und flog brausend über die Erde. Es regnete und stürmte, bis Haar und Gefieder des Südwindes trocken geworden war; dann mußte er wieder hinab in die feuchte Tiefe. Der Regen war durch das gelockerte Erdreich leicht in die Höhlen und die Gänge eingedrungen, welche Maulwurf und Mäuse auf Befehl der hochmüthigen Königskerze emsig gegraben hatten, und nach wenigen Stunden kam der Augenblick, wo die Wurzeln der Distel den Boden verloren und sie anfing, hinabzurutschen. „Ich falle, ich falle, — helft mir!" rief die geängstigte Pflanze, aber der mileidlose Taubenkropf antwortete ungerührt: „Glück auf zur Fahrt! Du gehst, wohin Du gehörst." Es war das Letzte, was die Distel vernahm; im nächsten Augenblick verging ihr Hören und Sehen, denn der Erdklumpen, in dem ihre Wurzel steckte, rutschte mit wachsender Schnelligkeit die Böschung hinab, bis er von zwei Steinen aufgehalten wurde.

Als die Distel wieder zu sich kam, wars Frühling; vom blaßblauen Himmel wehte ein frischer Wind, die Bäume hatten schwellende Knospen und die Staare zwitscherten. Sie mußte sich erst besinnen, wo sie war und wie sie dahin gekommen. Nach und nach aber wurde ihr Alles klar: sie sah die Böschung, an deren Rand sie gestanden, und die Spur, die das abrutschende Erdreich hinterlassen hatte; und als sie das Alles sah, da faßte sie ein heißer Zorn und sie rief, so laut sie konnte: „Hart und wehrhaft will ich werden, daß Ihr mich fürchten sollt sammt Euren Dienern, den Mäusen und Maulwürfen." Da wurden ihre Blätter hart und fest und zäh und jedes kränkende Wort, das sie hatte hören müssen, wurde zu einem Stachel, den sie von innen nach außen kehrte. So stand sie da, von Allen gefürchtet. Kein Vogel ruhte auf ihr aus und die Bienen flogen in weitem Bogen um sie herum, die Kinder warnten einander vor der stacheligen Pflanze und riefen ihren spürenden Hund zurück. Die Distel hatte ihren Zweck erreicht: sie war gefürchtet, — aber sie war auch verlassen und freudeleer. Mit der Zeit wurde sie immer spitzer und härter, und wer ihr unversehens nahe kam, Den stach sie, daß er wehklagte. Die Vögel erzählten einander, wie lieblos sie sei, die Mäuse zeigten die Stellen, wo sie ihnen das Fellchen geritzt, und die scheuen Eidechsen behaupteten sogar, sie wolle sie aufspießen. Endlich wurden die Klagen so laut, daß Frau Sonne einen goldenen Strahl hinunterschickte, um nachzusehen. Der Sonnenstrahl fand Alles so, wie die Klagenden gesagt hatten, und er wurde so betrübt, daß er ganz schmal und blaß zur Sonne zurückkehrte und kleinlaut versicherte, es sei nichts, rein gar nichts weiter mit der Distel zu machen, als sie zu versengen. Frau Sonne aber hieß den Strahl wieder an seine Stelle gehen und lächelte still vor sich hin, wie Jemand, der es besser weiß. Sie strengte nun ihre hellen Augen an, um die kleine Distel an

Hosted by Google

der steinigen Böschung zu finden, — und richtig: da stand sie, die drei Blätter fest auf die Steine gebreitet, als suche sie Halt an ihnen. Dann wandte die Sonne der Distel ihr Antlitz zu und sah sie mit den strahlenden, warmen, wonnigen Augen so freundlich an, daß der Distel das Herz unter dem stacheligen Kleide zu lachen begann; sie hob die Spitze aus den Blättern dem Licht entgegen. Als die Sonne Das sah, war die Reihe, zu lachen, an ihr und sie lachte das Stengelspitzchen so lieblich lockend an, daß es eilig, eilig wuchs, um der holdseligen Sonne näher zu kommen, und nach kurzer Zeit war aus dem finsteren Schoß ein stattlicher Stengel emporgeschossen, der rechts und links schön gezackte Blätter ansetzte, aber immer auch Stacheln zeigte. Die Vögel und Bienen und Mäuse und Glockenblumen hatten verwundert zugesehen, wie das Herz der Distel sich nach dem Licht streckte; als aber mit dem Stengel auch die Stacheln wuchsen, da wandten sie sich enttäuscht ab und sagten: „Es nützt doch nichts."

Die große Sonne aber war in ihrer Stärke geduldiger und lachte die harte Distel weiter an und vergoldete sie mit dem Himmelslicht, bis sie endlich eines Tages fragte: „Warum kommst Du immer zu mir und suchst mich?"

„Weil ich Dich liebe", antwortete die Sonne.

„Ich bin nicht liebenswürdig", murrte die Distel.

„Nein", lachte die Sonne, „aber Du kannst es werden."

„Du hast keinen Dank dafür, Sonne", grollte die Distel weiter.

„Vorläufig ists genug, daß ich Dich sehe", beharrte die Sonne. „Liebe will weder Dank noch Lohn. Weißt Du Das nicht?"

„Nein."

„Liebe ist glücklich, wenn sie geben kann."

Die Distel schwieg und badete weiter im Sonnenlicht und nach und nach schmolz ihr harter Sinn und sie wurde weicher und auch froher.

„Du bist schön und gut", sprach sie da zur Sonne.

„Findest Du?" antwortete diese, „ja, möchtest Du mir nicht ähnlich werden?"

„Ich Dir ähnlich?" Zum ersten Male in ihrem Leben lachte die Distel. Nein, Das war wirklich spaßig.

„Ich spreche ernsthaft", sagte die Sonne, „sieh mich nur an, so recht innig und froh, und halte mir still."

Die Distel thats und die sonnige Wärme durchdrang sie bis in die Wurzel hinein, daß ihr wohler und wohler wurde, und je wohler ihr wurde, desto sanfter und froher wurde sie. Und eines schönen Tages hatte sie eine dicke Knospe angesetzt, und als diese sich erschloß, da war sie rund wie die liebe Sonne und voll von feinen, spitzen Blüthenblättchen, die alle nach außen strebten, wie Strahlen. Und die Vögel zwitscherten vor Verwunderung und die Bienen kamen und saugten sich an der Blüthe fest. Die Distel aber gab ihnen willig alle Honigsüßigkeit, die die Sonne in ihr hervorgezaubert hatte.

„Siehst Du, kleine Distel", sprach da die große Sonne, „jetzt bist Du mir ähnlich geworden."

Da wurde die Distelblüthe ganz roth vor schämiger Freude und senkte das Haupt. Frau Sonne aber zog schnell ein Wölkchen vor ihr Gesicht und lächelte still in sich hinein, wie Jemand, der weiß, warum.

Karlsbad. Elisabeth Gnauck-Kühne.

Hosted by Google

Neue Bismarckbriefe.*)

I.

Frankfurt, 7. Mai 1857.

Verehrtester Freund und Gönner,

wenn man wie ich sieben Jahre hindurch an der großen Heerstraße des Kontinents gewohnt hat, so weiß man aus Erfahrung, daß die Empfehlung eines Künstlers an einen diplomatischen Kollegen gewöhnlich auch dem Adressaten nicht den Eindruck eines kollegialischen und rücksichtvollen Verhaltens macht. Wenn ich Ihnen daher dennoch durch diesen Brief den beifolgenden großherzogl. mecklenburgischen Kapellmeister Schmidt vorzustellen mir erlaube, so bitte ich Sie, zu glauben, daß ich nicht ohne Grund Ihr so vielfach bewährtes Wohlwollen für mich auf diese mißliche Probe stelle. Mein hiesiger mecklenburgischer Kollege, Herr von Oertzen, der künftige Minister in Schwerin, hat es dringend gewünscht und ich kann ihm nicht leicht Etwas abschlagen, weil er für mich in der Bundesversammlung unter Larven die einzig fühlende Brust ist, eine sichre Stimme für Preußen in allen Fragen, wo das Recht auf unsrer Seite ist, und Das will viel sagen, hier, wo der Vertreter unsres allergnädigsten Herrn in der Regel zur Rolle des Uhu verurtheilt ist, nach dem die Krähen stoßen. Ich begreife selbst bei Graf Buol den Leichtsinn nicht, mit dem Oestreich hier Alles thut, was im Bereich der Möglichkeit liegt, um sich und dem Bunde Preußen zu entfremden, mit dem es aus den erbärmlichsten Formfragen große und giftige Händel entwickelt, als ob es im wiener Interesse liege, am Bruch mit Berlin zu arbeiten. Rechberg ist . . . leidenschaftlich genug, um nicht zu merken, wie die Mittelstaaten ihn gegen Preußen mißbrauchen, und die Staatsmänner der letztern sind zu eitel und zu kurzsichtig, um auf die momentanen Genugthuungen zu verzichten, die sie aus ihren Verhetzungen Oesterreichs gegen Preußen ziehn.

*) In den nächsten Tagen wird das Doppelheft des sechsten Bandes des Bismarck-Jahrbuches erscheinen. Der Herausgeber, Professor Dr. Horst Kohl, hat die Güte gehabt, einen kleinen Theil des darin gesammelten Materials der „Zukunft" zur ersten Veröffentlichung zu überlassen. Bismarcks — bisher unbekannte — Briefe sind an den Grafen Albrecht von Bernstorff gerichtet, der, nachdem er in London preußischer Gesandter gewesen war, an Schleinitzs Stelle in das Ministerium der Neuen Aera berufen wurde und Leiter der auswärtigen Angelegenheiten auch dann noch blieb, als die liberalen Minister zurückgetreten waren. Gerade jetzt, nach der neuesten Wendung der zarischen Politik, werden die Briefe besonderes interessiren. Hoffentlich tragen sie auch dazu bei, dem Bismarck-Jahrbuch, das auch Bernstorffs Antworten bringt, neue Leser zu gewinnen; wer die Gestalt des Einzigen kennen, die Wurzeln seines Wesens erfassen und die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, schätzen lernen will, Der kann dieses von treuer Liebe und gewissenhafter Sorgfalt geschaffene Werk nicht entbehren.

Hosted by Google

Ich weiß nicht, welchen Eindruck die deutsche Einheit jenseits des Kanals macht, von hier sieht sie schlechter aus als zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten oder von 1795 bis 1806. In Berlin bin ich in voriger Woche sechs Tage gewesen; lange genug, um zu erkennen, daß der Tod von Alvensleben den Abgang oder doch die Modifikation des Ministeriums verhütet hat. Lange kann es aber so nicht währen, wenn die Lenker des Staates es nicht über sich gewinnen, sich unter einander mehr als bisher zu lieben oder doch zu dulden.

Ich vergesse, daß ich Ihnen nicht Politik, sondern Musik schreiben wollte; wovon aber das Herz voll ist, davon geht das Tintenfaß über. Ich bitte Sie nochmals, mir die Belästigung zu verzeihn, und füge nur hinzu, daß Sie Sich die mecklenburgischen Herrschaften verpflichten, wenn Sie diesem Kapellmeister einen coup d'épaule geben können. Haben Sie die Güte, der Frau Gräfin den Ausdruck meiner Verehrung zu Füßen zu legen und der freundschaftlichen Hochachtung eine Stelle in Ihren Gedanken zu bewahren, mit der ich stets verbleibe

der Ihrige

v. Bismarck.

II.

Petersburg, 13./1. Novbr. 1861.

Verehrtester Freund und Gönner,

ich erlaube mir, der Expedition, welche Herr von Schloezer überbringt, einige Zeilen privatim hinzuzufügen. Wenn ich den Umfang Dessen überblicke, was ich Ihnen ohnehin zu lesen zumuthe, so fühle ich zunächst das Bedürfniß einer Apologie für die Weitläufigkeit meiner Berichterstattung; da ich aber nicht weiß, welche der älteren Berichte zu Ihrer Kenntniß gelangt sind, so habe ich in Betreff der hiesigen innern Zustände manches früher schon Gesagte von Neuem berührt. Die Notizen aus den Berichten der russischen Gesandten im Auslande bringen Ihnen schwerlich etwas Neues, können aber vielleicht im Zusammenhalt mit den Berichten unsrer Agenten in einzelnen Punkten von Interesse sein. Die Stimmung ist hier, wie schon gesagt, eine trübe. Auch der alte Graf Nesselrode, der gestern Abend bei mir war, sieht schwarz in die Zukunft; ich führe ihn besonders an, weil seine kühle und leichte Lebensanschauung ihm sonst in seinem hohen Alter einen gewissen Optimismus bewahrt hat. Nach seiner praktischen Weise legt er unter den augenblicklichen Umständen ein Hauptgewicht auf die Zuverlässigkeit des Militärs. „Vom General bis zum Hauptmann", sagt er, „kann man auf die Armee zählen, aber vom Hauptmann bis zum Feldwebel ist sie ‚angesteckt' und unsicher; es fragt sich nun, ob die Masse vom Feldwebel abwärts in kritischen Fällen von den Subaltern-Offizieren oder von den höhern beherrscht wird." Der alte Herr sprach mir damit nicht ein subjektives Urtheil, sondern

Hosted by Google

die Meinung der höchsten amtlichen Kreise aus, wie sie sich nach den Symptomen gebildet hat, die in der Armee zu Tage treten. Die Wahrnehmungen im Privatleben widersprechen Dem nicht. Man hat hier jederzeit unter den Offizieren Reden gehört, welche bei uns in militärischen Kreisen unmöglich sein würden; aber so arg wie jetzt, seit der Bauernemanzipation, in der Erbitterung über die Vermögensverluste des Adels, ist es nie gewesen. Ich habe in dem beifolgenden Immediatbericht eines Unfalls gedacht, den der Kaiser im Schwarzen Meer beim Baden gehabt hat. Bald nach demselben erschien hier in der Iskra, dem hiesigen Kladderadatsch, ein Bild, welches einen vom Ertrinken Geretteten darstellt mit der Unterschrift: „Was hängen soll, ersäuft nicht." Das Bild hatte gar keine ersichtliche Beziehung, ging aber unter den Offizieren mit dem Kommentar umher, daß der Kaiser gemeint sei und daß er trunknen Muthes in die See gegangen sei. Der letztern Verleumdung fehlt jeder Vorwand; der Kaiser ißt sehr stark, trinkt aber mäßig, wie Jeder bezeugen kann, der in der nähern Umgebung Seiner Majestät lebt. Die gewöhnliche Tafel ist klein, weil das Gefolge nicht daran Theil nimmt; ich habe schon zu Drei, in Warschau vor zwei Jahren sogar allein mit dem Kaiser gegessen. Von den Diplomaten bin ich gegenwärtig der einzige, welchem die hohe Ehre widerfährt, zur Familientafel gezogen zu werden, eine Auszeichnung, die nicht meiner Person, sondern dem preußischen Gesandten gilt. Manche meiner Kollegen sind vierzehn Jahre hier, ohne je anders als bei großen Festen am Hofe zu sein. Der Kaiser und eingeladene Militärs erscheinen bei Tisch im Ueberrock, Civilisten im frac. Nach dem Essen raucht der Kaiser, seine Gäste nur dann, wenn die Kaiserin abwesend ist. Auch wenn er mich in Audienz empfängt, läßt er die Cigarre nicht ausgehn, was Fürst Gortschakow für einen Beweis besondern Vertrauens erklärt. Ich würde noch stolzer darauf sein, wenn Se. Majestät mir auch eine Cigarre gäbe, aber ich lasse mir an dem Bewußtsein genügen, der einzige Fremde zu sein, in dessen Gegenwart der Kaiser sich nicht genirt. Diese Dinge werden hier sehr ernstlich gewürdigt und besprochen. Neben seinem Schreibtische hat der Kaiser eine etwa eine Quadratruthe große Bucht, zwei Fuß hoch eingezäunt und inwendig gepolstert; in derselben spielen die jüngsten Großfürsten, während Se. Majestät arbeitet. Auch bei Tische zirkuliren die jungen Herrn zwischen den Stühlen umher. Dieses Privilegium hat auch des Kaisers schwarzer englischer Hühnerhund Mylord, eins der wenigen Wesen, welche dem verderblichen Einfluß der Hofluft widerstehn, denn er frißt noch heute trocknes Brot und benimmt sich tadellos auf der Jagd. Die Kaiserin gilt für sehr zurückhaltend und abgeneigt, Bekanntschaften zu machen; ist Letzteres aber geschehen, so findet man in Ihrer Majestät eine Frau von Geist und lebhafter witziger Unterhaltung. Beide Ma-

Hosted by Google

jestäten sprechen mit mir deutsch; die Kaiserin stets, der Kaiser so lange, als nicht von Politik die Rede ist. Mit allen übrigen Gesandten reden sie französisch als offizielle Sprache, was besonders bei großem Empfang des diplomatischen Corps auffällt, wo ich zwischen Münster und Thun, der Anciennität nach, stehe. Diese kleinen Dinge zeigen, daß wenigstens am Hofe der preußische Gesandte noch als Familiengesandter aufgefaßt wird, wenn auch im auswärtigen Ministerium diese Nuance nicht mehr fühlbar ist. Dort habe ich indessen einen Ersatz an den sehr guten persönlichen Beziehungen zu Gortschakow, die schon seit zehn Jahren, wo ich ihn als Kollegen in Frankfurt kennen lernte, unverändert geblieben sind.

Von meinen Kollegen fehlt noch Ossuna, den man in Verdacht hat, durch irgend ein neues Verlobungprojekt zurückgehalten zu werden. Graf Münster bleibt aus entgegengesetzten Gründen aus, indem er sich scheiden lassen will; ich bin nicht unglücklich darüber, denn er spielt hier weniger den hanöverschen als den anti-preußischen Agenten. Graf Thun geht morgen auf Urlaub, er ist kränklich und verstimmt über die innre Lage seines Landes; er sagte mir, daß er auf keinen Fall länger als bis zum Frühjahr hier bliebe, weil er sich pekuniär derangire. Er hat dabei 40000 Rth., volle Kursentschädigung und freie Wohnung. In Parenthese erwähne ich, daß ich aus dem selben Grunde die Flucht ergreifen oder in das Proletariat der hiesigen Diplomatie hinabsteigen muß, wenn mein ferneres Probejahr in dieser Beziehung mit dem selben Defizit abschließt wie das vorige. Thun klagt, daß er jährlich 30000 Gulden zusetzt. Das kann wohl sein; gewiß ist, daß ich im vorigen Jahre, ohne ein nennenswerthes Haus zu machen, da $^3/_4$ Jahr Trauer war, 8000 Rth. über mein Diensteinkommen verausgabt habe, während ich in Frankfurt mit 21000 Rth. reichlich gastfrei sein konnte und doch auskam. Napier mit beinah 10000 Lstr. klagt, daß er sich mehr als im Haag einschränken müsse, und Montebello mit 300000 Frcs. wird wohl auskommen, da er sich die Repräsentation nichts kosten läßt. Der Letztere geht in dieser Woche auf längeren Urlaub, ich glaube sechs Monate, und man sagt, daß er nicht wieder kommt; er wäre schon fort, wenn nicht sein Sohn erkrankt wäre. Er sollte auch am Sonnabend Audienz haben, um sich bei der Kaiserin zu verabschieden, sie wurde aber auf Sonntag verlegt, weil, wie Gortschakow sagt, der Kaiser mich zur Tafel haben wollte, den Franzosen aber nicht, und dieser Unterschied bei unserer gleichzeitigen Anwesenheit in Zarskoe nicht thunlich sei. Mein ministerieller Freund spricht über Frankreich, als habe er jedes sympathische Gefühl für Paris aus seinem Herzen getilgt. Ich glaube auch nicht, daß er damit für jetzt die Unwahrheit sagt, wie Das überhaupt nicht in seinem Charakter liegt. Aber sein Geist ist so impressionabel und beweglich, daß auch eine andere Stimmung bald wieder die Oberhand gewinnen kann.

Hosted by Google

Als polizeiliches Kuriosum erwähne ich des Gerüchtes, daß Herzen aus London, der große russische Demokrat, im August drei Wochen lang mit englischem Paß als Schiffs-Kapitän hier gewesen sei. Ich habe Jemand gesprochen, der ihn selbst gesehen haben will und der mir mehre Professoren nannte, die täglich mit ihm verkehrt hätten. Unmöglich ist es nicht, denn die so berühmte geheime Polizei der Dritten Abtheilung ist eigentlich herzlich schlecht, fast so schlecht als die Kriminal-Polizei, die nie Etwas entdeckt, und der Liberalismus beherrscht die gebildeten Klassen so ausnahmelos, daß Alles gegen die Polizei zusammenhält. Doch ich will darüber nicht wiederholen, was ich amtlich schon berichtet habe.

Wir haben seit vier Tagen sehr gute Schlittenbahn, dreizehn Grad Kälte und die Newa ist zugefroren, unter diesen Umständen wird in Berlin hoffentlich auch kein Thauwetter sein und ich erlaube mir, diesem Schreiben eine kleine Sendung frischen Kaviar beizufügen. Indem ich diese Probe der Frau Gräfin als einen Tribut zu Füßen lege, bin ich mit Vergnügen erbötig, durch fernere Couriergelegenheit mehr zu schicken, falls dieser Ihren Beifall hat. Auch die hiesigen Haselhühner kann ich für Diners des Auswärtigen Amtes empfehlen, man kauft 4 oder 5 für 1 Rth. Der Kaviar verträgt übrigens Thauwetter nicht länger als 24 Stunden, dann wird er säuerlich und verdirbt.

Schloezer erlaube ich mir Ihrer Gewogenheit als einen ungewöhnlich fleißigen, diensteifrigen und leistungfähigen Arbeiter zu empfehlen. Ich hatte, als ich herkam, durchaus kein Wohlgefallen an seiner Person, aber seine Tüchtigkeit und Pflichttreue im Dienst haben mich entwaffnet. Auch Gortschakow ist mit ihm als Geschäftsträger sehr zufrieden gewesen und hat mich ausdrücklich gebeten, Ihnen Dies zu melden. Graf Wielopolski wird hier eigenthümlicher Weise hauptsächlich von den deutschen Kreisen mit Ausnahme der militärischen protegirt; bei Meyendorfs und Nesselrode verkehrt er täglich und namentlich ist Frau von Meyendorf, die thätige Vertreterin östreichischer und katholischer Wünsche, seine Gönnerin. Ich lege darauf nicht so sehr viel Gewicht, wenn es dem klugen Polen nur nicht gelingt, den Fürsten Gortschakow für sich einzunehmen, wozu er auf dem Wege feiner und geschickter Schmeichelei einigen Anfang gemacht hat.

Von der hiesigen Behörde hat man mich unter der Hand sondirt, ob ich einen Aufruf hiesiger Deutschen zur Sammlung für „Deutsche Flotte unter Preußens Führung“ mit ungünstigem Auge betrachten würde. Ich habe geantwortet: Im Gegentheil, ich würde darin ein Bekenntniß ehrenwerther Anhänglichkeit an das gemeinsame Vaterland erblicken. Der Aufruf wird also voraussichtlich erfolgen, wenn die Herrn Unternehmer, deren Phantasie nach hiesigem Stile rothe Adler und Kronen vorschweben, sich nicht über das Direktorium ihres Comités entzweien.

Hosted by Google

Indem ich bitte, mich der Frau Gräfin zu Gnaden empfehlen zu wollen, bin ich mit aufrichtigster Verehrung

Ihr ergebenster

v. Bismarck.

III.

Petersburg, 25./13. November 1861.

Verehrtester Freund und Gönner,

ich schicke den Feldjäger von hier mit Depeschen, mehr in der Hoffnung, daß er mir bald mit einer gefüllten Mappe wieder zugeht, als in der Idee, daß die Expedition, welche ich ihm mitgebe, etwas Wichtiges oder Eiliges enthielte. Fürst Gortschakow ist durch tägliche Comité-, conseil- und Ministerial-Sitzungen absorbirt und giebt sich wegen Erschöpfung ins Armenrecht, wenn man ihn nach denselben besucht. Er ist kaum fähig, über Das, was ihn beschäftigt, zu schweigen, und da er mir nur von Polen spricht, so glaube ich auch, daß die eigentliche auswärtige Politik für ihn augenblicklich mehr im Hintergrunde steht. Im heutigen Ministerrath hat er sich über kaukasische Angelegenheiten, insbesondere die der tschernomorischen Kosaken, heiser geredet. Dieser beklagenswerthe Stamm ist unter Katharina mit gewissen Privilegien als Grenz-Miliz an der damaligen Grenze angesiedelt worden. Sie haben Dörfer und Gärten errichtet und Aecker urbar gemacht, dabei den Dienst als Soldaten mit je Einem unter Fünf abwechselnd geleistet. Nachdem nun die Grenze des Reiches erweitert ist, sollen sie gegen den Kaukasus hin nachrücken und ihre bisherigen Wohnsitze aufgeben. Es sind die besten Soldaten Rußlands, sie waren aber über diese Zumuthung fast aufständisch, bis sie in diesem Herbst vom Kaiser selbst gehört haben, daß er ihnen befiehlt, Haus und Hof zu verlassen. Sie wollen nun gehorchen und man sucht ihnen den Umzug zu erleichtern, Das heißt, man wird ihn mit der üblichen Dosis von bureaukratischer Ungeschicklichkeit und Erpressung schwieriger machen oder gänzlich hindern. Darüber hatte sich Gortschakow heiser gesprochen.

Wielopolski klagt über Theremin, der von ihm kompromittirte preußische Unterthanen vor dem Beweis ihrer Unschuld mit einer Entschiedenheit reklamirt habe, als ob er in den Donaufürstenthümern und nicht in dem geordneten Rechtsstaate Polen fungire. Er, der polnische Edelmann, behauptet, daß das preußische Konsulat gegen den dortigen Liberalismus schwach sei, aus Furcht vor der preußischen Presse und den Kammerinterpellationen über diplomatischen Schutz im Auslande. Ich halte Theremin für einen durchweg pflichttreuen und intelligenten Beamten; aber etwas weichlich kommt er mir nach seinen eigenen Berichten vor. Er klagt über Brutalitäten der Kosaken und über willkürliche Strenge. Brutal und willkürlich ist hier mit Strenge

Hosted by Google

gleichbedeutend, und wie die Dinge in Warschau liegen, ist es Schade um jeden Schlag, der vorbei fällt. Jeder Erfolg der polnischen Nationalbewegung ist eine Niederlage für Preußen; und wir können den Kampf gegen dieses Element nicht nach den Regeln der bürgerlichen Gerechtigkeit, sondern nur nach denen des Krieges führen. Der Polonismus mit allen seinen Einzelheiten kann von uns nicht humanistisch und unparteiisch, sondern nur feindsälig beurtheilt werden, und wenn sich ein königlicher Unterthan in die warschauer Demonstrationen einläßt, so würde ich mehr auf seine nachdrückliche Bestrafung als auf seinen Schutz gegen die Behörden Bedacht nehmen. Zwischen uns und irgendwelchem Versuch zur Herstellung Polens ist kein Friede möglich; wenn ich mich in dieser Ansicht Ihrer Billigung erfreue, so möchte ich anheimstellen, Theremin in seinem gesammten Auftreten eine scharf und unbedingt anti-polnische Haltung zu empfehlen, ohne Rücksicht auf gelegentliches Ueberhauen der Schnur durch die russischen Behörden. Gortschakow wirft mir ohnehin schon vor, daß wir von Rußland die gewaltsame Unterdrückung der polnischen Nationalbewegung verlangen und sie unsrerseits nur mit aller Schonung unserer liberalen Reputation anfassen.

Die langjährige politische Solidarität Preußens und Rußlands war für uns von nur zweifelhaftem Vortheil; die intimen Beziehungen beider Höfe haben noch heute einen Halt an der Person des Kaisers, wenn auch Stellungen, wie sie General Rauch und Graf Münster zum Kaiser Nikolaus hatten, heute nicht mehr möglich sein würden. Von den andern Mitgliedern der Kaiserlichen Familie sind uns Großfürst Konstantin, der Prinz von Oldenburg und der Herzog von Mecklenburg feindlich gesinnt, Ersterer vom russischen, die beiden Anderen vom deutsch-mittelstaatlichen Standpunkte aus; die übrigen Großfürsten geben keine politischen Lebenszeichen. Die weiteren politischen Kreise sind nicht übelwollend für uns, aber durchaus kühl, wir imponiren ihnen durch keinen äußeren Glanz von Ereignissen; was bei uns vorgeht, ist ihnen gleichgiltig. Ein gewisses Dankgefühl für unser Verhalten im orientalischen Kriege hält noch vor und der Haß gegen Oestreich veranlaßt zu relativ wohlwollenden Seitenblicken auf uns. Im Ganzen aber ist die Entfremdung, ich möchte sagen: das Vergessen Preußens im Steigen. Man wirft uns vor, daß es auf unserer Seite nicht anders sei. Im Vertrauen auf Ihre gewogentliche Diskretion theile ich mit, was ich aus bester Quelle über die Eindrücke gehört habe, welche die Krönungdeputation zurückgebracht hat. Der Großfürst und sein Gefolge haben bei Sr. Majestät dem Könige und Allerhöchstdessen Herren Brüdern die volle Herzlichkeit der alten Beziehungen wiedergefunden, sind auch dankbar für die gnädige Art, in welcher Ihre Majestät die Königin sie verabschiedet hat. Dagegen behaupten sie, an der kalten Behandlung von Seiten der jüngeren Generation unserer Herrschaften

Hosted by Google

empfunden zu haben, daß die Wege beider Höfe in Zukunft auseinder gehen würden. Ich erfuhr die Klagen darüber aus dritter, aber sichrer Hand. Der Großfürst hat in Kowno eine Depesche an Budberg wegen des Empfanges gerichtet und die Antwort erhalten „in Galla“; er hat aber auf der Grenze keine Aufwartung gefunden, auch keinen königlichen Zug, auf den er, mit Unrecht unter diesen Umständen, rechnete. Er spricht noch heute mit Verdruß davon, sich in Eydkuhnen unnöthig umgezogen zu haben und die Nacht in voller preußischer Uniform gefahren zu sein. Die Herren des Gefolges haben in Briefen aus Königsberg schon über kühlen Empfang, mit persönlicher Ausnahme dessen bei Sr. Majestät dem Könige, Klage geführt. Ich kann nicht das ganze Register resumiren, aber die Hauptsache scheint zu sein, daß Ihre Königliche Hoheiten der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl die Russen ignorirt hätten, Clarendon und Magenta die erste Rolle gespielt, die Orden nicht früh und nicht hoch genug gegeben, und Dergleichen, nebst Klagen über Budberg, auf den auch der Großfürst schilt. Das Alles ist Klatsch, und ich gebe es nur, um Ihnen persönlich das Bild der Situation zu schattiren, nicht, um politische Folgerungen daraus zu ziehen. Die heutige Weltpolitik bewegt sich in zu breiten, mächtigen Strömungen, um von individuellen Verstimmungen influenzirt zu werden. Das Erstaunen der Russen über die vor ihnen ausgeführten Leistungen unserer Artillerie im Schießen, von denen sie fabelhafte Dinge erzählen,*) ist für uns von praktischerem Werthe, als es die vollste Zufriedenheit über Empfang und Orden hätte sein können. Loen spricht von der Aussicht, ein Regiment zu bekommen; seinem eventuellen Nachfolger wird es schwer werden, die priviligirte Stellung am Hofe festzuhalten, die Loen im Vergleich mit dem französischen Bevollmächtigten traditionell noch hat; wird ein geistig bedeutender und für Politik befähigter Offizier dazu ausgesucht, so wird man ihn systematisch vom Kaiser entfernt zu halten suchen. Verzeihen Sie meine unschöne Sparsamkeit mit Papier**), aber ich schäme mich, wenn ich zu einem Briefe, in dem nichts Bemerkenswerthes geschrieben steht, mehr als einen Bogen verwende. Mit der Bitte, mich der Frau Gräfin zu Gnaden zu empfehlen, in aufrichtiger Verehrung

der Ihrige

v. Bismarck.

IV.

Petersburg, 15./3. Januar 1862.

Verehrtester Freund und Gönner,

ich beeile mich, Ihnen für das freundliche Schreiben vom Achten meinen verbindlichsten Dank zu sagen. Der deutsche sowohl als der italienische Theil der vom Feldjäger überbrachten Expedition ist mir vom höchsten Interesse gewesen.

**) Die Worte von *) an stehen auf den Rändern der beiden letzten Briefseiten.

Hosted by Google

Wenn man, wie ich, acht Jahre lang preußischer Bundestagsgesandter gewesen ist und unter dem ungünstigsten Gegendruck des eignen Monarchen und der manteuffelschen Politik einen mühsamen und undankbaren Kampf für Preußens und Deutschlands wahre Interessen gegen das große östreichische Lügennetz gekämpft hat, so bleibt man auch hier im hohen Norden empfänglich für die Freude an dem frischen Ton, den Sie mit Ihrer Antwort nach Dresden für unsre deutsche Politik angeschlagen haben. Für mich hat die analoge Situation, welche Sie 1850 in Wien allerdings in intensiverem Grade durchlebten, in Frankfurt von 1851 bis 59 gedauert, ein Streit, damals ohne Hoffnung auf Gewinn, weil unsre Gegner ihre besten Bundesgenossen in Berlin hatten und es endlich auch durchsetzten, daß ich zur Freude aller Feinde Preußens das Feld räumen mußte. Die Erfolge auf der Bahn, welche wir jetzt eingeschlagen haben, mögen sie langsam oder schnell erreicht werden, sind uns sicher, nachdem Sie das Eis gebrochen haben durch offne Erklärung über Das, was Preußen will, und daß es das Bestehende nicht will. So schlecht ist dieses Bestehende für uns, daß jede Aenderung nur zum Bessern führen kann; selbst der beustsche Plan wäre, faute de mieux, ein erheblicher Fortschritt Preußens im Vergleich mit der jetzigen Bundesverfassung, in welcher Preußen genau $^1/_{17}$ des Ganzen wiegt und vom Präsidium ausgeschlossen ist. Doch ich will der Versuchung widerstehn, von hier aus einen Ausflug in das Gebiet der Bundespolitik zu machen, und bei meinem russischen Leisten bleiben. Wir haben hier außer dem Grafen Thun zwei sehr leidenschaftliche Gegner preußisch-deutscher Politik, den Herzog Georg von Mecklenburg und meinen hannöverschen Kollegen, Graf Münster. Was sie hier von uns Uebles reden, knüpft sich einstweilen, abgesehn vom Nationalverein, Radowitz und Erfurt ꝛc., an den Ausfall unsrer Wahlen, deren demokratisches Ergebniß Herzog Georg, in seinen Reden am Hofe, ausschließlich dem gouvernementalen Einfluß zuschreibt. Die Wahlen sind schlecht und vermöge ihrer Disziplin und Mäßigung werden sich die vorgeschrittenen Parteien heutzutage noch unbequemer machen als vor zwölf Jahren. Aber unliebsame Kammern sind un cas prévu par la constitution; und das verfassungmäßige Heilmittel der Auflösung, wenn es rechtzeitig, d. h. nicht zu früh, angewandt wird, ist bei uns wirksamer als in andern konstitutionellen Ländern, weil es bei uns für viele Wähler, wenn nicht die meisten, welche über die Intentionen des Königs irre geleitet sind, darauf ankommt, sie aufzuklären, was sich durch die Auflösung, verbunden mit ansprechenden Manifesten, erreichen läßt. Die Neuheit unsrer konstitutionellen Verhältnisse bringt es mit sich, daß wir ihren einzelnen Phasen noch eine etwas schwerfällige Wichtigkeit beilegen und die Ausübung des wohlbegründeten Auflösungrechtes der Krone fast wie eine Art Staatsstreich ansehn.

Hosted by Google

Hier im Lande sind die Zustände auch nicht grade beruhigend, obschon ich an keine wesentliche Erschütterung des Bestehenden glaube. Stieglitz, der Leiter der Finanzen, stellt sogar eine beginnende Besserung der letztern in Aussicht und er ist eher ein ängstlicher Schwarzseher als ein Schönmaler. Der Hauptmangel ist an Personen zu höhern Beamtenstellen. Es ist überraschend, wie wenig wirklich gebildete Leute, nach unserm Maßstabe, es hier in den höhern Kreisen giebt, und die wenigen gehören meist der Generation der Greise und den Deutschen an, die exklusive Ueberweisung der Erziehung an das nationalrussische Element durch den Kaiser Nikolaus bestraft sich durch die Masse von Unwissenheit und Roheit, welche in den Sphären zu Tage tritt, aus denen die Staatsmänner hervorgehn sollen. Der Berg von Papier und Formenwesen, welcher das staatliche Leben erdrückt, ist schon im gewöhnlichen Geschäftsleben nicht zu bewältigen; die Arbeiten der Gesetzgebung aber, welche in allen Zweigen der Verwaltung begonnen sind, gelangen nicht von der Stelle, obschon jeder hohe Beamte sich einige deutsche Hilfsarbeiter zulegt, welche die regelmäßige Arbeitlast tragen. Gortschakow wäre ohne seinen Westmann, Hamburger, Sacken und den deutschen Kammerdiener gar nicht denkbar. Baron Sacken, ein alternder Mann, ist die einzige Spezialität des Ministeriums für Schleswig-Holstein nebst allen deutschen Bundessachen, welche von allen Andern, Gortschakow eingerechnet, als eine Art Sanskrit behandelt werden, das Niemand auch nur zu erlernen versucht. Ueber orientalische, slavische und allenfalls französische Dinge ist der Fürst jederzeit gesprächig und ein aufmerksamer Hörer. In allen deutschen Fragen, die Reform des Bundes eingerechnet, kann ich ihm nur mit Gewalt ein widerwilliges Gespräch abgewinnen. Auch Italien ist ihm jetzt, wo die inneren Geschäfte im Reichsrath und Conseil ihn ermüden, langweilig geworden und nur aus Gefälligkeit für die Coqetterien der Frau von Regina legt er gelegentlich einiges Interesse für den König Franz an den Tag.

Ich habe mir erlaubt, in dem beifolgenden Bericht über die italienische Anerkennungfrage meine unmaßgebliche Ansicht vorzutragen. Meiner Ueberzeugung nach müßten wir das Königreich Italien erfinden, wenn es nicht von selbst entstände. Seine Herstellung kann durch Uebergangsstadien führen, welche ihre Bedenken haben, welche wir aber suchen müßten, abzukürzen. Wenn es erst fertig auf eigenen Füßen steht, so kann ich mir keine willkommenere Schöpfung für preußische Politik denken; der Fehler der Situation liegt nur in der Fortdauer seiner Unselbständigkeit. Ich begreife, daß Seine Majestät der König Sich schwer dazu entschließen würde, die Sache der italienischen Fürsten aufzugeben. Aber Preußen hat gar keine Reziprozität zu erwarten, wenn es für dieselben einsteht. Weder vom Papste noch von Oestreich noch von den vertriebenen Dynastien haben wir auf Dank zu

Hosted by Google

rechnen, wenn wir ihnen unser Interesse und das Einverständniß mit England opfern. Gestützt auf unsre und Englands Anerkennung hat der neue Staat einige Bürgschaft des Bestehens, und wenn wir damit nur das Kabinet Ricasoli halten, so hängt daran vielleicht der ganze Bestand des statu[s] quo in Italien. Bricht derselbe zusammen, so eröffnet sich eine weite Perspektive von Krieg und Unruhen, wie Dies Ricasoli, m. E. nicht mit Unrecht, Herrn von Brassier entwickelt hat. Ich kann mich überhaupt nicht recht von der Richtigkeit der Theorie überzeugen, daß die Anerkennung eines neuen Staates irgend welche rechtliche Billigung der Art, wie derselbe entstanden ist, in sich schließe; sie besagt vielmehr nur, daß man der neuen Regirung eine hinreichende Dauer zutraut, um im Interesse der eigenen Unterthanen die regelmäßigen Geschäftsverbindungen mit ihr einzurichten. Die Engländer haben die praktische Methode, neue staatliche Schöpfungen mit großer Leichtigkeit anzuerkennen, ohne damit eine Verantwortlichkeit für die rechtliche Basis oder eine Bürgschaft für ihre Dauer zu übernehmen. Sollte der König Franz in seine Staaten zurückkehren, so würde England sich höchstens durch eigene Interessen, nicht aber durch seine frühere Anerkennung Victor Emanuels abhalten lassen, wiederum einen Gesandten in Neapel zu beglaubigen. Wenn in der Anerkennung eine solidarische Haftung für die Rechtmäßigkeit der Einsetzung einer Regirung läge, so hätten wir seit 1830 in Paris keinen regelrecht beglaubigten Gesandten haben können.

Den 16./4. Soeben schickt mir Gortschakow einen telegraphischen Auszug der Thronrede und ich freue mich, auch in ihr die Bundesreform betont zu sehen. Demnächst ist mir besonders die Ueberzeugung beruhigend, die ich dem Auszug entnehme, daß wir an keine Art von Rückzug oder Kompromiß in der Frage der Armee-Einrichtungen denken. In der nächsten Zeit stehen Konflikte mit der Kammer schwerlich zu erwarten; die etwaige Adreßdebatte hat zu wenig praktisches Element in sich, als daß es dem Wähler im Lande recht verständlich würde, worüber der Bruch eigentlich entstanden sei, wenn er bei der Gelegenheit zu Tage tritt. Im März werden, wie ich glaube, die kritischen Tage der Kammer erst beginnen. Sollte die Versammlung ihrerseits unannehmbare Vorlagen machen, so ist es, wie ich glaube, zunächst immer zweckmäßiger, dieselben am Herrenhause scheitern zu lassen, als die Autorität der Krone zu früh ins Gefecht zu führen. Für den gemeinen Wähler in Masse kommt viel darauf an, daß der Konflikt, über welchen die Kammer seiner Wahl nach Hause geschickt wird, ein gemeinfaßlicher und klarer sei.

Gestatten Sie mir, vertraulichst noch eine Frage anzuregen, die mir persönlich natürlich von hohem Interesse ist. Ihr Herr Vorgänger hatte mir schon im Sommer angedeutet, daß Ihr Eintritt ins Ministerium wahr-

Hosted by Google

scheinlich meine Versetzung von hier nach sich ziehen würde. Diese Wahrscheinlichkeit ist durch den Verlust von Pourtales erhöht worden. Ich formulire keine Art Wunsch, womit Sie ohne Zweifel bei der Gelegenheit hinreichend ohnedies behelligt sind; ich bin, aufrichtig gesagt, zu abergläubisch, um irgend Etwas dringlich zu begehren, was mir nachher nicht zur Zufriedenheit ausschlägt, und ziehe vor, in militärischer Fassung die Befehle Sr. Majestät abzuwarten und zu vollziehen, mögen sie für hier oder für eine andere Bestimmung lauten. Sehr lieb aber wäre es mir, wenn ich eine Andeutung darüber haben könnte, ob ich mich auf Bleiben oder Umziehen überhaupt einrichte. Am ersten Februar alten Stils muß ich mich erklären, ob ich mein Haus zum ersten Juni c. behalte oder aufgebe. Es ist Das ein Gegenstand von etwa 8000 Thlr., da unsicher bleibt, ob mein etwaiger Nachfolger in meinen Kontrakt würde treten wollen oder nicht. Dazu kommen Reparaturen, die ich bei Erneuerung des Kontraktes verlangen muß, sowie manche andere häusliche Einrichtungen, Pferdekäufe und Dergleichen. Ist es also möglich, die Wahrscheinlichkeit schon jetzt zu beurtheilen, so würde ich für einen Wink darüber dankbar verpflichtet sein.

Ich weiß nicht, wie in den Zeitungen das Gerücht entstanden ist, als käme ich zur Landtagseröffnung nach Berlin; auch in der Korrespondenz meiner Freunde wurde meine Anwesenheit als Thatsache behandelt und mein Pächter aus Schönhausen war erschienen, mich dort aufzusuchen. Bei 24 bis 30 Grad Kälte, wie sie seit vierzehn Tagen herrscht, zu reisen, mit Kammerdebatten in Aussicht! Ich hatte ein behagliches Frösteln am Kamin bei der Gewißheit, daß es nicht wahr sei.

Es wird Sie freuen, zu vernehmen, daß Ihr Andenken bei liebenswürdigen Damen hiesiger Gesellschaft lebendig ist, und ich versäume daher nicht, einen sehr gnädigen Gruß zu bestellen, mit welchem mich die Frau Großfürstin Marie Niklajewna für Sie beauftragt hat, als ich im Hause Belosselsky, jetzt Kotschubey, beim Souper neben ihr saß; ich sollte Sie daran erinnern, wie vergnüglich Sie in eben jenen Räumen mit Ihrer K. H. getanzt hätten. Die Großfürstin ist für uns Preußen noch jetzt vorzugsweise liebenswürdig, während bei den übrigen Herrschaften, außer Kaiser und Kaiserin, wir noch zu den Ausländern im Allgemeinen zählen.

Mir und den Meinigen geht es wohl, nachdem meine Tochter beginnt, sich von dem für Kinder hier so gefährlichen typhösen Fieber zu erholen, welches sie vor zwei Monaten befiel und mehre Wochen in Lebensgefahr hielt. Ich erhalte mich durch die Jagd gesund, meine Kinder aber leiden unter Mangel an Luft und Bewegung, da ihnen die Aerzte bei der starken Kälte das Ausgehen verbieten. Mit der Zeit fürchte ich, daß ich mich aus Erziehung-, Gesundheit- und Geld-Rücksichten doch zu dem rochowschen System

Hosted by Google

werde entschließen und meine Familie werde in der Heimath lassen müssen; jedenfalls schicke ich sie mit dem ersten Frühling dahin; wie lange ich die Einsamkeit aushalte, muß der Erfolg lehren. Loen führt hier als Garçon seit Jahren die Rolle einer Zierde der Salons durch. Ich habe eine wahre Sorge, ihn zu verlieren; er ist verträglich, angenehm und zu keinen Uebergriffen geneigt. Käme an seine Stelle Jemand mit etwas geschäftlichem Ehrgeiz und Hang zur Intrigue, so ist dieses System der Doppelvertretung mit einem selbständigen Militärgesandten bei dem kaiserlichen Hofe und einem diplomatischen bei der kaiserlichen Regirung für den Letztern nicht durchzuführen, hier weniger als irgendwo. Den Brief Sr. Majestät des Königs habe ich Loen ausgehändigt und ihn mit Allem bekannt gemacht, was ich über Gerstenzweig gehört habe. Ueber den sonstigen Inhalt des allerh. Schreibens hat er mir nichts mitgetheilt, aber die Absendung seiner Antwort mit diesem Courier in Aussicht gestellt.

Mit der Bitte, mich der Frau Gräfin zu Gnaden empfehlen zu wollen, bin ich in freundschaftlicher Verehrung

der Ihrige

v. Bismarck.

V.

Petersburg, $\frac{\text{10. Febr.}}{\text{29. Jan.}}$ 1862.

Verehrtester Freund und Gönner,

indem ich die plötzliche Abreise meines Hauslehrers, der seine Mutter verloren hat, zu einer kleinen Expedition benutze, kann ich derselben aus dem Gebiete der großen Politik nur eine Vakat-Anzeige beigeben. Gortschakow hat mir vorgestern seine neueste pariser und londoner Post vorgelegt. In dem Hauptberichte des Gr. Kisselew standen die Rathschläge im Vordergrunde, welche Napoleon dem Kaiser Alexander in Betreff des Schlittschuhlaufens und der Vortheile dieser Uebung für die Gesundheit ertheilt und welche mit höflichem Danke entgegengenommen, aber nicht befolgt werden. Der Kaiser liebt Anstrengungen der Art so wenig, daß selbst auf der Jagd der zu Fuß zurückzulegende Theil des Weges sehr kurz und auch in Mitten der wüstesten Wälder gänzlich eben und schneefrei sein muß; eine Wegebesserung, durch welche nicht selten das Wild vertrieben wird. Außer den Schlittschuhen bespricht Kisselew nur die fouldschen Finanzpläne. Baron Brunnows Berichte sprechen von Bestrebungen Lord Russels, den Frieden zwischen Turin und Wien zu erhalten, und schreiben dem londoner wie dem pariser Kabinet gleichmäßig den Wunsch zu, einander in Krieg mit Amerika zu verwickeln, selbst aber freie Hand zu behalten. Nicht ohne besorgte Theilnahme kann

Hosted by Google

man lesen, was er über den Zustand der Königin schreibt. Danach sollen die Minister, seit dem Tode des Prinzen Albert, Ihre Majestät noch gar nicht gesehen haben und der vor Eröffnung der Session nöthige Kabinetsrath vor der offenen Thür des königlichen Zimmers abgehalten sein, ohne daß die Königin erschien. Ueber die Stellung, welche König Leopold unter stillschweigender Zulassung der Minister in Folge der Unzugänglichkeit der Königin eingenommen hat, werden Ihnen londoner Nachrichten schon vorliegen. Baron Brunnow rechnet darauf, daß unter diesen Umständen die Opposition in taktvoller Courtoisie sich jedes Angriffes auf das bestehende Ministerium enthalten werde und demselben für die Dauer der Session der Waffenstillstand im Innern gesichert sei.

Die schwedische Depesche an die Großmächte will mir Gortschakow in Abschrift nicht geben, wenn ich ihm nicht die Erlaubniß Wedels dazu schaffe, dagegen hat er mir die französische Antwort auf dieselbe, an Fournier und Dotézac gerichtet, gezeigt, die zu Konzessionen in Schleswig räth und sich schließlich die Erklärungen aneignet, welche England in Kopenhagen hat geben lassen. Die Angelegenheit scheint, bei der Uebereinstimmung in den Ansichten der drei Mächte und der Abneigung der Schweden selbst gegen Einmischung in kontinentale Händel, eine erledigte zu sein. Gortschakow sagt vom König von Schweden in Betreff seiner Velleitäten, den Charles XII. zu spielen: c'est un coureur de femmes impotent (qui ne b.... pas, war sein drastischer Ausdruck).

Wenn die Neutralisirung Rußlands in der auswärtigen Politik noch ein Jahr lang die selben Fortschritte macht wie bisher, so wird mein Posten hier keine größere Bedeutung behalten als der in Madrid. Die innern Fragen überwuchern selbst das Auswärtige Amt und Gortschakow selbst läßt nach in den Bemühungen, wenigstens den Schein zu retten und die Fiktion großmächtlicher Betheiligung an der europäischen Politik lebendig zu erhalten Vor einigen Monaten erklärte er es für ganz unzulässig, einen päpstlichen Nuntius hier anzunehmen; jetzt stellt er es als einen Sieg seiner Diplomatie dar, den Papst zur Entsendung eines Vertreters bewogen zu haben, und sagt mir, daß letztere nur durch die Schwierigkeit, eine geeignete Person zu finden, noch aufgehalten werde. Seit einigen Tagen giebt uns die Adels-Versammlung des petersburger Gouvernements das heimische Schauspiel einer Kammerverhandlung, mit Tribünen, welche von Damen, Diplomaten und Literaten zahlreich besetzt sind und zu denen Jedermann Einlaßkarten erhält, der sich an den Adelsmarschall Grafen Schuwalow wendet. Man spricht gut und geläufig, mit etwas mehr Pathos und Gestikulation, als bei uns üblich ist; Gegenstand der Abstimmungen sind mehr allgemeine Regirungsgrundsätze als praktische Bedürfnisse des petersburger Gouvernements.

Hosted by Google

Die Zeit nöthigt mich, zu schließen. In freundschaftlicher Verehrung verharre ich

der Ihrige

v. Bismarck.

VI.

Petersburg 27./15. Februar 1862.

Verehrtester Freund und Gönner,

ich benutze in der Eile eine sich plötzlich darbietende englische Gelegenheit, um die beifolgenden beiden Berichte zu befördern, finde aber nicht die Zeit, einen dritten über die hiesigen Eindrücke der deutschen Angelegenheiten hinzuzufügen. Ich beschränke mich daher auf den Ausdruck des verbindlichsten Dankes, mit dem ich Ihr Schreiben vom Einundzwanzigsten erhielt; es orientirt mich auf das Vollständigste über alle Verzweigungen unsrer Politik. In Betreff der dänischen wiederhole ich nur, daß man hier traitabler ist, als nach früheren Antecedenzien zu erwarten wäre, und weit entfernt von der doktrinären Verbissenheit, mit welcher unter Nikolaus die Holsteiner in den großen Topf der Rebellen und Jakobiner geworfen wurden, weil ihr König zu den Dänen hielt. Die Anerkennung Italiens durch Rußland ist wohl so weit gereift, daß sie wahrscheinlich vom Baume fällt, wenn wir ihn einigermaßen schütteln. Ich habe mit Gortschakow quasi proprio motu gesprochen, also keine amtlich verbindlichen Erklärungen von ihm verlangen können. Indessen fühlt man durch, daß er, trotz seines Cicisbeats bei Frau von Regina, bereit sein würde, anzuerkennen, wenn der Kaiser die Sache nicht hielte. Ich habe Sr. Majestät, immer als persönliche Ansicht, vorgestellt, daß die neusten Erscheinungen in der Bundespolitik zu verletzend und beunruhigend für uns seien, um uns zu gestatten, daß wir unsre politische Zukunft vertrauensvoll auf den guten Willen Oestreichs und der Mittelstaaten einrichten; ich schob die Schuld (die ich in Wahrheit weniger in Persönlichkeiten als in geschichtlichen Nothwendigkeiten suche) vorzugsweise auf Rechbergs mir durch langjähriges Beisammensein wohlbekannte Leidenschaftlichkeit . . . Der Kaiser gab zu, daß die identischen Noten eine Unbesonnenheit gewesen seien und auch in der Bundesversammlung eine bedauerliche Rücksichtlosigkeit gegen Preußen an den Tag gelegt werde. Er habe in Wien Verträglichkeit und Nachgiebigkeit empfohlen und darauf hinweisen lassen, daß die Macht auf Preußens Seite sei und die Reihe der Konzessionen an Oestreich; wir möchten aber auch bedenken, daß die Gereiztheit der Mittelstaaten eine große sei und dieselben schließlich zu neuen Rheinbundbestrebungen treiben werde. Unser Verlangen nach Führung und Konsolidirung der Bundesarmee hält der Kaiser für gerechtfertigt, weniger sieht er die Nothwendigkeit der diplomatischen Vertretung

Hosted by Google

der andern Staaten durch Preußen ein. In beiden Beziehungen aber, sagt er, würden wir eine freiwillige Zustimmung der deutschen Fürsten niemals erlangen. Die Familien-Korrespondenz Sr. Majestät scheint den Mangel an Wohlwollen für Preußen, welcher die deutschen Höfe beherrscht, in kräftigen Ausdrücken bekundet zu haben.

Bei vertraulicher Mittheilung der „identischen Note" hat Fürst Gortschakow gegen den württembergischen Geschäftsträger sich tadelnd über das Verfahren der Koalition gegen uns ausgesprochen und an unsre materielle Ueberlegenheit erinnert, sowie an die Gefahr, uns zur Verständigung mit Frankreich zu drängen, welche ohne materielle Opfer für uns erreichbar sei. Voraussichtlich wird er zu den übrigen deutschen Gesandten in ähnlichem Sinne gesprochen haben. Thun wenigstens ist böser als je auf ihn. Die, uns persönlich nicht feindlichen, Vertreter Sachsens und Württembergs bedauern im Gespräch mit mir die identische Note als Mißgriff ihrer Regirungen und erwarten die Anerkennung Italiens als unsern nächsten Gegenzug. Gortschakow hat ihnen allen gesagt, Rußland betrachte den Bundes-Verfassungstreit als innre Angelegenheit Deutschlands und werde sich hüten, wieder in die Fehler seiner früheren Regirung zu verfallen, indem es sich in fremde Häuslichkeiten einmische. Man spricht hier von weitern Reduktionen der Armee, z. B. Verschmelzung der vier Garde-Küraſſier-Regimenter, die bisher 2 Mill. Rubel kosteten, in Ein Regiment von 4 Escadrons.

Für den Fall, daß ich versetzt werden sollte, bezeichnet mir Gortschakow den Grafen Goltz und Schulenburg in Stuttgart als wünschenswerthe Nachfolger. Ich habe ihm höflich erwidert, daß ich mich mit [dem]*) schmerzlichen Gedanken, ihn und Petersburg zu verlassen, noch nicht vertraut machen könne.

Mit der Bitte, mich der Frau Gräfin zu Gnaden empfehlen zu wollen, bin ich in aufrichtiger Verehrung

der Ihrige

v. Bismarck.

P. S. In der Anlage, die Legation-Sekretäre betreffend, habe ich nur den Ausdruck der Besorgniß niederlegen wollen, plötzlich mit einer in allen Personen neuen Garnitur umgeben zu sein, deren Anlernung für die hiesige Spezialität eine schwere Arbeit sein würde. Wegen Saurma antworte ich mit Nächstem. Mir ist er willkommen, wenn er reich genug ist, hier leben zu können; unter 5000 Thlr. halte ich es nicht thunlich.

*) Ergänzung des Herausgebers.

Hosted by Google

VII.

Petersburg, 25./13. März 1862.

Verehrter Freund und Gönner,

gestatten Sie mir zunächst meinen aufrichtigen Glückwunsch zu der im Ministerium vorgegangenen Wandlung. Ohne irgend einer politischen Ueberzeugung zu nahe treten zu wollen, sehe ich doch als das erste Erforderniß eines Kabinetes, welches in bewegten Zeiten wirksam sein soll, die innre Einigkeit desselben an. Deren bisheriger Mangel muß die Aufgabe jedes Einzelnen unmöglich gemacht und die Arbeit verdoppelt haben. In den hiesigen amtlichen Kreisen findet die Wahl Ihrer neuen Herrn Kollegen den vollsten Beifall; gemäßigte Konservative, ohne doktrinären Fanatismus. Mir ist insbesondre Herr von Jagow ein Freund aus alten Zeiten, von der Universität und aus Kreuznach her, wo ich mitunter zur Jagd bei ihm war. Ich bitte Sie, ihm meine herzlichsten Grüße und guten Wünsche zur Durchführung seiner dornigen Aufgabe zu bestellen. Daß es für diesmal gelingt, die Wahlen nach Wunsch zu lenken, bezweifle ich, die Zeit ist zu kurz und der Bruch mit der Kammer kam für das Land zu überraschend. Ich möchte fast sagen: es ist schade um eine politisch so ungeschulte und erregbare Kammer, wie diese war; wenn man sie statt der sofortigen Auflösung durch kühle Nichtachtung noch etwas gereizt hätte, so würde sie die nutzbarsten Thorheiten begangen haben und der Verurtheilung durch die Wähler in höherem Grade anheimgefallen sein.

Ich warte hier, und, wie ich nicht leugnen kann, mit einigem Unbehagen, auf eine bestimmtere Gestaltung meiner eignen Zukunft. Als ich die erste Kunde von meiner bevorstehenden Abberufung erhielt, hatte Gortschakow auf Grund budbergscher Nachrichten die Meinung, daß diese Maßregel mit den neuen ministeriellen Kombinationen in Verbindung stehe; ich glaubte nicht daran, theils aus sachlichen [Gründen], theils aus dem formellen Grunde, daß mir ausdrücklich gesagt wurde, Seine Majestät habe mich zu andern diplomatischen Funktionen bestimmt. Die anderweite Besetzung der Ministerposten hat meine Vermuthungen gerechtfertigt; ich bin aber noch immer in der Lage, die sich täglich wiederholenden Anfragen nach der neuen Bestimmung, welcher ich entgegengehe, unbeantwortet zu lassen. Lord Napier nimmt an, daß es London sei, und giebt mir in der Voraussetzung heute ein offizielles Diner; er giebt sich die Miene, mehr darüber zu wissen als ich. Unter den Russen dagegen erzählt man sich, meine Abberufung sei weniger durch das Bedürfniß anderweiter Verwendung als durch Unzufriedenheit mit meinem allzu russischen Standpunkte in der Politik motivirt. Gortschakow theilt diese Meinung natürlich nicht, sondern erwartet von Goltz, nach seinen Antecedentien in Konstantinopel, eine eben so entgegenkommende

Hosted by Google

Haltung wie von mir; er wird darin eben so von mir bestärkt wie von Budberg, dessen vertrauliche Berichte mit der wärmsten Anerkennung von Goltz reden. Aber auch Gortschakow hat den Eindruck, daß eine Abberufung, welche nicht gleichzeitig eine Versetzung ist, den Schatten königlicher Ungnade auf mich fallen läßt; er fragte mich, ob ich glaubte, daß Seine Majestät irgend welchen Anlaß zur Unzufriedenheit mit mir habe, und rieth mir als Freund, auf eigne Hand sogleich nach Berlin zu fahren und das Terrain zu rekognosziren. Ich sagte ihm, daß er m. E. auf falscher Fährte sei und daß wahrscheinlich um deshalb mir nicht gesagt werde, wohin ich bestimmt sei, weil die definitive allerhöchste Entscheidung in der That noch zu erwarten stehe. Warum aber dann die schleunige Abberufung und Sendung des Nachfolgers, bevor man Sie anderswo braucht? fragte er etwas ungläubig. Ich erzähle Dies nur à titre de renseignement und erwarte in Geduld, was der König befehlen wird; mir ist es bei der jetzigen Kälte, den schlechten Wegen durchaus nicht unlieb, noch länger hier zu bleiben, meinen Auszug in Ruhe vorzubereiten und eine Reihe von Abschiedsdiners einzunehmen, deren Folgen ich allwöchentlich durch einen Jagdtag neutralisire. Dabei ist immerhin der Wunsch, zu wissen, was aus mir werden wird, von einer verzeihlichen Neugierde eingegeben, für deren Befriedigung ich jederzeit dankbar sein würde. Meine Familie schicke ich, sobald die Witterung etwas milder wird (wir haben 18° Frost), zu mir aufs Land nach Pommern, ohne Rücksicht auf meine eigne frühere oder spätere Abreise von hier; ebendahin werde ich auch mein hier jetzt nicht verkäufliches Mobiliar dirigiren.

In Ermangelung politischen Stoffes ist der Tod des alten Kanzlers*) das Thema, welches die Unterhaltung hier beherrscht; er ist eigentlich an einer Flanelljacke gestorben, die er seit Jahren auf der Haut trug und wegen eines leichten Ausschlages mit einem leinenen Hemd vertauschte; dadurch ist der Ausschlag zurückgetreten. Er war für seine Jahre sonst noch so rüstig, daß man ihm langes Leben zumaß; im vorigen Frühjahr ritt er noch mit mir aus. Er muß ein großes Vermögen hinterlassen, besonders von den umfangreichen Brennereien herrührend, die er mit gekauftem Korn im Süden Rußlands betreiben ließ. Auch Peter Meyendorf ist bedenklich erkrankt und Graf Bludows Schwäche nimmt täglich zu. Es ist hier der Aberglaube, daß einem sterbenden Andreas-Ritter in dem selben Jahre drei andere nachfolgen; der erste war Lanskoi.

In der Hoffnung, Sie demnächst in Berlin persönlich in erwünschtem Wohlsein begrüßen zu können, bin ich mit aufrichtiger Verehrung

der Ihrige

v. Bismarck.

*) Des Grafen Nesselrode.

Hosted by Google

VIII.

Petersburg, 12. April / 31. März 1862.

Verehrtester Freund und Gönner,

meine amtlichen Berichte bringen Ihnen die ganze Blumenlese, welche, auf dem winterlichen Boden hiesiger Politik, freilich etwas verspätet, sich zusammenbringen läßt; ich schreibe daher diese Zeilen nur, um meine Dankbarkeit für Ihr freundliches Schreiben vom Dritten zu bethätigen. Ich bin, seit ich weiß, daß es sich nur um die beiden westlichen Posten für mich handelt, vollkommen beruhigt und werde in Berlin die Befehle Seiner Majestät entgegennehmen.

Aus dem beifolgenden Immediatbericht werden Sie entnehmen, wie Gortschakow zu meiner Ueberraschung mich auf eigene Verantwortung vierzehn Tage früher vom Kaiser hat Abschied nehmen lassen, in Abweichung von der sonstigen Fasten-Etikette. Ich hatte noch gar keinen amtlichen Schritt bei ihm zur Erlangung der Audienz gethan, nichts schriftlich eingereicht, nur mündlich und gelegentlich die Eventualitäten besprochen. Ich habe keinen Grund, anzunehmen, daß er diese Einrichtung in einer andern als der wohlmeinenden Absicht getroffen hat, mir Zeit zu der übrigen Verabschiedung zu lassen. Eine schwere Arbeit; gestern empfing mich der Thronfolger und Großfürstin Helene; nun stehen mir noch die Kaiserin, Graf Michael und Gemahlin und Großfürstin Marie bevor, vermuthlich nach Ostern, wo mich auch der Kaiser nochmals als Partikulier einladen will, um definitiv Abschied zu nehmen. Dann etwa 200 Visiten, nachdem etwa 50 erledigt. Die Wege sind durch das Thauwetter halsbrechend und gegen 100 Werst werde ich wohl in der Stadt umherzufahren haben, bis ich fertig bin. Die unangenehmste Seite des Umzugs liegt in der gänzlichen Unverkäuflichkeit aller Einrichtungsgegenstände, Möbel, Pferde, Wagen ꝛc. ꝛc. Niemand hat Geld, Alle gehn ins Ausland oder aufs Land und meine ganze hergebrachte und angeschaffte Einrichtung bringt mir nicht $^1/_{10}$ von Dem, was sie vor drei Jahren kostete. Auf Goltz kann ich nicht rechnen, da er erst zwei Tage vor meiner Abreise kommen will und ich Das, was er nicht nähme, gar nicht unterbringen könnte. Einen Theil der Sachen schicke ich nach Schönhausen, um sie nicht zu verschleudern, und meine Reitpferde nach London oder Paris; hier reitet Niemand und ich verlöre beim Verkauf sechsmal so viel, als der Transport kostet. Versetzungen sind, nach unserm Entschädigung-Modus, wahrhaft ruinös für die Gesandten und die Gehälter nicht geeignet, den Schaden zu ersetzen.

Ueber den muthmaßlichen Ausfall der Wahlen fängt man an, hier besser zu denken als vor vier Wochen; doch hat der Brief des Herrn Finanz-[Ministers] an den Kriegsminister den Glauben an die Dauer des Kabinetes

Hosted by Google

wieder etwas erschüttert. Auch ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Konzessionen, wenn sie überhaupt gemacht werden sollen, sich vortheilhafter im Handeln mit der Kammer als vor den Wahlen verwerthen. Besonders auf die 25 Prozent Zuschlag würde ich, wenn ich mitzureden hätte, durchaus nicht verzichten, am Wenigsten proprio motu, ohne dafür Andres zu erreichen. Diese Nachgiebigkeit macht die Opposition dreister, die Konservativen zweifelhaft und könnte in einem kritischen Moment mit der kommenden Kammer entscheidend wirken, wenn sie bis dahin aufgespart würde.

Doch ich rede von diesen Dingen auf 200 Meilen Entfernung, ohne Aktenkenntniß, und will lieber warten, bis ich mich in Berlin mit der Situation vertrauter gemacht habe, am Liebsten aber schweigen, so lange ich nicht gefragt werde; je älter man wird, desto mehr fühlt man die Nothwendigkeit, sich streng auf die Aufgaben des eignen dienstlichen Berufs einzuschränken und das Uebrige Gott und à qui de droit anheimzustellen.

Die Newa steht noch fest und ist mit frischem Schnee bedeckt. Die Meinigen sind, Gott sei Dank, bisher gesund und reisefähig, so daß ich hoffen darf, in der Woche nach Ostern aufzubrechen, wie früher gemeldet. Nur unsre Gouvernante ist seit zwei Monaten so krank, daß wir sie hier in einer Art Bethanien unterbringen und zurücklassen müssen.

Mich der Frau Gräfin gehorsamst empfehlend, bin ich in freundschaftlicher Verehrung

der Ihrige

v. Bismarck.

IX.

Paris, 16. Juni 1862.

Verehrtester Freund und Gönner,

unerwartet erfahre ich heute Abend, daß sich morgen eine Gelegenheit zum Schreiben bietet, durch den Delmarschen Geschäftsmann Herrn Epstein; da er aber früh um sieben reist und unsere jungen Herren und Kanzelliſten heut am Sonntag Abend nicht aufzutreiben sind, so muß ich schon selbst zur Feder greifen.

Die Initiative Rußlands in der italienischen Anerkennung geht doch etwas weiter, als ich nach der früheren Abrede erwartet hätte. Die ersten Nachrichten gingen mir durch einen indirekten französischen Sekretär zu, waren aber zu vage und entstellt, um sie zu melden; Rußland sollte danach den Verzicht auf Venetien von den Italienern verlangt haben, eine Bedingung, die ihm sicherlich zuletzt einfällt. Erst mehre Tage später gelang es mir, Budberg zu Hause zu finden, der mir dann auf Befragen so ziemlich die Wahrheit sagte, ob die ganze, lasse ich dahingestellt; die Schwenkung ist fast zu scharf und zu plötzlich, um blos durch das Streben nach Auflösung der

Hosted by Google

polnischen Schule und Legion erklärbar zu sein. Thouvenel schildert die Bereitwilligkeit der Russen zur Anerkennung noch lebhafter als Budberg, der sich anstellt, als sei ihm hier sehr zugeredet worden und als habe er erst in Folge Dessen die Sache telegraphisch in Petersburg angeregt.

Ich weiß nicht, wer mir hier gesagt hat, es seien von uns in London Anerbietungen gemacht worden, Italien anzuerkennen, falls sich England unseren Wünschen in der dänischen Frage günstiger erweise. Ich glaube kaum, daß die Engländer auf den Handel eingehen. Hier wäre es unnöthig, einen solchen Austausch von Gefälligkeiten anzubieten. Der Kaiser wird auch ohnehin in Betreff Schleswigs so weit entgegenkommen, als er kann, d. h. er wird die Theilung Schleswigs befürworten, wenn wir es verlangen, und damit auch bei Rußland wahrscheinlich durchdringen, bei England und Oestreich aber schwerlich, und überwerfen wird er sich mit England deshalb nicht. Bevor wir nicht Dänemark auf der See gewachsen sind, sollten wir m. E. über die Frage kein Wort weiter verlieren; mit drei oder vier Panzerschiffen aber wären wir in der Lage, sie zu erledigen.

Ueber den Handelsvertrag höre ich zu meiner Freude durch Herbet, daß wir ihn zeichnen werden, sobald die Kammern ihn angenommen haben. Die Budgetberathungen werden sich voraussichtlich ziemlich in die Länge ziehen und dem Herrn Finanzminister manchen unerfreulichen Moment darbieten; aus der hiesigen Perspektive läßt sich der Kampf mit mehr Beschaulichkeit ins Auge zu fassen. Ich bemühe mich einstweilen, den hiesigen Staatsmännern und Preß-Autoritäten etwas richtigere Begriffe von der Bedeutung und Regirungfähigkeit unserer Opposition beizubringen, als sie in der Regel haben. Die vielen Zeitungartikel über meine Person geben zu vielen Fragen an mich selbst Anlaß, die ich nach Belieben beantworte, ohne die Wahrheit, wenn ich sie auch sagen wollte, zu kennen. Der König ließ mich mit den in der letzten Audienz wiederholten Worten abreisen, daß ich „au qui vive“ bliebe. Ich weiß bisher nicht, ob Se. Majestät mich noch als eventuellen Ersatz für Prinz Hohenlohe im Auge hat; wenn es der Fall wäre, so hätte ich gern über die muthmaßliche Dauer meines hiesigen Verbleibens einige Andeutungen, ob Tage, oder Wochen, oder bis zum Winter. Wenn ich aber definitiv hier zu bleiben bestimmt bin, so möchte ich eine kleine Trink-Kur beginnen und nach derselben um einige Wochen Urlaub für ein Seebad bitten. Der Hof kommt längere Zeit nicht wieder her, Fontainebleau, Vichy, Chalons, vielleicht Biaritz werden ihn haben und von Thouvenel ist dann eine geregelte Thätigkeit nicht zu erwarten, er ist schon jetzt meist in Fontainebleau. Zum September würde ich mich dann mit meiner Familie hier einstellen. Unter allen Umständen wende ich mich an Ihre Güte mit der Bitte, mir die Erlaubniß auszuwirken, daß ich mich zur Besichtigung der Aus-

Hosted by Google

stellung auf vier oder fünf Tage nach London begeben kann, sobald die Geschäfte es gestatten und bevor ich anfange, Brunnen zu trinken. Der Frau Gräfin meine gehorsamsten Empfehlungen zu Füßen legend, bin ich mit aufrichtiger Verehrung und Ergebenheit

der Ihrige

v. Bismarck.

X.

Paris, 28. Juni 1862.

Verehrtester Freund und Gönner,

mit verbindlichstem Danke habe ich Ihr Schreiben vom Zwanzigsten erhalten und denke, morgen oder übermorgen meine Exkursion nach London anzutreten, um etwa Donnerstag wieder hier zu sein. Wir treten hier in die tote Zeit; sobald der Kaiser Fontainebleau verläßt, geht auch Thouvenel fort und läßt sich theils durch Banneville (den hiesigen Gruner), theils durch Billaut vertreten, ohne daß Beide sich auf eigentliche Geschäfte einließen. Schon mit Thouvenel ist nicht viel anzufangen, sobald er den Kaiser und dessen Instruktionen nicht zur Hand hat. Ich denke daher, wenn Sie kein veto einlegen, bald einen Urlaub zu erbitten, um mich durch Ruhe und erleichternden Brunnen von den übeln Wirkungen des Klimawechsels und der veränderten Lebensweise zu befreien und für ein Seebad vorzubereiten. Ich bin hier noch keinen Tag so gesund gewesen, wie ich bei der Ankunft war, und die Abhärtung der Pariser gegen Zug und Kälte ist für jeden an petersburger Vorsicht Gewöhnten sehr verderblich. Ich würde nach Vichy gehn, wo mein petersburger Kollege Plessen den Kaiser dänisch bearbeiten wird; aber ich fürchte, daß die kaiserliche Gegenwart Einem dort nicht Ruhe für die Gesundheit läßt, und ich würde hier Vichy trinken, wenn ich des Bleibens sicher wäre. Ich finde es unglaublich langweilig hier, weil ich wenig Leute kenne und die meisten derselben schon verreist sind. Im Hause fehlt mir alle Einrichtung und die gewohnte Umgebung, besonders auch ein Reitpferd; für Garçonvergnügungen bin ich zu alt, allein ins Theater zu gehen, ist auch nicht erfreulich, und zu thun ist wenig. Ich fange an, Hypochonder zu werden, und das Wetter ist abscheulich. Sie haben vermuthlich inmitten der parlamentarischen Verdrießlichkeiten wenig Mitgefühl für meine Leiden. Mir scheint aber, daß die Dinge in Berlin gar nicht schlecht gehn; die Kammer benimmt sich mit einer so kindischen Verbissenheit und stellt die Parteifragen so rücksichtlos über die Landesinteressen, daß sie sich ruiniren muß, wenn man ihr Zeit dazu läßt. Ein so unpatriotisches Verhalten wie das der Opposition in Kammer und Presse bezüglich der hessischen Frage erregt selbst hier, und namentlich beim Kaiser, Anstoß. Die Leute wollen eine ehrgeizige Politik, aber keine Armee; Ansehn im Auslande und lassen der eignen Regirung kein

Hosted by Google

gutes Haar; konstitutionelle Entwickelung, — und sie nehmen jedes Entgegenkommen der Krone mit Hohn auf.

Vorgestern beim Kaiser kam ich etwas in die Lage Josephs bei der Frau von Potiphar. Er hatte die unzüchtigsten Bündnißvorschläge auf der Zunge; wenn ich etwas entgegengekommen wäre, so hätte er sich deutlicher ausgesprochen. Er ist ein eifriger Verfechter deutscher Einheitpläne, d. h. kleindeutscher, nur kein Oestreich darin; wie schon einmal vor fünf Jahren mir gegenüber, wollte er, daß Preußen eine Seemacht wenigstens zweiten Ranges werden und die dazu nöthigen Häfen besitzen müsse. Er ließ sich von mir den Jahdebusen auf der Karte zeigen und fand die Einschachtelung in Oldenburg und dann in Hannover eine „Absurdität". Merkwürdig ist die abweichende Politik der Kaiserin; sie ist katholisch, päpstlich, konservativ für das Ausland; sogar östreichisch. Sie hat Metternich gern um sich, und Reuß, der beim Kaiser nicht in dem selben Maße zu gelten scheint. Reuß ist ein sehr gewissenhafter Arbeiter, im regelmäßigen Dienst und in den Salons außerordentlich beliebt, politisch aber erscheint er mir etwas unreif, . . . abhängig von Metternich, der weniger Verstand, aber mehr Aplomb hat als Reuß. Gegen mich ist er verschlossen und reservirt, auch zu sehr in den Doktrinen der Kreuzzeitung befangen. Er hat alle Anlagen für höhere Stellungen, wenn sie aber zu voller Ausbildung gelangen sollen, so wird es, wie ich glaube, nöthig sein, daß er die Welt auch von andern Gesichtspunkten her betrachten lernt als aus dem der Umgebung, in die er sich hier eingelebt hat. Ihn hier vom Sekretär zum Gesandten zu machen, würde ich in seinem eigenen und im geschäftlichen Interesse nicht für richtig halten. Er ist augenblicklich mit Metternich in Fontainebleau bei der Kaiserin. Walewski und seine Koterie darf man politisch auch zur Farbe der Kaiserin zählen und nicht zu den Freunden Preußens; er hat katholisch-polnisch-östreichische Farben. Budberg ist noch hier, Kisselew reist dieser Tage nach Wildbad und nimmt im September den Abschied, bleibt aber hier wohnen. Mit der Bitte, mich der Frau Gräfin zu Gnaden zu empfehlen, bin ich in aufrichtiger Verehrung

der Ihrige

v. Bismarck.

XI.

Paris, 28. Juni 1862.

Hochgeborner Graf,

der Kaiser hatte mich gestern nach Fontainebleau eingeladen und machte nach meiner Ankunft zunächst einen längern Spazirgang mit mir. Im Laufe der Unterhaltung über politische Fragen des Tages und der letzten Jahre fragte er mich unerwartet: Croyez-vous que le Roi serait disposé

Hosted by Google

à conclure une alliance avec moi? Ich antwortete etwa: Les dispositions dont le Roi est animé pour la personne de Votre Majesté sont les plus amicales et les préjugés qui autrefois chez nous régissaient l'opinion publique à l'égard de la France ont à-peu-près disparu. Mais les alliances ne sont fécondes en résultats, qu'en tant qu'elles sont le produit naturel des circonstances qui en déterminent le besoin ou l'utilité; pour une alliance il faut un motif ou un but. Der Kaiser fand diese Ansicht nicht immer zutreffend; il y a des puissances, fuhr er fort, qui sont amies l'une de l'autre, il y en a qui le sont moins; en vue d'un avenir incertain on doit placer quelque part sa confiance. Ce n'est pas à l'intention de quelque projet aventureux que je parle d'alliance; mais je trouve à la Prusse et à la France tant de conformité d'intérêts, qu'il doit y avoir les éléments d'une entente intime et durable, dès que les préjugés et les partis pris n'y font pas obstacle. Ce serait une grande faute que de vouloir *créer* des évènements, mais ils arrivent bien sans nous, et sans que nous puissions en calculer la direction et la force; il faut donc se prémunir en avisant aux moyens pour y faire face et pour en profiter. Der Gedanke einer „diplomatischen" Allianz, in welcher man die Gewohnheit gegenseitigen Vertrauens annähme und für schwierige Lagen auf einander rechnen lernte, wurde vom Kaiser in Anwendung auf uns noch weiter ausgesponnen, bis er nach einer Pause plötzlich stehn blieb und sich mit den Worten zu mir wandte: Vous ne sauriez vous figurer, quelles singulières ouvertures m'a fait faire l'Autriche il y a peu de jours. Il paraît que votre nomination et l'arrivée simultanée de M. de Budberg à Paris ont produit une espèce de panique à Vienne; le P^ce^ Metternich m'a fait entrevoir les appréhensions de son gouvernement en ajoutant, qu'il venait de recevoir des instructions d'une portée tellement vaste, qu'il en était effrayé lui-même et qu'il osait à peine en signaler l'étendue; que j'avais à le regarder comme l'ambassadeur „le plus puissant" et muni sur toutes les questions que je voudrais aborder des pouvoirs les plus illimités qu'un souverain eût jamais conférés à son représentant. Voilà une déclaration qui m'a mis dans l'embarras, je ne savais quelle réponse lui donner; il se dit autorisé à s'arranger à tout prix et sans scrupule; mais moi, à part l'incompatibilité des intérêts des deux pays, j'éprouve une répugnance presque superstitieuse à être associé aux destinées de l'Autriche.

Ich lasse dahingestellt sein, inwieweit diese Auslassungen unbefangen und worauf sie berechnet waren; aber ganz aus der Luft gegriffen können

Hosted by Google

sie nicht sein. Fürst Metternich ist dabei eine einfache und geschäftlich träge Natur, die nicht ohne bestimmten Auftrag sich in solche Erörterungen einläßt. Lord Cowley sagte heut zu mir, daß Lord Napier ihm schreibe, als ob Rußland und Oestreich sich in Paris einander den Rang abliefen, um geheime Verträge mit Frankreich zu Stande zu bringen; er, Cowley, halte das Alles aber für blinden Lärm.

Meinerseits zweifle ich durchaus nicht an dem guten Willen weder Rußlands noch Oestreichs, wenn es sich darum handelt, ihre Intimität mit Frankreich auf zukünftige Ereignisse hin zu sichern. Fürst Gortschakow arbeitet ohne Zweifel an der Lösung des westmächtlichen Bundes; und nach meiner Kenntniß von dem Charakter des Grafen Rechberg halte ich die österreichische*) Politik unter seiner Leitung jeder Kombination für fähig, wenn sie nur zum Uebergewicht über Preußen in Deutschland verhilft. Man wird in Wien Venetien und das linke Rheinufer opfern, wenn man dafür auf dem rechten eine Bundesverfassung mit gesichertem Uebergewicht Oestreichs gewinnt. Ein sentimentales Deutschthum ist seit Jahrhunderten niemals das leitende Prinzip in der wiener Hofburg gewesen und die deutsche Phrase hat dort nur so lange Kurs, als sie zum Leitseil für uns oder die Würzburger dient. Wenn eine östreichisch-französische Koalition gegen uns seit 1852 nicht schon längst zu Stande gekommen ist, so haben wir Das nicht Oesterreich,*) sondern Frankreich zu danken und hier nicht einer etwaigen Liebe Napoleons für uns, sondern dem Mißtrauen, welches er in die Zukunft Oestreichs setzt, welches nicht im Stande ist, mit dem zur Zeit mächtigen Winde der Nationalitäten zu segeln.

Aus dieser Auffassung ziehe ich nicht die Konsequenz, daß wir uns bemühn sollen, mit Frankreich auf bestimmte Artikel ein Bündniß zu schließen, wohl aber, daß wir keine Politik treiben dürfen, bei der wir auf treue Bundesgenossenschaft Oestreichs gegen Frankreich zu zählen hätten, und daß wir uns nicht der Hoffnung überlassen müssen, Oestreich werde jemals freiwillig einer Verbesserung unsrer Stellung in Deutschland zustimmen. Der wiener Politik wird vielmehr kein Opfer zu schwer fallen, für welches Entschädigung auf unsre Kosten gewonnen werden kann. Eine solche braucht nicht direkt in Land und Leuten zu bestehen, sondern in Erhöhung und Sicherstellung des Einflusses auf den Deutschen Bund.

Der Kaiser sagte mir bei der Trennung, daß er seinerzeit die Besprechung in obigem Sinne fortzusetzen hoffe. Am Siebenten verläßt er Fontainebleau und fängt am Zehnten seine Kur in Vichy an, so daß ich für die nächsten Wochen keine Aussicht habe, ihm zu begegnen.

---

*) So schreibt Bismarck hier, sonst östreichisch, Oestreich.

Hosted by Google

Genehmigen Eure Excellenz die erneute Versicherung der ausgezeichnetesten Hochachtung, mit der ich verharre

Ew. Excellenz gehorsamster

v. Bismarck.

XII.

Paris, 15. July 1862.

Verehrtester Freund und Gönner,

ich benutze den russischen Courier, um zunächst meinen verbindlichsten Dank für Ihr Schreiben vom zwölften Juli zu sagen, welches der Feldjäger gestern früh mit den Depeschen gebracht hat. An politischen Nachrichten bin ich ganz arm. Thouvenel kommt erst übermorgen aus London zurück, Cowley verheirathet seine Tochter in England und weiß nicht, wann er wieder hier sein wird, Kisselew ist fort, Metternich in Trouville, und ich bin auf unpolitischen Verkehr beschränkt. Außerdem weiß ich nicht, ob Dubril oder Mohrenheim diese Zeilen lesen werden; sollten sie es thun, so will ich auch ihnen nachstehende Bemerkung nicht vorenthalten. Die hiesige Presse vermuthet, daß die Anerkennung Italiens ein Bruchstück einer allgemeineren Verständigung zwischen hier und Petersburg sei, deren übrige Elemente bisher nicht gekannt sind. Ich theile diese Vermuthung bis zu einem gewissen Grade, indem ich annehme, daß Rußland in Italien und Polen die bekannten Konzessionen gemacht und dafür die Sicherheit erlangt hat, daß Frankreich wenigstens jede Verschlechterung der Lage des griechisch-slavischen Elementes in Montenegro, Serbien, Herzegowina, verhindern hilft. Dagegen bezweifle ich durchaus die Existenz irgend einer Verschwörung beider Kabinete gegen das europäische Gleichgewicht, wie sie den englischen Politikern bei meiner dortigen Anwesenheit vorzuschweben schien. Höchstens mögen die guten Dienste Frankreichs zur Beseitigung oder Ermäßigung der pariser Stipulationen über das Schwarze Meer noch in Aussicht gestellt sein. Ich erlaube mir in einigen Tagen, wenn ich den Feldjäger schicke, auf dieses Thema zurückzukommen. Vermuthlich hat Touvenel in London die Aufgabe, dort einer besorglichen Ueberschätzung der Tragweite der russischen Annäherung entgegenzuwirken. Die Berufung aller bedeutenderen englischen Diplomaten nach London läßt erwarten, daß dort wichtige Berathungen über auswärtige Verhältnisse stattfinden.

Ueber die in Ihrem Schreiben berührten Punkte, in Betreff deren nähere Kenntniß der hiesigen Intentionen wünschenswerth wäre, bin ich für jetzt weder faktisch noch rechtlich in der Lage, mir Auskunft zu verschaffen. Nur in Betreff der dänischen Sache bemerke ich, daß die Theilung Schleswigs nach den Nationalitäten vom Kaiser Napoleon bedingunglos zugestanden werden würde, wenn die Frage auf einem Kongreß oder in Folge anderweiter

Hosted by Google

Komplikationen sich naturgemäß stellte, daß man sie aber ohne einen derartigen Anlaß, aus heiler Haut, nicht aufwerfen mag. Gortschakow war im Winter dem Gedanken ebenfalls nicht abgeneigt.

Mein Urlaubsgesuch hat, wie ich hoffe, Se. Majestät der König inzwischen bewilligt. Ich theile ganz die Ansicht Sr. Majestät, daß ich „bedeutende Dienste" während des gegenwärtigen Landtages nicht leisten würde; wenn unser allergnädigster Herr überhaupt an dem Gedanken festhält, daß ich ins Ministerium trete und mir dabei die Wahl des Zeitpunktes läßt, so würde ich das Ende des Jahres, einige Wochen vor dem Zusammentritt der Kammern, für das Beste halten. Wenn ich jetzt, vor Antritt meines Urlaubs, nach Berlin käme, so würde ich mich in einer schiefen Stellung dort fühlen. Neben den Geschäften stehend, dazu ohne den Vorwand der Theilnahme an den Arbeiten des Herrenhauses, sehe ich keine ersprießliche Thätigkeit und habe das Ansehn, als belagerte ich ein Ministerhotel. Ich würde die gute Jahreszeit zu einer Kur verlieren, ohne Etwas leisten zu können, was nicht ohne mich auch geschehn würde. Außerdem läßt sich der Eintritt eines neuen Ministers auf die Bühne als Manöver im Kampf mit der Kammer vielleicht zu irgend einem Momente, der jetzt nicht vorliegt, zweckmäßig verwenden; zum Beispiel, wenn das Budget aus den Berathungen der Abgeordneten in einer unannehmbaren Gestalt hervorginge und entweder durch das Herrenhaus dann abzulehnen oder mittelst königlicher Botschaft behufs neuer Berathung an die Abgeordneten zurückgereicht würde. In solchem Momente würde eine numerische Verstärkung des Ministeriums, als Beweis der Entschlossenheit zur Durchführung des Kampfes, einen nützlichen Eindruck machen. Ich denke mir den Verlauf des Kampfes ungefähr in der Art, daß das Ministerium jeder unerwünschten Streichung eines Postens der Militärausgaben zwar mit ruhiger Bestimmtheit entgegentritt, aber niemals eine Kabinets- oder Auflösungfrage daraus macht, sondern die Kammer ihre Arbeit vollenden läßt. Darüber würden, wie es den Anschein hat, doch sechs bis acht Wochen vergehn, vielleicht mehr. Je länger die Kammer sitzt und redet, desto günstiger stellt sich die Sache in der öffentlichen Meinung für die Krone; alle Nachrichten lassen mich glauben, daß ein Umschwung der Art schon beginnt, sich fühlbar zu machen. Es fehlt der Kammer an Elementen, welche sie vor Langweiligkeit bewahren. Verlängert man die Situation zur rechten Zeit durch eine Vertagung von dreißig Tagen und läßt die Kreisrichter Etwas von den Kosten ihrer Stellvertretung hören, so kommen die Herrn vielleicht verständiger wieder. Vielleicht auch nicht. Geduldige und beharrliche Versuche zur Verständigung führen uns allein durch das Fahrwasser zwischen der Scylla kurhessischer Zustände im Lande und der Charybdis parlamentarischer Herrschaft.

Hosted by Google

Mir wäre es am Liebsten, nach Ablauf meines Urlaubs nach Berlin zu kommen und dann mündlich zu besprechen, ob ich meinen vollständigen Umzug hierher zu bewirken oder wann ich in das Ministerium zu treten habe. Ich bin zu Allem bereit, was der König befiehlt, nur möchte ich nicht gern auf unbestimmte Zeit ein sonniges Zimmer im Gasthof bewohnen; ein Domizil und eine bestimmte Beschäftigung sind schließlich in unserm Alter unentbehrliche Bedürfnisse. Ich würde es dankbar erkennen, wenn Sie mir zur Verwirklichung meiner Wünsche in Betreff des Urlaubs Ihren gewogentlichen Beistand leisten wollten. Mein gegenwärtiger Aufenthalt hier hat keinen geschäftlichen Nutzen, da ich mir in der kurzen Zeit nicht hinreichende Verbindungen habe schaffen können, um von dem sozial verödeten Paris aus Beziehungen mit den abwesenden politischen Größen zu unterhalten. Nach Vichy zu gehn, ohne bestimmte Aufträge für den Kaiser, wäre zudringlich und würde namentlich dem Kaiser selbst den Eindruck machen, als wären wir seiner zu dringend bedürftig für irgend welche Pläne, die uns ja ganz fern liegen. Ich finde also schwerlich eine günstigere Zeit, um den Vorrath an Gesundheit zu sammeln, dessen ich für den Winter hier oder in Berlin bedarf.

Mit der Bitte, mich der Frau Gräfin zu empfehlen, bin ich in freundschaftlicher Verehrung

v. Bismarck.

XIII.

Biarrits, 24. Aug. 1862.

Verehrter Freund,

Ihr Schreiben vom Fünften habe ich mit verbindlichstem Dank, aber erst vor drei Tagen erhalten. Durch eine Voreiligkeit von Deluze war es nach Luchon gegangen und der französische Formalismus hat mir die Habhaftwerdung außerordentlich erschwert. Nach vergeblichem Telegraphiren habe ich zweimal vergebens geschrieben; und die Briefe brauchen, über Bordeaux und Toulouse gehend, fünf Tage zwischen hier und Luchon hin und her. Schließlich habe ich mich auf die Mairie begeben müssen und dort unter Feststellung der Identität meiner Person ein amtliches Requisitorium aufnehmen lassen, auf welches die eigensinnige Behörde der Haute Garonne mir endlich Ihr Schreiben und eine Menge andre, die dort meiner warteten, ausgeliefert hat.

Ich habe in meiner langen Krankheit gelernt, mehr meinem Instinkt als den Aerzten zu folgen. Sobald ich bemerkte, daß mir drei Bäder, die ich probeweis in diesem warmen und bewegten Salzwasser nahm, sehr wohl thaten, bin ich länger geblieben, et bien m'en a pris. Ich bade seit dem Vierten regelrecht und befinde mich in einem Gesundheitzustande, wie ich ihn

Hosted by Google

seit vier oder fünf Jahren nicht mehr kannte. Der Badearzt sagt mir, wenn ich mir diese Erfolge sicher stellen wolle, so müsse ich wenigstens vier Wochen hier bleiben, und ich habe mich als fügsamer Patient darin gefunden, Luchon aufzugeben und den Pyrenäen nur die Woche der Heimreise zu widmen. Uebermorgen wird der Kaiser hier erwartet und ich denke, sein Hoflager noch einige Tage zu zieren und dann, wenn es der Anstand erlaubt, mich in der Richtung auf Toulouse zu entfernen, mit einem zweitägigen Abstecher nach St. Sauveur, Gavarnie, Luchon, so daß ich gegen Mitte September als ein an Leib und Seele gestärkter Beamter wieder zu Sr. Majestät Diensten bereit bin, sei es in Paris, Berlin oder wo sonst. Ich vertraue auf Ihre Güte, daß mir kein Querstrich durch diesen Plan gemacht wird; muß es aber sein, so bin ich über Paris und durch die Gesandschaft täglich zu finden, indem ich Reuß von meinen Bewegungen in Kenntniß halte.

Ich erhalte hier von unsern Blättern nur die Kreuzzeitung, und auch die nicht vollständig, durch Bekannte, da ich mir bei der Unsicherheit meines Aufenthaltes nichts nachbestellt habe. Nach Dem, was ich daraus entnehme, scheinen mir aber die Dinge bei uns über Erwartung gut zu gehn. Ich habe nie geglaubt, daß die Blüthe unsrer fortschrittlichen Intelligenz einen so ungeschickten Feldzug machen würde, indem sie ihrerseits die Zeit mit Nebendingen verliert und das Publikum so über alles Bedürfniß hinaus langweilt. Was das Ministerium im Interesse des eignen Operationplans zu erstreben hatte, die Abstumpfung der öffentlichen Meinung, Das bringen ihm diese gewiegten Politiker auf dem Präsentirteller. Es wäre jammerschade, diese Schwätzer jemals aufzulösen; bei mäßigem Feuer langsam gesotten, werden sie ein vortreffliches Ingrediens für unsre konstitutionelle Küche liefern und die Krone wird ihnen schließlich die Wahrung der königlichen Rechte danken.

Ich schicke diese Zeilen mit einem russischen Freunde bis Paris; von ihm habe ich mir auch Papier geborgt, auf welchem ich mir erlaube, Ihnen zu schreiben, weil mein Vorrath erschöpft ist.*) Man lebt hier vom Morgen bis zum Abend im Freien und entwöhnt sich von Feder und Tinte und schreibt comme voilà. Die Mehrheit der Gesellschaft hier sind Spanier, Leute von guter Familie und schlechter Erziehung. Ich lebe fast nur mit Russen und einigen Franzosen, bade täglich zweimal und verjünge mich alle zwei Tage um ein Jahr. Ich bin für diese stärkende Muße Ihnen und dem Könige von Herzen dankbar und werde mich demnächst gesund melden, auch nicht verfehlen, nach Ankunft des Kaisers wieder zu schreiben, sobald mir der Herr Stoff bietet. In freundschaftlicher Verehrung

der Ihrige

v. Bismarck.

*) Die Octavbriefbogen tragen die Buchstaben CO (Catharina Orlow).

Hosted by Google

Ich kann diese Zeilen nicht abschicken, ohne einen Glückwunsch über die feste Haltung hinzuzufügen, die wir nach den mir eben zugehenden französischen Blättern in der Handels-, Vertrags-, Zoll- und Bundesreformfrage angenommen haben! „Ich danke Ihnen im Namen Deutschlands", wie wir anno 48 sagten.

XIV.

Aufdruck der Bogen:
HOTEL NEVET
MONTPELLIER.

Montpellier, 12. September 1862.

Verehrtester Freund und Gönner,

nachdem ich meine Kur, Gott sei Dank mit sehr günstigem Erfolge, beendigt habe, denke ich, morgen wieder in Paris einzutreffen, und habe zunächst Ihre Nachsicht anzurufen, weil ich meinen Urlaub schon um sechs Tage überschritten; es sei denn, daß Sie die Theorie einiger Kollegen gutheißen, nach welcher der Gesandte in dem Lande seiner Mission überall auf dem Posten ist. Ich weiß nicht, ob in Paris Geschäfte meiner warten; sollte Dies, wie bei der Abwesenheit des Kaisers zu vermuthen steht, nicht der Fall sein, so würde ich gern auf einige Tage nach Hause reisen. Ich habe meine Frau und Kinder seit dem achten Mai nicht gesehn und führe seitdem eine Existenz, welche allen Gewohnheiten eines Familienvaters widerspricht. Die Meinigen sind auf dem Lande in Hinterpommern, meine Sachen noch in Petersburg, meine Wagen in Stettin, meine Pferde in Schönhausen und ich selbst weiß nicht, wo ich mein Haupt zu Winter niederlegen werde. Ich appellire an Ihre eignen deutsch-hausväterlichen Gefühle, ob ein solches Leben auf die Dauer für einen Gatten und Vater von achtbarem Schlage erträglich ist. Ich wüßte nicht, welchen Posten ich mir von der Gnade des Königs lieber erbitten möchte als den des Gesandten oder gar Botschafters Sr. Majestät in Paris, sobald ich meine Ernennung als eine definitive betrachten könnte, und meine Lebenseinrichtung danach treffen. Wenn ich eine Gewißheit darüber, daß von meinem Eintritt in das Ministerium überhaupt Abstand genommen ist, jetzt nicht erhalten kann, so würde S. M. vielleicht doch die Gnade haben, mir zuzusichern, daß ich bis zum ersten April oder Neujahr oder bis zu irgend einem festen Termin in Paris bliebe; dann würde ich mich danach einrichten können. Einstweilen habe ich den ersten Oktober als Termin ins Auge gefaßt, um meine Familie nach Paris überzusiedeln; wenn ich den Umzug meines zahlreichen Hausstandes mit Kindern und Lehrerpersonal einmal bewirkt habe, so wäre es eine Härte, in die ich mich nicht leicht zu finden wüßte, wenn ich unmittelbar danach wieder einpacken sollte. Da ich mich niemals geweigert habe, sobald S. M. es befiehlt, auch ohne Portefeuille in das Ministerium zu treten, so weiß ich im Grunde nicht,

Hosted by Google

was einer allerhöchsten Entscheidung über meine Zukunft entgegensteht. Der Zeitpunkt meiner Ernennung, falls dieselbe von Sr. Majestät noch beabsichtigt wird, kann, nach der Konvenienz unsrer Stellung zu den Kammern, beliebig verschoben werden; für mich ist nur die Entscheidung darüber Bedürfniß, ob ich Paris als Wohnsitz ansehn kann oder nicht. Einstweilen kann ich mich an nichts Andres als an die Realität halten, daß ich Gesandter in Paris und nichts weiter bin, und muß mich Dem gemäß verhalten. Ich habe daher nach Petersburg geschrieben, daß man meine Effekten mit dem letzten, anfangs Oktober nach dem Havre gehenden Dampfschiff dorthin abschickt, und bitte um geneigte Erlaubniß, mich zur Abholung meiner Familie nach Pommern begeben zu dürfen. Befiehlt der König anderweit über mich, so kann ich bis zum Letzten dieses Monats auch meine Einrichtungen noch demgemäß abändern. Wenn Se. Majestät erlaubt, daß ich mich in den nächsten Tagen zur Vorbereitung meiner Uebersiedlung nach Paris und zur Abholung der Meinigen nach Pommern begebe, so haben Sie wohl die große Güte, mich hiervon telegraphisch zu benachrichtigen. Ich würde dann zunächst ad audiendum verbum Regis in Berlin erscheinen, und dann, je nach Ausfall der allerhöchsten Entscheidung, nach Pommern gehn und meine Familien-Karawane in Bewegung setzen, um gesicherte Winterquartiere zu erreichen.

Ich habe keine andre Gelegenheit als die Post, um diesen Brief zu befördern, und aus der gasthofmäßigen Beschaffenheit des Papiers ersehn Sie, daß mir während der unerwartet langen Dauer meiner Reise die Schreibmaterialien ausgegangen sind. Ich habe auf den Rath meines biarritser Arztes die Seebäder im äußersten Maße gebraucht, achtundzwanzig Tage lang täglich zwei, nachdem ich mäßiger angefangen hatte, und ich blieb schließlich eine volle Stunde im Wasser. Der Arzt rieth mir, gewisse Symptome abzuwarten; diese traten in der That ein und ich kann den Erfolg nicht genug loben. Ich habe mich seit zehn Jahren nicht so wohl befunden wie jetzt.

Ich habe meine Reise von Biarrits aus mit Orlows aus Brüssel gemacht und trenne mich morgen von ihnen. Reuß erwartet mich in Paris mit Sehnsucht, er will irgend einen hühnerschießenden Urlaub antreten. Ich halte es für unbedenklich, im Nothfall Hatzfeld die Geschäfte auf einige Tage zu geben; er verspricht, ein tüchtiger und umsichtiger, für seine Jahre sogar etwas pedantischer Geschäftsmann zu werden. In freundschaftlicher Verehrung

der Ihrige

v. Bismarck.

Hosted by Google

Aus dem Reich der Chemie.

Die Chemie lebt von allen modernen Wissenschaften am Raschesten. Wenn irgendwo nach einem Exempel für den Satz gesucht würde, daß jede Wahrheit nur von kurzer Lebensdauer ist, es würde am Besten in der chemischen Wissenschaft zu finden sein. Kaum hundert Jahre alt, hat sie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ihr Antlitz verändert und so manche Theorie, die vor zehn Jahren erst das Licht der Lehrsäle erblickte, die die chemische Welt bedeuten, führt heute nur mehr ein greisenhaftes Dasein; noch zehn Jahre und die Theorie ist „überholt" und nur noch „von historischem Interesse". Mit gleicher Raschheit, wie die chemischen „Wahrheiten" kommen und vergehen, wechseln die Methoden der Technik; jeder Tag bringt neue chemische Produkte. Auf keinem anderen Gebiet greifen Industrie und Wissenschaft so ineinander; und in dem Lande, wo Das am Deutlichsten in die Erscheinung tritt, in Deutschland, sind daher chemische Industrie und chemische Wissenschaft am Höchsten entwickelt, was viel bedeutet bei der Rührigkeit, mit der überall chemisch gearbeitet wird.

Das wichtigste Ereigniß der letzten Zeit, das in der chemischen Welt geradezu Sensation erregte, war die Thatsache, daß der künstliche Indigo marktfähig geworden ist. Die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen brachte im vorigen Herbst einen „Indigo rein BASF" in den Handel, in dem ein synthetisch dargestelltes Konkurrenzprodukt des natürlichen Indigos vorlag. Der Indigo ist der schönste und echteste blaue Farbstoff. Er wird im Werthe von vielen Millionen Mark insbesondere im tropischen Asien gewonnen und bildet bei seinem verhältnißmäßig hohen Preis einen wichtigen Handelsartikel. Es konnte nicht fehlen, daß sich die Chemiker eifrig bemühten, diesen König der Farbstoffe künstlich nachzumachen; lange ohne jeglichen Erfolg. Die zahlreichen blauen Farbstoffe, die als Ersatz für den theuren Indigo vorgeschlagen wurden, vermochten die Herrscherstellung des Indigos nicht zu erschüttern. Sie hatten mit dem Indigo nichts gemein, als daß sie eben blau waren; ihre Zusammensetzung war eine andere. Aussicht auf endlichen Erfolg konnte erst vorhanden sein, wenn es gelang, den Bau des Indigomoleküles zu erforschen. Diese glänzende Entdeckung machte Baeyer im Jahre 1880. Das Gefüge des Indigomoleküles war blosgelegt und bald schossen, wie Pilze, Methoden aus dem Boden, die, von den verschiedensten Rohmaterialien ausgehend, den Indigo künstlich erzeugen sollten. Sie hatten alle den einen Fehler, daß der künstliche Indigo theurer war als der natür-

Hosted by Google

liche. Für die Wissenschaft war die Frage beantwortet, für die Technik nicht. Der „Indigo rein BASF" hat sie auch für die Technik erledigt, denn wie die Berichte verschiedener Indigokonsumenten melden, stellte sich in der vergangenen Saison das Färben mit künstlichem Indigo sogar etwas billiger als mit natürlichem. Es ist klar, daß die Interessenten des natürlichen Indigos mit einer Preisreduktion antworten werden. An Angriffen und Anwürfen gegen den künstlichen Indigo hat es natürlich nicht gefehlt; Das darf nicht Wunder nehmen; aber nicht deshalb, weil dem künstlichen Indigo noch gewisse kleine Mängel anhaften, sondern aus Gründen des Waarenhandels. Seit den klassischen Arbeiten Baeyers schwebt das Damoklesschwert über dem natürlichen Indigo. Sein Schicksal ist so unabwendbar wie jenes des Farbstoffes der Krappwurzel, der seit fast drei Jahrzehnten vom künstlichen Alizarin verdrängt ist. An der Stelle der früheren Krappkulturen wogen jetzt wieder Getreidefelder; und so wird es wohl auch bald vom natürlichen Indigo heißen: Es war einmal! Der erste Schritt aus dem Laboratorium auf den Markt ist mit Erfolg gethan; die kleinen Mängel, die der künstliche Indigo noch hat, zu überwinden, ist ein Kinderspiel gegen die Riesenarbeit, die bereits vollbracht ist. Die Badische Anilin- und Sodafabrik wird mit ihrem synthetischen Indigo nicht lange vereinzelt bleiben, denn in der Farbentechnik kommt eine Entdeckung selten allein.

Wie wir die chemische Technik auf ihrem interessantesten Gebiete das neue Jahrhundert mit einem entscheidenden Siege begrüßen sehen, so hat auch die Theorie an des Jahrhunderts Wende einen großen Erfolg zu verzeichnen in der Lösung eines Problems, das die Forscher dieses ganzen Jahrhunderts beschäftigt hat: es giebt wirklich keine Gase mehr.

Die Kunde von der Verflüssigung des Wasserstoffes durch den englischen Chemiker Dewar hat eigentlich, obwohl sie durch alle Zeitungen ging, das große Publikum weniger überrascht als die Fachkreise. Die Bezwingung des Wasserstoffes ist mehr ein intimes Ereigniß; beide Kreise, das Publikum und die Fachleute, wußten, daß es keine wirklichen permanenten Gase geben kann. Selbst die Gase, die man noch in der Schule als „incoërcibel" gelernt hatte, waren verflüssigt worden; nur der Wasserstoff hatte noch bis vor wenigen Wochen aller Anstrengungen gespottet. Alle Alarmgerüchte, die mehrmals der Welt von der gelungenen Verflüssigung des Wasserstoffes erzählten, hatten sich als trügerisch erwiesen. So stellte sich die Behauptung Cailletets als auf einer Selbsttäuschung beruhend heraus; und auch die Mittheilung Pictets, der bald darauf den Wasserstoff als flüssigen metallischen Körper von blauer Farbe beobachtet haben wollte, erwies sich als unrichtig. Aber seit die Technik der Gasverflüssigung so große Fortschritte gemacht hatte, war für das Publikum die Frage prinzipiell entschieden, und ob gerade nun der Wasser-

Hosted by Google

stoff auch schon flüssig erhalten worden sei oder nicht, erschien von untergeordnetem Interesse. Das Interesse der Chemiker und Physiker wuchs aber gerade mit den technischen Schwierigkeiten, die sich dem letzten noch ausstehenden experimentellen Beweis von der Richtigkeit der kinetischen Gastheorie entgegenstellten. Dieser Beweis ist nun Dewar endgiltig gelungen, freilich mit pekuniären Mitteln, die nicht jedem Chemiker zu Gebote stehen.

Die Gasverflüssigung beruht theoretisch auf dem Satze „vom kritischen Druck und der kritischen Temperatur". Sein Inhalt ist: daß jedem Gas eine bestimmte Maximaltemperatur und ein bestimmter Minimaldruck zukommen, die erreicht sein müssen, wenn ein Gas verflüssigt werden soll. Oberhalb der kritischen Temperatur und unterhalb des kritischen Druckes sind alle Gase permanent. Praktisch wurde die Gasverflüssigung dadurch möglich gemacht, daß zunächst Gase gewählt wurden, die schon bei gewöhnlicher Temperatur durch hohen Druck zu verflüssigen sind. Wenn Gase sich ausdehnen oder wenn Flüssigkeiten, also auch flüssige Gase, sieden, so wird Wärme gebunden. Man läßt nun kondensirte Gase sich expandiren; die dazu nöthige Wärme wird schwerer kondensirbaren Gasen entzogen, die, unter hohem Druck stehend, das erste Gas umgeben und nun verflüssigt werden; so gelangt man stufenweise zu immer tieferer Temperatur. Dewar hat Wasserstoff mit Hilfe verflüssigter Luft auf — 205° C. abgekühlt und ihn dann unter einem Druck von 180 Atmosphären kondensirt. Der Wasserstoff verließ bei dieser Behandlung den Apparat, in dem er verflüssigt worden war, als klare, wasserhelle Flüssigkeit von großem Lichtbrechungvermögen. Obwohl noch keine Thermometer zur Messung des Siedepunktes des flüssigen Wasserstoffes existiren, kann angenommen werden, daß mit Hilfe des siedenden Wasserstoffes wohl eine Temperatur von — 250° C. erreicht wird. Damit haben wir uns dem absoluten Nullpunkt von — 270° C. auf etwa 20° genähert. Die Gründe, weshalb gerade die Erreichung dieses Punktes so interessant erscheint, können hier nicht erörtert werden. Wir wollen nur hoffen, daß wir diesen Kältepol früher erreichen als den irdischen Nordpol.

Anschließend an diese theoretischen Auseinandersetzungen über flüssige Gase möge hier eine neue industrielle Verwerthung dieser interessanten Stoffe erwähnt werden.

Bekanntlich ist die Verflüssigung der Gase längst zu einer Industrie geworden. In Stahlgefäßen von früher unerhörter Festigkeit wird heute flüssige Kohlensäure, flüssiges Ammoniak, flüssiger Sauerstoff und flüssiges Chlor versandt, um verschiedene industrielle Anwendung (zur Mineralwassererzeugung, zur Kälteerzeugung, in der Rübenzuckerindustrie u. s. w.) zu finden. Die neueste Anwendung flüssiger Gase ist die Herstellung eines Sprengstoffes aus flüssigem Sauerstoff. Das mag im ersten Augenblick vielleicht etwas

Hosted by Google

paradox klingen, ist aber ganz logisch. Ein Sprengstoff ist ein Körper, der bei seiner plötzlichen Zersetzung ein großes Volumen Gas entbindet, also ein Gasakkumulator. Demnach wäre der idealste Sprengstoff ein verflüssigtes Knallgasgemenge (8 Gramm Sauerstoff, 1 Gramm Wasserstoff). Schon ein Liter gewöhnlichen Knallgases, der etwa 0,1 Gramm wiegt, verursacht wenn das Gemenge durch den elektrischen Funken entzündet wird, eine gewaltige Explosion; denkt man sich nun das Volumen eines Liters noch um ein Mehrtausendfaches komprimirt, so wird man sich eine Vorstellung von der Sprengwirkung machen können. Der neue Sprengstoff „Oxyliquid" besteht zwar aus naheliegenden Gründen noch nicht aus kondensirtem Knallgas, sondern aus Kohlenstoff und flüssigem Sauerstoff. In einem Schüttelwerk wird Baumwolle mit Holzkohlenpulver imprägnirt; die erhaltene Kohlenwatte saugt flüssigen Sauerstoff auf und der Sprengstoff ist fertig. Praktisch wird mit diesem Sprengstoff so verfahren, daß eine Papierhülse, in der sich Kohlenwatte befindet und die mit Sprengkapsel und Zündschnur montirt ist, in das Bohrloch eingeschoben wird, worauf man mit Hilfe eines Papierröhrchens frisch verflüssigten Sauerstoff einfüllt. Die Patrone behält ihre Sprengfähigkeit lange genug (15 bis 30 Minuten), um verwendbar zu sein. Nach 40 Minuten ist die Sprengfähigkeit freilich vollkommen vorbei, was aber den Vortheil bietet, daß Unglücksfälle durch nachträgliche Explosion nicht gezündeter Minen ausgeschlossen sind. Bei dieser Gelegenheit sei auf zwei neue Quellen hingewiesen, die für die Kohlensäureindustrie von Bedeutung sind; die eine ist die Gährungskohlensäure, die bei der Bier-, Wein- und Spiritusbereitung in bedeutenden Quantitäten entsteht und industriell verwerthet werden soll. Die zweite Provenienz der Kohlensäure sind die zahlreichen natürlichen Gasquellen, die in verschiedenen Gegenden der Erde entströmen und die thatsächlich seit Kurzem schon technisch ausgebeutet werden. Die bedeutendsten technisch verwendeten Kohlensäuregasquellen sind die bei Hönningen am Fuß der Eiffel, bei Driburg an einem Ausläufer des Teutoburger Waldes und bei Sondra am östlichen Fuß des Thüringer Waldes. Bei Sondra, wo die Kohlensäure seit einem Jahre technisch gewonnen wird, entweicht sie aus einem Bohrloch von circa 200 Meter Tiefe mit einem Druck von etwa 17 Atmosphären, die Menge der stündlich entweichenden Kohlensäure wird im Mittel zu 1000 cbm berechnet. Die Verflüssigunganlage liefert täglich in 10 Stunden 250 bis 300 Stahlflaschen mit je 10 kg flüssiger Kohlensäure. Die Arbeit des Betriebes der Anlage leistet die aus dem Bohrloch entströmende Kohlensäure mittels eines Compoundmotors, der die Kompressoren treibt; auch die Beleuchtung mittels Elektrizität besorgt der Compoundmotor, also ebenfalls die Kohlensäure.

Auf der letzten Hauptversammlung der Deutschen Elektrochemischen Gesellschaft in Leipzig führte Dr. Goldschmidt eine neue Verwendung des Alumi-

Hosted by Google

niums vor; er zeigte die Anwendbarkeit dieses Metalles zur Erzeugung hoher Temperaturen. Es ist bekannt, daß bei der Vereinigung von Sauerstoff und Aluminium große Wärmemengen frei werden; die nahe Verwandtschaft dieser beiden Elemente, die ja auch das Hinderniß der Darstellung des Aluminiums aus seinem Oxyd durch den Hochofenprozeß ist, hat schon längst zur Verwendung von Aluminium als Sauerstoffentziehungmittel bei verschiedenen chemischen Prozessen im Laboratorium geführt und vor nicht langer Zeit gelang die Darstellung von Phosphor aus Phosphorsäure mit Hilfe von Aluminium. Wenn man Aluminiumpulver mit Metalloxyden erhitzt, so tritt die Reduktion des Metalloxydes zu Metall ein, wobei aber bisher stets Explosionen eintraten, da die Wärmeentwickelung auf so kleinem Raum eine kolossale war. Goldschmidt vermeidet die Explosionen dadurch, daß er nicht das ganze Gemisch auf einmal erhitzt, sondern es nur an einer Stelle entzündet, von der aus sich die Reaktion durch die Masse fortpflanzt. Er entzündet die Masse mit einer Zündschnur, die aus Aluminiumpulver und einem sauerstoffreichen Körper (Baryumsuperoxyd) besteht und die an einem Magnesiumdraht sitzt, der angezündet wird. Dieser Vorgang gleicht ganz genau der Feuerbereitung mit unseren Zündhölzern, bei denen ja auch die Wärmeentwickelung des am Leichtesten entzündlichen Körpers, des Phosphors, die Entzündungtemperatur des Schwefels hervorbringt, der nun durch seine Verbrennungwärme die Entflammung des Hölzchens bewirkt. Dort entzündet das brennende Magnesium die Zündkirsche und diese das schwer entzündliche Gemisch von Aluminium und Metalloxyd. Bei dieser Anordnung gelingt die Abscheidung des Metalles ohne Gefahr; und es gelang vor den Augen der Versammlung die Darstellung von Chrom, das in geschmolzenem Zustande neben geschmolzenem Aluminiumoxyd erhalten wurde. Eben so wurde die hohe Temperatur dazu benutzt, um aus nach analogem Prozeß dargestelltem Eisen eine Niete zu schmieden. Man kann den Vorgang nicht besser bezeichnen als mit den treffenden Worten des Vorsitzenden: „Ein Schmiedefeuer und ein Hochofen in der Westentasche!“

Die Bedeutung der Entdeckung liegt nicht etwa in der Erzielung eines wirklichen Nutzeffektes, wie man leicht einsieht, sondern in der Thatsache, daß zum ersten Male Temperaturen auf chemischem Wege erhalten wurden, die bisher nur durch den elektrischen Strom erreichbar waren. Das Aluminium dient dabei als ein Wärmeakkumulator, der bei der Reduktion des Metalloxydes und bei seiner Verbindung mit Sauerstoff so viel Energie in Form von Wärme abgiebt, wie zu seiner Erzeugung verbraucht wurde, vermindert um jene, die der Verbrennungwärme des Eisens entspricht. Ob die Entdeckung Goldschmidts von technischer Bedeutung sein wird, läßt sich nicht voraussagen. Jedenfalls zeigt sie wieder, wie schon einige Beispiele, daß die

Hosted by Google

Verwendung des Aluminiums vielfach in anderer Richtung zu suchen ist, als bei der Entdeckung des „Silbers aus dem Thon" angenommen wurde. Heute liegt eine wichtige Verwendung des Aluminiums in der Metallurgie des Eisens. Es wird dem Eisen in einer Menge von 0,01 bis 0,02 Prozent zugesetzt.. Dieser Zusatz bewirkt vor Allem eine erhöhte Gußfähigkeit und eine große Gleichmäßigkeit der Gußstücke. Interessant ist ferner die Anfertigung von lithographischen Platten, die gegenüber den bisher verwendeten lithographischen Steinen den unschätzbaren Vortheil einer mehrhundertfach größeren Leichtigkeit haben. Auf der sächsisch-thüringischen Ausstellung in Leipzig wurden als jüngste Neuheit Aluminiumtapeten vorgeführt, die in verschiedenen Farben gehalten waren. Sie lassen sich leicht abwaschen und sind schmiegsam, leicht, haltbar und widerstandsfähig gegen Feuer. Einstweilen hindert ihre allgemeine Einführung noch ihr zu hoher Preis.

Zu den Worten, die ich in der Einleitung über die kurze Lebensdauer chemischer Wahrheiten sagte, fügt sich als treffliche Illustration eine gediegene Arbeit Buchners, die jüngst zum Abschluß gelangt ist. Sie bringt den Beweis, daß der letzte chemische Vorgang, der allein noch einer vitalistischen Erklärung bis jetzt nicht entrathen konnte, durch eine rein chemische Theorie erklärlich ist. Der Satz Pasteurs, der als allgemein giltig angenommen worden war: keine Gährung ohne Organismen, ist gestürzt. Um die große prinzipielle Bedeutung dieser Arbeit zu würdigen, möge es gestattet sein, ein Wenig weiter auszuholen.

Die „alten" Chemiker theilten die chemischen Stoffe ein in anorganische und organische; die ersten sollten nach den eigentlichen chemischen Gesetzen entstehen, zur Bildung der letzten sollte eine besondere Lebenskraft nothwendig sein. Man machte, wie man sieht, einen prinzipiellen Unterschied zwischen anorganischer und organischer Materie. Zur organischen Materie gehört Alles, was im Leibe der Pflanze oder des Thieres — eben mit Hilfe jener „Lebenskraft" — gebaut wurde. Vor der Synthese der sogenannten organischen Körper stand ein entmuthigendes: Lasciate ogni speranza! Da gelang es Wöhler im Jahre 1828, aus Stoffen unzweifelhaft anorganischer Provenienz einen typisch „organischen" Körper herzustellen: aus kohlensaurem Ammon den Harnstoff, ein Stoffwechselprodukt des thierischen Organismus. Damit war die vitalistische Theorie besiegt; der prinzipielle Unterschied zwischen anorganischer und organischer Materie mußte fallen gelassen werden; nur aus Zweckmäßigkeitgründen der Systematik spricht man heute noch von diesen Kategorien. Es wurde anerkannt, daß anorganische und organische Materie bei ihrem Aufbau die selben chemischen Gesetze befolgen, jeder Tag brachte neue Beweise für die Unhaltbarkeit der vitalistischen Theorie, — und bald hatte die Tochter Chemie in der Zahl der organischen Verbindungen die Mutter

Hosted by Google

Natur überflügelt. Nur eine Gruppe von chemischen Vorgängen, die Gährungserscheinungen, wollte sich nicht recht ohne Zuhilfenahme von Lebensvorgängen erklären lassen. Der Vorgang der Gährung hatte gleichzeitig das Interesse der Naturforscher erweckt und zahlreiche Theorien befaßten sich mit seiner Erklärung. Die glänzenden Experimentalarbeiten Pasteurs führten schließlich zur allgemeinen Aufnahme des Satzes, daß die Gährungvorgänge ein physiologischer Akt seien, der mit dem Lebensprozeß der Hefezellen eng und untrennbar verknüpft sei. Allgemein wurde angenommen, daß der Zerfall des Zuckermoleküles in Alkohol und Kohlensäure durch die Lebensvorgänge dieser niederen Organismen bedingt sei. Zwar sprachen im Gegensatz zu Pasteur sehr bedeutende Chemiker, wie Moritz Traube, Berthelot, Liebig und Hoppe-Seyler, die Meinung aus, die Gährung sei nur insofern an die Lebensthätigkeit der Hefe geknüpft, als die Hefe einen Stoff erzeuge, der im Stande sei, den Zucker in Alkohol und Kohlensäure zu spalten, ähnlich wie sie einen wohlcharakterisirten Stoff erzeuge, das Invertin, das bekanntlich Rohrzucker in Traubenzucker und Fruchtzucker spaltet. So gut diese Ansicht auch in den Rahmen der herrschenden antivitalistischen Theorie paßt, so rang sie sich doch nicht zur Geltung durch, weil ihr die Bedingung jedes naturwissenschaftlichen Beweises, das Experiment, fehlte. Die vitalistische Theorie der Gährung blieb bis vor einigen Monaten Siegerin, denn ihr standen alle experimentellen Beweise zu Gebote, nach denen noch nie eine Trennung des Gährvermögens von der Gegenwart lebender Hefezellen gelungen war. War lebende Hefe vorhanden, so trat Gährung ein, unterband man die Lebensbedingungen der Hefe, so wurde die Gährung aufgehoben oder sie begann nicht, wenn die Bedingungen so gewählt waren, daß die Hefe ihre Lebensfunktionen nicht beginnen konnte. Buchner ist es nun gelungen, alle Gährungerscheinungen in einer Zuckerlösung hervorzurufen, ohne lebende Hefe zu verwenden; er läßt Zucker vergähren durch einen vollkommen zellenfreien Preßsaft aus Hefe, so daß die Legende von der Lebenskraft aus ihrem letzten Schlupfwinkel verdrängt und auch die Gährung rein chemisch erklärt ist. Denn in dem zellenfreien Preßsaft, den Buchner verwendete, muß jener chemische Körper enthalten sein, der schon nach der Ansicht Liebigs und Anderer der Gährungerreger ist. Mit einem Wort: der experimentelle Beweis für die Ansichten der Traube und Liebig ist von Buchner erbracht worden. Das Verfahren, nach dem Buchner arbeitete, ist kurz folgendes: Frische untergährige Bierpreßhefe wird zunächst bei 50 Atmosphären Druck entwässert, dann mit Quarzsand und Kieselguhr sorgfältig gemischt und maschinell zerrieben. Das Gemenge ist anfangs staubtrocken, es wird im Laufe des Zerreibens feucht und teigig, ein Beweis dafür, daß aus dem Inneren der Zellen eine Flüssigkeit ausgetreten sein muß. In der That lehrt die mikroskopische Untersuchung, daß

Hosted by Google

schon 40 Prozent der Zellen zerrissen sind. Die teigige Masse wird nun unter einem hydraulischen Druck von 500 Atmosphären ausgepreßt, dann der Preßkuchen mit Wasser durchfeuchtet und nochmals ausgepreßt, wobei aus einem Kilogramm Hefe 500 ccm Flüssigkeit erhalten werden, von denen nur 140 ccm dem zugesetzten Wasser entsprechen. Der Preßsaft wird filtrirt und unter Eiskühlung aufbewahrt. Im Preßkuchen sind nun 4 Prozent unversehrte Hefezellen vorhanden.

Dem Preßsaft, der eine fast klare Flüssigkeit darstellt, kommt die Wirkung zu, Zucker alkoholisch zu vergähren, und zwar jene Zuckerarten, die aus der Hefe vergohren werden, Rohr-, Malz-, Trauben- und Fruchtzucker, nicht aber Milchzucker. Aus dieser Thatsache folgert Buchner, daß die lebenden Hefezellen zur Einleitung der alkoholischen Gährung nicht nöthig sind, sondern daß diese durch einen Körper, die Zymase, eingeleitet wird, die bis jetzt allerdings nur in den lebenden Hefezellen entsteht. Gegen diese Folgerung Buchners sind verschiedene Einwände erhoben worden; der wichtigste war, daß nicht der Preßsaft selbst die Gährung bewirkt, sondern daß die in ihm noch vorhandenen Mikroorganismen die Gährung einleiten. Buchner entkräftet diesen Einwand durch den Nachweis, daß auch Preßsaft, der durch Filtriren vollkommen keimfrei gemachte Preßsaft, starke Gährwirkung hat; daß, selbst wenn noch eine geringe Anzahl unversehrter Hefezellen in einem Preßsaft sich befinden sollten, die sehr starke Gährwirkung durch diese minimale Anzahl von Mikroorganismen nicht erklärt werden kann; daß endlich die Gährkraft des Saftes unter Bedingungen erhalten bleibt, unter denen die Lebensthätigkeit niederer Organismen ausgeschlossen ist. Antiseptika, wie arsenige Säure, Chloroform oder Toluol, hindern zwar eine Gährung durch Hefezellen, nicht aber durch Preßsaft: und Das ist wohl der schlagendste Beweis für die Richtigkeit der chemischen Gährtheorie. Wenn auch der Körper, der den Zerfall der Zuckermoleküle bewirkt, die Zymase, noch nicht näher bekannt ist, so erscheint seine Existenz doch als unzweifelhaft nachgewiesen. Damit ist die Einheitlichkeit der Auffassung aller chemischen Prozesse erreicht und das letzte noch fehlende Glied in die Kette der rein chemischen Erklärungen der sogenannten organischen Prozesse eingefügt worden.

Mit der Einbürgerung des künstlichen Indigos, mit der Verflüssigung des Wasserstoffes und dem Nachweis einer zellenfreien Gährung darf die Chemie auf drei Erfolge blicken, die des Jahrhunderts, in dem die Chemie eine Wissenschaft geworden ist, würdig sind.

Wien. Dr. Heinrich Seidel.

Hosted by Google

Herbsttendenz.

Nur der schweizer Markt war in der letzten Woche wirklich lebhaft. Als das Nachgeben des Bundesrathes bekannt wurde, sah die Direktion der Nordostbahn selbst nichts Besonderes darin; die anfragenden Bankiers aus Frankfurt und Berlin waren aber schlauer und witterten in dieser veränderten Haltung sofort das Symptomatische. Die Nordostbahn, deren Präsident bekanntlich zugleich der schroffste und mit Aktien am Reichsten gesegnete Eisenbahnmann der Schweiz ist, wird für die Verstaatlichung zuerst in Angriff genommen; es stand also von vorn herein fest, daß Erfolg oder Rückzug der Behörden hier von ganz besonderer Bedeutung werden mußte. Deshalb war es vielleicht nicht klug, unmögliche Forderungen zu stellen. Das Eisenbahndepartement verlangte nämlich für seine Berechnung gesonderte Betriebsaufstellungen aus den verschiedenen Jahren. Darauf konnte die Nordostbahn nachweisen, daß sie bisher die einzelnen Linien nur zusammen gebucht habe, also keine Daten aus der Erde stampfen könne. Zum Glück für Herrn Guyer-Zeller beharrte das Departement auf seinem Verlangen, das ja im Grunde nur den Zweck hatte, ohne Rücksicht auf die einzelnen Fälligkeitstermine der Linien die Bahn gleich auf einmal zu kaufen. Der Streit wogte hin und her; aber schließlich stand der Bund vor einer Eventualität, der man sich angesichts einer großen neuen Eisenbahnrente niemals aussetzen kann: vor zehnjährigen Prozessen. Um sie zu vermeiden, sahen sich die Herren in Bern genöthigt, den Standpunkt der Nordostbahn wenigstens grundsätzlich zu billigen, — und damit war zum ersten Male die strenge Haltung des Bundes aufgegeben. Als die Wichtigkeit dieses Schrittes allmählich klar wurde, ließ man den Baissiers in Zürich keine Ruhe mehr: sie mußten ihre Blankoverkäufe decken. Noch mehr aber machten die Meinungskäufe aus, denn die von Fremden überfüllte Schweiz erinnerte sich der langen Kursrückgänge ihrer Bahnaktien. Nach den letzten Steigerungen notiren Nordost bei 6 und $5^1/_2$ Prozent Dividende für 1896 und 1897 etwa 105, während wir von 1894 bis 1896 Kurse zwischen 131 und 134 sahen. Gotthard notiren bei $5^4/_5$ Prozent Dividende etwa 144, aber seit dem Jahre 1889 waren mit einer einzigen Ausnahme immer höhere — sogar bis zu 40 Prozent höhere — Kurse zu verzeichnen. Central notiren bei 8 Prozent 148. Das ist ein Kurs, wie er seit Ende 1890 kaum da war und der meine Ansicht bestätigt, daß nur für diese Aktien stets gute Käufer zu finden sind. Jura-Simplon stehen bei 4 Prozent Dividende etwa 91; dieser höhere Kurs hängt mit der Genehmigung des Simplontunnels zusammen. Vereinigte Schweizerbahnen (ihr Kapital ist relativ klein) notiren 78; auch hier waren die früheren Kurse beträchtlich höher. Eine rege Spekulation, besonders in Nordost und Gotthard, ist also natürlich genug.

Sonst wurden zu einem lebhaften Verkehr immer nur Anläufe genommen; auffallend ist namentlich die Schwäche des Bergwerksmarktes, die trotz den glänzenden Berichten über die Konjunktur fortdauert. Auch die Roheisenproduktion bietet dafür ein Beispiel; nimmt man das Gesammtplus für die ersten sieben Monate dieses Jahres, so wird im Juli die weitaus stärkste Produktion zu finden sein. Der Aufschwung, der im zweiten Quartal etwas nachgelassen hatte, begann später also von Neuem. Die Kohlenstatistik ergiebt vom Januar bis zum April noch bessere Ziffern als vom April bis zum ersten Juli. Im Ganzen weisen die fünf Oberberg-

Hosted by Google

amtsbezirke Preußens, Dortmund, Breslau, Bonn, Klausthal und Halle, 268 Kohlenwerke auf. Diese hatten im ersten Halbjahr einen Zuwachs von 21 953 Arbeitern, von denen nur 4000 nicht auf den dortmunder Bezirk entfallen. Die gesammte Mehrförderung betrug 2 757 000, der Mehrabsatz 2 628 000 Tonnen. Allein die Ruhrkohle beschäftigt danach 235 000 Menschen. In diese Gegenden sind viele Polen gekommen; eben so hat das breslauer Revier 2879 neue Arbeiter gewonnen. Wahrscheinlich stammen auch alle diese Leute nicht aus Deutschland und Das giebt der Sache neben der geschäftlichen eine politische Bedeutung.

Trotz der lebhaften Nachfrage sind die großen Besitzer von Kohlenaktien nicht zufrieden: sie haben vor Jahr und Tag zu beträchtlich höheren Kursen gekauft und leiden nun darunter, daß sich das Publikum, in seiner Leidenschaft für Industriewerthe, von Montanpapieren beharrlich abwendet. Welche Kurssteigerungen besonders kleine Industrieaktien erzielt haben, und zwar in aller Stille, läßt sich kaum übersehen; einzelne haben in ein paar Monaten über 100 Prozent gewonnen, — „aber fragt mich nur nicht, wie." Wenn Kohlenwerthe nicht schwach lägen, wäre auch die Opposition gegen die Notirungen von Kuxen nicht so heftig geworden. Kohlenkuxe notiren nämlich jetzt vielfach weit höher als Aktien; der Erwerb solcher Gewerkschaften ist deshalb so schwierig geworden, daß alle darauf bezüglichen Meldungen gewöhnlich nur schlaue Haussemanöver sind.

Amerikas Roheisenproduktion ist in diesem ersten Semester riesig gestiegen: gegen 1897 um über $1^1/_2$ Millionen Tons. Das ist billig hergestelltes Roheisen; die Hochöfen sollen schon jetzt statt 11 Millionen $17^1/_4$ Millionen Tons herstellen können. In ein paar Jahren werden wir einen erbitterten Kampf zwischen den europäischen Konsumenten und Produzenten erleben. Uebrigens hat die Mehrerzeugung des letzten Halbjahres die amerikanischen Vorräthe noch heruntergedrückt: gewiß ein Beweis mehr dafür, was die Eisenbahnen drüben an Betterments gebraucht haben. Der amerikanische Markt für Eisenbahnwerthe bleibt denn auch in der gehobenen Stimmung, in der wir ihn schon seit Wochen sehen, und das dortige Publikum hat sich wieder der Spekulation ergeben, als ob es früher nicht feierlich geschworen hätte, nie wieder einen Share anzurühren. Auch die eigentlichen Macher, die in New-York längst ausgestorben schienen, sind jetzt in neuer Gestalt wieder am Werk. Noch immer glaubt man an einen nahen Boom und mancher Beschluß großer Bahngesellschaften stützt diesen frommen Glauben.

Vielleicht hängt es damit zusammen, daß unsere Bankleute eine allgemeine Hausse erwarten, namentlich, da man Geld noch immer billig sieht. Deshalb halten sich auch Banken fest, besonders Diskontokommandit, Dresdener u. s. w. Bei der Diskontogesellschaft vergißt man schon, daß sie mit ihrer Kapitalserhöhung auf halbem Wege stehen geblieben ist. Bei der Dresdener Bank verfolgt die Börse aufmerksam die Anstrengung, in den Aufsichtrath der Laurahütte zu gelangen. Oesterreichische Kreditaktien hängen ganz von den politischen Stimmungen Wiens ab. Der Konflikt wegen der steyrer Waffenfabrik scheint zu versanden; das Polizeipräsidium hat einen Bericht eingefordert und die Aktionärvertretung ihren Schaden mit vier Millionen Gulden beziffert, — einer Summe, die noch kein Verwaltungrath je ersetzt hat und mit der ein Mann wie Herr von Taussig auch sicher nicht den Anfang macht. Sollte überhaupt die Verantwortlichkeit eines Aufsichtrathes einmal schärfer gefaßt werden, so wird sich zeigen, wie billig solche

Hosted by Google

einstweilen noch sehr gesuchten Stellen zu haben sind. Ungerecht verfährt man übrigens noch dazu gegen Herrn von Taussig, wenn die Wiener ganz naiv erklären, vom Aufsichtrath Fürsten Starhemberg hätten sie nie eine ernste Kontrole erwartet, wohl aber von einem Bankmann wie Taussig. Hoffentlich hat der Fürst selbst nicht auf solche Bescheidenheit seiner Aktionäre gerechnet; ob er wenigstens die reichlich eingesäckelten Tantiemen jetzt zurückzahlt?

Türkische Werthe liegen recht fest, vielleicht auch, weil man annimmt, daß wir einer allgemeinen Hausse entgegen gehen. Die kürzlich bekannt gewordenen Aeußerungen des Sultans über die Dette Publique dürfen nicht ernster genommen werden als andere Ausrufe, die leitenden Männern im Laufe einer Unterhaltung ganz unverbindlich zu entschlüpfen pflegen. In Wirklichkeit weiß der Sultan, der sich von je her in Alles gemischt hat, nur zu gut, was er an der Dette Publique hat und wie seine Einnahmen ohne sie sich in allerlei unsaubere Hände verkrümeln würden. Die Fähigkeit, Ordnung zu schaffen und die niederen Organe von Bestechung frei zu halten, deckt sich ja durchaus noch nicht mit dem thatsächlichen Schwinden des Bakschisch-Systems, das früher in erster Linie bei den entscheidenden Beamten wirksam war; fast komisch klingen die Klagen der Bankiers, mit Geld sei bei der Pforte nicht mehr viel zu erreichen. Nur so, nicht als eine hochpolitische Angelegenheit, ist die Ablehnung aufzufassen, die sich ein englisches Parlamentsmitglied mit Gesuchen um Konzessionen für elektrische Anlagen neulich in der Türkei geholt hat; der Herr kam mit den früher üblichen Bestechungmitteln, die diesmal völlig versagten. Uebrigens wären, wenn er Erfolg gehabt hätte, alte Verträge verletzt worden, denn die Gasgesellschaft hat dort genau umschriebene Vorkaufsrechte. Das erschwert auch für Konstantinopel und Pera die Einführung der elektrischen Beleuchtung so lange, bis die Belgier selbst endlich ein Einsehen haben werden. Dann würde aber von deutschen Gesellschaften wohl nur die Union (Loewe) in Betracht kommen, deren Verbindung mit Belgien sehr fest geknüpft ist. Ueberhaupt achtet man noch zu wenig auf die neuesten Erfolge der Firma Loewe, die an zahlreichen Punkten des Auslandes sehr geschickt Fuß zu fassen verstanden hat; in Bankkreisen wird auf einen Assessor hingewiesen, der ein besonderes Talent zum Abfassen von Verträgen habe. Vor Jahren war man auf solchen Spezialisten recht erpicht; inzwischen wuchs das elektrische Geschäft den Schachspielern so schnell über den Kopf, daß man auf so feine Züge lange kaum noch Werth legte. Jetzt hat aber die scharfe Konkurrenz die alte Künste zu neuem Leben erweckt. Wir haben große Gesellschaften, die neuerdings ihre Unterhändler fast immer mit leeren Händen heimkommen sehen und wo einstweilen nur noch der eigentliche Leiter seine alte Löwenklaue zeigt. Nicht zu vergessen: auch die Mausergewehrlieferung nach der Türkei ist jetzt abgeschlossen worden.

In unserer Industrie wird von der Gründung der Motorenfabrik von Schmidt (Schmidtmotoren) viel gesprochen, seit es heißt, daß man dort auch Maschinen bis zu 10 000 Pferdekraft bauen wolle. Solche Größen, wie sie in der elektrischen Industrie gebraucht werden, gingen bisher aus deutschen Werkstätten nicht hervor. Doch hatten auch Andere schon Aehnliches geplant; aber für die Errichtung neuer Maschinenbauanstalten ist bei uns noch immer schwer Geld zu bekommen.

Pluto.

Hosted by Google

Das neue Jahrhundert.

Mit Riesenschritten, Gott sei Dank, kommt heran das neue Jahrhundert.
Es ist auch die höchste Zeit, denn man hat das alte genug bewundert.

Gewiß war es gut, gewiß war es groß, was unsere Väter errungen;
Doch der Mensch lebt nicht von vergangenem Ruhm: er trachtet nach Neuerungen.

Die äußere Einheit haben wir zwar in Farben, Münzen und Waffen,
Doch die Einheit im Geist, in Gedanken, im Wort, die ist noch erst zu schaffen.

Die alte Censur war gut: sie strich die Stellen, die etwa bedenklich.
Doch besser, man streicht das ganze Blatt, wo Worte und Bilder verfänglich.

Die Regirung ist klug: den einzigen Ort, wo die deutschen Denker lesen —
Pardon! ich meine die Eisenbahn —, den kehrt der Verordnungbesen.

Doch der andere Ort, wo beschaulich und still sich die Deutschen lesend erholen,
Auch er ist nicht ungefährlich und sei dem Schutz der Regirung empfohlen.

Und was nicht die Verwaltung vermag, Das wird die Justiz besorgen;
Sie weiß nun: was heute erlaubt ist und gut, ist Grober Unfug morgen.

Doch wird sie noch erdrückt und verwirrt von der Paragraphen Fülle;
Das hemmt das Urtheil und stört den Bann der tiefen Gedankenstille.

Drum sei das Strafgesetzbuch ersetzt durch einen Paragraphen
Vom Groben Unfug und es sei Fug, nur zu variiren die Strafen.

Ein herrlich nationales Werk wird Das, wie ähnliche Werke;
Wir schaffen nur „Werke“; und „National“: das Wort ist unsere Stärke.

Die Themis ist schon ein Wenig alt und grämlich und überdrüssig;
Die Wage wird der Hand zu schwer, auch die Binde scheint überflüssig.

Im neuen Jahrhundert, entlastet und frei, wird sie nicht erst wägen, dann wagen;
Mit offenem Aug' und fröhlichem Schwert wird sie gleich wagen und schlagen.

Das wird eine herrliche Zeit: da blüht das Leben in Frühlingswonne
Und über vergessene Gräber glüht eine völlig moderne Sonne.

Verwelkt die Blumen, die Sichel geht hell klirrend über die Felder;
Die Welt in Stoppeln prangend steht, — und es rauschen die Fahnenwälder.

Zum Morgensegen, zum Abendrest die Fahnen rauschen und wehen;
Und alle Tage ist Erntefest: wir ernten, ohne zu säen.

Und flattern die Fahnen auch noch so wild, wir kennen kein Zittern und Schwanken:
Ein Geist, der schafft, ein Wort, das gilt, und fürs Volk einen einzgen Gedanken!

Das ist eine Zeit der Renaissance für Dichter, Künstler, Gelehrte;
Verklungen ist jede Dissonanz. Auch politisch ist Das von Werthe.

Hosted by Google

Der neue Kanzler kanzelt nicht mehr gewisse Parteien herunter;
Er darf sie sämmtlich lieben und geht in allen auf und unter.

Der Reichstag braucht kein Feldgeschrei, nur täglich seine Parole;
In der Reichskantine hockt er still bei der ewigen Maienbowle.

Auch draußen ist der Streit verstummt und alle Lippen schweigen;
Und hängt sie Einem auch etwas schief, so darf er es doch nicht zeigen.

Das ist die neue, die herrliche Zeit, sie preise mein Lied unermattet;
Auch der Himmel hat röthlich illuminirt, in Köpenick hat mans gestattet.

Wie Kinder vor der Weihnachtsthür erharren das Klingelzeichen,
So warten auch wir, bis die Pforte springt und die Nebel der Sonne weichen.

Doch à propos: wie feiern wir dann vom hundertjährgen Gefängniß
Den Tag der Befreiung: als Freudenfest oder als Leichenbegängniß?

O thörichte Sorgen! An jenem Tag, da sind wir einig: das Beste
Ist Feiern und Jubeln jeden Tag, — drum feiern wir beide Feste.

Kunz von der Rosen.

Wie die Jungen zwitschern.

In Berlin W., im potsdamer Viertel, giebt es eine Mädchenschule, in die der Beamtenadel gern seine Töchter schickt. Da wird natürlich auch von Politik geredet; denn die kleinen Damen hören zu Hause Manches und brüsten sich mit dem Erlauschten stolz vor den Kameradinnen. Als nach den Sommerferien neulich der Unterricht wieder begann, wurde in dieser Schule, wie anderswo, eine Bismarckfeier veranstaltet. So ziemt es sich für eine Heimstätte patriotischer Gefühle. Nicht minder aber ziemt es sich, bei solcher heiklen Gelegenheit den Ton so zu wählen, daß er in loyalen Kindergemüthern, in den Gemüthern holder Mägdelein, die eines Tages die Ehegesponsen getreuer Staatsbeamten sein sollen, nicht Anstoß erregt. Deshalb wurde für die Feierrede ein maßvoller Mann erkürt, von dem nicht zu fürchten war, er könne sich vermessen, den immerhin doch entamtet gestorbenen Handlanger des ersten Kaisers überschwänglich zu rühmen. Der maßvolle Mann entledigte sich seiner unbequemen Aufgabe denn auch mit Takt und Würde und dosirte die Lobsprüche so sorgsam, daß selbst das empfindlichste Treugefühl nicht verletzt werden konnte In der Frühstückspause schaarten die erbauten Schülerinnen sich, wie bei der Manöverkritik die Offiziere um den Kriegsherrn, um eine zwölfjährige Ministertochter, die also zu sprechen anhub: „Mir hat die Rede des Professors H. recht gefallen. Er hat den Bismarck doch wenigstens nicht so verhimmelt, wie es jetzt in den Zeitungen geschieht. Das kann man ja wirklich gar nicht mehr lesen.“ Dabei blickte sie mit den Augen einer Kommandeuse herausfordernd im Kreise umher. Ob sich Widerspruch melden würde? Nein. Ehrfürchtiges Schweigen ringsum. Nur das fast schon dreizehnjährige Töchterlein eines mit dem Titel und Charakter einer Excellenz geschmückten Verwaltungbeamten, die nach der Ministertochter im Rang höchste, wisperte: „Ja, jetzt thut man wirklich gerade, als ob Bismarck so was wie Friedrich der Große war. Na, und davon kann doch nicht die Rede sein.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 17. September 1898.

Nach dem Kriege.

Clifton bei Boston, Ende August 1898.

Als ich im Mai die Sommerwohnung hier am Strande wählte, wurde mir als besonderer Vorzug des Hauses gerühmt, daß ich von der Terrasse, auf der ich diesen Ferienbrief schreibe, die Bewegungen der spanischen Kriegsschiffe sehr gut verfolgen könne, sobald sie in die bostoner Bucht einführen. Ich habe auf den interessanten Anblick umsonst gewartet; nur die bostoner Ausflugsdampfer und die lustigen Yachten sind hier an unserem Felsengestade vorübergezogen, während die spanischen Schiffe zerstört im Süden auf dem Meeresgrunde ruhen und nun endlich der Friede erklärt ist. Nicht viel mehr aber ist uns Durchschnittsmenschen der Krieg im Allgemeinen vor die Augen getreten; in unser tägliches Leben hat er kaum irgendwie eingegriffen; und während mein Blick über das blaue Meer zu den Thürmen von Boston hinüberschweift, kann ich mich kaum hineinfinden, daß sich ein welthistorischer Krieg zwischen heute und jenen Frühlingstagen abgespielt hat, da die feierlichen Reden über die Segnungen des Friedens dort in Boston wiederklangen. Ja, kaum möchte ich glauben, daß es erst vier Monate her ist, seit wir Harvardprofessoren einstimmig dem Präsidenten Mac Kinley telegraphisch verkündeten, daß die erste Universität des Landes seine Friedenspolitik energisch unterstütze; und als dann wenige Tage später — da Professorenpolitik in der neuen Welt ungefähr so viel praktischen Einfluß hat wie in der alten — der Krieg begonnen wurde, da hat sich im inneren wie im äußeren Leben kaum etwas Wesentliches verändert.

Gewiß: man las ein halbes Dutzend Zeitungen täglich mehr, man

Hosted by Google

klebte seine Kriegssteuerstempelmarken auf allerlei nützliche Gegenstände, man freute sich, daß die Sterne und Streifen im Fahnenwalde das Straßenbild wirklich schmückten, und man ärgerte sich, wenn ein vulgärer Patriotismus die hübsche Fahne zur Balletdekoration, zur Briefbogenleiste oder zum Sofakissen mißbrauchte. Wenn aber die Freunde aus Deutschland besorgt anfragten, ob nicht das ganze geistige und gesellschaftliche Leben hier stocke, die Hörsäle nicht verödet, die Lebensmittelpreise unerschwinglich geworden und die Küstenstädte bedroht seien, so sorgten sie um Dinge, von denen wir nichts ahnten. In den Hörsälen der Universität war nicht die geringste Abnahme der Zuhörerzahl bemerkbar und von unseren vierhundert Dozenten ging keiner zu den Waffen. Jeder fühlte zu deutlich, daß hier keine Gefahr für das Vaterland vorlag und daß Beharren bei der Arbeit im Dienste des friedlichen Fortschrittes werthvoller für die Heimath sein mußte als das planlose Stürmen zum Kriege. Aus meinem weiten Bekanntenkreise sah ich nur drei junge Freunde in das Freiwilligenheer eintreten. Der Erste zog hinaus, weil ihn die Abenteurerlust trieb, er suchte den Sport und die Aufregung des Krieges; augenblicklich genießt er Porto Rico unter General Miles. Der Zweite war durch ideale Motive gezogen; es drängte ihn, sein Leben dem Vaterlande zu opfern. Er wurde zur nördlichen Küstenvertheidigung kommandirt, hat dort in sehr gesunder Weise drei Monate lang zur Uebung Gräben geschaufelt und hofft nun, mit dem ganzen Regiment im September entlassen zu werden, nachdem er dem Feinde auf etwa tausend Meilen Distance nahe gerückt ist. Den Dritten hatte ich im Mai im Doktorexamen zu prüfen gehabt und im Juni folgte ich seinem Sarge, der in das Sternenbanner gehüllt war und auf dem der braune Soldatenhut lag. Er war im Lager vom Pferd gestürzt und vom Huf tötlich getroffen worden; aber Das war doch schließlich nur ein unglücklicher Zufall, Das war nicht der Krieg.

Ich weiß sehr wohl: man darf sich dem Wahn nicht hingeben, daß die Bewegung heute, weil die Zeitungjungen den Frieden ausschreien, auch wirklich zur Ruhe gekommen sei. Das amerikanische Volk hat die Hauptarbeit, die dieser Krieg mit sich brachte, noch vor sich; die schwierigsten Probleme sind noch zu lösen. Jetzt gilt es, an einem bedeutsamen Entscheidungpunkt die Politik des Landes in gesunde Bahnen zu lenken, den Verlockungen der Weltmachtpolitik gegenüber kraftbewußt Entsagung zu üben und Sorge zu tragen, daß der geistige Kristallisirungprozeß des Volkes nicht durch die Erschütterungen des Krieges Schaden leide. Gerade hier wird jeder Einzelne Stellung nehmen und mitarbeiten müssen und der Durchschnittsmensch, der während der Kampfeszeit zum bloßen Zeitungleser hinabsank, wird künftig in mehr aktiver Weise an die vom Kriege geschaffenen Probleme herantreten müssen. Aber auch dieser Ausblick auf die Zukunft ist frei von Sorge; wie

Hosted by Google

auch die Entwickelung sich gestalten möge: schon heute läßt sich übersehen, daß der Krieg dem Lande eine Fülle förderlicher Impulse gebracht hat.

Auch wer nicht als Politiker, sondern als Ethiker auf diesen Krieg zurückblickt, kann, so scheint es mir, diesmal das instinktive Unbehagen, das jeder Krieg mit sich bringt, doch leichter überwinden. Wer die Vorgänge sorgsam hier im Lande selbst beobachtet hat, weiß, daß die Kriegserklärung dem Wunsch der Majorität des Volkes entsprach und daß bei dieser Majorität, selbst wenn sich bei den Kongreßleuten andere Erwägungen dazu gesellten, sittlich berechtigte Motive den Ausschlag gaben. Man hätte freilich nicht so viel von humanitären Gefühlen für die Bedrückten sprechen sollen, denn unmittelbarer wirkte die Entrüstung über die Bedrücker. Vor Allem aber spricht dieser Krieg nicht nothwendig gegen das Wachsen und Gedeihen des schiedsrichterlichen Gedankens hier im Lande; es war kein Entscheidungskrieg, sondern eine Urtheilsvollstreckung. Auch wer den Gedanken zurückweist, daß Männer ihren Streit mit den Fäusten entscheiden, schließt deshalb nicht nothwendig die körperliche Züchtigung zu erzieherischen Zwecken aus. Eine Nation, die zwei ganze Flotten des Gegners in offener Schlacht zerstört, ohne dabei auch nur einen einzigen Mann einzubüßen, spielt in der That nur die Rolle des Strafvollstreckers. So haben mich die politischen Vorgänge, die rein menschlichen Probleme und die sozialen Einflüsse dieses Krieges fast gar nicht erregt und berührt; und meine Seelenstimmung hätte während der Ferienmusse trotz der Kriegszeit so ungestört bleiben können wie die spiegelblanke See hier zu meinen Füßen. Leider ist es ganz anders gekommen. Jeden Tag hat diese Kriegszeit mich aufs Neue erregt und gequält, jeden Tag aufs Neue mein politisches und soziales Empfinden schmerzlich verletzt. Nur war nicht Spanien mein Ruhestörer, sondern Deutschland; auch nicht das offizielle, politische Deutschland, das in mustergiltiger Neutralität vom ersten bis zum letzten Tage seine Pflicht gethan hat, sondern das unoffizielle Deutschland und seine Zwietracht mit dem unoffiziellen Amerika. Ich fühlte dabei lediglich als Deutscher; der innere Konflikt zwischem deutschem und amerikanischem Patriotismus, der so manchen Deutschen in Amerika bekümmert, liegt mir fern. Wer Germania wie seine Mutter und Kolumbia wie seine Braut liebt, mag über Amerikas Ungerechtigkeiten aus Liebe für Deutschland erzürnt sein, über Deutschlands unbillige Stellungnahme aber im Interesse Amerikas erbittert werden. Solcher Konflikt ist für mich nicht in Frage; ich kann an Deutschland nur als Deutscher denken. Wenn ich die fettgedruckten Sensationdepeschen mit ihren Verdächtigungen gegen Deutschlands Takt und Aufrichtigkeit in den hiesigen Zeitungen las, wenn mich die dreisten Karikaturen der Witzblätter verletzten und ich immer wieder auf deutschfeindliche Leitartikel stieß, in denen die englischen Lügen

Hosted by Google

verarbeitet wurden, so empörte es mich, daß man Deutschlands Absichten so böswillig entstellte. Kamen aber die deutschen Zeitungen über den Ozean und brachten mir die hundertmal bösartigeren Karikaturen des amerikanischen Volkes, die von deutschen Leitartikelschreibern gezeichnet waren, so war es nicht Liebe zu Amerika und auch nicht einmal ein allgemeines Gerechtigkeitgefühl, das die Verhöhnung mit Zorn und Schmerz empfand, sondern in erster Reihe wieder das Heimathgefühl des Deutschen, das es als peinigende Demüthigung empfand, wenn Deutsche eine Unkenntniß hiesiger Zustände verriethen, die über kurz oder lang verhängnißvoll werden kann.

Gewiß ist das Bild, das sich der Durchschnittsamerikaner vom deutschen Land und Volk macht, auch oft mangelhaft und verzerrt, ganz abgesehen von den Verfälschungen, die englische Tendenzlügen vom asiatischen Kriegsschauplatz hineingekritzelt haben. Alles, was bei Bismarcks Tode hier geschrieben wurde, zeigte, daß ein wirklich historisches Verständniß für Deutschlands Entwickelung häufig fehlt. Ein rückhaltloses Aufschauen zu Deutschland kennt der Amerikaner nur auf einem Gebiet, in der Musik, wie er bei den Franzosen für Malerei und Mode, beim Engländer für Literatur und Gesellschaftformen sein Vorbild sucht. Früher galt das Selbe für die deutsche Wissenschaft, aber die letzten Jahre haben den leitenden Hochschulen hier ein so glänzendes inneres Wachsthum gebracht, daß dieses traditionelle Gefühl der Unterordnung dem Gefühl vollständiger Gleichberechtigung gewichen ist. Ungerecht ist der Amerikaner nur gegen die kleinen Züge des deutschen sozialen Lebens und der inneren Politik; immer wieder betont er, daß die innerpolitische und die soziale Entwickelung des Deutschen Reiches hinter der kommerziellen und weltpolitischen Entfaltung zurückgeblieben sei. Mit ziemlich billigem Spott zieht er über die deutsche Behandlung der Frauenfrage und der Preßfreiheit, über das Duellwesen und die Titelsucht, über die Mitgiftehen und das Streberthum, vor Allem über Militarismus und Bureaukratismus her und übersieht geflissentlich, daß zwar die bespöttelten Erscheinungen selbst hier nicht so vorkommen mögen, die menschlichen Schwächen aber, die ihnen zu Grunde liegen, hier oft nur in anderen Formen zu Tage treten und sich den andersartigen Verhältnissen anpassen. Noch häufiger, besonders im Salongespräch, bleibt der Tadel überhaupt auf der Oberfläche und trifft nur die äußeren Lebensformen, die ja überall, sobald sie anders als die gewohnten sind, nothwendig sinnlos und lächerlich erscheinen, wenn sie nicht im historischen Zusammenhang erfaßt werden. Wenn der Amerikaner behauptet, daß die Deutschen grundsätzlich niemals baden und schöne Literatur nur aus der Leihbibliothek beziehen, daß sie kein menschenwürdiges Frühstück kennen und zeitweilig mehr Bier vertilgen, als für die Aesthetik des Eindruckes durchaus nothwendig sei, so steckt in Alledem doch zunächst ein Körnchen Wahrheit und die Nation soll

Hosted by Google

dadurch noch nicht ernsthaft heruntergesetzt werden. Den wirklichen Charakter des Deutschen versteht der Amerikaner ganz gut und trotz allen Gehässigkeiten entsinne ich mich kaum, in diesen Kriegswochen eine Tatarennachricht gelesen zu haben, die der Natur des Deutschen wirklich widersprochen hätte; die Unwahrheiten waren selten schlechthin unwahrscheinlich. Höchstens die Nachricht aus dem Beginn des Krieges, daß deutsche Privatsammlungen zum Besten der spanischen Soldaten in wenigen Tagen 23 Millionen Mark aufgebracht hätten, war zwar gut geeignet, die Amerikaner aufzustacheln, klang aber herzlich undeutsch. Das war zu stark amerikanisirt.

Ganz anders sah es auf deutscher Seite aus, trotz den rührigen Spezialkorrespondenten und trotz der deutschen wissenschaftlichen Gründlichkeit. Ich spreche nicht von den fröhlichen Wippchennachrichten, die man nicht selten in deutschen Zeitungen fand, wenn es auch zuweilen schwer fiel, zu glauben, daß das Kabel es sich geduldig gefallen ließ, Derartiges über den Ozean zu tragen. Aber einfach falsche Nachrichten sind nicht gefährlich: sie lassen sich immer noch später richtig stellen. Wer wirklich glaubt, daß die New-Yorker ihre Brooklynbrücke aus Furcht vor den Spaniern abgebrochen haben, kann ja später immer erforschen, ob die Brücke nicht doch vielleicht noch dasteht. Sollte dem deutschen Volk wirklich dieser Krieg dargestellt werden, so mußte in der Berichterstattung, wie bei einem lyrischen Gedicht, der Inhalt nichts und die Stimmung Alles sein; nicht auf Sieg oder Niederlage, sondern auf den Geist der Sache kam es an; die Gefühle und Absichten, den Charakter und die Ideale der Krieg führenden Völker galt es, zu verstehen, und wer das Geistesbild des Amerikaners so mißdeutet und verpfuscht, wie es die breite Masse der deutschen Zeitungschreiber gethan hat, Der sündigte gegen die historische Wirklichkeit schlimmer als General Blanco, der von Havanna aus in seinen nach Madrid gesandten Depeschen ja nur die Niederlagen in Siege verdrehte.

Der Vorwurf wendet sich nicht gegen den Einzelnen; denn der Einzelne muß nach psychologischen Gesetzen die neuen Wahrnehmungen so auffassen, daß sie sich den gewohnten Zusammenhängen einfügen. Was sich den Vorurtheilen nicht anpaßt, wird nicht bewußt verleugnet, sondern bleibt von vorn herein unbemerkt und der geringste Zug, dem die Erwartung entgegenkommt, schwillt in die Breite. Der Amerikaner, der nach Deutschland kommt, wittert überall Polizeistaat und Bureaukratismus; die hundert Polizeiverordnungen, die ihn hier einengen, spürt er kaum; kommt er aber nach Preußen, so bohrt es sich in seine Seele, daß dort sein Bicycle eine Nummer tragen soll, und kehrt er heim, so giebt er alle die Phrasen über den Polizeistaat wieder von sich, die er sich vorher eingeprägt hat und die auf manche Temperenzlerstadt hier besser passen würden. Wir finden immer nur Das, was wir suchen; den Einzelnen trifft also der Vorwurf nicht, daß er aus

Hosted by Google

eigener Anschauung hier nur das Zerrbild des Amerikaners bestätigt fand, das nun einmal in Deutschland als Portrait des Yankees gilt. Der Amerikaner ist der profitsüchtige Egoist, der, ohne ideale Gesinnung, ein Barbar in Kunst und Wissenschaft und Lebensformen, nur den Dollar anbetet und herzlos nur auf den eigenen Vortheil bedacht ist. Ich sage durchaus nicht, daß dieses Charakterbild stets von der Gehässigkeit gezeichnet ist. Manche sehen in solcher Menschengestalt just das Ideal des kommenden Jahrhunderts. Die betonten Züge lassen sich ja sehr wohl mit strotzender Kraft und hoher Begabung für technischen Fortschritt vereinen; und wer den Idealismus als überflüssige Sentimentalität verspottet, mag in den realistischen Gesichtszügen dieses modernen Charakterkopfes den Ausdruck der höchsten Kräfte erblicken. Das Lärmen der Dampfpfeifen paßt in keine Mondscheinstimmung, hat aber seine eigene Poesie und ihr gehört vielleicht die Zukunft. Ich streite nicht, ob dieses Bild des dollarsüchtigen Realisten, das jeder Deutsche als Yankeeportrait anzuerkennen gewöhnt ist, antipathisch ist oder verheißungvoll: ich weiß nur, daß es durchaus falsch ist und vielleicht keinem Volk der Welt so wenig entspricht wie dem amerikanischen. Der Amerikaner ist von Grund aus ein Idealist und sein ganzes inneres Leben ist vom Idealismus getragen.

Wie es kommt, daß der Deutsche den wirklichen Amerikaner so gar nicht kennt, ist leicht zu verstehen. Gewiß reisen jährlich Tausende von Amerikanern nach Deutschland, aber sie sind nicht berufen, Vorurtheile auszuroden. Die typischen Amerikaner gehen dort still genießend und beobachtend ihren Weg und halten weder den Rheindampfer noch das heidelberger Schloß für den geeigneten Schauplatz, ihr tieferes Seelenleben zu demonstriren. Tritt hier und da ein typischer Amerikaner mehr in den Vordergrund, wie etwa in diesem Sommer Andrew White, der Botschafter, dessen idealistische Natur so unverkennbar ist, dann wird er, weil er dem Zerrbild nicht entspricht, als Ausnahme betrachtet, die nichts beweist. Wenn aber im schweizer Hotel irgend ein schnell reich gewordener Bodenspekulant von jenseits des Mississippi sich auffällig und protzenhaft benimmt, so gilt er als der Vertreter des Volkes und seine Kannegießereien, auf die hier Niemand achten würde, werden zu Enthüllungen über das tiefste Wesen der washingtoner Politik. Seltsam ist, daß selbst die nach Hunderten zählenden jungen Studenten, die jährlich den Ozean kreuzen, für den Gesammteindruck fast unbeachtet bleiben; sie treten zwar wenig aus sich heraus, weil sie an deutschen Universitäten die rege persönliche Beziehung vermissen, die hier zwischen Studenten und Lehrern besteht, aber sie könnten doch viel zur Berichtigung beitragen. Ich selbst hatte, noch ehe ich amerikanischen Boden betrat, den Glauben an die deutsche Yankeekarikatur halbwegs preisgegeben, weil in mein freiburger Laboratorium Jahr für Jahr amerikanische Studenten kamen, die gar nicht „amerikanisch“ waren.

Hosted by Google

Selbstverständlich entspringt das Urtheil über die Natur des Volkes nun aber in erster Linie nicht aus dem zufälligen Kontakt mit den Sommerausflüglern, die durch Deutschland radeln, sondern aus den Eindrücken, die der Deutsche in Amerika gewonnen hat. Wir können da zwei Gruppen unterscheiden: die Deutschen, die hier leben, und die Deutschen, die zu kurzem Besuch herüberkommen. Die Deutschen, die hier leben, sollten, da sie nach Millionen zählen, im Allgemeinen als Berichterstatter ausreichen. Hier muß man aber sicherlich die Stimmen wägen und nicht zählen. Der Deutsche, der in Amerika ansässig ist, ist ein braver Philister, der Bier und Skat aufrichtig treu bleibt, sich in Gesang- und Turnvereinen wohl fühlt, fleißig seiner Arbeit und seinem Geschäft nachgeht und sich in der Politik vortheilhaft von dem skrupelloseren irländischen Einwanderer unterscheidet; aber zu einem sozialpsychologischen Urtheil, das in die tiefere Eigenart eines Volkes eindringt und sich von der Schablone unterscheidet, ist er absolut unfähig. Zunächst fehlt ihm schon das Material zur Beobachtung; er lebt als Deutscher unter Deutschen, ohne jeden intimeren Zusammenhang mit den echten Amerikanern, meist nicht einmal des Englischen mächtig. Wohl giebt es Vereinzelte, die Amerika kennen; treffen sie einander und kommt das Gespräch auf die deutschen Ideen über die neue Welt, so lachen sie herzhaft über die aus Witzblättern zusammengestoppelten Kenntnisse oder zucken mitleidig die Achseln; aber ändern können sie nichts. Die Unfähigkeit, ein Urtheil zu formen, ist aber nicht nur durch den Mangel an Material bedingt, sondern vor Allem durch die unzureichende innere Vorbereitung. Der Deutsche, der herüberkommt, ist in den meisten Fällen durch wirthschaftliche Gründe veranlaßt worden, eine neue Heimath zu suchen; den wirthschaftlichen Seiten des Lebens bleibt seine Aufmerksamkeit denn auch allein zugewandt. Drüben ging es ihm schlecht, hier geht es ihm gut, — und so schwelgt er im Lobe der hiesigen Wirthschaftformen, bewundert blind die materielle Entwickelung des Landes und besitzt kein Organ, die viel werthvollere innere Entwickelung überhaupt wahrzunehmen. Die Hotels und Brücken imponiren ihm; von der Geistesarbeit des Landes aber hat er keine Ahnung. Er überträgt seine Gefühle allenfalls auf die Politik, schimpft auf die deutsche Monarchie und den Staatsanwalt, während seine sozialdemokratischen Gesinnungen doch immer bürgerlicher werden; er schwärmt auch für die hiesige Freiheit, die nicht freier ist als die deutsche, und für die hiesigen Schlafwagen, obgleich er in den deutschen nie gefahren ist, und nur wenn er sentimental wird und ihm seine deutsche Stammkneipe einfällt, klagt er, daß hier doch die rechte Gemüthlichkeit fehle. Die Millionen Deutscher dieser Art entladen ihre Gefühle in Gesprächen und Briefen, die allerdings nicht wenig zu den heimathlichen Anschauungen beigetragen haben; mindestens aber schreiben sie keine Bücher. Dies bleibt den Vergnügung-

Hosted by Google

und Studienreisenden vorbehalten. Die Zahl der Deutschen, die Amerika für ein paar Monate bereisen, wird ja stetig größer und ihr Bildungsgrad würde sie durchaus befähigen, nicht nur Eisenbahnen und Schlachthäuser und „Himmelskratzer" in ihrem Tagebuch zu verzeichnen; aber auch sie ziehen meistens ab, ohne etwas Rechtes gesehen zu haben. Das übliche kombinirte Rundreisebillet von New-York durch Florida, Mexiko, Kalifornien, Kanada und zurück nach New-York ist wirklich nicht genügend. Eine kleine Auslese guter Beobachtungplätze ist viel mehr werth als solch ein riesenhaftes Bilderbuch, das wohl Naturgenuß, aber nicht Kulturstudien zuläßt. Und solche Auswahl verlangt Geschicklichkeit. Wenn Jemand Deutschland kennen lernen will und er durchstreift die Provinz Posen, um Natur zu genießen, durchwandert Pommern, um deutsche Kunst zu studiren, und läßt sich schließlich ein paar Wochen in Magdeburg nieder, um in einem Hotel für Handlungreisende den Geist der deutschen Wissenschaft auszukosten, so würden seine Tagebuchblätter hier belacht werden; in Deutschland aber orientirt man sich an Amerikaschilderungen von ähnlicher Tiefe. Das wilde Herumreisen, so amusant es auch ist, hilft überhaupt wenig zum Verständniß des Volkes. Wir Alle sind natürlich dieser Versuchung zuerst erlegen. Mein Ehrgeiz war auch nicht früher befriedigt, als bis ich bei den Indianern in ihren Territorien und bei den Chinesen in San-Francisco gewesen, mich unter den Mormonen am Salzsee und unter den Goldgräbern in den Felsengebirgen herumgetrieben, die vierundzwanzigstöckigen Häuser von Chicago und die Milliardärpaläste in Newport besucht hatte, und erst allmählich lernte ich verstehen, wie unendlich wenig doch der Reisende zu sehen bekommt. Ja, aufs Sehen kommt es hier überhaupt wenig an, es gilt vielmehr, zu hören. Die Sehenswürdigkeiten und die Bädekersterne dürften hier nicht als das eigentlich Charakteristische gelten.

Im Hause und in der Geselligkeit, bei der Arbeit und im öffentlichen Leben zeigt sich der wahre Amerikaner, — und von Alledem sieht der reisende Deutsche so gut wie nichts. Die Vorurtheile, die er auf dem hamburger Schnelldampfer herüberbrachte, bringt er gemüthlich auch wieder nach Hause, denn Alles, was er gesehen, gehörte der wirthschaftlichen Außenseite des Lebens an und diente deshalb nur als bunte Illustration zu den Erwartungen, daß dieses Volk dollarsüchtiger, idealloser Yankees energisch die reichen Hilfsquellen des Landes ausnutzt. Und da er nichts weiter gesehen, so kann auch nichts Weiteres vorhanden sein. Dazu kommt natürlich der kleine Aerger über die hundert ungewohnten Formen, die veränderte Kost, die theuren Preise; und so entladet sich das Ganze in einer neuen Auflage der alten Karikatur. Erst neulich sagte mir eine Amerikanerin ernsthaft, sie habe in Deutschland niemals ein vergnügtes Gesicht gesehen; sie war offenbar bei ihren Reisen vollkommen von der Suggestion beherrscht, daß in solchem Polizeistaat Niemand

Hosted by Google

vergnügt sein könne. Gerade so trifft der deutsche Reisende hier nur egoistische und ideallose Menschen. Die Dinge, die sich von außen studiren lassen, haben deutsche Reisende oft vortrefflich beobachtet; wir haben eine Fülle guter nationalökonomischer Untersuchungen über Spezialfragen der amerikanischen Wirthschaftgeschichte, aber schon die Berichte etwa über Religion- und Rechtsverhältnisse, über Schul- und Universitätwesen sind meist irreführend; und kommt es gar zur psychologischen Analyse, so wird der Irrthum oft geradezu zum Unsinn. Die Schilderung ist sogar oft noch eher erträglich, wenn überhaupt keine eigenen Beobachtungen sich entstellend hineinmischen; so fand ich verhältnißmäßig am Wenigsten grobe Fehler in dem bekannten Buch von Diercks, der meines Wissens nie hier im Lande gewesen ist.

Ich will einen Brief schreiben, nicht etwa eine Abhandlung; ich wollte Stimmungen und persönlichen Eindrücken Ausdruck geben, aber nicht in die Einzelheiten der Untersuchung und der Beweismittel eintreten. Es ist deshalb hier nicht der Platz, die Zeichnung des richtigen Bildes an Stelle des verzerrten zu versuchen. Der Idealismus läßt sich ja auch viel schwerer zahlenmäßig nachweisen als etwa die technische Begabung. Statistische Erhebungen könnten freilich leicht beweisen, daß an den Ufern dieser Neuenglandbucht, die hier vor mir liegt, jährlich mehr Verse geschrieben und gelesen werden als irgendwo in Deutschland, daß hier mehr Philosophie vorgetragen und gehört und diskutirt und gelesen wird als irgendwo im Vaterlande Kants und Hegels; aber Lyrik und Metaphysik sind ja schließlich nicht ernsthaft zu nehmende Dinge; wir müßten uns nach moderneren Faktoren umsehen. Wir müßten vielleicht zeigen, wie die stille, fast heimliche Wohlthätigkeit in tausend Formen hier einen Umfang besitzt, der uns märchenhaft anmuthet, wie die Religion gerade in den gebildeten Kreisen eine innere Lebendigkeit entfaltet, die sie über alle sogenannten Kämpfe zwischen Religion und Wissenschaft weit hinaushebt. Oder wir müßten verfolgen, wie die praktischen Wissenschaften, in denen Deutschland vorangeht, wie Chemie und Medizin hier zurückstehen und die unpraktischsten Wissenschaften, wie Assyriologie und Sanskrit oder Psychologie und Astronomie, hier in Blüthe stehen; oder wie die zu viel gerühmten Vehikel der humanistischen Bildung, Latein und Griechisch, hier selbst in den Bildungsgang der Frau aufgenommen sind; oder wie die Schullehrer zu Zehntausenden ihre Ferienzeit in den Sommerschulen mit Arbeit und Diskussionen ausfüllen; oder wie wirklicher Kunstunterricht mit rein ästhetischen Idealen hier einen Platz im Schulleben einnimmt, der ihm nirgends in der alten Welt vergönnt ist. Mancher wäre vielleicht noch mehr überrascht, wenn wir den geschmähten Geschäftsmann selbst etwas näher betrachteten und mit dem deutschen verglichen. Man nehme die hundert führenden Großkaufleute von Berlin, eben so viele von Hamburg

Hosted by Google

und von Frankfurt, vergleiche sie mit der selben Zahl von Handelsmatadoren in Boston, New-York und Philadelphia und ermittle, wie viele Jahre ihres Lebens sie ihrer allgemeinen Bildung gewidmet haben. Bei dem Deutschen dürfte der Durchschnitt wohl auf siebenzehn Jahre kommen, beim Amerikaner auf einundzwanzig, so daß der ideallose Yankee vier Jahre seiner Jugend länger bei den Schulbüchern bleibt, ehe er in die Geschäftsbücher hineinguckt. Ich will auch nicht betonen, wie sehr viel mehr der Amerikaner Drucksachen kauft und liest, wie auch der Niedrigste an seine große Zeitung gewöhnt ist und wie die besten Zeitschriften eine Verbreitung haben, von der ein deutscher Verleger nicht einmal zu träumen wagt, wie die Menge die riesenhaften Volksbibliotheken benutzt und wie die weit verbreitete Gabe der öffentlichen Rede überall gepflegt und verwandt wird. Das Alles bezieht sich ja schließlich nur auf Bildungstreben und intellektuellen Idealismus; was viel überwältigender die Phrasen über amerikanischen Mangel an Idealismus niederschlägt, sind die Bethätigungen des Charakters und Gemüthes. Aber gerade hier versagen alle Beweise und an ihre Stelle muß der Ausdruck der persönlichen Ueberzeugung der Menschen treten, die vorurtheilslos das Volk im Hause und bei der Arbeit beobachten. Der Amerikaner ist nicht nur gesellschaftlich höflich und gastfreundlich, sondern wirklich innerlich hilfsbereit und opferwillig in einem Maße, das wir daheim fast verlachen würden. Und das gesammte soziale Leben ist in einer Weise auf Treue und Glauben aufgebaut, wie wir vorsichtigen Deutschen es gar nicht kennen. Gewiß giebt es Gauner und Spitzbuben hier wie überall. Aber das Charakteristische ist, daß alle Lebensformen hier von dem Vertrauen zu den Ehrlichen beherrscht sind und nicht von der Furcht vor den Schwindlern. Ich bezweifle theoretisch durchaus nicht, daß selbst hier im idyllischen Seebadeort Einbruchsdiebstähle möglich sind, und trotzdem habe ich den ganzen Sommer hindurch noch in keiner einzigen Nacht die Hausthüren verschlossen. Alle meine „praktischen" Nachbarn machen es eben so, während ich in Deutschland nie daran gedacht haben würde. Selbstlose Hilfsbereitschaft und gutmüthiges Zutrauen, Dankbarkeit und Neidlosigkeit verbinden sich im sozialen Leben mit regem Gefühl für die Rechte und die Pflichten des Nächsten. Und schließlich darf die ganz seltsame Mischung von sanguinischem Enthusiasmus für neue Ideen und starr konservativer Gesinnung in dem Charakterbild nicht vergessen werden.

Der amerikanische Geschäftsmann ist energisch auf seinen materiellen Erfolg bedacht; aber auch Das wird leicht mißverstanden. Der Amerikaner sehnt sich nicht nach dem Gelde, sonst würde er es nicht mit so offener Hand wieder fortgeben. Unsere Harvarduniversität hat selbst in diesem Kriegsjahr nur aus bostoner Kaufmannskreisen Schenkungen von über fünf Millionen Mark zur weiteren Ausgestaltung empfangen; und so geht es überall und

Hosted by Google

immer. Nein, der Amerikaner sehnt sich nicht nach dem Gelde, wohl aber nach dem Gefühl der erfolgreichen Thätigkeit, für die in einem Lande, das weder Titel noch Orden anerkennt, der materielle Besitz der einfachste und am Leichtesten verwerthbare Maßstab bleibt. Der Amerikaner strebt nach Geld, nicht, um sich durch das Geld Arbeit zu ersparen, sondern, um sich durch das Geld seiner Tüchtigkeit bewußt zu werden; der Beruf des Rentiers und die Institution der Mitgift ist daher hier völlig unbekannt. Für den deutschen Zeitungleser bleiben natürlich alle solche Argumente wirkunglos; zu lebhaft stehen vor seiner Erinnerung die unheimlichen Lynchgeschichten und die rechtbeugende Gerichtspflege und all der Humbug und all die Reklame, von denen die Blätter fröhlich berichten. Er hat keine Ahnung, wie viel davon aus amerikanischen Witzblättern stammt und nur vom Europäer ernst genommen wird. Ihn stört es auch nicht, daß die Geschichten aus den entlegensten Gebieten datirt sein mögen; in seiner Phantasie verlegt er die Lyncherei getrost in die Oststaaten. Das ist, als ob Deutschland Alles zugerechnet würde, was in irgend einem türkischen Winkel Europas vorkommt. Auch über die Gerichtspflege hört er Wunderdinge. Kürzlich war in Saratoga amerikanische Anwälteversammlung; Choate, der berühmteste Jurist des Landes, an dessen Wort Niemand zweifelt, besprach die Institution des Schwurgerichtes und berührte auch die Möglichkeit, daß die Geschworenen bestochen werden könnten; er fügte aber sofort hinzu, daß ein Eingehen auf diesen Punkt unnöthig sei, da er versichern könne, daß in seiner vierzigjährigen Praxis ihm nicht ein einziger Fall vorgekommen sei, in dem er Anlaß gehabt hätte, an der Lauterkeit auch nur eines Geschworenen zu zweifeln. Die deutschen Zeitungen aber wissen Das natürlich besser: die Gerichte sind hier käuflich.

Ich breche ab. Nicht, als ob die kleinen Züge, die mir gerade in den Sinn kamen, wichtiger seien als hundert andere, die ich nicht erwähnte, sondern, weil solche Betrachtung doch kein Ende in sich selbst finden kann. Nach welcher Richtung ich mich auch wenden wollte: jede Seite des öffentlichen und des privaten Lebens zeigt, wenn sie von Entstellungen frei gehalten wird, die selben Züge des gesunden Idealismus. Das macht mich nicht für Amerikas Schwächen blind; so Manches, was gewöhnlich gelobt wird, scheint mir durchaus nicht einwandfrei; nur was gewöhnlich getadelt wird, ist unwahr oder falsch verstanden. Wer aus besserer Kenntniß der Verhältnisse die Dinge überschaut, die Wahrheit und ihr Zerrbild neben einander sieht, könnte sich freilich mit dem Trost begnügen, daß es ja schließlich nicht so wichtig ist, ob die kulturhistorischen Kenntnisse des Durchschnittsdeutschen in den Amerikavorstellungen mit richtigen oder mit falschen Größen rechnen. Vereinbarte und als giltig abgestempelte Irrthümer müssen ja für Jeden von uns in den Lücken des Wissens als Wahrheit paradiren. In der That ließ sich dagegen

Hosted by Google

nichts einwenden, so lange die beiden Länder nur durch agrarische und industrielle Fragen in Berührung kamen. Aber durch den Krieg ist Das jetzt anders geworden: Amerika wird nicht mehr von der Bühne der Weltpolitik verschwinden, und wenn sich die Gruppen und Parteien bilden, werden die Vereinigten Staaten künftig stets dabei sein. In solcher Lage ist es dann nicht mehr, wie bisher, blos ein theoretischer Irrthum, sondern wird ein praktischer Fehltritt, wenn Deutschland ein unglückliches Phantasiegebilde an die Stelle des Amerikaners setzt und auf solches Scheinwesen seine Sympathien und Antipathien bezieht. Vor dem Kriege war es ja ganz angebracht, über die unglücklichen Trichinen und Schildläuse zu streiten; nach dem Kriege steht aber wirklich Wichtigeres auf dem Spiel und es liegt in Deutschlands tiefstem Interesse, nicht nur die Schinken und Aepfel, sondern vor Allem die Wahnvorstellungen über das amerikanische Volk von der Einfuhr auszuschließen. Die Sympathien und Antipathien bleiben nun einmal, oft allen wirthschaftlichen Interessen zum Trotz, ein mächtiger Faktor, und wenn das amerikanische Volk noch ferner fühlt, daß Deutschland es fahrlässig mißversteht, mögen eines Tages weder die Besonnenheit der Regirungen noch die millionenfachen deutschen Familienbande im Stande sein, einem Kulturunglück vorzubeugen.

Deutsche und Amerikaner sind durch die Gemeinsamkeit ihrer Ideale, durch die Verwandtschaft ihrer idealistischen Charakterzüge auf einander angewiesen. Der Popanz des profitsüchtigen, idealllosen Egoisten wird hoffentlich stets dem Deutschen antipathisch bleiben; der wirkliche Amerikaner aber sollte sein intimster Genosse sein. Es ist kein Zufall, daß die tüchtigen Deutschen sich hier ausnahmelos wohl fühlen, während zum Beispiel die Franzosen hier fast immer Fremde bleiben. Ich entsinne mich, wie ich im Jahr der chicagoer Weltausstellung mit kurzen Zwischenräumen erst ein paar Tage mit Helmholtz hier in Boston verlebte und dann Alles mit Bourget durchsprach. Helmholtz sagte, Mancherlei sei wohl nicht schön, aber Alles heimle uns Deutsche an; Bourget dagegen meinte, zwar sei Alles wunderschön, aber es bleibe uns Europäern doch so fremdartig. Der Franzmann fühlte nicht, daß es das Deutschartige war, was ihm das Land so fremdartig machte. Der selbe Idealismus, der die deutsche Art und den deutschen Geist geschaffen, pulsirt im amerikanischen Volk, wenn er auch unter ganz verschiedenen wirthschaftlichen Bedingungen hier, auf dem unerschöpflich reichen Boden, andere Ausdrucksformen annehmen mußte. Fern von allen Verträgen und aller offiziellen Politik wäre ein geistiges und sittliches Bündniß zwischen Amerika und Deutschland ein sehr viel tieferer Ausdruck innerster Aehnlichkeiten als das gekünstelte anglo-amerikanische Band, denn bloße Gemeinsamkeit des Sportgeistes ohne gemeinsame Ideale verbindet nicht. Und wenn gerade in neuester Zeit der amerikanische Idealismus zu-

Hosted by Google

weilen ein Wenig in der Politik entgleist und, statt sich auf den inneren gesunden Ausbau zu beschränken, jetzt im Siegesjubel sich für die mehr äußerlichen Genüsse der Weltmachtpolitik zu begeistern anfängt, nach Macht und Stärke statt nach sittlicher Tiefe und innerer Schönheit ringt, so ist doch gerade Das eine Aufwallung, die der deutschen Volksseele vertraut ist und die Geistesähnlichkeit auch da noch fühlbar macht, wo vielleicht äußere Interessengegensätze zum Vorschein kommen. Wenn ich überdenke, was dieser Krieg mit sich gebracht und was für die Tage nach dem Kriege nun zu hoffen sei, so scheint es mir ziemlich gleichgiltig, ob die pariser Konferenz das südseeinsulare Philippinenreich Amerika angliedern wird oder nicht, aber wichtig erscheint es mir, ob der Durchschnittsdeutsche bei seiner südseeinsularen Unkenntniß des amerikanischen Volkes jetzt nach dem Kriege weiter verharren wird oder entschlossen ist, endlich der Wahrheit die Ehre zu geben.

Hugo Münsterberg.

Die Kunst des Wohnens.

Wohnt nicht Jeder von uns? Und da soll Wohnen eine Kunst sein? Ja: „lebt" denn nicht Jeder von uns und sprechen wir nicht doch von einem Lebenskünstler Goethe? Und wenn das Leben selbst eine Kunst sein kann, soll es nicht auch das Wohnen sein dürfen? Bezeichnen wir Wohnen als die vernunftgemäße Anordnung unseres täglichen Daseins nach den Gesetzen des ästhetischen Behagens, — und wir werden ohne Weiteres erkennen, wie sehr das Wohnen eine Kunst zu sein, wie es überall zur Kunst hinzuführen, mit Kunst sich zu berühren, sich zu durchdringen vermag.

Freilich sind wir heutzutage in der Freiheit des Wohnens bös beschränkt, zumal in unseren Großstädten, wo das Miethhaus regirt. Wer darauf angewiesen ist, sich eine Etage zu miethen, in einem vielleicht von einem Dutzend Familien bewohnten Hause, muß sich von vorn herein in eine gewisse Schablone

Hosted by Google

hineinfinden, an der er nur Nuancen zu ändern vermag. Die Anordnung der Wohnräume hat er nicht zu bestimmen; von Luft und Licht muß er nehmen, was ihm zugeschnitten wird; allenfalls kann er Böden und Thüren neu streichen, die lieblichen Deckengemälde übertünchen, selbstgewählte Tapeten ankleben lassen. Schon die Kamine darf er nicht verrücken, noch weniger abbrechen, auch die Treppenhausfenster mit pokaltragenden Jünglingen und spinnenden Jungfräulein darf er nicht zertrümmern; und obendrein muß er nicht nur Rücksichten nehmen, sondern soll auch noch Alles „schön" finden. Ein wahrer Wohnkünstler kann also im Grunde nur Der sein, der sich ein eigenes Haus nach eigenem Geschmack in der von ihm geliebtesten Gegend baut: mögen dann seine Mittel auch beschränkt sein, er wird auf alle Fälle etwas Persönliches und in sich Geschlossenes haben können. Doch — was kann es helfen? — auch der Bewohner des großstädtischen Miethhauses wird auf den Ruhm oder das arme Recht, ein Wohnkünstler zu sein, nicht völlig verzichten wollen. Er muß versuchen, durch die Wahl und Anordnung der Möbel, durch seine Kombination der Farben und Linien, durch kunstvolle Abtönung des Lichtes Das auszudrücken, was die intime Wollust seines Herzens wünscht und was die Gesammtanlage der Räume ihm gestattet. Daß ein solches Bestreben sehr verbreitet sei, wird man nicht gerade behaupten können. In der Regel entspricht der Schablonenhaftigkeit der Wohnräume die Schablonenhaftigkeit des Möblements und erlaubt keinen weiteren Rückschluß als den auf die Größe des Geldbeutels seines Besitzers. Noch immer ist es das Ideal junger Ehepärchen, „in eine fertige Wohnung hineinzuheirathen", deren Anordnung dann im besten Fall die Frau Schwiegermama, meist aber ein in der Mode befindlicher Tapezirer übernimmt. Daß in solcher banausischen Umgebung auch nur banausische Empfindungen keimen können und jeder kühnere Gedanke scheu sich verkriecht, ist leider klar und mag uns über den heute in Deutschland herrschenden Kulturzustand betrübsamen Aufschluß geben.

Aber wie soll man wohnen, wenn man der Routine einer Schwiegermutter oder des Tapezirers freventlich mißtraut? Der Wege hat man verschiedene versucht; am Beliebtesten ist noch immer das Bric-à-brac-System. Es entspricht zwar durchaus nicht irgend welchen rationellen künstlerischen Anforderungen, gestattet aber immerhin einen gewissen Ausdruck der Persönlichkeit, wenn auch meist nur in der Richtung der Willkür und ungeordneten Laune. Da diese Charaktereigenschaften aber heute sehr verbreitet sind, so haben die ihnen entsprechenden Wohnungen, mit dem durcheinandergesteckten Kleinkram aller Zonen und Zeiten, im Grunde nichts Unorganisches: sie spiegeln ziemlich korrekt unser nervöses und eklektisches Zeitalter wieder. Eine Stufe höher stehen die Wohnungen, wo mit archäologischem und kunsthistorischem Blick tüchtige kunstgewerbliche Arbeiten stilverwandter Epochen zu einem neuen,

Hosted by Google

halb alterthümlichen, halb phantastischen Ensemble zusammengestellt sind. Solche Arrangements lassen sehr viele Werthabstufungen zu und erfordern unter allen Umständen einen ganz individuellen Takt. Es lassen sich höchst eigenartige und persönliche Wohnungen von bedeutendem ästhetischen Werth auf diesem Wege zusammenstellen, und was psychologisch besonders daran erfreut, ist der kräftige Protest gebildeter Geschmacksmenschen wider den gefühllosen Schludergeist modischer Tapezirerkünste. Aber diese gebildeten Menschen wissen sich nur dadurch zu helfen, daß sie sich in die Vergangenheit flüchten, oder sie begeben sich unter den Schutz ferner Völker, wie der Japaner oder Mauren, und setzen sich dadurch entweder zu unserer Zeit oder zu unserer Volksart in bewußten Gegensatz. Ihr Mißtrauen gegen unser heutiges europäisches Gewerbe ist durch üble Erfahrungen so sehr gewachsen, daß sie von vorn herein alles Europäische, wofern sie nicht durch ein zwingendes Bedürfniß darauf angewiesen sind, aus ihrer Wohnung verbannen. So leben sie halb in der Vergangenheit, halb in der Fremde, von einem Hauch des Museums ummodert, und nur in der unvermeidlichen Ungleichartigkeit der Gegenstände, in der Launenhaftigkeit ihrer Aufstellung und in dem latent stets fühlbaren, von Pikanterie nicht freien Widerspruch gegen das sie umgebende Wohngerippe drückt sich die Existenz und Besonderheit moderner Menschen aus.

So entsteht die Frage: ob unsere Zeit denn völlig unfähig sei, die natürlichsten und alltäglichsten ästhetischen Bedürfnisse der heute lebenden Menschen aus eigenem Vermögen zu bestreiten? Noch vor weniger als zehn Jahren hätte die Antwort mit ziemlicher Entschiedenheit lauten müssen, daß solche Unfähigkeit zu konstatiren sei. Heute darf man mit etwas geringerer Entschiedenheit annehmen, daß es unserer Zeit gelingen wird, in der Kunst des Wohnens ihren eigenen Stil sich zu schaffen. Wenn in dieser Antwort ein leiser Zweifel erkennbar blieb, so möchte ich gleich anführen, daß dieser Zweifel weit weniger die schaffenden und treibenden Kräfte als die empfangenden Massen trifft. Die langen Jahrzehnte der Geschmacksverderbniß sind noch zu wenig überwunden und die Angst vor dem zweifelhaften Neuen ist noch zu groß, als daß man beim breiteren Publikum einen kräftigen Elan in der Richtung auf einen streng modernen kunstgewerblichen Stil erwarten dürfte. Man will sich nicht exponiren, will mindestens abwarten und Anderen den Vortritt lassen. Handelt es sich doch nicht um eine nebensächliche und zufällige Neuerung, sondern um eine solche, die unsere ganze alltägliche Umgebung und damit einen Theil unserer Existenz, unseres Innen- und Empfindunglebens, reformirt. Und bei dem vielfachen revolutionären Zunder, der heute in der Luft liegt, und den mannichfachen trüben Erfahrungen, die man mit glanzvoll anhebenden reformatorischen Bewegungen gemacht hat, sind die besitzenden Klassen, um die es sich zunächst hier allein handeln kann,

Hosted by Google

heute konservativer und mißtrauischer denn je, zumal in Dem, was mehr oder weniger direkt auf ihre leibliche Persönlichkeit und deren innerstes Behagen zielt. Der Einführung einer neuen Wohnkunst stehen also schon äußerlich bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Auch die innerlichen sind nicht zu unterschätzen, obwohl man, wie ich glaube, sagen darf, daß die eigentlichen Zeiten der trüben Gährung bereits überwunden sind und der künstlerisch entscheidende Durchbruch vorbereitet ist, vielleicht schon stattgefunden hat. Es ist nicht nur eine Anzahl sehr hoffnungvoller und gut geschulter junger Talente da, es giebt auch schon eine Richtung und einen Weg, die klar erkannt und mit Entschiedenheit eingeschlagen sind, ja, man kann schon von einer gewissen Tradition reden. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß es sich in reformatorischen Bewegungen dieser Art niemals um absolut Neues handeln kann, sondern stets nur um die Auffindung des Vergessenen, Ausbildung des Keimhaften, Rückkehr zur Vernunft und Natürlichkeit. Die Kritik hat daran eben so viel Antheil wie die Produktion, ja, so unsympathisch und vielleicht anmaßend es klingen mag, sie muß die blind aufsprudelnde, hastig zupackende und vorwärtsstürzende Produktion mit kühler, gelassener Ueberlegenheit leiten. Ich zögere nicht, zu behaupten, daß der aktiv eingreifenden Aesthetik heute wieder weitere und tiefere Aufgaben zuzuschreiben sind, als man ihr bis vor Kurzem noch gestatten wollte. Noch vielfach gilt es als „die modernste Note" der Kritik, sich der Produktion fügsam anzuschmiegen, nur zu empfangen und zu erklären. Wir sind aber darüber klar geworden, daß eine solche Funktion der Kritik nicht mehr genügt: denn was läßt sich nicht Alles „verstehen" und was ist, wenn es verstanden wird, nicht „gut"? Es kann aber heute auf die Einzelerscheinung und ihre aus dem Zusammenhang gelöste Würdigung nicht in erster Linie mehr ankommen. Die Frage, die allen anderen vorangeht, ist: welcher Weg führt zum Ziel und welcherlei Mittel giebt es, die Produktion zu zwingen, daß sie diesen Weg geht?

Man habe keine Angst: es handelt sich hier gewiß nicht darum, unserer jungen, der Freiheit bedürftigen Produktion Handschellen oder spanische Stiefel anzulegen. Im Gegentheil: sie soll sich nach Herzenslust bewegen und tummeln können, sie mag vor Jugendübermuth sogar Purzelbäume schlagen. Nur, daß sie den Weg nicht verläßt, der einzig vorwärts bringt! Denn es wäre doch schade, wenn sie ihre Kräfte nutzlos vergeudete. Der Heilsweg aber ist, was die Wohnkunst angeht, höchst einfach. Die Formel für den innezuhaltenden Weg lautet: Alles, was der Wohnkunst dienen will, muß vom praktischen Zweck seinen Ausgangspunkt nehmen; was den praktischen Zweck ignorirt oder mangelhaft erfüllt, ist auch ästhetisch zu verwerfen oder zu beanstanden. Dieses Prinzip ist so wenig neu, daß man es bei Schnaase, Burckhardt, Springer, kurz, in jedem guten kunstgeschichtlichen Buch fast auf jeder Seite ausgesprochen finden

Hosted by Google

kann. Zumal an der Baukunst der Griechen ist immer wieder entwickelt worden, daß sie ihre künstlerische Vollendung nur der lebendigen Kraft verdankt, mit der sie den konstruktiven Gedanken zum Ausdruck brachte. Diese Säulen sind nicht Steine, sagt Burckhardt, sondern lebendige Wesen. Und so seien auch unsere Stühle und Tische nicht sinnlos geschmückte Hölzer, sondern lebendige Wesen.

Diesen von der modernen Produktion so oft außer Acht gelassenen Gedanken mit Energie wieder aufgegriffen und mit Zähigkeit vertreten zu haben, ist das unschätzbare Verdienst einer seit dem Oktober 1897 im Verlage von Bruckmann in München erscheinenden Monatsschrift, der „Dekorativen Kunst", auf die hier im Interesse einer Erneuerung unseres Kunstgewerbes nachdrücklich hingewiesen sei. Ich muß mich den Aufsätzen dieser Zeitschrift, zumal denen ihres Redakteurs, des Herrn Julius Meier-Graefe, in hohem Grade zu Dank verpflichtet erklären; auch das vortreffliche Illustrationenmaterial hat mir vielfach erst eine entschiedene Anschauung der heutigen Leistungen und Leistungmöglichkeiten vermittelt. Neben einem sehr anerkennenswerthen Fleiß, einer großen Sicherheit des Geschmacksurtheiles und einer ungewöhnlichen Fähigkeit, den Stoff mit weitem Blick bis in die Details zu beherrschen, zeichnet sich Meier-Graefe ganz besonders durch die feste Beharrlichkeit aus, mit der er den einmal für recht erkannten Standpunkt vertritt. Auch gegen die lockendsten Sirenentöne der so verführerischen, aber praktisch belanglosen Objet d'art-Kunst zeigt er sich standhaft und gefeit, ja, er beißt wohl etwas zu sehr den tugendhaften Jüngling heraus, der einzig zur heiligen „Logik" betet. Doch möchte ich solchen Uebereifer nicht tadeln. Er ist bei jungen Bewegungen natürlich, vielleicht nothwendig. Je mehr dem heutigen Kunstgewerbe das Zweckgefühl geschwunden ist, desto strammer muß mans ihm wieder ins Bewußtsein bringen.

Etwas bedenklicher ist, daß Meier-Graefe keine völlig genügende Fühlung mit den lebendigen deutschen Bedürfnissen hat. Er beachtet gewiß auch die deutsche Produktion, sucht zu leiten und aufzumuntern. Aber was von Tag zu Tag bei uns erforderlich ist, welche besonderen Aufgaben aus der Eigenart unserer Verhältnisse unablässig neu wachsen, was der deutsche Einwohner begehrt oder zu klarem Begehren erst verdichten möchte, dafür fehlt ihm das starke instinktive Gefühl und muß ihm fehlen, weil er nicht in Deutschland lebt und weil er nicht selbst unter uns die „Wohnkunst" praktisch übt. Seit Jahren wohnt er in Paris und besucht Deutschland nur als Gast. Er wird zu uns zurückkehren müssen, wenn er kräftig und nachhaltig auf uns wirken will. Wir werden es ihm dann doppelt danken, was er in Paris gelernt hat. Wir werden uns freuen, einen Mann unter uns zu haben, der an der schönen Gründung von Bing, dem Kunsthause L'art nouveau, persönlich

Hosted by Google

regen Antheil genommen hat und der vom Brennpunkt des modernen Kunstschaffens aus seine starken Fühler nach allen Ländern Europas und bis nach Amerika ausstreckte. „Gallomanie" kann man ihm nicht gerade vorwerfen: er ist eher für England und Belgien eingenommen. Aber aus dem Ton, wie er die französischen Nutzkünstler tadelt, klingt Etwas von dem liebenden Groll heraus, den nur der Einheimische hat, und die höflichen und selbst herzlichen Verbeugungen vor deutscher Kunstart kommen uns ein Bischen gezwungen vor. Wirklich, seine Grobheit wäre uns manchmal lieber als seine Höflichkeit! Und wenn er so kräftig die Ansicht vertritt, daß die Produktion national sein soll, so wird er sich der Konsequenz nicht gut entziehen können, daß es auch die Kritik zu sein hat.

Aus Allem, was Meier-Graefe zeigt und lehrt, geht die Wichtigkeit eines nationalen Kunstschaffens machtvoll hervor. Gerade für ein Volk, das, wie das deutsche, einen lebendigen Ehrgeiz nach internationaler Bethätigung hat, ist die schroffste nationale Konzentration unerläßliche Vorbedingung. Denn was auf dem Weltmarkt Geltung haben will, muß seine Rasseart bestimmt bekennen. Je fremder es anfangs herausfällt, desto nachhaltiger wird es später begehrt werden. Das Schaffensprinzip der modernen Nutzkunst, daß der Gebrauchszweck praktisch erfüllt und konstruktiv ausgedrückt sein muß, ist an sich nur ein kahles und abstraktes Prinzip. Erst die individuelle Verlebendigung giebt ihm künstlerischen Werth. Wenn jedes Volk und jede Provinz den selben konstruktiven Gedanken bei den mannichfachsten Gebrauchsgegenständen mit der ihnen eigenen Gefühlsart ausspricht, entsteht ein ungemeiner Reichthum an Formen, die in all ihrer bunten Verschiedenheit doch auf den einen unerschütterlichen Brennpunkt, als auf ihren Ursprung, zurückweisen. Und es ist sehr bemerkenswerth, daß sich in der modernsten Produktion, wie im ganzen Verlauf der Kunstgeschichte, konstatiren läßt, daß Alles, was gut ist, stets den Charakter einer bestimmten Volksart und eines ausgeprägten Zeitgeistes trägt. Was wir die „Persönlichkeit" eines Künstlers nennen, steht Dem niemals entgegen, ja, wird erst dieser doppelten Macht keimkräftigster Träger.

Hieraus geht wohl schon ganz von selbst hervor, daß es keineswegs das Ziel sein kann, die „Logik" des konstruktiven Gedankens mit allzu viel Logik auszudrücken. Erst in den leisen Abweichungen von der Logik, in ihrer sinnvollen und phantasiereichen Umhüllung, vermag sich die Rasseart eines Volksstammes naiv und unwillkürlich, und dadurch unwiderstehlich, auszudrücken. Wenn aber das Prinzip der konstruktiven Logik zunächst in etwas kahler Fassung auftrat und sich zum Theil in dieser Fassung bis heute zu behaupten wußte, so verräth sich darin der englische Ursprung unserer modernen kunstgewerblichen Bewegung. Es entspricht einem gewissen Zuge des englischen Rassetemperamentes, einen neuen Gedanken in möglichster Nüchternheit, gleich-

Hosted by Google

sam mit puritanischer Strenge, zu vertreten. Wenn obendrein noch dieser Gedanke selbst auf Nüchternheit hinzielt, so mag man sich vorstellen, was daraus wird. In C. F. A. Voysey hat diese englische Ausdrucksweise des modern-konstruktiven Kunstgedankens ihre schärfste Formulirung angenommen und Meier-Graefe hat diese Formulirung, wenn auch unter Vorbehalten und Einschränkungen, angenommen. Was ihn bei Voysey besticht, ist die „Gesundheit", in diesem Fall also wohl die Fähigkeit, unbeirrt von allem Formelkram der Traditionen, jegliche konstruktive Idee aus ihren untersten Ursprüngen herzuleiten. In der That ist diese Fähigkeit von hoher Wichtigkeit, ein echtes Architektentalent, wie denn überhaupt der Architekt bei der neuen Bewegung die Führung übernommen hat. Auch Das ist mit Freude zu begrüßen. Es giebt nicht nur der Bewegung weit mehr innere Festigkeit, als wenn sie etwa von Dekorateuren und Malern ausgegangen wäre: es weist sie auch mit nachdrücklicherem Bewußtsein auf das Haus, als den Schrein und Hüter all unserer neu zu formenden Gebrauchsstücke, hin. Aber das Haus ist auch der organische und einheitliche Entwickelungherd aller von der neuen Wohnkunst geforderten praktischen Formen. Erst wenn das Innere mit dem Aeußeren in harmonischem Zusammenhang steht, wenn die Lage der Zimmer, Treppen und Flure der Entwickelung der Fassade und des Grundrisses vollkommen entspricht und so sich auch im Einzelnen, in Fußböden, Fenstern und Thüren, in Treppengeländern und Dachkrönungen, der selbe künstlerische Grundgedanke überzeugend dokumentirt, wird auch für die innere Einrichtung ein wohlthätiger Zwang zu harmonischem Miteinstimmen geschaffen. Es ist dann eine ganz natürliche ästhetische Forderung, daß auch Tische, Stühle und Schränke, Kamine und Kommoden, Deckenmalereien und Teppiche, Tapeten und Gesimse, Schlösser und Beschläge, Vasen, Gläser und Geschirr und was immer innerhalb des Haushaltes gebraucht und gezeigt wird, daß alles Dies, bis auf die Beschlagsnägel herab, von der selben künstlerischen Anschauung durchzogen und überzeugungvoll gestaltet wird. Aus diesem Grunde ist es sehr löblich, daß ein Theil der englischen und belgischen, auch der französischen Architekten sich mit dem Entwerfen kunstgewerblicher Gegenstände befaßt und namentlich die Ornamentik mit dem architektonischen Charakter des Ganzen in Einklang zu bringen sucht. Wie nun der ästhetische Eindruck der Architektur, wenn wir vom Grundriß absehen, wesentlich durch Licht- und Linienverhältnisse bestimmt wird, so sucht auch die daraus entwickelte Ornamentik in erster Linie durch Umrisse und Farben, die den Gebrauchswerth des Gegenstandes kräftiger ausdrücken helfen, ihre künstlerische Wirkung zu erreichen. Durch Aufstellung dieses Grundsatzes ist aller eigentlich naturalistischen oder verklügelt sinnreichen Ornamentik der Krieg erklärt. Es sind demnach figürliche oder botanisch-zoologische Darstellungen nur in bewußter stilistischer Umwerthung und zum Ausdruck be-

Hosted by Google

stimmter konstruktiver Gedanken erwünscht. Wo aber durch Art und Kombination der Linien (Wellen- oder Winkellinien mit liegender oder aufsteigender Tendenz) und durch rhythmisch kontrastirte, bald harmonirende, bald absichtvoll dissonirende Farbe das selbe Ziel mit gleicher Wucht erreicht werden kann, wird man dieser Lösung, rein prinzipiell betrachtet, den Vorzug geben müssen. In der Betonung dieses Rein-Prinzipiellen sollte man sich freilich von Pedanterie freihalten und nicht, wie Meier-Graefe gelegentlich thut, einen strebenden Künstler dahin belehren wollen, „daß Leuten wie ihm die Natur nichts mehr zu sagen hat". Es wäre von vorn herein der Verderb der ganzen neuen Bewegung, wenn sie ihr treues empfangendes Verhältniß zur Natur opfern oder auch nur lockern wollte. Denn jede Stilisirung muß mit Geschwindigkeit zur Erstarrung kommen, die aufhört, sich ihres Zusammenhanges mit der großen Mutter Natur bewußt zu bleiben: weil einzig die Natur dem Stilgefühl Born und Gegenwicht sein kann.

So ist die Bewegung also rüstig in Gang gekommen und hat auch in Deutschland schon viele tüchtige Talente unter sich (Eckmann, Köpping, Obrist, Lechter, Behrens, Läuger, Hirzel, Weiß, Christiansen, Berlepsch und manche Andere). Freilich fehlt noch in Deutschland der die Richtung weisende Architekt, der sich, wie Voysey, Bonnier oder Van de Velde, bis in alle Details der modernen Wohnungeinrichtung mit der neuen Sache befaßte. Hierdurch haben in Deutschland die Ansätze noch etwas Zersplittertes, manchmal Willkürliches. Es fehlt die konzentrisch wirksame Kraft. Diese wird vielmehr einstweilen wesentlich durch die kritisch-theoretische Erkenntniß, die namentlich unter den deutschen Museumsbeamten eine feine und stolze Höhe erreicht hat, vertreten. Vor Allem jedoch ist man sich über die Richtigkeit und Nothwendigkeit des eingeschlagenen Weges in Deutschland klar, — und an Energie wird es nicht fehlen, ihn weiter zu verfolgen. Wirkt doch der Umschwung des Geschmackes und der Lebensgewohnheiten unaufhaltsam und erzeugt täglich neue, klarer erkannte ästhetische Bedürfnisse: man denke etwa nur an die Revolutionirung des gesammten Beleuchtungwesens durch Elektrizität und Gasglühlicht! Die Menschen empfinden anders, und wie diese durch die technischen Fortschritte und den gesteigerten Verkehr reformirte Empfindungweise eine neue Dichtung- und Denkweise hervorgerufen hat, so muß ihr nicht minder eine neue künstlerische Umgebung, in der alles Das seinen konzentrirtesten und zugleich behaglichsten Ausdruck empfängt, entsprechen. Diese frische Bewegung in der „Kunst des Wohnens" spannt unsere Erwartungen; und wir Alle sind geladen, bei diesem erhebenden und anregenden Schauspiel nicht nur Zuschauer, sondern Mitwirkende zu sein: als Schaffende die Einen, die Anderen als lebendig Genießende.

Franz Servaes.

Hosted by Google

2° 1898

Ein Frauendrama.

Die Entwickelung des weiblichen Geschlechtes von den frühesten geschichtlichen Epochen an bis zur Gegenwart bietet, sowohl nach der rein historischen wie nach der sozialen Seite hin, eine Fülle des Interessanten; erst durch ihre Betrachtung gewinnt das Bild der allgemeinen Menschheitgeschichte an Klarheit. Aber am Werthvollsten für Alle, die die Existenz einer Frauenfrage zugeben und ihre Lösung für eine der wichtigsten Aufgaben halten, ist die Erkenntniß der psychologischen Seite dieser Entwickelung. Es ergiebt sich aus ihr ein langsames, zuerst unbewußtes, dann immer bewußter werdendes Aufsteigen des Weibes vom Gattungsgeschöpf zur Individualität. Im Urzustande war sie nichts als das gebärende, säugende, arbeitende Lastthier der Menschheit. Auch die Zeiten des Mutterrechtes, die schwärmende Feministen oft als das Goldene Zeitalter der Weiberherrschaft zu verherrlichen pflegen, sind diesem Urzustand zuzurechnen: die Kinder gehörten zur Mutter, weil ihre Zugehörigkeit zu ihr sich feststellen ließ; damit lastete aber auch die ganze Arbeit und Sorge für sie allein auf ihren Schultern und die von ihr erbaute Hütte, der von ihr gewartete Herd, die von ihr bebauten Felder mußten auch dem Manne, dem als Jäger und Krieger frei umherstreifenden, Obdach und Nahrung bieten. Sie war die Dienerin Aller und die Dienstbarkeit drückte ihrem Wesen für Jahrhunderte ihren Stempel auf. Selbst als der Reichthum die Bevorzugten ihres Geschlechtes aus den Fesseln sklavischer Arbeit mehr und mehr befreite, waren sie aus den Fesseln geistiger Versklavung noch nicht erlöst.

Das Zeitalter der Renaissance weiß von einer ganzen Reihe berühmter Frauen zu berichten, aber was sie berühmt gemacht hatte, war nicht ihrer weiblichen Individualität entsprungen. Wer eine von ihnen loben wollte, Der sprach von ihrem männlichen Verstand, ihrer männlichen Begabung; männlich zu sein, war das Ziel ihres Ehrgeizes. Darum blieben auch alle ihre Leistungen stümperhaft und nur ihre Namen wurden wie Kuriositäten der Nachwelt überliefert. Die begabteren unter den Frauen fühlten die Dissonanz in ihrem Wesen; in merkwürdiger Uebereinstimmung warfen sie, tief enttäuscht, wie Elisabeth von der Pfalz, Anna Maria Schurmann, Maria Sybilla Merian, Christine von Schweden und Andere, all ihren Wissenskram über Bord und suchten unter religiösen Schwärmern Befriedigung für das vernachlässigte Weib in sich. Aus dieser Enttäuschung wuchsen aber auch die Spuren der Wandlung hervor. Sie traten in den Frauenmemoiren des vorigen Jahrhunderts zuerst in die Erscheinung. So klingen die

Hosted by Google

Memoiren der Madame d'Epinay, die Goncourt denen Rousseaus als ebenbürtig an die Seite stellt, wie ein einziger Schmerzensschrei des gemarterten Weibes. Nicht, berühmte Frauen künstlich zu züchten, konnte das Ziel der Frauenbefreiung sein; dem weiblichen Geschlecht war die schwere Aufgabe gestellt, der inneren Versklavung Herr zu werden, die eigene Natur zu entdecken und zu entwickeln.

Am Anfang dieser Arbeit stehen wir. Daß wir uns im Anfang befinden, beweist der Umstand, daß die psychologische Entwickelung des gesammten Geschlechtes im Lauf der Jahrhunderte sich mehr und mehr im Leben der einzelnen Frau wiederholt und unsere Dichter und Denker dem sich ihnen aufdrängenden Problem nicht mehr aus dem Wege gehen können. Sie beleuchten es von den verschiedensten Seiten, aber ihr Licht ist zu schwach gegenüber dem Großen, Räthselhaften, das sich vor ihnen aufthürmt. Darum erhellen sie auch nur winzige Theile davon, die selten auf das Ganze richtig schließen lassen.

Seit den ersten dichterischen Behandlungen der Frauenfrage ist schon eine geraume Zeit verflossen und die Fortschritte sind unverkennbar. Als Björnstjerne Björnsons Svava dem Verlobten den Handschuh ins Gesicht warf, weil seine Vergangenheit sich wie eine Scheidewand zwischen ihnen aufrichtete und sie von ihm vergebens gefordert hatte, was sie von sich verlangte: makellose Keuschheit, — da glaubten viele heimlich weinende Frauen, daß der Dichter das erlösende Wort für sie Alle spräche. Doch Svava war nicht lebensfähig, sie verschwand von der Bühne, und wer sie heute betrachtet, sieht nichts als die seelenlose Verkörperung einer Tendenz in ihr. Die psychologische Vertiefung fehlt.

Den Spuren des großen Vaters folgte der Sohn. Auch ihn zogen die Probleme der Frauenfrage an und er vermag sie tiefer zu erfassen, obwohl er als Dichter der kleinere ist.

In Johanna,*) der Heldin seines Schauspiels, das neulich im Deutschen Theater aufgeführt wurde, schildert Björn Björnson eine jener Frauen, die ihrer innerlich und äußerlich engen Heimath entwachsen sind und nun den Kampf zwischen den Pflichten ihr gegenüber und denen gegen sich selbst kämpfen müssen. Sie ist die Tochter eines Handwerkers, der früh starb und seinem Kinde nichts hinterließ als die glühende Liebe zur Musik. Auf dem Sterbebett vertraute er seinen Liebling dem Schutz eines nach seinen Begriffen braven jungen Mannes an, der überdies, als werdender Diener Gottes, noch besonders zu dieser Pflicht geweiht schien. Johanna, das weltfremde Kind, das nichts Höheres kannte als den Vater, legte vertrauend ihre zarte, sensible Künstler-

*) Johanna. Schauspiel in drei Akten. München, Albert Langen.

Hosted by Google

hand in die kräftige Faust Otars Bergheim. Ihr inneres Leben blieb davon unberührt; die Welt, in der sie heimlich lebte, war ihm und ihrer ganzen Umgebung ein unbekanntes Land. Sie war ganz allein mit ihrer Sehnsucht nach Bethätigung der großen in ihr ruhenden Kräfte, mit ihrer Liebe zum hellen Sonnenschein, der nur einzelne Strahlen bis in die niedrigen Zimmer ihres Heimes senden konnte. Die ungezogenen Brüder lärmten um sie her; Otar, der Theologe, machte seine Bräutigamsrechte geltend, und wenn die Mutter ihr zuweilen Ruhe verschaffte, so that sie es nur aus Respekt vor Johannas Schülerinnen, die ein so gutes Stück Geld ins Haus brachten. Von den Qualen und Wonnen einsamer geistiger Arbeit wußte Niemand Etwas. Die bis ins Krankhafte sich steigernde Verzweiflung, wenn die trivialsten Alltäglichkeiten Künstlerträume zerstören, erschien ihnen fremd und unheimlich. Für sie war Johannas Musik nur ein Handwerk. Johanna selbst hatte noch keinen Glauben an sie; viel zu eng war sie mit ihrer Umgebung verwachsen, viel zu fest sah sie sich selbst schon mit der von dem Vater bestimmten Zukunft verknüpft, als daß sie jemals an die Verwirklichung ihrer Sonnensehnsucht zu denken gewagt hätte. Ohne eine helfende Hand, die sich ihr beim Sprung über den Abgrund entgegenstreckte, hätte sie ihn nicht gewagt.

Börnson, der seiner Heldin keine starke eigene Kraft verlieh und uns daher auch von ihrem Genie nicht recht zu überzeugen vermag, schickte ihr, statt eines, gleich vier Retter entgegen. Der Unglaubhafteste und Ueberflüssigste von Allen ist der alte Onkel Sylow, theils eine Reminiszenz an den antiken Chor, der die Handlung erklärend begleitete, theils an die Raisonneure des französischen Salonstückes, die nur der Mund des Dichters und seine schlagfertigen Aphorismen sind. Onkel Sylow erkennt die Begabung seiner Nichte und überzeugt sie von ihr, Onkel Sylow will, daß sie, fern von Rauch und Geräusch, erster Klasse in die weite Welt hinausfährt, Onkel Sylow sieht in Otar das Ungeheuer im Märchen von der Prinzessin und veranlaßt die Aussprache zwischen dem Brautpaar, Onkel Sylow zerbricht schließlich die letzte Fessel, das Versprechen an den sterbenden Vater, indem er den Bräutigam, der seinen Platz nicht verlassen will, als den doppelt Wortbrüchigen hinstellt, der sein Wort, Johanna zu schützen und glücklich zu machen, nicht gehalten hat, Onkel Sylow führt sie schließlich selbst zum Hause hinaus, dem Beruf, der Freiheit entgegen. Der zweite Retter ist der „Dichter", der interessante, blasse, müde Mann, das bekannte Ideal aller Backfische. Bei einem Souper, deren Veranstalter Johanna „entdeckt" haben und sie als gesellschaftlichen Leckerbissen ihren Gästen vorführen, lernt er sie kennen. Man weiß nicht recht: ist er ehrlich interessirt für das naive Mädchen und ihre ringende Begabung oder strebt er nur danach, sie für sich selbst zu gewinnen. Auch er glaubt an ihre Kunst, stärkt ihre Hoffnung auf die Zukunft; doch als er

Hosted by Google

erfährt, daß sie Braut ist, giebt er Glauben und Hoffnung auf und läßt sie, die plötzlich sehend Gewordene, zurück. Ein karikirter Impresario ist der dritte Retter. Unangemeldet tänzelt er ins Zimmer. Er hat von dem neuen star gehört und bietet Johanna den Vertrag zu einer Konzertreise an. So hat der Onkel ihr Vertrauen in die eigene Kraft, der Dichter den Zweifel an der Durchsetzung ihres Wesens im Rahmen ihrer Umgebung, der Impresario ihren Ehrgeiz geweckt. Aber noch ein vierter Retter mußte kommen, damit auch noch die eine Seite ihres Gemüthes in Schwingung geriethe, die bisher tonlos war: die Liebessehnsucht.

Astrid Pihl, eine der besten Gestalten des Schauspieles, die Freundin Johannas, ist ein lebensprühendes Geschöpf, dessen ganzes Selbst in Liebe aufgeht. Sie ist von der Art jener Frauen, die gar nicht begreifen können, daß es im Dasein ihrer Geschlechtsgenossinnen eine andere Triebfeder geben kann als Liebe. Sie sieht Johanna in dem Augenblick, wo ihr schwankender Lebensbau unter den Steinwürfen von außen zusammenbricht, und hat für ihr Unglück nur eine Erklärung: Liebe. Und so bringt sie durch glühende Worte und spitze Neckereien Johannas Blut in Wallung, und wenn sie auch Ström, den Dichter, noch nicht liebt, so steigt doch das verlockende Bild heißen Liebesglückes vor ihr auf und verstärkt ihren Freiheitdurst. Trotz Alledem findet sie den Weg aus ihrem Gefängniß nicht allein: Astrid muß ihr durch eine Einladung die Brücke bauen, der Onkel muß sie, wie die Gouvernante das wohlerzogene Prinzeßchen, hinüberführen, nicht ohne zu versichern, daß er gleich zurückkehren werde, um die entsetzte Familie zu beruhigen.

Wenn der Vorhang sich hinter dem Flüchtling senkt, fragt man sich unwillkürlich: wäre sie aus eigener Kraft, ohne diese vier Retter, auch gegangen? Nein; die Macht der Gewohnheit, der Respekt vor der Moral ihrer Umgebung wären stärker gewesen als die Macht der Kunst und der Freiheitsehnsucht. Sie wäre, in dem Gefühl, durch ihre Ergebung in den Willen des sterbenden Vaters, durch ihre Selbstaufopferung ein gutes Werk zu thun, dem robusten Theologen gefolgt, sie hätte ihr eigenstes Wesen Stück für Stück von ihm zerbrechen lassen und aus dem Schauspiel wäre eine Tragoedie geworden, — die Tragoedie all der wandelnden Schatten, die nichts mehr sind, von keinem jubelnden Glück und von keinem rasenden Schmerz mehr Etwas wissen, die stillen, entsagenden Frauen mit blassen, blutleeren Kindern ohne rechte Lebensfreude und Lebenskraft.

Johanna ist keine Heldin; das Schauspiel, dem sie den Namen gab, ist nur eine Studie zur psychologischen Entwickelung des weiblichen Geschlechtes, aber sie giebt, wenn nicht als Ganzes, so doch in einzelnen ihrer Theile, ein klares Bild wirklicher Zustände und weist auf eine Seite der Frauenfrage hin, die von den Vorkämpfern der Frauenbewegung fast ganz außer Acht gelassen wird.

Hosted by Google

Otar Bergström, Johannas Bräutigam, ist kein „Ungeheuer", wie Onkel Sylow sagt. Er ist ein zärtlich liebender, ungestüm empfindender Mann, der, demüthig wartend, um Johannas Liebe wirbt. Er würde sie einmal auf Händen tragen, ihr das Leben leicht machen, so viel er kann, durch keine Untreue ihr Vertrauen verscherzen. Aber er will sie ganz; mit Leib und Seele und Geist begehrt er sie zu seinem Eigenthum; sie darf keine Welt haben, in die ihm der Eintritt versagt bleibt: „Der Glaube, daß sie mein werden soll, da gehe ich und warte und arbeite dafür," erklärt er. Daß etwas Anderes mehr als ein Spielzeug für sie Beide, daß es der Inhalt ihres Lebens sein könnte, bleibt ihm unfaßbar. Er findet keine andere Erklärung für ihren Wunsch, fort reisen, lernen, arbeiten zu dürfen, als daß „seelenmordende Versuchung, Eitelkeit und Schmeichelei" sie verlockt haben. Für ihn steht Johannas Kunst nicht höher als jeder andere dilettantische Schmuck des Hauses. So hat er ein Gesuch um ein Stipendium einmal selbst für sie geschrieben; und als sie ihn daran erinnert, in dem Glauben, daß er ihre Kunst doch damit habe fördern wollen, sagt er: „Ach, so ein Stipendium, das bekommt Einer doch nie das erste Jahr, und im zweiten vielleicht auch noch nicht," und fragt, erstaunt über ihren Ausruf: „Du bist mit dem Gedanken herumgegangen, daß es mir nicht glücken sollte!": „Findest Du Das so sonderbar?" Sonderbar wäre es ihm nur erschienen, wenn ein Mann das Weib seiner Wahl in ihrem selbständigen Beruf ernstlich fördern und damit ihre Berechtigung dazu anerkennen wollte. Den Mann macht der Beruf nicht zum Geliebten, zum Gatten untüchtig, das Weib aber, das einen Beruf ergreift, geht der Liebe und der Ehe dadurch verloren.

Das ist Bergströms Theorie, keine ungewöhnliche und keine verabscheuungwürdige, aber eine, die ihn bis zum Aeußersten um Johanna kämpfen läßt. „Soll ich denn meine Kunst opfern?" fragt sie und er entgegnet: „Sie nimmt Dich von mir, ehe Du mir Dein Herz ganz gegeben hast, so wie Du es geben mußt, um unseres Glückes willen." Dieses Glück besteht für ihn in dem Leben des in seinem Beruf ehrlich arbeitenden Mannes und der häuslichen, nur für ihn, mit ihm und durch ihn lebenden Frau. Es ist das Ideal der alten Familie, das er vor der Zerstörung retten will.

Die psychologische Entwickelung des weiblichen Geschlechtes führt mit Nothwendigkeit zu dieser Zerstörung, eben so wie seine soziale Entwickelung in den Kreisen des arbeitenden Volkes bereits dazu geführt hat. Wer Das einsieht und eine Neugestaltung der Familie sich nicht vorzustellen vermag, Der muß alle Kraft daran setzen, diese Entwickelung zurückzuhalten. Er hat ein Recht auf unser Verständniß, ja, wenn wir von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt sind, auf unser Bedauern. Otar Bergheim wäre deshalb die einzig tragische Figur in Björnsons Drama, wenn er ihn

Hosted by Google

etwas weniger hart und schroff gestaltet hätte. Johannas Schicksal, in das sie hineingetrieben wurde, wird sich erst von dem Augenblick an, wo sie die Heimath verläßt, zu einem tragischen gestalten. Sie ist nicht das Genie, dem die Kunst dauernd Alles sein wird, sie hat aber auch nicht den Charakter und den Verstand, um Leben und Kunst in Einklang zu bringen. Das ist eine Aufgabe, an der heute noch fast alle Frauen scheitern. Sind sie nicht überschraubte Vernunftmenschen mit klarem Kopf und kaltem Herzen und nicht nervöse Zwittergeschöpfe mit zersplitterten Gedanken und Gefühlen, so wandelt sie oft die selbe Verzweiflung an wie Johannen und sie möchten in solchen Stunden ihr Selbst, ihr Bestes, sei es nun Kunst, Wissenschaft oder ein anderer, innerlich empfundener Beruf, zum Opfer bringen, um das Glück der Familie zu retten. Sie möchten die Freiheit haben, ihr ganzes Wesen zu entfalten, das in dem Treibhaus der heutigen Mädchenerziehung jämmerlich verkümmert; sie möchten die Welt nicht nur aus den Fenstern ihres Zimmers sehen — einer berliner Stube meist, die nur auf den Hof hinausführt und in die kein Sonnenstrahl eindringt —, sie möchten selbständig auf eigenen Füßen stehen und, einmal verheirathet, nicht durch Küche und Kinderstube, Groschenzählen und Wäschefliken abgehalten werden, an den großen Fragen der Menschheit lebendigen Antheil zu nehmen und da thätig zu sein, wo Talent und Neigung sie hinführen. Sind diese Wünsche erfüllbar? Sie müssen erfüllbar sein, denn wären sie es nicht, so müßte das weibliche Geschlecht seine Befreiung aus dem stumpfen Sklavendasein der Vergangenheit verfluchen; sie hätte ihm dann nur die Erkenntniß des Großen und Guten, ohne die Möglichkeit, es zu erreichen, die Sehnsucht nach der Freiheit, aber nicht die Freiheit selbst gebracht. Und sie werden sich erfüllen, wenn es heute auch nur für einzelne besonders Begünstigte möglich ist: denn an diesem Punkt verschwimmen die eigentlichen Grenzen der Frauenfrage und erweitern sich auf der einen Seite zu einer ökonomischen und sozialen, auf der anderen zu einer Männerfrage. Die ökonomische und soziale ist so umfassend und erfordert ein so gründliches Eingehen, daß sie an dieser Stelle nur flüchtig gestreift werden kann. Für die geistige Befreiung der Frau und die reichere Bethätigung ihrer Kräfte ist die Befreiung aus materieller Gebundenheit die nothwendige Voraussetzung. Centralküchen, Centralwaschanstalten, Centralheizung und durchgehende Beleuchtung mit elektrischem Licht wären schon ein Mittel, um zahllose Frauen vor geistiger Verkümmerung zu retten und ihnen Zeit zu einem selbständigen Beruf zu geben. Herabsetzung der Arbeitzeit, Erhöhung der Löhne, leicht zugängliche Lesehallen, Museen und Aehnliches würden in Verbindung damit den Frauen des arbeitenden Volkes, deren geistige Fähigkeiten gerade durch den ihnen in Folge ihrer traurigen wirthschaftlichen Lage aufgezwungenen Beruf unausgebildet bleiben, den Anfang

Hosted by Google

einer Entwickelungmöglichkeit bieten. Die Männerfrage aber, zu der Björnsons Schauspiel hinüberleitet, muß zur selben Zeit einer Lösung entgegengehen. Mit einem Otar Bergheim kann eine Johanna sich nicht verbinden, viel weniger ein wirklich reifes, freies Weib, — und Otar Bergheims sind fast alle Männer. Das Weib ist mein Eigenthum: Das ist ihr Gedanke von der Ehe. Wie die Frauen äußerst selten sind, die auf der materiellen und sozialen Grundlage des heutigen Lebens zur vollen Selbstbefreiung und inneren Harmonie gelangen, so sind die Männer vielleicht noch seltener, die, unter bewußter Aufgabe vieler Bequemlichkeiten, Traditionen und eingewurzelten Vorurtheile, sie nicht nur dazu kommen lassen, sondern auch im Stande sind, auf einer völlig neuen Lebensgrundlage mit ihnen glücklich zu sein. Das Glück der Ehe sieht für fast Alle wie ein eng umfriedetes warmes Zimmer aus, in dem die sorgliche Hausfrau das Kaminfeuer anfacht und nur die Lampe ihren Dämmerschein verbreitet; daß es ein heller Tag sein soll, den Beide im Licht der Sonne durchwandern und durchkämpfen, als ein Paar treuer Kameraden, Jeder auf den eigenen Stock gestützt und die eigenen Waffen führend: Das dünkt sie fremd, unheimlich. Darum kämpfen sie auch gegen die Frauen mit der Sonnensehnsucht und ziehen die vor, die sich vor der frischen Luft fürchten. Aber die Entwickelung werden sie nicht aufhalten. Sie wird noch viel Zwiespalt und Zweifel bringen, viel Glück zerstören und Herzen verwunden, ehe sie zu einer Neugestaltuug der Stellung von Mann und Weib zu einander geführt haben wird. Denn auch eine andere Art der Liebe wird ihre Folge sein. Im Anfang der Menschheit war sie nur rohe Begierde; sie veredelte sich mit dem Kultus der Schönheit; sie vertiefte sich durch das Mitleid mit dem schwachen Geschlecht; aber erst, wenn sie im Weibe den ganzen Menschen umfaßt, wird sie zu jener Macht geworden sein, die die Welt überwindet.

Herrenliebe, wie die Otars Bergheim, ist eine Kränkung für jede echte Frau; sie beraubt sie ihres Menschenthumes und erniedrigt sie zu einer bloßen Sache. Darum zeugt es von viel tieferem Verständniß für die Psychologie des entwickelten Weibes, wenn Johanna sich von dieser Liebe zurückgestoßen fühlt, als wenn die Liebe ihres Verlobten Svava beleidigt, weil sie nicht das erste keusche Gefühl seines Herzens ist. Vielleicht gelingt es dem jungen Björnson noch einmal, mehr als eine flüchtige Studie zur Psychologie der Frauenfrage zu liefern und eine Heldin zu schaffen, die aus eigener Kraft die Konflikte zu lösen vermag, die das Leben jeder Frau in seinen Grundlagen bedrohen.

Lily Braun.

Hosted by Google

Hunhilde.

Iwar Agasson, der Sohn des alten Pastors Jonas, war zum Gegenstand endloser Gespräche für die Fischer der kleinen Insel Hinde, ja, für die Bewohner der ganzen Nordküste geworden. Die Einen verehrten ihn als einen Heiligen, die Anderen fürchteten ihn als einen Besessenen und die sogenannte intelligente Jugend Swolwars, des winzigen Städtchens, das in dieser verlorenen Ecke Norwegens die Rolle der tonangebenden Großstadt spielte, hielt ihn einfach für verrückt, wenn nicht für einen schlauen Schwindler. Das Pfarrhaus, wo Iwar geboren wurde, stand dicht am Meeresstrande auf einer hohen Felsenwand. Seine Hinterfront berührte fast den steilen Felsen, der sich nach dem Süden hin sanft senkt, um einem klaren Gebirgssee als dunkle Granitschale zu dienen. Weiter dem Norden zu glitzerte und blitzte wie ein Riesendiamant das durchsichtige Weiß eines Gletschers, der in ewig gleicher Pracht zwischen geheimnißvollen schwarzen Felsblöcken ruhte. Hinter dem Hause, aus dem kleinen Gärtchen, führte eine schmale, in den Fels gehauene Treppe mit ausgetretenen Stufen nach der schmalen Bergplatte. Eine hohe Fahnenstange war dort eingefügt, auf der man während der dunklen Sturmnächte eine große Laterne befestigte. Eine alte, halb verfaulte Bank stand darunter. Zu Füßen des steilen Felsens aber dehnte sich die graue, launenhaft ausgezackte Nebellinie der Fjordküste. Mit dumpfem Gebrüll jagten die ewigen Wellen einander, als ob sie sich in den steinernen Wall, der ihnen den Eintritt in das Land versperrte, festbeißen wollten. Ueber ihre grauen Köpfe hinweg konnte der Blick die steinernen Felsenwände anderer Inseln erreichen, wo kein freundliches Grün mehr zu entdecken war und die nur noch das braune Mooskleid trugen, als Schutz gegen die grausame Kälte des langen Winters.

Iwar Agasson war bereits dreiundzwanzig Jahre alt geworden. Das kleine Völkchen seiner Insel betete ihn an; er widmete auch wirklich sein ganzes Leben den Mitbürgern. Er lehrte die Kinder in der Kirchenschule, pflegte die Kranken und tröstete die Unglücklichen, heilte die schwersten Wunden und schlichtete die giftigsten Familienstreitigkeiten, — kurz, er war Alles für die Bewohner der Insel Hinde und wußte Jedem, der ihn ansprach, irgend einen Rath zu geben, der von biblischer und weltlicher Weisheit zeugte. Doch nicht diese Wohlthätigkeit Iwars war die Ursache der zahllosen Legenden, die sich an seinen Namen knüpften. Die alten, runzligen Fischermütterchen erzählten oft leise flüsternd geheimnißvolle Geschichten, über die Iwar selbst nur ungern sprechen hörte. Er wich fast ängstlich jeder neugierigen Frage über diese Dinge aus; doch der wißbegierige Fremde, der auf der Nordkapreise an der kleinen Insel Halt machte, konnte von den schwatzhaften Bewohnerinnen Hindes die Geschichte einer furchtbaren Nacht hören.

Vor drei Jahren war es, als die kleine Fischergemeinde nachts plötzlich durch trauriges Glockengeläut geweckt wurde. Entsetzt sprangen die Männer auf; sie dachten, irgendwo müsse Feuer ausgebrochen sein, und stürzten athemlos nach der Kirche. Dort fanden sie Iwar. Halb entkleidet stand er da und starrte leichenbleich, mit fieberhaft glänzenden Augen, vor sich hin. Er hatte an dem Glockenstrange gezogen.

„Rasch, rasch!“ rief er den ankommenden Fischern zu. „Macht das Rettungboot parat. Lars Worum mit seinen Söhnen ist dem Ertrinken nah, — draußen, neben der Insel Solsa.“

Hosted by Google

Die Männer gehorchten eilig. Iwar wickelte sich in den Pelz, den ihm sein Vater über die Schultern warf, sprang als Erster in das Boot und griff nach dem Steuerruder. Das Rettungboot flog, vom starken Nordwest getrieben, über die Wellen und stieß drei bis vier Meilen weiter wirklich auf ein gekentertes Fischerboot. Drei Menschenköpfe tauchten noch über den Planken hervor —: es war der alte Worum mit seinen beiden Jungen. Den dritten hatte eine Welle bereits hinweggespült.

Am anderen Tage putzten die drei Geretteten wieder an ihren Fischergeräthen, als ob nichts Besonderes geschehen sei. Auf die Frage, ob sie irgend ein Nothsignal gegeben hätten, antworteten sie, mit kurzem Achselzucken, das Unglück sei so plötzlich geschehen, daß an so was gar nicht zu denken gewesen sei; sie hätten kaum Zeit gehabt, ihre Messer in die Flanke des gekenterten Bootes einzubohren und sich daran festzuhalten. Nun wandten sich die Neugierigen an Iwar, um von ihm zu erfahren, woher er das Unglück denn eigentlich erfahren habe. Er antwortete eben so kurz, er habe einen seltsamen Traum gehabt, und bat, nicht weiter in ihn zu dringen.

Ein anderes Mal führte Iwar seine Mitbürger, während ein schreckliches Schneewetter tobte, nach einem Felsenpaß, wo sie zeitig genug ankamen, um einen verirrten Postboten vor dem Erfrieren zu retten. Im selben Jahr — es war kaum Frühling geworden — schickte er ein paar Boote nach der Insel Westwoge aus. Sie fanden bald ein Dampferwrack, auf dem noch der Kapitän mit zwei Matrosen an der Mastspitze sich über Wasser hielten, halbtot vor Schreck und Erschöpfung. Solche Fälle konnten die hindener Fischerfrauen zu Dutzenden aufzählen. Iwars Zweites Gesicht hatte bereits Hunderte von Unglücklichen gerettet, in jenen dunklen Sturmnächten, wo der scharfe Nordwest die Fischerboote aus dem breiten Westfjord in die tosende Endlosigkeit des Meeres hinaustreibt und die vorbeifahrenden Schiffe in schreckliche Untiefen zerrt, die nicht weniger grausam und geheimnißvoll sind als der räthselhafte Malstrom.

Der alte gelehrte Pastor beantwortete alle Fragen der Neugierigen nach dieser übernatürlichen Fähigkeit seines Sohnes mit Bibeltexten und behauptete ruhig, sein guter Junge sei vom Herrn des Himmels auf die Erde geschickt worden, um das Licht seiner Lehren durch lebendiges Beispiel zu verkünden. Doch die Segenswünsche, mit denen die westeroder Bürger und die Bewohner der ganzen Insel Iwar bei jeder Gelegenheit empfingen und geleiteten, konnten nicht verhindern, daß der gutherzige Vater durch die geheimnißvolle Empfindsamkeit des angebeteten Kindes entsetzlich leiden mußte. Oft weckte ihn Iwar in tiefer Nacht, wenn der brausende Sturm um das kleine Pfarrhaus heulte. Mit brechender Stimme rief er dann verzweifelt: „Vater, Vater, — es steht wieder schlimm am Malstrom! Da hat es wieder das arme Fischerboot hineingezogen, — sieh nur! Sieh, Vater, wie es im grausamen Strudel treibt! Ach, die Unglücklichen! Vier sinds, Vater! Jetzt schleudert sie die die Welle heraus ... über Bord! Hörst Du den jammervollen Schrei? Und nun ist es aus! Sie sind nicht mehr! Ach, Vater, welch grauenvolles Bild!"... Mit schwerem Stöhnen sank dann der gequälte Jüngling halb ohnmächtig auf sein Bett nieder, während der gute Pastor den Rest der Nacht für das Seelenheil der Ertrunkenen betete, für die ewige Ruhe der namenlosen Opfer des nordischen Meeres.

Hosted by Google

„Deshalb ist die hohe Stirn unseres Iwars trotz seiner Jugend von tiefen Falten durchfurcht“: damit schlossen die alten Fischerweiber ihre Erzählungen; „deshalb sieht man in seinen schönen braunen Locken schon manche silberne Fäden.“

Doch der geheimnißvolle Zug gab der Schönheit Iwars nur noch mehr Reiz. Alle Mädchen von Westerode beteten den jungen Pastorssohn an, wagten aber nicht, ihm ihre Gefühle zu offenbaren, und beneideten im Innersten ihrer Seele die hübsche Meta Wotwald, die Tochter des Fischerei-Inspektors in Swolwar und Iwars verlobte Braut.

— —

Meta und Iwar waren seit ihrer Kinderzeit verlobt gewesen. Ihre Väter waren alte Freunde noch von der Zeit her, wo sie Beide die lateinische Schule in Drontheim besucht und später die Vorlesungen des berühmten Munk auf der Universität von Christiania gehört hatten. Nach Schluß der Studien kehrte der Fischerssohn Wotwald nach Swolwar zurück, um die Stelle des Fischerei-Inspektors anzunehmen, während Agasson zum Pastor von Mesadal ernannt wurde, dem kleinen Dorf auf der Insel Hinde, das schon sein Ahn Asmund Aga einst zu seinem Wohnsitz erwählt hatte. Im neunten Jahrhundert wanderte dieser rauhe Krieger mit seinen Waffengenossen aus dem mittleren Norwegen ein und seit der Zeit wurden alle Agassons entweder zu Gemeinde-Aeltesten oder zu Pastoren auf Westerode gewählt. Die Frau des Pastors Jonas starb bei der Geburt Iwars, doch der Vater wußte dem Kinde die Mutter zu ersetzen. Der zarte, nervenschwache Knabe mit den großen Träumeraugen war von seinem schon alternden Vater unzertrennlich. Beide gingen zusammen in die Kirche und in die Wohnungen der Kranken, durchflogen zusammen die blitzende Eisfläche des Sees während der langen Winterwochen und segelten im Sommer zusammen über die stürmischen Wellen der Fjorde. An den endlosen Winterabenden erzählte der Pastor dem aufmerksam lauschenden Jungen von den alten Zeiten, wo die tapferen Könige ihres nordischen Vaterlandes England, Frankreich und Sizilien eroberten, vom Helden Harald, der dem Kaiser von Byzanz gedient hatte, und von ihrem eigenen Ahnherrn, dem berühmten Asmund Aga, der elf Kirchen in dem grünen Irland geplündert und verbrant und sich eine schwarzhaarige Gattin aus Neapel erbeutet hatte, die erste Frau, die den „Weißen Christ“ auf der heidnischen Insel anbetete. Noch ehe er ordentlich lesen konnte, wußte Iwar alle Märchen und Legenden auswendig, die unter den Fischern Westerodes verbreitet waren. Und er glaubte fest und unerschütterlich, daß der Gletscher von Mesadal der Sattel der Eisjungfrau sei, den sie einst bei der Verfolgung des schwarzen Riesen verloren hatte. Ihr Pferd stürzte von der unermeßlichen Höhe des Himmels ins Meer und dabei fiel der Sattel auf den hohen Berg herunter, wo er bis jetzt liegen geblieben ist, glitzernd in den Strahlen der niedrigen Polarsonne, unter der Hut der schwarzen Riesen, die von der weißen Eismaid in steile Felsklippen verwandelt worden waren. In den stillen Mondnächten des langen Winters, wenn der ewig eisfreie Streifen der Meereswogen silbern am Horizont blitzte, schien es Iwar oft, als ob ein weißer Schatten auf den Gipfel von Mesadal geflogen käme; dann erhob sich aus der Tiefe des Fjordes die nebelgraue Gestalt eines Riesenrosses, um alsbald in der sich verdichtenden Dämmerung zu verschwinden. Die Eismaid wars, die ihrem Wolkenroß den Eissattel auflegte und nach dem durchsichtigen Palast des Eisreiches sprengte.

Hosted by Google

So wuchs der Knabe wie eine wilde Pflanze inmitten der phantastisch belebten Natur auf. Seine tief empfindende Seele ward durch die majestätische Schönheit des Nordens fast erdrückt. Sein erwachender Verstand konnte mit dem poetischen Ueberschwang seiner Phantasie nicht gleichen Schritt halten und so wurde Iwar bald zum Spielzeug von allerlei Halluzinationen. Einmal — er war etwa zwölf Jahre alt — fand ihn der Vater auf der Felsenplatte in tiefer Ohnmacht. Ein langwieriges Nervenfieber hielt ihn Wochen lang an das Bett gefesselt, wo er unaufhörlich von irgend einem Verbrechen, einer furchtbaren Gräuelthat phantasirte. Nach der Genesung erzählte er dem Vater, dem er Alles anvertraute, die Ursache seiner Krankheit.

„Ich bin zum Mast hinaufgestiegen," sagte er, „um vor dem Schlafengehen noch einmal die Sterne zu bewundern. Plötzlich hörte ich ein schwaches Geräusch unten am See, hinter unserem Hause. Ich wandte mich um und erblickte an der Stelle, wo unser Viehhof steht, ein ganz fremdes, seltsam aussehendes Holzhäuschen mit hohem, spitzigem Dach, das in hellen Flammen stand. Ein Ring von wild aussehenden Männern in alterthümlichen Rüstungen, über die dunkle Bärenfelle fielen, umgab das Feuer. Sie zückten ihre Waffen — kurze Schwerter und lange Spieße — und schrieen unverständliche Worte. Und nun sprang plötzlich aus der brennenden Hütte ein Mann mit langem, wallendem blonden Haar heraus; ein blendend schönes Weib folgte ihm. Beide hatten bloße Schwerter in den Händen. Die wilden Männer stürzten sich auf den Krieger und er fiel nach kurzem Kampf blutend zu Boden. Inzwischen packte einer der rauhen Kämpfer das schöne Weib bei den Armen, riß ihr das schwere Schwert aus den zarten Händen und schleppte sie auf die Felsplatte, dicht in meine Nähe. Er war offenbar der Anführer der ganzen Horde; sein Gesicht war finster und stolz unter der spitzen Eisenhaube. Er trug goldenen Waffenschmuck und einen runden, ebenfalls goldenen Schild. Der wilde Mann und das schöne Weib standen bald neben mir, schienen mich aber nicht zu sehen. Er sprach zu ihr in einer Sprache, die mir fast wie die unsere, nur etwas rauher und dumpfer, klang. Allein ich konnte die Worte nicht verstehen. Sie sah weiß wie frischgefallener Schnee aus und ihre großen Augen glühten in prophetischem Glanz. Das lange goldene Haar rieselte bis zu ihren Füßen nieder und das zerrissene Hemd bedeckte kaum ihre weiße Gestalt. Mit wilden Blicken verschlang sie der Mann und griff endlich nach ihr; sie aber riß sich von ihm los und schrie ihm ein paar Worte ins Gesicht. Etwas Schreckliches mußte es sein, denn er erbebte und bedeckte seine Augen mit den Händen ... Und dann sprang sie von dem Felsen in das Meer hinunter... Was später geschah, weiß ich nicht mehr."

Doktor Petersen aus Swolwar, der den Jungen während seiner Krankheit behandelt hatte, rieth dem Pastor, die Nervosität des Sohnes zu beachten, ihm keine Legendenbücher mehr zu geben und ihn der Einsamkeit zu entziehen, denn er erkannte bald, daß die von ihm verschriebenen kalten Douchen und das Bromkali nicht viel nützten. Je älter Iwar wurde, desto räthselhafter gestalteten sich seine Träume. Geheimnißvolle Visionen umschwebten ihn fortwährend. Besonders oft glaubte er, ein Weib zu sehen, ein Weib von unaussprechlicher Schönheit mit durchsichtig weißem Leib und langfluthendem Goldhaar. In den schönen Sommernächten flog es in sein Zimmer hinein und brachte einen seltsam süßen

Hosted by Google

Geruch frischen Seewassers mit. Das geheimnißvolle Wesen setzte sich an sein Bett und betrachtete den Schlafenden mit den abgrundtiefen, grünlich schimmernden Augen, deren Blick Iwar dann Tage lang nicht vergessen konnte. Das Lächeln der bleichen Lippen der schönen Vision zog ihn unwiderstehlich an, wie der Malstrom die Schifferboote anzieht, und die kalten Wassertropfen, die von ihrem Haar herabrieselten, brannten auf seiner Brust wie Feuerfunken. Manchmal bückte sie sich über Iwars Gesicht, als ob sie seinen Mund küssen wollte, sagte dann aber sofort mit dumpfer, trauriger Stimme: „Nein, nein, noch ist es nicht Zeit. Ich muß noch warten." Dann wieder sang sie ihm wehmüthige Lieder vor, süße Weisen, die den Hauch des ehrwürdigen Alterthumes herwehten. Iwar kannte diese Sprache aus den alten Chroniken und konnte die Worte verstehen, die vom Kampf des Guten mit dem Bösen sprachen, vom Weltuntergang und vom Tode der goldenen Sonne — Baldurs —, von der Liebe der Walkyre zu einem sterblichen Menschen und von der Götterdämmerung. Eine weiche Mattigkeit ergriff den Jüngling in solchen Augenblicken. Er hätte gern in einem Kuß der bleichen Lippen vergehen mögen, er sehnte sich nach dem seltsamen Wassergeruch des körperlosen Leibes, nach dem zauberhaften Ton der leisen, traurigen Stimme. Die geheimnißvolle Erscheinung durchdrang förmlich alle Poren seines Leibes und bemächtigte sich seiner Seele, als sei sie wirklich ein Theil seines Blutes und seines Gehirns geworden.

Zum Glück waren diese tötlich-süßen Träume eben so selten wie die stillen warmen Tage des kurzen nordischen Sommers. Wenn die herbstlichen Stürme das alte Pfarrhaus umwehten, erschien das schöne Weib nicht mehr; nur die leise, traurige Stimme ließ sich noch manchmal unter dem Fenster Iwars vernehmen. Sie klang noch trauriger, noch geheimnißvoller als sonst. Tief unten am Meeresstrande hörte es Iwar singen von Schicksal der Walkyre, die für den auf dem Schlachtfelde verwundeten Sterblichen in Liebe entbrannte. Sie kam vom Himmel herab geritten, um seine Seele hinauf zu tragen in Odins Festsaal, wo das Licht der goldenen Schilde die Schatten der tapferen Krieger heller als die Sonne bestrahlt. Doch die Seele dieses Verwundeten war durch feste Bande an den Leib gebunden und wollte nicht fort von der Erde. Da vergaß die Wunschmaid Odins das Gebot des Vaters und verband die Wunden des jungen Helden. Seitdem mußte sie neben ihm auf der Erde leben und ihm auf allen Wegen folgen, sie durfte ihm ihre Liebe nicht gestehen und mußte still leiden, daß der Geliebte sterbliche Frauen an sein Herz drückte, bis Freya sich endlich der Unglücklichen erbarmte und die Göttin, der die Himmelsthür verschlossen blieb, in eine sterbliche Frau verwandelte, damit die Wunschmaid, der ihre liebelose Gottheit zur Last wurde, wenigstens zur Magd des geliebten Mannes werden durfte.

— —

Durch die innere Arbeit der Phantasie verwandelte Iwar die leblose Natur in ein lebendiges Märchendrama und entzog seine Aufmarksamkeit der wirklichen Welt. Es störte ihn fast, wenn Meta zu Besuch da war. Sie war zu einem übermüthigen, rothbäckigen Backfisch erwachsen, dessen blendend weiße Zähne wie eine Doppelschnur orientalischer Perlen zwischen den korallenrothen Lippen sichtbar waren. Als Knabe hatte Iwar mit dem Kinde gern gespielt und dem erstaunt dreinblickenden Mädchen seine Träume und Phantasien erzählt. Damals schon

Hosted by Google

lachten Metas schwarze Aeuglein, wenn er ihr etwas Schreckliches in bangem Flüsterton zu erzählen begann und kalte Schauer über seinen Rücken rieselten. Die vollen, weißen Arme des verwöhnten Stadtkindes schlangen sich um Iwars Nacken; sie küßte ihm die Angst von den fieberhaft glänzenden Augen und fragte neckisch, während sie sein heißes Gesicht mit ihren Locken wie mit einem blonden Schleier bedeckte, ob seine lieben Bekannten, die Walkyren und Wassernixen, auch so prachtvolles Haar hätten wie sie, die kleine Meta aus Swolwar. Als erwachsene Jungfrau war sie auf den schönen und klugen Bräutigam nicht wenig stolz, obgleich sie weder an seine Träume noch an die Erzählungen der Fischermädchen von den geheimnißvollen Heldenthaten des jungen Pastorssohnes glaubte. Sie war ein herzensgutes Geschöpf, aber natürlich ein Bischen eitel, wie alle verwöhnten Mädchen. War sie doch das anerkannt schönste Mädchen der Stadt, dem bei den Winterfesten selbst der Chef der Telegraphenstation und der Lootsenkapitän den Hof machten, während im Sommer alle Lieutenants und Fähnriche des königlichen Transportschiffes „Trem", das alljährlich die Lebensmittel für den Leuchtthurm herüberbrachte, sich in das schöne Kind des Fischereiaufsehers verliebten. Die Offiziere des „Trem" pflegten ihr zu Ehren sogar kleine Bälle auf dem Deck zu veranstalten und Meta tanzte furchtbar gern mit den Seeleuten und ließ sich beim Walzen wohl fester an die Brust drücken, als es eigentlich nothwendig war. Sie erzählte stolz ihren Eltern, daß nach einem solchen Ball der Lieutenant Frieß — dessen Großvater sogar ein wirklicher Graf war: „Wie schade, daß Norwegen alle Titel abgeschafft hat!" — ihr eine förmliche Liebeserklärung gemacht habe; daß er sie in einem Winkel hinter einem Mast halb mit Gewalt geküßt hatte, behielt sie freilich für sich. Sie schämte sich zwar ein Bischen, weil sie sich gar so schwach vertheidigt hatte, doch zugleich bedauerte sie, daß Iwar sie niemals so geküßt habe, — so heiß und zärtlich, daß ihr bei der Erinnerung daran noch jetzt das Blut in das hübsche Gesicht stieg.

Seit jenem Tage kam Meta nur ungern nach Mesadal herüber; da war es gar so langweilig und öde. Iwar wurde ein rechter Bär in der Einsamkeit und weigerte sich, sie in Swolwar aufzusuchen. Es plauderte sich auch wirklich zu schwer mit dem ernsthaften und nachdenklichen Mann. Er war so ganz anders als der flotte, lustige Lieutenant Frieß. Trotzdem betrachtete Meta Iwar bereits als ihren Gatten und besprach mit ihm alle Einzelheiten des zukünftigen Ehelebens. Vor Armuth brauchten sie sich nicht zu fürchten. Sie würde ja eine hübsche Mitgift bekommen und außerdem hatte ihr Vater bereits die Erlaubniß des Gouverneurs, sein Amt dem zukünftigen Schwiegersohn zu übergeben. Auch Pastor Agasson hatte Vermögen. Das wußte Meta und rechnete bereits fröhlich aus, wie sie in dem hübschen Häuschen in Swolwar als Neuvermählte einen blauen Salon mit seidenen Möbeln und ein Schlafzimmer mit rosafarbigen Portieren und einer türkischen Ampel einrichten würden; so hatte sie es bei einer reichen Freundin in Drontheim gesehen. Leider wollte der „abscheuliche Iwar", den sie doch so sehr lieb hatte, sich an den Gesprächen über ihren zukünftigen Salon, ihr Schlaf- und Kinderzimmer nicht betheiligen. Er blickte dabei still und theilnahmelos über Meta hinweg; und wenn er auch zuweilen ihre Hand küßte, so schien es ihr doch stets, als ob er dabei an ganz andere Dinge, vielleicht gar an eine ganz andere Frau dachte. Oft zankte sie ihn deshalb aus und warf ihm seine Kälte

Hosted by Google

und seine Liebloſigkeit vor. Er vertheidigte ſich ſchwach und nachläſſig und ſeine Augen ſenkten ſich faſt ängſtlich, um ihren leidenſchaftlichen Blicken nicht zu begegnen. Zum Glück konnte Meta nicht lange grollen. Das Schmollen wurde ihr bald läſtig, ſie fing zu weinen an und bat ſchließlich, unter Thränen lächelnd: „Verzeih mir, Liebſter, — ich bin albern, Dich ſo zu quälen, aber es iſt wirklich nicht meine Schuld. Ich langweile mich hier zu furchtbar!“ Dann fiel ſie Iwar um den Hals und küßte ihn ſo lange und heiß, daß ihr die Lippen wehthaten.

Die Beſuche ſeiner Braut erfüllten Iwars Seele mit immer wachſender Unruhe. Er ſah Meta nicht etwa ungern, im Gegentheil: es that ihm wohl, von dem hübſchen Kinde, das von ſo vielen Lieutenants und ſogar Kapitänen angebetet wurde, ſo treu geliebt zu werden; aber er fühlte dunkel, daß Metas Weſen anders war als das ſeine, daß ihr Etwas fehlte, das ihm als die nothwendigſte Eigenſchaft der Frau erſchien: ihre Seele war durch kein Leiden vertieft, ihr Gemüth war hell und luſtig und . . . flach wie das eines munteren, graziöſen Thierchens. „Schade, daß Du keinen großen Kummer gekannt haſt,“ ſagte er einſt zu ihr. Erſtaunt wiederholte Meta Iwars Worte der Mutter, die nun dem zukünftigen Schwiegerſohn ernſtlich böſe wurde. „Sie ſollten glücklich ſein, daß mein Kind nicht weiß, was Kummer iſt,“ ſagte ſie ärgerlich, „und zu Gott bitten, er möge ihr dieſe ſelige Unkenntniß auch in ihrer Ehe erhalten. Nur ein herzloſer Träumer kann den Reiz einer unſchuldigen, heiteren Jugend nicht verſtehen.“

Doch Meta nahm von Iwar Alles hin. Gab es doch Augenblicke, wo er lieb und gut war wie kein Anderer. Dann vergrub er ſein Geſicht in ihre duftenden Haarwellen und küßte ihren ſammetweichen Nacken. Berauſcht, von ihrer Liebe mehr als von eigenem Gefühl, zog er die Braut an ſeine Bruſt und ſie ſchmiegte ſich in ſeligem Vertrauen an ihn.

— —

In drei Monaten — zu Weihnachten — ſollte Hochzeit ſein. Meta reiſte mit der Mutter nach Drontheim, um die letzten Beſorgungen für die Ausſteuer zu machen. Iwar fühlte ſich ſtark und eine wohlige Beruhigung kam über ſeine Seele. Die ſeltſamen Viſionen hörten auf und die kränkliche Empfindſamkeit, die ihn ſo furchtbar leiden ließ, kehrte nicht wieder. Seitdem er Meta nicht mehr ſehen konnte, mußte er oft an ſie denken und begann bereits, die grünen Augen und die klagenden Geſänge ſeiner ſchönen Viſion zu vergeſſen. Jeden dritten Tag ſchrieb er zärtliche Briefe an ſeine Braut und trug ſie ſelbſt nach Swolwar hinüber. Der Weg führte ihn durch die tiefen Gebirgsſchluchten. Er horchte auf das Rauſchen der Quellen und ſah wonnetrunken die bunten Regenbogenfarben, die die letzten flammenſprühenden Strahlen der ſinkenden nordiſchen Sonne auf den nahen Gletſcher malte. Die ſelige Stille, die ſelbſt das entfernte Meeresbrauſen nicht zu unterbrechen vermochte, erſchien Iwar als ein Symbol des Sieges ſelbſtvergeſſender Liebe über die ſelbſtiſchen, ſinnloſen Leidenſchaften. Die Wahngebilde, die ſeine Jugend gequält hatten, erſchienen ihm jetzt als Stimmen der rohen Inſtinkte des Menſchenlebens, die mit den edleren Seelentrieben der Nächſtenliebe und der Keuſchheit, den Früchten der langen menſchlichen Kultur, gekämpft hatten. Doch nun mußte dieſer innere Kampf ein Ende nehmen. Seine Lebenswege waren feſt vorgezeichnet. Nach ſeiner Hochzeit mußte er an Andere mehr als an ſich ſelbſt denken. Ein halbes Jahr würde er in Swolwar zubringen,

Hosted by Google

um seine Dienstpflichten zu erfüllen, die übrige Zeit mußte im alten Vaterhause zu Mesadal verlebt werden, um das hübsche Gut zu bewirthschaften. Seine freie Zeit aber wird er der Wissenschaft widmen. Schon mit sechzehn Jahren hatte er sämmtliche Nachbarinseln durchwandert und Volkssagen und vergessene Gedichte gesammelt. Er hatte schon einen ganzen Band norwegischer Volksdichtungen an die Königliche Akademie geschickt und das Werk hatte bei den Fachleuten Aufsehen erregt. Professor Bugge hatte den Autor sogar nach Christiania eingeladen und ihm dort eine große Karriere in Aussicht gestellt. Das entsprach aber Iwars Geschmack nicht. Er konnte kein städtisches Leben vertragen und fühlte sich in Drontheim schon verloren und unglücklich.

Pastor Jonas war selbst ein gebildeter Archäologe und hatte seinem Sohn die Liebe zum vaterländischem Alterthum vererbt. Iwar kannte alle Sagen der altnorwegischen Geschichte, alle Thaten der Wikinger, alle Dichtungen über die Kämpfe des „weißen Christus" mit dem „rothbärtigen Thor" und den endlichen Sieg der schwachen Milde über die rohe Kraft. Diese Leidenschaft für die Archäologie war in der Familie erblich. Einer der Ahnherren Iwars hatte auf dem Boden des großen Hauses einen ganzen Haufen vergilbter Manuskripte gesammelt. Diese alten Blätter mit ihren rothen Initialen und seltsam verschnörkelten Ornamenten zogen Iwar mächtig an. Der trügerische Farbenglanz jener Götterdämmerung, in deren Schatten der Glaube und die Ideale einer Zeit im Sterben lagen, paßte wundervoll zu der Stimmung Iwars, dessen feinfühlende Seele die Aehnlichkeit mit den Stimmungen seiner eigenen Zeit lebhaft empfinden mußte. Auch jetzt arbeitete er an den alten Sagen und die Hoffnung auf ein neues Leben ließ ihn die ziellose Traurigkeit seines früheren Brütens vergessen; frisch und munter setzte er sich allabendlich an seinen Schreibtisch, um die alten Ueberlieferungen von dem modernsten Standpunkt, dem psychologisch-hypnotischen, aus zu untersuchen. Die alten Sagen und Legenden lieferten ihm das reichste Material dazu und die selbst erlebten Erscheinungen der Narkose gaben ihm den leitenden Faden für die Schätzung dieses Materials und erlaubten ihm, das Mögliche von den Erfindungen der leichtgläubigen Erzähler zu unterscheiden. Sein Schreibtisch war mit alten Folianten und gebräunten Manuskripthaufen bedeckt, denn er studirte gerade an sehr alten, vom Rauch geschwärzten Blättern, der Arbeit irgend eines fleißigen Mönches, der die abgeschriebenen Sagen mit Bildern seltsamer Thiere und Blumen verziert hatte. Iwar suchte nach neuem, noch nicht veröffentlichtem Material, fand jedoch nur geringfügige Abänderungen bekannter Texte. Ermüdet durch die langweilige Mühe der Vergleiche, wollte er schon die alten Schriften bei Seite schieben, als plötzlich drei zusammengeheftete Pergamentblätter herausfielen, auf deren dunkler Fläche das mit blutrother Tinte geschriebene Zeichen des zwölften Jahrhunderts sofort zu erkennen war.

„Sage von Asmund, dem Teufelsknecht." Diese Worte trafen Iwar gleich einem elektrischen Schlag. War es doch die Sage von seinem eigenen Urahn, von jenem Asmund, von dem die Fischer so viele seltsame Legenden zu erzählen wußten. . . . Iwar begann sofort, das alte Manuskript zu entziffern:

„Es war einmal ein Mann mit Namen Asmund, der eines ‚Teufels Knecht' war. So nannte man ihn, weil er behext und besessen war und dem Satan gehorchen mußte. Er war Sohn von Hellil — mit dem Beinamen Hengst

Hosted by Google

— und Enkel von Falmor, dem Halbgott. Asmund lebte auf der Insel Hrafnist und war reich und mächtig im ganzen Helgeland und weit über dessen Grenzen. Und er fröhnte allen Kriegskünsten, wie Das der Männer Art ist. Und er besaß zum Freunde den jungen Halfdan, den Sohn Torbieris, der in allen Heldenthaten erfahren und Asmund stets dienstbar und treu war, denn als tapfere Recken hatten sie Blutsbrüderschaft getrunken. Zur selbigen Zeit lebte eine Maid mit Namen Hunhilde, die eine Prophetin und eine Wunschmaid war. Sie war so weise, daß die Zukunft offen vor ihr lag, — deshalb lud man sie überall ein, zu allen Festlichkeiten und Hochzeiten. Sie prophezeihte das Schicksal der Neuvermählten und die Kälte des Winters, die Größe des Fischfanges und manches Andere mehr. In ihrer Begleitung waren stets fünfzehn reine Jungfrauen und eben so viele junge Recken. Sie brauchte diese Begleitung, die bei den Prophezeihungen die Gesänge auszuführen hatte. Hunhilde war so schön, daß man jetzt noch in Norwegen sagt: ‚Schön wie Hunhilde'. Ihr Haar war so lang und so dicht, daß es sie wie ein Mantel umhüllte, und hatte die Farbe des gesponnenen Goldes. Kein Mädchen in ganz Helgeland und weit umher glich ihr an Schönheit und Reiz, und wenn sie den kostbarsten Schmuck aufsetzten, so schien es dennoch nur wie ein eitel Puppentand gegen die goldene Krone von Hunhildens Haarflechten."

Das war auf der ersten Seite des alten Heftes zu lesen. Zwar blätterte mit fiebernder Eile in den verworrenen Blättern, um die Fortsetzung zu finden. Und da waren auch die weiteren Schicksale der drei Helden erzählt:

„Halfdan begegnete Hunhilden auf einem Fest und entbrannte in Liebe zu der Wunschmaid und erwarb ihr Herz und führte sie als sein Eheweib nach Hrafnist heim, auf das Gut Asmunds. Zur selben Zeit aber brach ein Zwist aus zwischen dem Hause Asmunds und dem König Harold; und Asmunds Sippe mußte nach Island flüchten. Asmund selbst aber bestieg ein Schiff mit seinen Sklaven und Schützen und dem auseinandergelegten Tempel Thors, der sein Beschützer war, und schiffte sich nach Norwegen ein und kam nach der Insel Hinde, wo er blieb. Hier sah der junge Wiking, der bis jetzt nur käufliche Sklavinnen gekannt hatte, die schöne, freie Prophetin Hunhilde und entbrannte in heftiger Liebe zu ihr. Er sandte ihren Gatten Halfdan mit Gaben zum Yarl Rognwald nach den Orkneyinseln und besuchte das einsame Eheweib täglich, um ihr von seiner Liebe zu sprechen. Doch Hunhilde antwortete, daß sie ihren Gatten liebe, und erwartete sehnsüchtig dessen Rückkehr, die sie durch Zaubersprüche zu beschleunigen suchte. Und da ließ sich Asmund durch den Teufel rathen und beschloß, Hunhilde mit Gewalt sich eigen zu machen. Er wählte die treuesten unter seinen Dienern und begab sich zum Hause Halfdans, das unter einem Berge am Ufer des Meeres stand. Und sie hörten Stimmen im Hause. Es war Halfdan, der von seiner Reise zurückgekehrt war und mit seiner Gattin sprach. Und Hunhilde erzählte ihm von Asmunds Verfolgungen und wollte mit ihm zum Yarl Rognwald entfliehen und dessen Schutz suchen. Asmund aber befahl seinen Leuten, das Haus an allen vier Ecken anzuzünden, und stellte sich dann vor die Thür. Und das Haus brannte wie Zunder und Halfdan sprang mit Hunhilde aus dem Thor heraus. Aber die Knechte stürzten sich auf ihn und streckten ihn nieder, trotz seiner verzweifelten Gegenwehr. Dann warfen sie die Leiche ins

Hosted by Google

Feuer, während Asmund Hunhilde auf den Felsen schleppte, zu dem jetzt die Granitstufen führen. Hier wollte er sie überwältigen. Sie aber kam plötzlich wieder zu sich, sprang auf, stieß ihn heftig von sich und rief: ‚Du böser und falscher Mensch! Du hast Deinen Blutsbruder gemordet und wolltest dessen Frau beschimpfen. Ich könnte Dich sofort bestrafen und Dich durch ein Zauberwort blind und stumm machen. Doch es wäre eine zu milde Sühne für Dein Verbrechen und ich besitze weder Bruder noch Sohn, der an Deinem Hause Blutrache üben könnte. Drum lebe nur weiter! Wisse aber, was ich in der Zukunft sehe: Einst wird ein edler Mensch Deinem Stamme entsprießen, wie kein besserer noch da war. Und Alle werden ihn segnen und Dich in ihm. Ich aber werde mich an ihm rächen für Deine Schuld. Bis dahin lebe wohl und erfreue Dich des kurzen Glückes . . .‘ Nach diesen Worten stürzte sich Hunhilde ins Meer. Es war am Tage des Winterfestes, das man seitdem als Tag der Geburt Christi zu feiern pflegt. Und Asmund erkrankte schwer vor Schreck und lag lange darnieder. Dann aber rüstete er ein Schiff und segelte mit seinen Recken nach dem Süden. Hier bekriegte er Irland und verbrannte neben Dublin elf Kirchen und Klöster, zur Ehre des rothbärtigen Thor. Später aber bekriegte er die Sarazenen in Spanien und die Italiener in Sizilien. Dort verwüstete er Neapel und machte die schöne schwarzhaarige Tochter des Herzogs zu seiner Gefangenen. Diese brachte er nach der Insel Hinde zurück und lebte mit ihr in der Ehe und zeugte mit ihr Kinder. Margarethe aber war Christin und baute die erste Kirche am See, wo jetzt des Pastors Haus steht. Asmund verbot ihr Solches nicht, doch er selbst nahm den neuen Glauben nicht an. Und er war grausam und streng und von Allen gefürchtet, denn sein Anblick machte krank und die Menschen starben beim Klang seiner Stimme, weshalb man ihn auch für behext erklärte und den Teufelsknecht hieß. Am Todesbett aber rief er den Priester Hisur, der Alles aufzuschreiben vermochte, was ihm gesagt wurde, und befahl ihm, diese Sage in ein Buch zu schreiben, damit seine Kindeskinder sie lesen und nur Böses thun sollten. ‚Ich will nicht, daß die Drohung der Zauberin wahr werde und mein Haus um eines guten Menschen willen verderbe und verschwinde‘, sagte er. Und er hatte zwei Söhne, Iwar und Ingiold, doch sie folgten des Vaters Beispiel nicht und wurden Christen und gründeten das Geschlecht der Agasson auf der Insel Hinde . . .“

Während Iwar diese Zeilen las, in denen so ruhig und einfach die furchtbare Missethat seines Urahns beschrieben war, ergriff wahnsinnige Angst sein Herz wie mit Eiseshänden. Er wollte die verfluchten Pergamentblätter, deren Inhalt sein Gehirn wie glühendes Eisen versengte, weit von sich schleudern, — und doch drängte es ihn, noch tiefer in den Sinn der bescheidenen Zeilen des alten Klerikers einzudringen, der augenscheinlich viel mehr gewußt hatte, als er da erzählte. Iwar gedachte der räthselhaften Halluzination, die er vor zehn Jahren auf dem Felsen gehabt hatte und die nach dem Lesen dieser Sage ihm noch viel räthselhafter erscheinen mußte. Mit quälender Deutlichkeit erinnerte er sich der Stimme, die aus der Tiefe des Fjords zu ihm drang, der seltsamen Lieder, die deutlich vom höchsten Alter zeugten und wie das Schluchzen schweren Leides klangen. Er sah die grünen Augen der gespenstischen Frau wieder vor sich, die mit ihrem seltsamen Lächeln ihn anblickte, und hörte ihre Worte: „Noch

Hosted by Google

ist es nicht Zeit." Früher hatte er diesen Worten keine Bedeutung beigelegt; jetzt aber beängstigten sie seinen Sinn. . . . Trotz seiner Bescheidenheit quälte ihn der Gedanke, daß er vielleicht doch der Beste seines Geschlechtes sei, bestimmt, das Verbrechen zu sühnen, wie ein undeutlicher, in nebelgraue Schleier gehüllter Fiebertraum. Seine Kraft war plötzlich erlahmt, seine Lebensfreude verschwunden. Er konnte sich aus dem Strom seltsam widersprechender Gefühle, die ihn um tausend Jahre zurück versetzten und ihn zugleich doch einer schrecklichen Zukunft entgegen rissen, nicht mehr retten. Die Geistesruhe und der feste Wille, die seine Gedanken sonst lenkten, schienen gebrochen. Ein Feuerwerk wilder, in blendend grelles Licht getauchter Gestalten flog durch sein Gehirn, das heftig zu schmerzen begann. Dann wurde Alles wieder dunkel und etwas Undurchdringliches, Schweres und Sinnloses legte sich centnerschwer auf seine keuchende Brust. . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vier lange Wochen schon war Iwar an das Krankenbett gefesselt. Tod und Leben kämpften einen erbitterten Kampf um seinen Besitz. Der alte Pastor und sein treuer Freund, Doktor Petersen, entfernten sich kaum auf einen Augenblick von dem Lager, auf dem Iwar sich unruhig hin- und herwälzte, von furchtbaren Fieberphantasien gepeinigt. Die ängstlichen Fragen des Vaters, ob die Möglichkeit einer Genesung vorhanden sei, beantwortete der erfahrene Arzt nur mit einem traurigen Kopfschütteln und brummte Etwas vor sich hin, das wie paralysis progressiva alienorum klang.

Meta und ihre Eltern waren in heller Verzweiflung. Als die Nachricht von der Erkrankung Iwars kam, eilte seine junge Braut sofort nach Mesadal hinüber. Doch ihre Anwesenheit brachte dem Kranken so viele neue Leiden, daß der Arzt sie zu schleuniger Abreise mahnte. Iwar konnte Meta nicht sehen, ohne in furchtbare Konvulsionen zu verfallen, und so mußte sie weinend das Haus des geliebten Kranken verlassen, um seinen ohnehin schlimmen Zustand nicht noch gefährlicher zu machen. Die Kunde von Iwars Krankheit verbreitete sich mit Windeseile über sämmtliche Nachbarinseln und zahllose Männer, Frauen und Kinder kamen von allen Seiten nach der kleinen Kirche zu Mesadal, um für die Genesung des verehrten Mannes zu beten.

Der böse Novembersturm heulte in den Felsenklüften und warf dichte Wolken trockenen Schnees an die festgefrorenen Fensterscheiben des Pfarrhauses. Das Arbeitzimmer des Geistlichen zeigte deutliche Spuren des schweren Unglücks, das den alten Agasson heimgesucht hatte. Auf dem großen Eichenbett lag Iwar, zu einem Skelett abgemagert, hohlwangig und hohläugig, und blickte mit scheuen, qualvollen Blicken um sich her, um die entzündeten, mit dunklen Rändern umgebenen Augen sofort wieder ängstlich zu schließen. Am Fuß des alterthümlichen Bettgestelles saß der Pastor und blätterte in der letzten Nummer der Norwegischen Zeitschrift. Er hatte diese Nummer in die Hand genommen, um seine Angst und Sorge zu betäuben oder doch wenigstens dem Kranken zu verbergen, und wandte nun rein mechanisch die Blätter um. Endlich fesselte ein Artikel über die wahrscheinliche Zukunft der christlichen Religion seinen Blick. Er sah aufmerksamer auf die gedruckten Zeilen und legte das alte Bronzemesser, mit dem er die Seiten aufgeschnitten hatte, aus der Hand, auf das Bett Iwars. Die Spitze dieses seltsam geformten Dolches berührte leise die hilflos ausge-

Hosted by Google

streckte Hand des Kranken, der plötzlich nach der offenbar uralten Waffe griff und sie mit den abgemagerten Fingern fest umspannte. Als der Pastor nach ein paar Minuten die Augen von der Zeitschrift emporhob und besorgt den kranken Sohn anblickte, bemerkte er mit freudigem Erstaunen, daß Iwars Athem freier ging und daß seine halbgeschlossenen Augen den Ausdruck dumpfer Verzweiflung und innerer Angst verloren hatten. Bald zeigte sich sogar ein schwaches Lächeln auf den bleichen Lippen des Kranken, — und dankbar faltete Iwars Vater die Hände. Dann wollte er Iwar das Messer fortnehmen, doch die schwachen Finger klammerten sich so fest um die verrostete Scheide, daß der Pastor die Waffe schließlich dem Kranken lassen mußte.

Am anderen Morgen durfte Iwars Vater vollends erleichtert aufathmen und freudige Dankgebete zum Himmel senden, denn der Kranke fühlte sich weit kräftiger, die furchtbaren Fieberanfälle mit ihrem Gefolge von entsetzlicher Angst und qualvollen Konvulsionen waren verschwunden, ruhiger Schlaf hatte sich in der Nacht eingestellt und das abgezehrte Gesicht behielt den Ausdruck stiller Zufriedenheit. Nur Eins befremdete den Pastor: Iwar wollte das alte Bronzemesser nicht aus der Hand lassen.

Am Abend dieses Tages konnte der Kranke schon einige Worte sagen. Seine erste, mit schwacher, aber ruhiger Stimme gestellte Frage bezog sich auf dieses Dolchmesser.

„Woher hast Du die Waffe, Vater?"

Pastor Agasson war über die Frage nicht wenig erstaunt, antwortete jedoch bereitwillig, um den Kranken nicht aufzuregen: „Peter Larsen brachte sie, bald nachdem Du krank wurdest. Er fand das Messer am Ufer des Fjords. Vermuthlich wurde es durch die vom Sturm gepeitschten Wellen vom Meeresgrund heraufgeschleudert. Das ist nämlich ein sehr alterthümliches Messer, weißt Du" — der alte Herr wurde lebhafter, von dem Eifer des Archäologen und Sammlers getrieben —, „und ein geradezu kostbarer Fund. Es ist keine bronzene Waffe, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, sondern ein Werk der Eisenzeit. Sie stammt aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert, hat gewiß einem heidnischen Priester gehört und wurde ganz zweifellos bei Menschenopfern gebraucht. Sieh nur, Kind, hier sind auch Runenzeichen in Gold eingegraben, ein Kreuz mit gebrochenen Spitzen und das Zeichen des Blitzes Thors. . ."

Doch Iwar hörte die archäologischen Auseinandersetzungen des Vaters nicht mehr. Er sprach ruhig vor sich hin:

„Die Krankheit hat die Harmonie der Atome in meinem Gehirn zerstört. Daher konnte mein Geist die Strahlen nicht aufnehmen, die sie selbst oder die Gegenstände ausströmten, die einst durch ihren Willen mit magnetischer Kraft erfüllt wurden. Jetzt aber werde ich sie finden, denn ich weiß bereits, daß dieser Dolch ihr gehört hat."

Der Pastor, der zuerst aufmerksam den Worten des Sohnes gelauscht hatte, wandte sich traurig ab. Er glaubte, der Kranke fange abermals zu phantasiren an, und eine schwere Thräne rollte aus seinen alten Augen die runzlige Wange hinab, da er den Sohn wieder so elend sah.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch nie hatte sich Iwar so glücklich gefühlt wie während seiner Rekon-

Hosted by Google

valeszentenzeit nach der räthselhaften Krankheit, deren Verlauf den alten Doktor Petersen in rathloses Erstaunen versetzte. Tage lang saß der junge Mann am Fenster, aus dem man die schneebedeckte Felsenplatte sehen konnte, und seine Blicke kletterten über die Granitstufen, die unter der weißen Winterdecke kaum zu sehen waren, empor bis zu der blendend weißen Scheidewand, die in den hellen Tagen auf dem tiefblauen, sonnenlosen Nordhimmel sich scharf abzeichnete. Auf dem rothgoldenen Hintergrunde der sanft ersterbenden Nordlichtstrahlen sah Iwar oft eine leichte weiße Wolke, die nach und nach die Formen seiner geheimnißvollen nächtlichen Besucherin annahm, und in der Nacht fühlte er zuweilen den zärtlichen Blick ihrer räthselvollen grünen Augen. Dann war es ihm, als ob kosende weibliche Lippen seinen Mund berührten, — und er schlief selig lächelnd ein. Er lebte in einer Welt mystischen Glückes. Geheimnißvolle Gestalten und seltsame Traumgebilde erwachten ohne sein Zuthun in seinem Hirn und brachten ihm unaussprechlich süße Hoffnungen. Dabei verschmolz das Bild Hunhildes in seiner Phantasie mit der Gestalt Metas und er glaubte das Gefühlsleben der blonden Zauberin auf seine lebende Braut übertragen zu können. Die schwere Krankheit, die er überstanden hatte, schien ihm eine genügende Sühne für die Sünde seines Ahnherrn. Beide hatten die alte Schuld bezahlt, die Jahrhunderte lang auf seinem Geschlecht gelastet hatte, und so durfte er leben und glücklich sein und die flüchtige Phantasie, die allein seine Seele zu befriedigen vermochte, in einem lebenden Wesen verkörpern, das durch seine Liebe vergeistigt werden sollte. Voll neuen Lebensmuthes fragte Iwar eines Abends den ob dieser Frage freudig lächelnden Vater, wie es denn Meta gehe, und schrieb ihr einen langen zärtlichen Brief, um sie nach Mesadal einzuladen. . .

Der Tag nach der Weihnacht wurde in Mesadal immer in lauter Freude verlebt und in diesem Jahr — kurz vor einer lustigen Hochzeit — war die Freude noch lauter und ausgelassener als sonst. Meta und ihre Eltern waren seit gestern im Pfarrhause und mit ihnen waren auch der Chef der Telegraphenstation, der Lootsenkapitän und Doktor Petersen als Hochzeitgäste aus Swolwar herübergekommen. Geräuschvolles Leben erfüllte das sonst so stille alte Haus, denn Meta war unerschöpflich in lustigen Einfällen. Auch heute, nach dem ausgiebigen Frühstück, zog sie die ganze Gesellschaft nach der Felsenplatte hinauf, um von dort über den schneebedeckten Bergabhang in kleinen Schlitten hinunter zu sausen. Der festgefrorene See lag still und glänzend, wie ein riesiger Smaragd, zu den Füßen der Felsen hinter dem Pfarrhause, während vorn die nie erfrierenden Tiefen des unruhigen Fjords bleischwarz von dem weißen Schneerahmen der Ufer sich abhoben. Der Mond war schon untergegangen, doch die Sonne zeigte sich in den kurzen nordischen Wintertagen nicht mehr. Die Luft war still und durchsichtig, wie sie nur in den Polargegenden sein kann. Der ferne Gletscher, die Häuser des kleinen Dorfes und die hohen weißen Felsen waren von einem geheimnißvollen blauen Licht übergossen und warfen scharfe, stahlgraue Schatten auf den weißen Schneeteppich. Unwillkürlich suchten alle Blicke den sammetblauen tiefen Himmel, auf dem die Mittagssterne leise flimmerten. Glücklich und ausgelassen, wie muntere Kinder, die aus einem beängstigenden Traum erwacht sind, flogen Iwar und Meta in ihren kleinen Schlitten den steilen Abhang hinunter, auf die glattgefrorene Fläche des Sees, kletterten

Hosted by Google

lachend auf den gegenüber liegenden Abhang und sausten wieder hinunter, um abermals am Fuß des Mesadalfelsens anzukommen. Die nordische Natur schien hier für die Liebenden eine besonders schöne Eisbahn geschaffen zu haben, auf der sie nun, eng aneinander geschmiegt, mit hochklopfendem Herzen dahinflogen. Sie fühlten sich warm und glücklich, so allein und abgeschieden von der ganzen Welt in dem dahinsausenden kleinen Schlitten, der nur für sie Beide — die jungen Eheleute von morgen — Platz hatte. . . .

Der blaue Himmel begann dunkler zu werden und man sah bereits die bunten Flammensträhnen des Nordlichtes sich entzünden, als der Pastor die Gesellschaft zur Heimkehr mahnte. Die Gäste standen dicht an dem steilen Abhang des Felsens und bewunderten die Durchsichtigkeit des gefrorenen Sees, mit dessen smaragdfarbigem Grün der schwarze Schlund des ewig offenen Wassers des Fjordes und seine weißgefrorenen, launenhaft ausgezackten Uferlinien so prächtig kontrastirten.

„Das ist doch eine seltsame Gegend," bemerkte der Lootsenkapitän, den steilen Felsenabhang staunend betrachtend. „Ihr lebt auf einer Wand, die das Meer von dem See trennt."

„Vielleicht war dieser See früher der Krater irgend eines erloschenen Vulkans," antwortete mit großer Wichtigkeit der dicke Telegraphendirektor, der sich allen Ernstes für einen gelehrten Naturforscher hielt. „Dafür spricht seine Form. Sieht er nicht förmlich wie ein Kessel aus? Räthselhaft bleibt mir nur das Eine: warum das Meer diese immerhin nicht allzu hohe Scheidewand nicht längst schon durchbrochen hat. Das ist jedenfalls eine sehr seltene und interessante geologische Erscheinung. . ."

„Ich begreife nicht, wie Sie Das interessant finden können," rief Frau Wotwald eifrig. „Ich verstehe überhaupt nicht, wie unser hochverehrter Herr Pastor auf dieser Felsenplatte leben kann. Gott soll uns davor behüten: aber man kann doch mal einen falschen Schritt machen; hier oben wäre Das gleich lebensgefährlich. Ein Bischen links, — und man stürzt in den See; ein paar Zoll rechts, — und man fliegt kopfüber in den Fjord hinunter. Sie sollten wenigstens hier am Abhang ein Gitter anbringen lassen, wie bei uns auf dem Boulevard. Wer nicht ganz schwindelfrei ist, kommt ja sonst aus der Angst nicht heraus. Aber so kommt doch endlich, Kinder, — es ist Zeit, nach Hause zu gehen," rief die besorgte Mutter in anderem Ton den jungen Brautleuten zu, die eben erst erhitzt und lustig den Abhang heraufkletterten.

„Fahre mich zum letzten Male hinunter, Iwar," sagte Meta ausgelassen. „Komm, stelle den Schlitten ganz nah an den Abhang. So! Nun kann Fräulein Wotwald ihre letzte Schlittenpartie machen. Aber natürlich, Mama," antwortete sie, laut lachend, auf einen fragenden Blick der Mutter. „Denn morgen bin ich doch kein Fräulein Wotwald mehr, sondern die hochehrwürdige Frau Agasson." Mit übermüthigem Lachen stürzte die glückliche Braut in die Arme ihrer Mutter, die sie gerührt auf die schwarzen Augen küßte. Iwar hatte inzwischen mit einem raschen Fußstoß den leichten Schlitten an den anderen Abhang geschoben. Er sah Meta vor sich stehen, — eine neue, tausendmal schönere Meta, die plötzlich die Gestalt Hunhildes angenommen hatte. Die abgrundtiefen grünen Augen blickten ihn mit der Gluth geheimnißvoller Leidenschaft an und versprachen märchenhafte Wonnen. Das Phantom setzte sich zu ihm in den Schlitten und legte die zarten Arme um seinen Hals, während die bleichen Lippen an seinem Ohr flüsterten:

Hosted by Google

„Rasch, rasch, — nun ist es Zeit!"

Und Iwar stieß den Schlitten ab...

Ein herzzerreißender Schrei entrang sich zwei Menschenkehlen. Dort oben auf der Felsenplatte sahen der Pastor und Meta händeringend dem dahinsausenden Schlitten nach. Iwar saß mit hoch erhobenem Haupt in dem kleinen Gefährt, die Arme weit ausgestreckt, als wolle er ein unsichtbares Wesen fest an seine Brust drücken. Die Eisenbeschläge des Schlittens klirrten leise auf dem beeisten Felsenabhang und glitten immer rascher dem offenen Meere zu. Mit qualvollem Stöhnen sank die Braut nieder. Der alte Vater stürzte zum Abhang... Die Freunde konnten ihn kaum noch am Arm fassen, um ihn mit Gewalt zu verhindern, dem Sohn nachzuspringen...

Iwars Schlitten flog bereits unten über die schmale weiße Decke des Ufers und verschwand in dem schwarzen Schlund der nie erfrierenden Wellen des Fjordes....

Hundhilde hatte Recht behalten.

Petersburg. Sergius Sigma.

Selbstanzeigen.

1848 in der Karikatur. 7 Bogen Text nebst 16 Tafeln. Verlag von M. Ernst, München. Preis 2,50 Mk. Luxusausgabe auf Kupferdruckpapier und in vornehmer brauner Leinwandmappe 6 Mk.

Das Jubeljahr der Revolution des Jahres 1848 giebt Gelegenheit, auch einmal dem Faktor gerecht zu werden, dessen Bedeutung nach keiner Seite in Deutschland bisher voll gewürdigt wurde: der politischen Karikatur. Als Kampfmittel wurde sie stets unterschätzt, in ihrer Aufgabe fast immer verkannt und als Kunstwerk lange verachtet. Am Besten läßt sich Das erkennen, wenn man sich die dürftige Würdigung vergegenwärtigt, die die Karikatur in der deutschen Literatur von je her gefunden hat. Wir besitzen weder eine Geschichte der Karikatur noch irgend eine Arbeit, in der die Rolle festgestellt ist, die sie während einer größeren Volksbewegung oder bei einem politischen Ereigniß von besonderer Bedeutung gespielt hat. Eben so vernachlässigt ist die Würdigung der bedeutenderen Meister der politischen Karikatur. Dennoch steht unbestritten fest, daß sie in den Parteikämpfen unseres Jahrhunderts mitunter eine sehr große und bedeutsame Rolle gespielt hat; einen Beleg für diese Thatsache hoffe ich, durch meine Arbeit erbracht zu haben. Wer mein Buch liest, wird mir beistimmen, wenn ich sage, daß die politische Karikatur eben mehr als nur tagesgeschichtliches Interesse hat, daß ihr neben ihrem künstlerischen Werth vor Allem eine große kulturgeschichtliche Bedeutung zukommt, und zwar in Folge der doppelten Aufgabe, die sie erfüllt. Durch die Karikatur vermag man oft mit nur wenigen Strichen den Charakter einer Person so treffend zu kennzeichnen, komplizirte Gedanken und Ideen so klar zum Verständniß der weitesten Volkskreise zu bringen, wie es selbst durch ausführliche Darlegungen kaum

Hosted by Google

erreicht werden kann. Auch können durch sie — wenigstens in gewissem Maße — Wahrheiten über Personen und Verhältnisse in Kurs gebracht werden, die sonst in keiner anderen Form ungestraft vor die Oeffentlichkeit gelangen könnten. Es kommen also in die Massen durch sie Erkenntnisse und Wahrheiten, die diesen sonst entweder unverständlich oder ganz verschwiegen bleiben. Diese Eigenschaften, vereint mit der erzieherischen Wirkung der Satire auf die von ihr Betroffenen, erheben die Karikatur zu einem Kulturfaktor... Nicht jeder Anforderung, die ich an die Würdigung einer so bedeutenden Etappe in der Geschichte der politischen Karikatur stellen möchte, konnte in dem vorliegenden Werk genügt werden. Bei einem ersten Hinweis auf die Bedeutung der Karikatur galt es, im Interesse eines möglichst niedrigen Preises, der ein Eindringen in weite Kreise garantirt, sich eine bestimmte Beschränkung aufzuerlegen, nur Das zu bieten, was als wirklich charakteristisch bezeichnet werden kann, und von Allem abzusehen, was wohl der Vorführung werth wäre, aber immerhin als nebensächlich gelten muß. Trotzdem wird das Buch Jedem reiche Anregung bieten. In meiner demnächst erscheinenden Geschichte der politischen Karikatur gedenke ich übrigens, die Seiten dieses reichhaltigen Gebietes zu behandeln, die ich hier unbeachtet lassen mußte.

München. Eduard Fuchs.

Das Tagebuch eines zum Tode Verurtheilten. Mit einer Einleitung vom Professor Ludwig Büchner. Berlin, Karl Duncker's Verlag.

Ich machte, als ich das Buch schrieb, keinen Anspruch darauf, ein Kunstwerk zu schaffen: nur der Tendenz wollte ich es gewidmet wissen. Ich war mir bewußt, daß ein dem gewaltsamen Tode entgegensehender, zwischen banger Hoffnung und entsetzlicher Angst hin und her schwankender Mensch die Fassung nicht finden könnte, seine Gefühle in einem Tagebuche niederzulegen, wie ich es niederschrieb. Aber der Tendenz zu Liebe glaubte ich, die zierlichen Schranken künstlerischer Technik getrost überspringen zu dürfen. Wohl weiß ich, daß, gegen die Todesstrafe einzutreten, kaum ein Verdienst mehr ist; ich weiß, daß unter dem Druck steigender Gesittung dieses barbarische Ueberbleibsel fallen muß, aber ich weiß auch, daß unsere Zeitungen in fast ununterbrochener Reihenfolge noch die Bethätigung des staatlich angestellten Henkers verzeichnen. Uebrigens bin ich der Meinung, daß der Schlußakt in dem grausamen Drama der Verurtheilung zum Tode, das Fallen des Beiles selbst, nicht das Grausamste ist; die vorhergehende Seelenqual erscheint mir noch viel entsetzlicher. Auf diese Qual vor dem Schafott wollte ich mit meinem Buch hinweisen; ich bemühte mich, die Seelenzustände eines sechs Monate unter der Last der Verurtheilung schmachtenden Delinquenten zu schildern. „Es wird ohne Zweifel mit der Zeit ein Jahrhundert kommen, wo man auf die Mordprozesse der Gegenwart ungefähr mit denselben oder ähnlichen Gefühlen zurückblicken wird, mit denen wir auf die Blutgerichte des Mittelalters zurückblicken." So sagt, ganz im Einverständniß mit meiner Ansicht, Professor Ludwig Büchner in seiner meinem Buch vorangesetzten Einleitung.

Alfred Hermann Fried.

Hosted by Google

England, Portugal, Deutschland.

Eine Woche hat der Börse diesmal mehr hohe Politik gebracht als sonst ein ganzes Jahr. Zuerst kam das russische Friedensmanifest, dem besonders die Engländer mit ihrer geringen Landmacht höchst human zustimmen. Dann wisperte man von dem deutsch-englischen Abkommen über die Delagoabai, an dem das Anlagepublikum von halb Europa leider ein beträchtliches Interesse hat.

Als die Gläubigerkomitees in Lissabon zu verhandeln hatten und die Aktiven des kleinen Landes mit der großen Schuld sorgfältig prüften, verfehlte man nicht, auf die ungemein werthvollen Kolonien in Afrika hinzuweisen. Die portugiesischen Minister lehnten aber jeden Verkauf kolonialen Besitzes mit dem schönen südlichen Stolz ab, der auch alle unbezahlten Rechnungen ihres Staates einzuleiten pflegt. Damals waren die deutschen und französischen Delegirten zu erbittert, um nicht aufrichtig zu werden, und so fragten sie mit Recht, was denn Portugal eigentlich schon für sein afrikanisches Kolonialreich gethan habe. Nichts! Weder Geld noch Intelligenz wurde hineingesteckt; es waren immer nur Aktionen von Fall zu Fall und die geriebenen portugiesischen Kaufleute standen sich vortrefflich bei solchem Schlendrian. Da will es das Glück, daß die neue schwere Geldverlegenheit Portugals gerade mit einer weltgeschichtlichen Niederlage des Nachbarreiches Spanien zusammentrifft. Wenn sogar dieses Land seine Kolonien aufgeben muß, dann kann Portugal die seinigen auch verkaufen oder, nach moderner chinesischer Lüge, verpachten. Jetzt findet jedes portugiesische Ministerium hierzu den Muth; nur werden die Riesenprovisionen natürlich verschwiegen, die sich die Finanzpatrioten dafür zahlen lassen. An der Thatsache des deutsch-englischen Abkommens kann nicht mehr gezweifelt werden; die offiziösen Dementis sollten wohl nur die Franzosen und Buren einlullen. In englischen Blättern werden alle erdenklichen Summen genannt: fünf, sechzehn, ja achtzig Millionen Pfund Sterling, — als ob es kein Unterhaus gäbe, das manchmal schon wegen 100000 Pfund ein Kabinet zu stürzen bereit war. Der Verkauf der Delagoabai ist sicher und nach Portugal wird ein Goldstrom fließen, der dem dortigen Nothstande für lange ein Ende machen kann, wenn der neue Besitz weise verwerthet wird.

Deutschland ist in diesem Fall gegenüber Portugal und England in einer besonders günstigen Lage; nur im Verhältniß zum Transvaal entsteht, wenn man sich des Kaisertelegrammes von 1896 erinnert, eine böse Verlegenheit. Was gilt aber in der Politik die Beständigkeit, wenn sie durch greifbare Vortheile aufgewogen werden kann? Deutschlands Uebereinkommen mit Portugal datirt bekanntlich aus der Zeit des Herrn von Marschall, dessen Reichstagsreden ja noch nicht vergessen sind. Danach könnten wir die Erhaltung des status quo sowohl bei der Delagoabai als bei der Delagoabahn verlangen, einer Bahn, die den englischen und belgischen Erbauern in der schändlichsten Weise einst von den portugiesischen Machthabern wegdekretirt wurde, ohne daß man den Unternehmern auch nur die Schienen ersetzte. Wenn wir nun Portugal die Erfüllung der Pflicht gegen uns erlassen und den Engländern dadurch ihre Kaufabsichten erleichtern oder gar erst ermöglichen, dann müssen doch von beiden Staaten Gegenleistungen geboten werden. Das Tajo-

Hosted by Google

land wird uns von seinem neuen Gelde Einiges abgeben müssen; es wird damit ja nur altes Unrecht sühnen. Die Briten werden uns politische Vortheile zuwenden, so weit sie mit ihrem scharfen Kolonialinstinkt selbst dabei keinen Schaden erleiden.

Portugal zahlt auf seine $4^1/_2$prozentigen Fonds $1^1/_2$ Prozent, auf seine $4^1/_2$prozentigen Eisenbahnobligationen I nur 3 Prozent; auf seine $4^1/_2$prozentigen Eisenbahnobligationen II ist eine Zusammenlegung von 3 zu 1 erfolgt. Außerdem darf Jeder, den die Spekulation reizt, seine Staatsfonds in Innere Anleihe umtauschen, deren Zinsen zu 70 Prozent in Papier eingelöst werden. Für Alles, was Portugal nicht bezahlt hat, sind Protestcertifikate ausgegeben, die etwa zwei Drittel der gesammten Aeußeren Schuld umfassen. Sobald nun das zu frischen Kräften kommende Königreich auf der Basis der englischen Delagoaraten eine neue Anleihe aufnehmen will — eine Absicht, die ja sonst guten Erfolg haben würde —, wird man die Gläubigerkomitees hervortreten sehen. Diese sorgen dann schon dafür, daß an keiner europäischen Börse eine offizielle Notirung des neuen Papieres erfolgt, bis auf die Protestcertifikate eine neue Zahlung geleistet ist. Das wäre der Weg, den unsere Finanzdelegirten im Verein mit den belgischen und französischen Herren zu gehen hätten. Von einer bestimmten Vorbereitung aber, die unser Komitee auf Anlaß der Regirung getroffen haben soll, ist, während ich diese Zeilen schreibe, dem Komitee selbst noch nichts bekannt. Was soll denn überhaupt vorbereitet werden? Die Akten über Das, was die fremden Gläubiger als ihr Recht zu fordern haben, aber bisher nicht erlangen konnten, sind längst geschlossen; sie sind sehr umfangreich und die Angelegenheit ist spruchreif. Auch hat zwischen unserer Diplomatie und dem Komitee die Aussprache über die angebliche neue Wendung der Dinge noch nicht begonnen; eine Verbindung zwischen der Wilhelmstraße und unseren Bankbureaux besteht eben nur in der Phantasie gläubiger Laien. Da wir aber den edlen Portugiesen, die unser Publikum so unverschämt ausgeraubt haben, jetzt zu einigen Millionen verhelfen, so ist es, selbst bei strenger Diskretion unseres Auswärtigen Amtes, wahrscheinlich, daß sich die Regirung ihrer geschädigten Steuerzahler mit Nachdruck angenommen hat. Mit den verkrachten Fonds dieses Landes ist es bei uns eine eigene Sache. Sie waren bis zu den Spitzen der Gesellschaft vorgedrungen und in den Tagen, da die Börsenreform bearbeitet wurde, erwähnte ich schon das recht glaubwürdige Gerücht, wonach sehr hohe Herren als unglückliche Besitzer von Portugiesen heftig für ein neues Börsengesetz einträten. Der Brunnen ist ja dann auch, getreu dem Sprichwort, zu spät zugedeckt worden; aber der Krach selbst wurde nie verwunden. Die Schmerzempfindungen blieben in der Hofatmosphäre und der Wunsch, diesen Druck irgendwie heben zu helfen, ist aus den leitenden Kreisen nie ganz entschwunden. Nun, da sich die Gelegenheit bot, hat Herr von Bülow seine Trümpfe gewiß nicht einfach aus der Hand gegeben.

Mit einer bloßen Abmachung für die Protestcertifikate dürfen sich aber die Komitees nicht begnügen. Der größte Theil des englischen Geldes oder der darauf basirenden Anleihe fließt doch baar nach Lissabon. Wir haben also darauf zu achten, daß diese Hilfsmittel sich nicht verkrümeln, sondern zur Sanirung der Staatsfinanzen wirklich und richtig verwandt werden. Da müßte vor Allem die sehr ausgedehnte Schwebende Schuld getilgt und auch das Gleichgewicht der Bank von Portugal wieder hergestellt werden. Das Agio würde dann seine unheimliche Höhe verlieren und danach erst begönnen, angesichts der früheren Verträge

Hosted by Google

zwischen Komitee und Staat, die positiven und wachsenden Vortheile der Bondsbesitzer. Alle Kunststücke helfen nicht, wenn der Rückgang des Agios nicht eintrit.

Das anhaltende Schweigen über die Art des Abkommens ist mit Rücksicht auf die englischen Zugeständnisse wohl erklärlich. In Lissabon hat man, wie üblich, die Stirn, Alles abzuleugnen, während man in Berlin wenigstens einfach schweigt. Ohne eine Vereinbarung, nach der uns die Engländer in China Bezirke abgegrenzt haben, die mehr uns als sie interessiren, wäre Herr von Hansemann in London mit der mächtigen Hongkong- und Shanghai-Banking-Corporation schwerlich fertig geworden. Ein wahres Glück, daß alle Mächte so optimistisch sind, von der „Auftheilung" Chinas Großes zu hoffen und die Chinesen schon zum feinsten europäischen Luxus bekehrt zu sehen. So glaubt jede Macht, innerhalb der eigenen Interessensphäre Reichthümer genug heben zu können, und Deutschland, England und Rußland können friedlich neben einander weiden. Auch die — freilich aus Frankreich stammende — Meldung, Deutschland wolle in egyptischen Angelegenheiten mit England gehen, hat viel für sich. Unsere Interessen sind da ziemlich solidarisch und der sehr wichtige Handel Deutschlands in Alexandrien ist ohne britisch geordnete Zustände in Egypten kaum denkbar. Wir müssen doch anerkennen, daß dort z. B. bei Submissionen strenge Gerechtigkeit geübt wird. Natürlich hätten wir ab und zu auch ein Interesse daran, mit den Franzosen zu gehen, wie neulich bei den Konversionvorschlägen, die schließlich aber nicht sehr wichtig sind.

Und Kleinasien? Von je her ist man den Reisen der Herrscher von beweglichem Temperament und starker Initiative mit Spannung gefolgt. Kein Wunder, daß es auch jetzt geschieht, da der Deutsche Kaiser sich anschickt, über Konstantinopel nach Jerusalem zu ziehen. Was wird dabei herauskommen? Sind es keine Gebietserwerbungen, so könnten es wohl Kohlenstationen, Pachtverträge oder Konzessionen zu Bergwerken oder Bahnen sein. Die Mineralschätze Kleinasiens sind sicherlich greifbarer als die erträumten Kulturwunder Chinas. Die Levante mit ihrem Bodenreichthum ist noch zu erschließen. Man weiß, daß der Moslem die Erde nur aufgraben darf, um Leichen zu bestatten, und daß deshalb der Bergbau jämmerlich zurückgeblieben ist. Die französischen und griechischen Ausbeuter, die bisher in diesen Montangebieten thätig waren, haben leider nur Raubbau getrieben. In allen diesen Dingen hat die Regirung gewiß eine starke Stütze an der deutschen Kolonie in der Türkei. Diese in ihren Bahnbauten und Exportplänen so erfolgreichen Männer sind jetzt sehr hoffnungvoll gestimmt. Seit Jahr und Tag wünschen sie den Beginn einer aktiven Politik, allerdings nicht im Stil romantischer Eroberungen, sondern in dem nüchternster Arbeit. Man ist gewöhnt, sie zu hören und ihre Erfahrungen zu benutzen. Zwar können die Konzessionen nicht auf Wilhelm den Zweiten lauten, wie sie bisher auf Herrn von Kaulla von der Württembergischen Vereinsbank lauteten; aber ein mächtiger Monarch, dem der Sultan, wenigstens von Angesicht zu Angesicht, nichts abschlagen kann, vermag dort unter Umständen mehr zu leisten als ein noch so geschickter Finanz-Unterhändler. Es fragt sich nur, wie der in seiner Gemüthsart völlig unberechenbare Sultan sich nachher besinnen würde. Das Resultat seines Besinnens nach der Metzelei in Kandia ist nicht dazu angethan, überschwängliche Hoffnungen aufkommen zu lassen.

Pluto.

Hosted by Google

Lieutenant von Bismarck.

Im Jahre 1889 lernte Fräulein Marie Köhler in Spandau den Premierlieutenant von Bismarck kennen. Da es armen Mädchen nicht möglich ist, ungerufen in die Sphäre preußischer Gardeoffiziere vorzudringen, muß man annehmen, die Initiative sei von dem Manne ausgegangen. Das Mädchen war in den schmucken Krieger wohl bald verliebt und er fand wahrscheinlich, die anspruchslose Kleine sei gar nicht so übel. Also ein „Verhältniß". Im Jahre 1891 bekam Marie ein Kind. Von dem Liebsten hatte sie bisher nichts erbeten und nichts erhalten; sie wußte, daß es ihm selbst knapp ging, und war gewiß stolz darauf, ihre Liebe zu verschenken, nicht zu verschachern. Jetzt aber mußte sie nicht für sich nur, sondern auch für ihren Knaben sorgen und konnte dem Manne, der sie zur Mutter gemacht hatte, die Erfüllung der Vaterpflicht nicht ersparen. Der Lieutenant zeigte sich als guten Kerl: er drückte der Wöchnerin zärtlich die Hand, tröstete sie in ihrem Mädchenschmerz und versprach, den Jungen auf seine Kosten erziehen zu lassen. Das selbe Versprechen gab er auch der verheiratheten Schwester seiner Marie. Wie es scheint, kam das Mädchen zunächst aber mit dem eigenen Verdienst leidlich aus; denn nur einmal, als das Kind krank war, schickte der angerufene Vater dreißig Mark. Sonst wurde er nicht in Anspruch genommen und bis zum Jahre 1896 hatte ihn, obwohl das Verhältniß fortbestand, die nette Sache nicht mehr als diese dreißig Mark gekostet. Inzwischen war der Premierlieutenant in die Jahre gekommen, wo es, nach den Regeln seiner Gesellschaftschicht, ans Heirathen denken heißt. Mit diesem Gedanken hatte die mannlose Mutter sich wohl längst vertraut gemacht. Sie konnte natürlich ja nicht die Frau eines adeligen Gardeoffiziers werden; und wenn ihr munterer Rudolf eine reiche Braut fand, die ihn aus den Klauen der Manichäer befreite und ihm die Möglichkeit gab, sich etwas mehr „standesgemäßen" Luxus zu gönnen, wollte sie sehr zufrieden sein. Das Paar sprach in aller Ruhe darüber und der Lieutenant sagte, sobald er im Hafen einer auskömmlichen Ehe gelandet sei, werde er auch den Kleinen in eine ordentliche Schule schicken. Marie war selig und brachte den Jungen schon jetzt in einer Bürgerschule unter. Bald darauf fand der Lieutenant die ersehnte gute Partie; und nun wurde die Erinnerung an das frühere leichte Abenteuer ihm lästig. Das Mädchen mahnte ihn an das Versprechen; er antwortete nicht. Sie wußte sich, nach wiederholten Mahnungen, die stets ohne das leiseste Echo blieben, nicht mehr zu helfen und schrieb ihm im November 1897 endlich, sie müsse sich an seine Schwiegereltern wenden, wenn er ihr in den nächsten Tagen nicht wenigstens antwortete; sie brauche, laut beiliegender Rechnung, sofort hundertundzwanzig Mark für Schulgeld und Kleider des Knaben. Da der Offizier für Mutter und Kind in acht Jahren bisher dreißig Mark ausgegeben hatte, kann man diese Forderung nicht gerade übermüthig nennen. Diesmal antwortete der Bedrohte; er bat Marie, in seine Wohnung zu kommen, gab ihr dort fünfzig Mark und erklärte, sie solle besser „abgefunden" werden, dürfe ihn aber nicht weiter belästigen. Das Mädchen hielt sich ruhig und hoffte. Vergebens: der Traute blieb stumm und schickte keinen Heller. Die Lage der Armen wurde von Tag zu Tag schlimmer; und als sie wieder fünf Monate lang still gewartet hatte, entschloß sie sich, dem Vergeßlichen in der Nähe seiner Wohnung aufzulauern. Er hatte eben die junge Braut nach Hause gebracht und wies die Mutter seines Kindes, die ihn an das durch Handschlag bekräftigte Versprechen mahnte, kurz und schroff ab. Das

Hosted by Google

Mädchen verliert die Herrschaft über die beleidigten Sinne, der lange zurückgedämmte Zorn spült wilde Schmähungen über die bebenden Lippen: sie reißt dem einst Geliebten die Mütze vom Kopf und ruft ihm drohende Schimpfreden zu. Den Offizier packt die Angst vor „einer skandalösen Szene"; er rennt eilig davon, rettet sich hinter einen Bretterzaun und läßt, da er Maries Rache fürchtet, seine Wohnung von einem Geheimpolizisten bewachen. Fräulein Köhler hat die Drohung aber nicht ernst gemeint, der Polizist findet nichts zu thun und der Lieutenant hat Ruhe . . . Das ist der Inhalt eines Prozeßberichtes, der vor ein paar Tagen durch einzelne berliner Zeitungen ging. Die Staatsanwaltschaft hatte — ob auf Antrag des Offiziers, wurde nicht mitgetheilt — gegen das Mädchen die Anklage wegen Beleidigung, Bedrohung und Erpressung erhoben und als einzigen Belastungzeugen den Premierlieutenant geladen. Der Herr erklärte, er könne gegen das Mädchen doch höchstens moralische Verpflichtungen haben, die aber „auf strafrechtlichem Gebiet nicht in Betracht kommen"; auch sei es ihm zweifelhaft, ob Marie ihre Frauengunst nur ihm geschenkt habe; zwar fehle ihm jeder Beweis dafür, daß sie auch mit anderen Männern geschlechtlich verkehrt habe, aber der arge Verdacht sei ihm nun einmal entstanden und habe ihn bestimmt, für das Mädchen und den Jungen nichts weiter zu thun. Auf die Frage des Vertheidigers der Angeklagten bestätigte er, daß er dem früheren Liebchen während der ganzen Zeit ihrer Beziehungen und nach deren Ende außer den achtzig Mark kein Geld gegeben habe. Marie Köhler ist zu sechs Wochen Gefängniß verurtheilt worden. In der bürgerlichen Presse wurde der Name des Offiziers nicht genannt; erst aus sozialdemokratischen Blättern erfuhr man, daß er Rudolf von Bismarck heiße, also die Ehre habe, den Namen des ruhmreichsten preußischen Adelsgeschlechtes zu tragen. Ueberall aber wurde die unverehelichte Köhler mit Vor- und Zunamen deutlich bezeichnet. Sie ist gebrandmarkt, ist beschoften und kann, wenn sie aus dem Gefängniß kommt, an dunklen Straßenecken für sich und ihr Kind Nahrung suchen . . . Die Geschichte wirkt ohne Pathos und Phrasenputz, wirkt gerade in der nüchternsten Darstellung besonders stark. Sie wurde hier erzählt, damit die Sozialdemokraten nicht sagen können, nur in ihrer Presse werde von solchen Dingen rückhaltlos offen gesprochen. Es handelt sich nicht um eine Privatangelegenheit, die erst ans Licht gezerrt wird, um Sensation zu erregen oder Skandal zu machen, sondern um die schmucklose Wiedergabe eines Prozeßberichtes, der von einem betrübenden Fall unsozialen Verhaltens Kunde brachte, — eines Verhaltens, das ernster Beachtung doppelt bedürftig erscheint, weil sein Schauplatz ein mißtrauischer und gehässiger Kritik heute besonders ausgesetztes Milieu war. Den adeligen Trägern der Uniform wird vom Proletariat auf dem Gebiet des Geschlechtslebens ohnehin schon jede Schandthat zugetraut. Unter deutschen Offizieren ist nun zwar eine Männermoral, wie der Premierlieutenant von Bismarck sie vertritt, sicher selten und es ist ungerecht, von einem für die Anschauungen militärischer Standesherren typischen Vorgang zu reden. Die Kameraden des Offiziers, dessen Liebchen als Erpresserin jetzt ins Gefängniß wandert, weil sie von dem Wunsch, ihr Kind zu einem kleinbürgerlichen Beruf zu erziehen, sich zu einer thörichten Weiberdrohung verleiten ließ, werden aber der harten Nothwendigkeit nicht ausweichen können, öffentlich und unzweideutig zu erklären, ob mit dem Spruch der Strafkammer auch für sie die Angelegenheit erledigt ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 24. September 1898.

Zuchthausordnung.

Zwischen zwei heißen Manövertagen hat der Deutsche Kaiser im Bad Oeynhausen gerastet und während des Prunkmahles im Kurhaus zu den Vertretern der westfälischen Großindustrie die folgenden Worte gesprochen: „Wie Alle, die industriellen Betrieben obliegen, so haben auch Sie ein wachsames Auge auf die Entwickelung unserer sozialen Verhältnisse und ich habe Schritte gethan, so weit es in meiner Macht steht, Ihnen zu helfen und Sie vor wirthschaftlich schweren Stunden zu bewahren. Der Schutz der deutschen Arbeit, der Schutz Desjenigen, der arbeiten will, ist von mir im vorigen Jahre in der Stadt Bielefeld feierlich versprochen worden. Das Gesetz naht sich seiner Vollendung und wird den Volksvertretern in diesem Jahr zugehen, worin Jeder, er möge sein, wie er will, und heißen, wie er will, der einen deutschen Arbeiter, der willig wäre, seine Arbeit zu vollführen, daran zu hindern versucht oder gar zu einem Ausstande anreizt, mit Zuchthaus bestraft werden soll. Die Strafe habe ich damals versprochen und ich hoffe, daß das Volk in seinen Vertretern zu mir stehen wird, um unsere nationale Arbeit in dieser Weise, so weit es möglich ist, zu schützen. Recht und Gesetz müssen und sollen geschützt werden; und so weit werde ich dafür sorgen, daß sie aufrecht erhalten werden." Es schien unmöglich, diese klaren Worte mißzuverstehen; ihr helles Klirren kündete nahen Kampf, den Kampf zweier Weltanschauungen, zwischen denen ein Bündniß, ein fauler, die Geister einlullender Friede nicht beständiger sein könnte als einst der Bund zwischen dem schwärmenden Caesar Julianus

Hosted by Google

und dem sieghaft vordringenden Galiläer. Der Deutsche Kaiser sieht, so mußte man glauben, in dem Versuch, die Arbeitgenossen zum Strike aufzurufen und die von den Unternehmern als Ersatztruppe herbeigeschafften Leute durch Einschüchterung, Schmähung oder Körperverletzung an der Uebernahme der Arbeit zu hindern, ein schweres, mit der härtesten Strafe und dem unaustilgbaren Makel der Ehrlosigkeit zu ahndendes Verbrechen; er hat, als König von Preußen, für diese Ansicht den von der Verfassung gebotenen Beistand seiner Minister gewonnen und durch die preußischen Stimmen im Bundesrath einen Gesetzentwurf angeregt, der nun seiner Vollendung entgegenreift. So wurde der Sinn der Tischrede aufgefaßt und, je nach dem Klassenstandpunkt, gehofft oder gefürchtet, die nächste Zeit werde die Vernichtung — oder mindestens eine wesentliche Einschränkung — des vom Proletariat erworbenen Rechtes freier Koalition bringen, das beseitigt wäre, wenn ein Gesetz die Verabredung zum Ausstand verböte. Dem Monarchisten war der Anblick schmerzlich, daß der höchste Vertreter der Nation, der allen Klassenkämpfen entrückt sein sollte, bei so ernstem Beginnen wiederum ohne die schützende Hülle ministerieller Verantwortlichkeit in den Vordergrund trat und sich nicht scheute, den Haß, den jede Repression, auch die gerechteste, in den Besitzlosen weckt, auf sich zu laden. Friedrich konnte an Voltaire schreiben: Mon métier veut du travail et de l'action; il n'est pas nécessaire que je vive, mais bien que j'agisse. Seitdem aber hat die Europäerwelt sich gewandelt, das Haupt Ludwigs Capet ist auf dem Schaffot gefallen und die Könige haben einsehen gelernt, daß sichs hinter dem Zaun der Verfassungen für sie sicherer und behaglicher leben läßt; sie müssen auch heute noch arbeiten, emsiger als früher sogar, aber es ist weder nöthig noch wünschenswerth, daß ihr persönliches Handeln dem nicht immer ehrfürchtigen Blick der Massen sichtbar wird. Wenn der verantwortliche Kanzler oder der mit seiner Vertretung für den Bereich der inneren Politik beauftragte Staatssekretär einen Gesetzentwurf als nöthig bezeichnet hätte, der die Verabredung zum Ausstand und die Belästigung der Strikebrecher mit Zuchthausstrafe bedroht, dann wäre die Debatte darüber in ruhigen Formen geführt worden: man hätte die Aussichten des neuen Gesetzes geprüft, die aus früheren Entscheidungen berechenbare Stellung der wichtigsten Parteien erwogen, die in anderen Ländern gesammelten Erfahrungen beleuchtet und ein etwa vorhandenes Ressentiment hätte sich nur gegen die Regirung ge-

Hosted by Google

richtet; die Juristen hätten darauf hingewiesen, daß der Versuch, Strikedelikte mit der das Ehrenrecht auslöschenden Zuchthausstrafe zu treffen, den Umsturz unserer strafrechtlichen Grundlagen bedeuten müßte, die Nationalökonomen hätten daran erinnert, daß wohlwollende patriarchalische Anschauungen in die Epoche des contractus, des freien Arbeitvertrages, nicht mehr passen. Nun kam es anders. Dem Ruf des Kaisers antwortete aus dem proletarischen Lager ein zorniger Aufschrei, der nur durch die Furcht vor staatsanwalttlicher Anfechtung einigermaßen gedämpft wurde, die Juristen und Nationalökonomen schwiegen, um nicht mit dem Monarchen über Fragen ihres Berufes zu rechten, und während die bürgerliche Presse noch die alten Parteiphrasen putzte, erschienen schon die flinken Offiziösen auf dem Plan, rangen mit schöner Trauergeberde die Hände und riefen, es sei unbegreiflich, wie man über einen Gesetzentwurf reden könne, der noch „in den ersten Stadien der Vorbereitung sei", über den der Bundesrath noch keinen Beschluß gefaßt habe und dessen einzelne Bestimmungen deshalb Niemand zu ahnen vermöge. Der Kaiser habe nur „die allgemeine Marschrichtung angegeben", habe wohl „in allzu scharf pointirter Weise den Gedanken der künftigen Gesetzgebung zum Ausdruck gebracht", nun müßten zunächst die Bundesregirungen sprechen; auch sei ja bekannt, wie mangelhaft oft über Monarchenreden berichtet werde, und der gute Bürger müsse mit seinem Urtheil warten, bis das Gesetz dem Reichstag vorgelegt sei... Kein Unbefangener wird behaupten können, daß dieses Schauspiel, dieses heiße Bemühen des offiziösen Gesindes, den Widerhall einer Rede des Kaisers zu hemmen, sehr würdig wirkte. Wenn die Minister die Ansicht des Königs von Preußen nicht theilen, sie im Bundesrath nicht vertreten können, dann gebietet ihnen die Pflicht, aus den Aemtern zu scheiden; jetzt hatte das Volk den Eindruck, daß sie zwar Minister bleiben möchten, in einem gefährlichen Kampf aber, den er beginnen will, den König allein in der Schußlinie lassen.

Ist der Kampf nöthig und kann er nützlich werden? Sein Ziel ist nicht neu. Schon in der Reichszunftordnung vom Jahre 1731 wurden die „Gesellen, die sich unter irgend einem Prätext weiter gelüsten ließen, einen Aufstand zu machen, sich zusammen zu rottiren und, bis ihnen in dieser oder jener vermeintlichen Prätension oder Beschwerde gefüget werde, keine Arbeit mehr zu thun oder selbst hauffenweiß auszutretten", mit Gefängniß-, Zuchthaus-, Festungbau- und Galeerenstrafen bedroht. Seitdem hat es, namentlich nach dem Entstehen der

Hosted by Google

modernen Großindustrie, nie an Bemühungen gefehlt, den Unternehmern willige und geduldige Arbeiter zu sichern. Als in England die ersten großen Ausstände erfolgreich waren, schrieb Lothar Bucher: „Die Frage zwischen Kapital und Arbeit beruht auf anderen als geschriebenen Gesetzen und die Erkenntniß dieser Gesetze wird dadurch nicht gefördert, daß in Preston eine richterliche Entscheidung darüber herbeigeführt werden soll, ob es erlaubt oder strafbar ist, den zum Ersatz der ausstehenden Arbeiter herangezogenen Leuten abzureden und Geld zur Rückreise zu geben . . . Nachgerade sollte man eingesehen haben, daß die Gesetze und Kräfte, die das Gesellschaftleben bewegen, eben so wenig zu bezwingen sind wie die Naturkräfte. Geleitet, nutzbar gemacht können, müssen sie werden, wenn sich Staat und Gesellschaft leidlich vertragen sollen, aber nicht dienstbar gemacht oder zerstört. Ein Kampf zwischen Kapital und Arbeit ist einmal da und wird nicht wieder ‚von selbst vergehen', wie ein Frieselausschlag, auch nicht mit Suppenanstalten und anderen Wohlthätigkeiten, so rühmlich sie sind, weggedoktort werden. Natürlich ist damit nicht gesagt, daß die Regirung etwa ein Aktenstück, betreffend den Kampf zwischen Kapital und Arbeit, vorlegen und die Sache ‚zum Vortrag' schreiben soll. Im Gegentheil: Alles, was man von ihr verlangt, ist, daß sie sich nicht einmischt, die Zumuthungen des Kapitals standhaft ablehnt." Die Stimme des klugen Warners verhallte ungehört, die liberale Regirung des Inselreiches fühlte sich als den erwählten Sicherheitausschuß der besitzenden Klassen und in England begann die Epoche der großen Gewerkschaftkämpfe, deren Geschichte Sidney und Beatrice Webb uns geschrieben haben. In ihrem guten Buch über den Trade-Unionismus mag man lesen, wie, unter dem Eindruck des sheffielder Messerschmiedestrikes und der damit verbundenen Gewaltthätigkeiten, der Versuch gemacht wurde, die Organisationen des nach besseren Lebensbedingungen strebenden Industrieproletariates zu zerstören. Das Parlament und die Gerichte stellten sich in den Dienst der Unternehmer, das im Jahr 1859 gewährte Recht, durch friedliche Rede die Arbeitgenossen zum Anschluß an eine Koalition zu bewegen, wurde den workmen wieder entrissen und 1871 ein neues Strafgesetz geschaffen, das auf jede Strikedrohung, jede „Belästigung" oder „Einschüchterung" der Fabrikanten oder Arbeiter sehr harte Strafen setzte. Die Unternehmer konnten die bewährten und beliebten Mittel, Schwarze Listen, Lockout und Boykott, ungestraft weiter verwenden, die Arbeiter

Hosted by Google

wurden schon als Verschwörer verurtheilt, wenn sie nur die Werkstätten der Meister mit Ausstandsposten umstellten und den Zuzug der Strikebrecher zu hindern suchten, und es half ihnen nicht, daß sie erklärten, jede physische Belästigung und Einschüchterung zu verdammen. Das Gesetz wurde auch nicht etwa mit schonender Milde angewandt; in den Richtern regte sich das Interesse der in ihrem Profitrecht bedrohten Klasse und trieb sie zur rächenden That. In Südwales wurden sieben Frauen, die einem Strikebrecher „Bah!" zugerufen hatten, ins Gefängniß geschickt, für jedes Schimpfwort, das dem Proletarier nach seinen unverfeinerten Lebensgewohnheiten gar nicht so fürchterlich klingt, sahen die Gerichtshöfe in dem höchsten Strafmaß die entsprechende Sühne und die londoner Gasarbeiter, die sich zu einem Ausstand verabredet hatten, wurden auf ein volles Jahr der Freiheit beraubt. Die Wirkung dieses Wüthens war so gering, daß die Konservativen, als sie wieder ins Ministerium einzogen, ohne ernsten Widerstand im Lande zu finden, das Gesetz beseitigen konnten: es hatte vier Jahre gegolten und während dieser Zeit die Gemüther nur verbittert und die Kluft zwischen den Klassen vertieft. Künftig sollte es im Britenreich nicht mehr Herren und Diener, sondern employers und workmen geben, denen der Arbeitvertrag gleiche Rechte verlieh; die Kontraktbrecher brauchten nicht mehr ins Gefängniß zu wandern, die Gewerkschaften wurden mit ihren Methoden ohne Einschränkung anerkannt und Ausschreitungen nur noch nach den Bestimmungen des gemeinen Rechtes bestraft. Seitdem hat die Wuth des Klassenkampfes sich in England gesänftigt, sind sogar Lohnstreitigkeiten, deren Schlachtfeld ganze Provinzen waren, in einer leidenschaftlosen, nüchternen Ruhe ausgefochten worden, die vor ein paar Jahren den Deutschen Kaiser zu staunender Bewunderung stimmte. Die Ursache ist leicht zu erkennen. Der britische Arbeiter fühlt sich nicht als Paria, sein Lebensrecht wird von keinem Verständigen bestritten, sein Streben durch kein nur auf dem Proletariat lastendes Ausnahmegesetz gelähmt und der Staat tritt ihm nicht als eine zu Schutz und Trutz entschlossene Organisation der Besitzenden entgegen... Sollen auch diese Erfahrungen, wie die wichtigen Lehren der Chartistenbewegung, für das deutsche Wirthschaftleben unnützlich bleiben und müssen kostbare Kräfte verzettelt werden, um ein Ziel zu erreichen, das, wie die Geschichte uns zeigt, auf diesem Wege nun einmal nicht erreicht werden kann? Wenn man das unfruchtbare Mühen unserer irrlichtelirenden Sozialpolitik betrachtet und sieht, wie die Staatsgewalt gegen Gespenster kämpft, statt für das Bedürfniß

Hosted by Google

des hellen Tages zu sorgen, muß man der Sätze gedenken, die Bucher in den fünfziger Jahren aus London an eine deutsche Zeitung schrieb: „Einer von den unzähligen Zeugen, die von den unzähligen Komitees für das Kloakenwesen vernommen wurden, gab eine malerische Beschreibung von einem toten Hunde, der eines Tages seinen Fenstern gegenüber auf der silbern fluthenden Themse erschien, mit der Ebbe hinabtrieb, mit der Fluth wieder hinaufkam und Tage lang in pünktlicher Uebereinstimmung mit dem Fluthkalender seine Aufwartung machte, bis endlich das geringe Uebergewicht, das die Strömung des Flusses der Ebbe über die Fluth verleiht, ihn langsam dem Meere zuführte. Gewisse Vorgänge im öffentlichen Leben erinnern lebhaft an diese Erscheinung. Man schweigt, man will nicht sehen; aber wieder und wieder und in immer duftenderem Zustande bringt die Ebbe und Fluth des Parteiwesens diesen und jenen toten Hund uns vor die Augen, der in dem Strom des Parlamentarismus das Unglück gehabt hat, an die Oberfläche emporzusteigen." Das ist 1898 leider noch eben so wahr wie 1854.

Den toten Hund, um dessen Kadaver jetzt wieder mit so zweckloſem Eifer gehadert wird, sollte man endlich verwesen lassen. Es ist unmöglich, das Recht der freien Koalition zu beseitigen, und es wäre politisch unklug, dieses Recht auch nur noch enger einzuschränken. Die Unternehmer vereinen sich zu Ringen und Syndikaten, bestimmen die Preise ihrer Produkte, sperren widerspenstige oder unbequeme Arbeiter aus, hindern sie durch Verrufslisten, in anderen Fabriken Arbeit zu finden, und boykottiren die Berufsgenossen, die sich den Beschlüssen des Ringes nicht willig fügen. Die Arbeiter suchen durch Lohnkämpfe ihre Lage zu bessern, bemühen sich, da sie, als der wirthschaftlich schwächere Theil, nur durch die Masse wirken können, alle Fachgenossen in die Kämpferreihe zu ziehen, und gerathen in Wuth, wenn das Gefühl der Solidarität, das ihnen Pflicht scheint, die Kameraden nicht bindet. Dabei kommen mitunter Ausschreitungen vor; aber auch Züge heroischen Opfermuthes sind oft sichtbar und selbst der härteste Kapitalist kann nicht behaupten, daß im Lager der Unternehmer stets der strengste Anspruch reiner Sittlichkeit erfüllt wird. Auf beiden Seiten wird, nach Menschenart, gesündigt, — und die Verfehlung des ungebildeten Arbeiters ist immerhin noch eher zu entschuldigen als der manchmal Tausende treffende Uebergriff des Wohlhabenden, der mit dem Besitz auch Bildung und verfeinerte Lebensformen erwerben durfte. Die deutschen Unternehmerverbände sind stark genug, um diese Kämpfe allein durchfechten zu können, und

Hosted by Google

dürfen vom Staat nicht verlangen, daß er seine Machtmittel in den Dienst ihres Interesses stellt. Der Staat hat nur dafür zu sorgen, daß die Ordnung gewahrt und das geltende Gesetz geachtet und angewandt wird. Dieser Pflicht hat sich auch bisher keine deutsche Regirung entzogen: die Zahl der wegen Strikevergehen hart bestraften Arbeiter ist bedauerlich groß, die Ruhe ist nirgends ernstlich gestört worden und die deutsche Industrie hat, seit das Recht freier Koalition bewilligt ward, eine Höhe erreicht, die Bewunderung und Neid anderer Völker weckt. Der Staat hat sogar gestattet, daß fremde Arbeiter, weil sie billiger und leichter zu behandeln sind, in Schaaren nach Deutschland importirt wurden und im niederdeutschen Westen unseres Vaterlandes große slavische Kolonien entstanden. Ob solche Willfährigkeit, ob ein ministerieller Erlaß, der den Eisenbahndirektionen die Bevorzugung fremder Arbeiter ausdrücklich empfiehlt, mit den sonst so stark betonten Pflichten nationaler Politik noch zu vereinen ist, mag zweifelhaft sein. Ganz sicher aber kann kein Staat sich ungestraft zum Geschäftsführer der herrschenden Klasse erniedern; der Wahn, nur das Interesse eines Standes fördern zu müssen, hat den Feudalstaat in den Abgrund gerissen und die Spuren sollten kluge Vertreter bourgeoiser Wünsche schrecken. Wird gar, wie es jetzt geschehen ist, der frevle Versuch gemacht, den Monarchen in die Rolle eines Parteiführers zu drängen, dann werden unabsehbare Gefahren heraufbeschworen, die eines Tages nicht nur den monarchischen Einrichtungen, sondern auch den im Besitzrecht Wohnenden verhängnißvoll werden können. Uns ist der Kaiser mehr als dem Kaufmann Björnsons sein König, den er den Schlüssel zu seinem Geldschrank nennt: wir wollen ihn hoch über den Klassen und Parteien thronen sehen, als den Vertrauensmann der ganzen Volkheit, aber wir wissen auch, daß ein Kaiser eben so wenig wie ein anderer sterblicher Mensch den Gang der Entwickelung bestimmen kann, und wir haben erst eben wieder gesehen, zu welcher wahnwitzigen Verruchtheit der übertriebene Glaube an monarchische Macht dumpfe Hirne zu entflammen vermag.

Während die in Oeynhausen gehaltene Rede noch die Gemüther zu Lust oder Leid erhitzte, kam die Kunde, die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich sei ermordet worden. Bringt dieses Verbrechen keine brauchbare Lehre?

In Genf streift ein verbitterter Proletarier umher, ein Stiefkind der Gesellschaft, das den Vater nicht gekannt, die Mutter nie achten gelernt hat und sich Luccheni nennt, ohne auch nur genau zu wissen, ob dieser Name ihm gebührt. Er ist wild aufgewachsen, ohne Heimath, ohne den geringsten Besitz, der ihn an der Erhaltung irgend einer Gesellschaft interessiren

Hosted by Google

könnte, hat sich im afrikanischen Kolonialdienst an brutale Gewaltthat gewöhnt und später in verschiedenen Ländern für kurze Zeit Arbeit gefunden. Vielleicht wurde er, wie so viele Italiener, als Strikebrecher und „billige Hand" nach Ungarn und in die Schweiz verschleppt, wo er durch Unterbieten der heimischen Arbeiter dürftig das arme Leben fristete. Die genfer Regirung hat ernste sozialistische Theoretiker, die das rechtlose Schreckensregiment aus Italien vertrieben hatte, ausgewiesen, obwohl sie an eine Propaganda der That nicht dachten und keines friedlichen Schweizers Ruhe störten; den Fabrikarbeiter, der mit seinem bescheidenen Lohnanspruch den Kapitalisten willkommen ist, läßt sie unangefochten: Labriola und Lerda werden verjagt, Luccheni darf Genf mit seiner Gegenwart beglücken. Er ist arbeitlos und hat Musse, sich umzusehen. Das schweizerische Proletariat führt ein leidliches Leben; die Verwaltungen sind sozialistischen Gedanken nicht unzugänglich und das flüchtig schweifende Auge sieht kein Massenelend. Natürlich, denkt Luccheni: hier herrscht eben kein Tyrann, hier gestaltet das souveraine Volk selbst sich frei sein Schicksal. Daß alle Fürsten Tyrannen sind, hat er früh gelernt; daß die Herrschaft der Bourgeoisie härter drücken kann als das schlimmste Tyrannenjoch, ahnt sein dunkler Sinn nicht. Er sieht auf den Straßen keine Galakutschen, kein Schaugepränge, liest über die höchsten Behörden in revolutionären Zeitungen die herbste Kritik und wähnt, dieser angenehme Zustand sei nur da möglich, wo kein Kaiser und König die Geister knebelt. Denn Kaiser und Könige können Alles, was sie wollen, ihre Macht ist unbegrenzt, und wer von ihnen die Menschheit befreit, wer auch nur einen einzigen Fürsten aus dem Wege räumt, wird als ein Held und ein Wohlthäter im Gedächtniß der dankbaren Nachwelt fortleben. Wird nicht Brutus noch heute von den Erben der antiken Kultur verehrt? Haben die Urkantone nicht dem Tell aus Bürglen ein Denkmal gesetzt? Und blicken nicht Millionen zu den Schreckensmännern des pariser Konventes wie zu erlauchten Ahnen empor? Ein schwacher, zu feinen Unterscheidungen nicht erzogener Intellekt kann Wahnvorstellungen nicht lange Widerstand leisten. Luccheni hat nichts zu verlieren; er saß nie an der gedeckten Tafel, war nie durch das dünnste Band an eine Rechtsordnung geknüpft, hat für keine Gemeinschaft je eine zärtliche Regung empfunden. Seit den frühesten Kindertagen hauste der Bastard mühsälig im Elend; er erblickte ähnliches oder noch schlimmeres Elend ringsum und mußte sich unter dem Druck der Mächtigen ducken. Nun umgarnt den heißen Burschen die Großmannssucht und lockt und zerrt zur bestialischen That. Wenn er, der sein Leben lang nur ein mit Füßen getretenes

Hosted by Google

Sandkorn war, in der Geschichte der Menschheit eine bedeutende Rolle spielen könnte! Wenn es ihm gelänge, das große, erhabene Werk der Befreiung, von dem er in billigen Blättern und blutrothen Brochuren so viel gelesen hat, aus eigener Kraft um einen Schritt vorwärts zu bringen! Das Opfer eines jämmerlichen, leeren und aussichtlosen Lebens wäre durch die Gewißheit des Nachruhmes reichlich ersetzt. Einen König töten, — einen König, der allmächtig ist, den höchsten Vertreter des Klassenstaates, den angebeteten Gott oder Götzen der verhaßten bürgerlichen Gesellschaft!... Solche That ist nicht ganz leicht vollbracht, denn die Könige lassen sich sorgsam bewachen. Aber da ist eine Kaiserin, die schutzlos, wie eine reiche Touristin, reist. Zwar hat sie nie einem Menschen ein Leid angethan, nie selbst den Aermsten absichtlich gekränkt, auf dem Thron mehr Weh als Lust gefunden und auf die Politik nie Einfluß geübt. Immerhin: die That wird Aufsehen, wird Entsetzen erregen und die übermüthig Herrschenden mahnen, daß sie nicht unverwundbar sind. Sie werden erschrecken und schnell neuen Zwang, neue Bedrückung ersinnen; dann aber, wenn alle Ventile geschlossen sind, wird die revolutionäre Kraft die eisernen Schranken sprengen, die Masse der allzu lange Entrechteten wird sich zum letzten Kampfe erheben, nach dem sicheren Sieg meinen Namen als den des Befreiers feiern und ich werde endlich, endlich mehr sein als das Sandkorn, über das der Fuß des Mächtigen achtlos hinwegschreitet. Ist es ein unbegreifliches Wunder, daß ein roher, verwirrrter Sinn so denkt? Luccheni lacht, mordet lachend, — und eine alte Frau wird sterbend vom Platze getragen, weil man sie Kaiserin nannte und weil der Thorenwahn die Gekrönten für Glück und Unglück der Völker verantwortlich macht.

Kein in einer gewerkschaftlichen Organisation für den Klassenkampf gedrillter Sozialdemokrat, auch keiner aus der heißeren Zone der romanischen Länder, kann sich jemals in solche Gedankengänge verirren. Ihn wird von früh bis spät die Lehre ins Bewußtsein gehämmert, daß er von Kaisern und Königen nichts zu fürchten und nichts zu hoffen hat, daß die Staatsform für ihn eine unbeträchtliche Nebensache ist und er die ganze Kraft für den Kampf gegen den Kapitalismus aufsparen muß; von den deutschen Marxisten, die auf die sozialisirende Entwickelung vertrauen und schon die Morgenröthe der seligen Zeit zu erblicken glauben, wo die Kapitalisten einander mit Haut und Haar verschlungen haben und nur noch ein paar Riesenexpropiateure übrig geblieben sind, wird auch dieser Kampf schon längst nicht mehr mit leidenschaftlicher Hitze geführt. In ihren Reihen sind Fanatismus und Größenwahn selten;

Hosted by Google

sie gedeihen an den Rändern des Proletariates, im Gewimmel der unorganisirten Arbeiter, die in keine Gemeinschaft eingegliedert sind, keinem Kommando gehorchen und in deren darbenden Sinnen nur die beherrschende Vorstellung lebt, daß „Etwas geschehen muß." Aus dieser Gegend kam Karl Guiteau, der Mörder des Präsidenten Garfield, der eitle Lümmel, der nach seiner Verurtheilung nur den Wunsch hatte, man möge dem Publikum mittheilen, daß er von vornehmen Damen Blumen, Obst und achthundert zärtliche Briefe erhalten habe, kam Emil Henry, der zu den pariser Geschworenen sagte: J'ai voulu montrer à la bourgeoisie que désormais il n'y aurait plus pour elle de joies complètes, que ses triomphes insolents seraient troublés, que son veau d'or tremblerait violemment sur son piédestal, jusqu' à la secousse définitive, qui le jetterait bas, dans la fange et dans le sang. Auch Ravachol stammte aus diesem Bezirk und die italienischen Mörder, die während der letzten Jahre Europa schreckten, die Angiolillo, Acciarito, Caserio, tragen des selben Geistes Gepräge. Von ihnen hat der läppische Lucceni die Heldenpose gelernt, von ihnen den Kinderglauben übernommen, das repräsentative Haupt eines Staates sei allmächtig und die Ermordung eines Herrschers könne den Völkern die Freiheit sichern. Dieser Wahn wird durch Sensationenlust und Unklugheit genährt. Zuerst krebst die Presse mindestens eine Woche lang mit dem Attentat; sie leistet so widrige Verherrlichungen des Opfers, daß der Ekel beinahe das Mitleid erstickt, fälscht allgemein bekannte Thatsachen so frech, daß die Leser selbst gegen richtige Angaben mißtrauisch werden, und verschafft dem Mörder die ersehnte Reklame: pünktlich wird gemeldet, wie er aussieht, was er morgens, mittags und abends ißt, wie sein erstes Liebchen hieß und was er beim Frühstück geredet hat. Dann wechseln die Regirungen fein stilisirte Noten und fordern liebe Freunde und getreue Nachbarn auf, mit ihnen gemeinsam zu berathen, was gegen die Anarchisten zu thun sei. Und doch könnte ein Blick auf die italienischen Zustände sie ihre Aufgabe erkennen lehren. Da sind die Zuchthäuser überfüllt, der Sozialismus ist einstweilen zu völliger Ohnmacht niedergerungen, — und die Folge ist, daß Europa von dem Reich der Römer mit Fleischerknechten der Revolution versorgt wird, die sich stolz Anarchisten nennen. Wir brauchen auf diese „Ordnung" nicht neidisch zu sein; und der Kaiser wird, wenn er südwärts zieht, vielleicht mit eigenen Augen sehen, was aus einem Lande wird, dessen Regirung nur durch den Schrecken noch eine öde Kirchhofsruhe erzwingen kann.

Hosted by Google

Goethes Weltanschauung.

Es hat eine Zeit gegeben, in der man die Werke eines Dichters als seine ausschließliche, allerpersönlichste Schöpfung betrachtete, in dem selben Sinn, wie man etwa die Entwickelung eines großen Reiches während der Regirungzeit eines Königs für das Werk dieses Fürsten hielt. Das war natürlich. Denn einzelne, ruckweise erfolgende Handlungen sind leichter wahrzunehmen als tausendfach zusammengesetzte und ein weites Gebiet deckende Vorgänge, die schon deshalb Niemand sieht, weil Jeder von ihnen umgeben ist und sie als das Selbstverständliche und Regelrechte betrachtet, über das zu sprechen man sich nicht erst die Mühe nimmt. Einen seltsamen Zug bietet diese Erscheinung aber doch. Die neuere geschichtliche Forschung hat uns unwiderleglich gelehrt, daß in vergangenen Jahrhunderten die Gewalt der sozialen Mächte eine entschieden größere war als heute; daß heute dem Einzelnen in seinem Denken, Sprechen und Handeln ein unvergleichlich größerer Spielraum bleibt als früher; daß sich dieser Spielraum mit reißender Schnelle einengt, je weiter wir in primitive wirthschaftliche Verhältnisse zurückkommen, bis schließlich in ferner Vorzeit dem Einzelnen nach unseren heutigen Anschauungen überhaupt keine persönliche Freiheit für sein Thun und Lassen mehr bleibt, obgleich der Urmensch keineswegs sich bewußt war, daß er thatsächlich in einer sozialen Zwangsanstalt lebte. Das Seltsame in dem Verhältniß der beiden Thatsachengruppen zu einander — der Art, wie man das menschliche Handeln von je her auffaßte, und der Art, wie es sich wirklich vollzog — ist nun, daß man gerade in der Zeit, in der das Handeln des Einzelnen durch Sitte und Herkommen völlig festgelegt war, dem Thun des Einzelnen eine Riesenbedeutung beigemessen hat, während man heute, wo durch eine immer rascher fortschreitende Differenzirung aller Einzelmenschen das individuelle Handeln sich thatsächlich einen gewissen Ellenbogenraum erstritten hat, eher geneigt ist, seine wirkliche Bedeutung enger zu bemessen, als man es in der Vergangenheit that. Beide Thatsachengruppen widersprechen einander aber durchaus nicht, sondern der zunehmenden Differenzirung und Individualisirung der Einzelnen in den letzten Jahrhunderten parallel geht eine Zunahme der Einsicht in die sozialen Funktionen des Menschen, wie sie noch zu keiner Zeit erreicht wurde, und unser Jahrhundert hat für die Bewältigung dieser Massenerscheinungen eine eigene wissenschaftliche Methode ausgebildet, die statistische Methode, die wir auf wirthschaftliche Vorgänge anzuwenden uns bereits völlig gewöhnt haben. Von der ehemaligen rein politischen Geschichte hat sich unter ihrem Einfluß eine eigene Disziplin, die Wirthschaftgeschichte, abgezweigt, die planmäßig von allem Individuellen absieht und einzig auf die Ermittlung wirthschaftlicher Durchschnittszustände und ihrer Entwickelung ausgeht,

Hosted by Google

ja, die in dieser von keinem Menschengeist bewußt gelenkten oder gar geschaffenen Entwickelung die eigentliche Geschichte sieht, den Strom des Geschehens, auf dessen Oberfläche die politischen Ereignisse nur etwa als Blasen oder höchstens als kleine Kräuselungen des Spiegels erscheinen. Auch die Gebiete der Geistesgeschichte können sich einer ähnlichen Umwandlung ihrer Grundanschauungen nicht entziehen und die Zeit ist nicht mehr fern, in der die Aneinanderreihung der Systeme der bedeutenderen Philosophen nicht mehr für Philosophiegeschichte, die Aneinanderreihung von kritischen Besprechungen oder Inhaltsangaben der Literaturwerke nicht mehr für Literaturgeschichte gelten wird, sondern wo man das Werden und Wachsen von Motiven, Interessen, Problemen, Lösungen, Spannungen und Entladungen im Bewußtsein der verschiedenen Volkskreise in den Mittelpunkt der literaturgeschichtlichen Darstellung stellen wird, während der individuellen Thätigkeit des einzelnen Dichters nur ein verhältnißmäßig bescheidener Raum gewidmet bleiben wird.

In der Einleitung zu meiner „Deutschen Lyrik von heute und morgen" (Leipzig, Naumann 1896) habe ich den Versuch gemacht, die Geschichte von fünfundzwanzig Jahren deutscher Lyrik in diesem Sinn zu schreiben, und in der That wird es die höchste Zeit, daß dem Ueberwuchern des Rein-Biographischen in der literaturgeschichtlichen Forschung ein Gegengewicht geschaffen wird. Während sich einzelne extreme Individualisten mit Eifer auf das Leben möglichst ausgesprochener Dichtersonderlinge werfen, wird auch das Lebensschicksal unserer großen Dichter immer wieder eingehend behandelt, ohne daß ihren Werken und namentlich der allgemeinen Weltanschauung, die sie mit den Werken ihrer Zeitgenossen theilen, ja die ihnen mit den gebildeten Ständen ihrer Tage im Ganzen gemeinsam ist, die erforderliche Aufmerksamkeit geschenkt würde. In hervorragendem Maß leidet, wie schon einmal an dieser Stelle hervorgehoben wurde, trotz vielen trefflichen Einzelheiten, an diesem Fehler die Goethe-Biographie von Richard Moses Meyer, dessen rabbinisch-spitzfindiger und nur allzu leicht giftiger Geist viel zu tief in pointirten Individualismen steckt, als daß er die Grundzüge der Weltanschauung eines Goethe zu zeichnen, geschweige denn in den Strom der Entwickelung zu stellen vermöchte. Diesen Fehler theilt sein Buch mit der ganzen Gruppe der Goethe-Biographien, die das Preisausschreiben der „Führenden Geister" aus der Erde gelockt hat und die heute den Büchermarkt unsicher machen. Da ist es denn doppelt erfreulich, daß wir gerade jetzt ein kleines Buch erhalten, das es sich zur Aufgabe macht, sich einzig mit Goethes Weltanschauung zu beschäftigen: „Goethes Weltanschauung" von Rudolf Steiner (Weimar, Felber 1897). Goethes gesammte Weltanschauung behandelt das Buch freilich nicht, und wer namentlich aus Goethes Gedankenlyrik allerlei kleine Perlen im Gedächtniß und in der lebendigen Anschauung trägt, Der wird manchen Spruch darin vermissen, des

Hosted by Google

Faust mit seiner unendlichen Fülle von Weltanschauungbekenntnissen noch gar nicht zu gedenken.

Wer kann wohl Goethes Weltanschauung schildern, ohne die Verse anzuführen:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

oder ohne des Antepirrhema zu gedenken:

So schauet mit bescheidnem Blick,
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wie ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber, herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt;
Das hat sie nicht zusammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann.

Dem gegenüber steht der Spruch über die Innenwelt des Menschen:

Im Innern ist ein Universum auch;
Daher der Völker löblicher Gebrauch,
Daß Jeglicher das Beste, was er kennt,
Er Gott, ja seinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erde übergiebt,
Ihn fürchtet und womöglich liebt.

Und bei so ausgesprochener Ueberzeugung doch jener eigenartige Begriff geistiger Duldung, der das letzte Drittel des achtzehnten Jahrhunderts auszeichnet:

Das „Unser Vater" ein schön Gebet,
Es dient und hilft in allen Nöthen;
Wenn Einer auch „Vater Unser" fleht:
In Gottes Namen, laß ihn beten.

Goethes eigenartige Geschichtbetrachtung, über die man als Motto seinen Spruch setzen könnte:

Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur Der ist werth, zu sprechen und zu dichten,

um ihn dem Wort aus Faust von der Herren eigenem Geist, darin die Zeiten sich bespiegeln, gegenüberzustellen, ordnet sich jenen allgemeinsten Grund-

Hosted by Google

zügen des realen Theiles einer Weltanschauung unmittelbar ein, der aber wieder ohne den ethischen Theil nicht eine vollständige Weltanschauung ausmacht. Beantwortet jener die Fragen: Wie schaut die Welt aus und wie ist sie geworden? so giebt diese Aufschluß über die andere nicht minder wichtige Frage: Was sollen wir thun? Was ist gut und was ist schlecht? Goethes sittliche Weltanschauung ist noch nie dargestellt worden; und jede Betrachtung, die sich auf einen asketischen Standpunkt stellt und seinen Worten, die über die eigentliche Kirchenmoral hinausgehen, nur als Lebensweisheit eine Stelle gönnen will, ist verfehlt. Goethes Wesen, der Kern seiner Persönlichkeit, läßt sich nicht tiefer fassen als in diesen Aussprüchen:

Nichts taugt Ungeduld,
Noch weniger Reue:
Jene vermehrt die Schuld,
Diese schafft neue.

Und gerade diese billige Lebensweisheit mit ihrer Zweck- und Thatenlosigkeit ist Goethe verhaßt:

Erkenne Dich! — Was soll Das heißen?
Es heißt: Sei nur! und sei auch nicht!
Es ist eben ein Spruch der lieben Weisen,
Der sich in der Kürze widerspricht.
Erkenne Dich! — Was hab' ich da für Lohn?
Erkenn' ich mich, so muß ich gleich davon.

In seinen Handlungen der eigenen Persönlichkeit Rechnung tragen: Das ist schon eine andere Lehre. Aber gerade diese Lehre braucht nicht gelehrt zu werden; die kann man nur fühlen. Und selbst der Spruch, den Werthers Geist aus seiner Höhle ruft:

Sei ein Mann und folge mir nicht nach!

hat nur Sinn, wenn er aus dem Wesen des Menschen quillt. Andere zu kennen, muß man probiren, um ihnen entweder zu schmeicheln oder sie zu kränken.

Was dem Enkel sowie dem Ahn frommt,
Darüber hat man viel geträumet;
Aber worauf eben Alles ankommt,
Das wird vom Lehrer gewöhnlich versäumet.

Und Das ist die Eigenart, die sich aber keineswegs in Nietzsches Sinne mit Haß vor der Welt verschließen soll, sondern höchstens dann und wann einmal ohne Haß. Aber unendlich mehr leistet, wer die Welt meistert, indem er sich ihren Verhältnissen fügt:

Verweile nicht und sei Dir selbst ein Traum,
Und wie Du reisest, danke jedem Raum;
Bequeme Dich dem Heißen wie dem Kalten:
Dir wird die Welt, Du wirst ihr nie veralten.

Hosted by Google

Aber lebendig bleiben muß der Mensch dabei. Sonst fehlt ihm „das Beste:"

Wenn Dirs in Kopf und Herzen schwirrt,
Was willst Du Bessres haben!
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben.

Das ist zwar nicht zehntausend Fuß über allem Menschlichen, aber dafür auch nicht zehntausend Fuß unter allem Gesunden.

Goethes Streben nach einer einheitlichen Weltauffassung hat sich auch der Frage nicht zu entziehen vermocht, wie es denn an der Stelle aussieht, wo die reale und die ethische Seite der Weltanschauung sich treffen, oder wie wir denn zu unserem Sittengesetz gekommen sind und welcher Geltungbereich ihm zugemessen ist. Das Leben hat ihm gezeigt:

Es leuchtet die Sonne über Bös' und Gute
Und dem Verbrecher glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

Er weiß, daß das Leben nicht nach dem Gesichtspunkt der Sittlichkeit die Güter vertheilt, sondern nach der Leistung:

Daß Glück ihm günstig sei, — was hilfts dem Stöffel?
Denn regnets Brei, — fehlt ihm der Löffel.

Aber doch giebt er dem Glauben an höhere Wesen, an das Göttliche, eine sittliche Grundlage. Des Menschen Beispiel, der sittlich wandelt, lehre uns Jene glauben. Das ist ein Stück Kant bei dem unkantischsten aller Menschen. Und in das selbe Gebiet fällt auch seine Anklage an die himmlischen Mächte:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Das ist nur eine ganz flüchtige Blüthenlese aus Goethes Lyrik, bei der nicht nur der Westöstliche Divan, sondern auch die Sprüche in Prosa und der ganze übrige Goethe unberücksichtigt geblieben sind. Sie ist nur dazu bestimmt, zu zeigen, auf welche Fragen man in einem Buch über Goethes Weltanschauung wohl Antwort zu erwarten berechtigt ist. Eine geschichtliche Abhandlung wird außerdem Nachdruck darauf zu legen haben, in welchen Zügen Goethes Weltanschauung mit der seiner Zeitgenossen etwa übereinstimmt, in welchen sie von ihr abweicht, und sie wird der Bedeutung und Begründung dieser Uebereinstimmungen und Abweichungen nachzugehen haben. Von Alledem ist in Steiners Buch mit keiner Silbe die Rede. Keine dieser Anführungen findet man bei ihm, mit Ausnahme des „Göttlichen", aus dem ein paar andere Verse citirt sind. Wenn trotzdem Steiners Buch ein gutes Buch zu nennen ist, aus dem nicht nur Meyer Etwas lernen kann, so kommt Das daher, daß das Buch unter einem falschen Titel erschienen ist. Es

Hosted by Google

müßte heißen „Goethes Naturanschauung“. Allein von dieser handelt es; denn auch die Abschnitte über die platonische Weltanschauung, ihre Folgen und ihr Verhältniß zu Goethes Ansichten, gehören in allen wesentlichen Punkten dahin. Das in seiner fast aphoristischen Form stark von Nietzsches Stil beeinflußte Buch ist auch insofern etwas einseitig, als es nur Seiten der goethischen Naturanschauung schildert, auf die den Verfasser sein eigenes Denken und Empfinden hinwies. Wenn aber auch dieser Umstand das Buch nicht unbrauchbar zu machen vermocht hat, so ist Das gewiß nicht unrühmlich für seinen Verfasser, der in dem engen Rahmen, den er mit seinem Bilde auszufüllen beabsichtigt, nicht nur auf überflüssige Striche verzichtet, sondern die Striche, die er macht, auch an die richtige Stelle zu setzen weiß.

Das achtzehnte Jahrhundert war in der Weltanschauung der Gebildeten auf einem ganz eigenen Wege zum Platonismus gelangt. Der Kernpunkt von Platos Weltanschauung ist, daß er die Gesammtheit Dessen, was wir in unserem Geist tragen, in zwei Fetzen zerreißt und dann beiden einen verschiedenen Ursprung zuweist, den sogenannten Ideen einen Ursprung aus einer ewig unveränderlichen Ideenwelt und den Bildern von der Außenwelt einen Ursprung aus Sinnestäuschung, um es kurz zu sagen. Denn er bestreitet der Außenwelt ja die Wirklichkeit. Gewiß hat das gesammte alte und mittelalterliche Christenthum diesen Zug übernommen; aber z. B. von der Weltanschauung des sechzehnten Jahrhunderts könnte man nicht sagen, daß er in ihm eine beträchtliche Rolle spielte. Erst als im folgenden Jahrhundert der Gegensatz zwischen dem guten Gott und dem Teufel philosophisch ausgestaltet wird und man dem Teufel dann am Ende des Jahrhunderts, wesentlich in Folge des Anstoßes, den Antonius van Dale und Balthasar Bekker gegeben hatten, beseitigt, entsteht in den Köpfen der Gebildeten der neue Gegensatz, der einer Renaissance des Platonismus Thür und Thor öffnet: der Gegensatz zwischen Gott und Welt. Um die Gesammtheit Dessen zu bezeichnen, was ist, sagt man „Gott und die Welt“, eine Bezeichnung, die in der trivialen Sprache noch heute fortlebt. Mit dieser Auffassung ist auch Goethes Jugend getränkt; und wäre sie ihm nicht in der Lehre im Elternhause und auf der Universität entgegengetreten, so hätte sie ihm aus tausend Büchern entgegenschauen müssen. Steiner geht so weit, das religiöse christliche Bekenntniß mit seinem Jenseitsglauben und seiner Verachtung der Sinnenwelt nur eine volksthümliche Form des Platonismus zu nennen und zu sagen, die Kirchenväter versetzten die platonische Ideenwelt einfach in den Geist ihres persönlichen Gottes. In diesem Geist seien die Urbilder, die Muster aller Dinge, enthalten, Gott habe die Welt nach diesen Urbildern geschaffen und regire sie ihnen gemäß. Ist Dem so, dann treten doch diese Züge immer stärker zurück; und seit dem Ausgang des

Hosted by Google

siebenzehnten Jahrhunderts ist ganz zweifellos eine stetig abnehmende Verachtung der Sinnenwelt festzustellen, ohne die jene zunehmende Hochhaltung alles Schönmenschlichen im achtzehnten Jahrhundert ja nicht möglich gewesen wäre, die doch gerade mit dem neuerweckten Platonismus Hand in Hand geht. Von Baco und Descartes aber ist ohne Vermittlung jenes Umschwunges in der Anschauung der Gebildeten durch Bekker nicht zu dem Platonismus des achtzehnten Jahrhunderts zu gelangen und eben so wenig zu dem Kants. Goethes Geist mit seinem starken Zuge zur Einheit, zum Monismus, sträubte sich heftig gegen diesen ihm von der geistigen Unwelt aufgedrungenen Zwiespalt und er überwand ihn in seinen besten Jahren, in der Epoche seiner Vollendung, um im Greisenalter, als seine Denkkraft nachgelassen hatte, wieder in ihn zurückzufallen, bei den „Müttern" seinen Faust die Urbilder alles Seins suchen zu lassen und an den Schluß seiner Faustdichtung den platonistischen Unfug zu setzen: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß." Diese Entwickelung vollzieht sich im Ganzen klar und rein; einige Schwankungen sind, namentlich in trüben Zeiten, dabei natürlich nicht ausgeschlossen, und wer Goethes Weltanschauung verstehen und sehen will, wie Goethe häufig zu so verschiedenartigen und einander theilweise oder ganz widersprechenden Aussprüchen kam, Der wird von ihr ausgehen müssen. Auch in der Epoche seiner Vollendung ist Goethe nicht ganz frei von Resten der platonischen Weltauffassung; aber sie treten doch so zurück wie zu keiner anderen Zeit; und wenn er in seinem Gedicht „Das Göttliche" einen deutlichen Schritt nach Kants Kritik der praktischen Vernunft macht, so ist Das ein kleiner Seitenschritt, von dem er bald auf die Hauptbahn zurücklenkt. Aber der Theologe Goethe, wie er in seinen Aeußerungen zu Eckermann zu uns spricht, und der Spekulant Goethe, der in manchen Worten an Zelter zum Ausdruck kommt, sind, wenn auch etwas übertrieben, so doch keineswegs unwahre Gestalten. Nur muß man allerlei Auffassungen in Abzug bringen, die bei dem Hörer unvermeidlich waren, die aber doch nicht in Goethes Sinn lagen. Der Begriff, den Eckermann mit dem Wort Religion verbindet, ist ein ganz anderer als der, den Goethe meint. Für Goethe ist das Wort Religion gleichbedeutend mit Weltanschauung. Jedes Weltbild und jede sittliche Ueberzeugung, jede Weltansicht, ist ihm Religion; und er weiß, daß die Erkenntnißstufe, auf der der Mensch steht, für diese Weltanschauung das Bestimmende ist und nicht irgend ein Glaube, den der Beschränkteste auch haben kann. „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, Der hat auch Religion", hat er geschrieben; „Der hat auch eine Weltanschauung", würden wir sagen. „Wer aber Beide nicht besitzt, Der habe Religion", d. h. Dem ist wenigstens zu wünschen, daß er doch irgend einen Standpunkt einnehme, von dem aus er die Dinge einheitlich betrachten kann.

Steiner stellt eine Lücke in Goethes Erkennen fest: er hat sich nie bei

Hosted by Google

seinem Erkennen belauscht und deshalb fehlt ihm die letzte befreiende Vorstellung von dem Erkenntnißakt selbst und damit auch die Grundlage für die Erkenntniß Dessen, was außerhalb unseres Menschengeistes vorgeht. Denn die innere Seite des Geschehens können wir eben nur an uns selbst beobachten. Er hat nie hinter die Coulissen des menschlichen Erkennens geschaut und deshalb die Idee des Weltgeschehens in dessen ureigenster Gestalt, in seiner höchsten Metamorphose, nie in sein Bewußtsein aufgenommen. Aber noch verhängnißvoller ist Goethe vielleicht der Mangel einer anderen Vorstellung geworden: der Begriff der Weltanschauung-Entwickelung durch die Jahrhunderte und der Abhängigkeit aller Poesie von ihr ist ihm verschlossen geblieben. Weil die fortschreitende Philosophie ihm gewisse Gefühlswerthe zerstörte und die neuen Anschauungen, die sie ihm gab, in seinem Fühlen nicht gleich feste Wurzel schlugen, glaubte er, die Philosophie zerstöre alle Poesie. Daß diese neuen Anschauungen mit der Zeit ebenfalls zu hohen Gefühlswerthen für ihn werden würden, daran dachte er nicht und deshalb wies er sie schroff ab. Daß sich die Zeit über ihn hinaus entwickelte, daß ein junges Geschlecht emporwuchs mit neuen Anschauungen und neuen Begleitgefühlen: Das kümmerte Goethe nicht. Er, der sonst von der Selbstbeobachtung so gering dachte, stand hier so ganz im Bann seines persönlichsten Erlebens, daß er nur auf sich selbst den Blick richtete. Als ein Freund ihm den Inhalt des Faust auf das Stichwort bringen wollte: „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges stets bewußt," da erwiderte Goethe ablehnend: „Das wäre ja Aufklärung; Faust endet als Greis; und im Greisenalter werden wir Mystiker;" und an einer anderen Stelle hat er gesagt: „Der Greis jedoch wird sich immer zum Mystizismus bekennen; er sieht, daß so Vieles vom Zufall abzuhängen scheint."

Was Goethe über das Wesen und den Begriff des Lebens, über den Menschen als physiologischen Organismus, über Mensch und Thier, über die Pflanzen- und Steinwelt, über Stoffe und Kräfte, über die Bildung organischer Gestalten und über deren Lebensbedingungen, über Physik, Licht und Farbe, Optik und Sinneswahrnehmung im Allgemeinen, über Mechanik und Erdgeschichte dachte, Das hat Steiner in gründlicher und geschmackvoller Weise zusammengestellt, obgleich die Anordnung viel zu wünschen übrig läßt und auf schon erledigte Punkte in der Darstellung immer wieder zurückgegriffen werden muß. Zur planmäßigen Darstellung eines Gebietes wie Goethes Naturanschauung ist der Aphorismus so ungeeignet wie möglich und bei einem Objekt wie Goethe, bei dem Alles zusammenhängt und nichts vereinzelt steht, ein geradezu unglückliches Ausdrucksmittel. Steiners Buch ist ein schätzenswerther Beitrag zur Kenntniß von Goethes Naturbetrachtung; aber auf ein Buch über Goethes Weltanschauung warten wir noch immer.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Hosted by Google

Sie konnten zusammen nicht kommen.

„Aber, wenn ich es Ihnen sage, liebste Adele: er interessirt sich für Sie," behauptete Hans Finkes Tante.

„O nein! Er denkt nicht daran."

„Doch, doch. Ich verstehe mich ja auch darauf; und übrigens kenne ich ihn. Er ist nun einmal so. Er behält Alles für sich."

„Er hat nicht so zu sein. Er hat zu sein wie andere Männer," entgegnete Frau Adele sehr gereizt. „Es ist wohl ein Zeichen von Interesse, wenn er mir absagt, sobald ich ihn einlade? Oder fortdrängt, wenn er mit mir zusammen ist? Oder ausbleibt, wenn ich erwarte, daß er kommen wird, mich abzuholen? Möglich, daß die Männer zu Ihrer Zeit so waren, meine liebe Frau Finke. Die Männer von heute sind anders. Wenn eine Frau ihnen gefällt, haben sie das Bestreben, dieser Frau auch zu gefallen. Und Alle wissen, daß man einer Frau entschieden mißfällt, wenn man niemals Zeit für sie hat. Das weiß selbst der Dümmste. Und gerade Ihr Neffe sollte es nicht wissen?"

„Er hat den Kopf so voll!"

„Ja! Aber nicht von mir. Und ich bleibe dabei: ich reise ab. Morgen schon. Zu Hause wissen die Leute doch, was sie an mir haben. Hier aber bin ich der reine Niemand. Widersprechen Sie mir nicht! Ich weiß, was ich weiß, und ich weiß, daß ich Recht habe."

Frau Finke stieß einen schweren Seufzer aus. Schade, jammerschade, daß diese Geschichte nicht zum Klappen kommen wollte. Und scheinbar wäre es so leicht, so einfach, müßte sich, wie man glauben sollte, von selbst machen. Aber es machte sich nicht.

Frau Adele war auf Besuch in Wien, das sie vor zwölf Jahren verlassen hatte, um dem ihr angetrauten Gatten nach Brünn zu folgen. Sie war jung, hübsch und arm gewesen, ihr Gatte von diesen drei Dingen das gerade Gegentheil. Das kommt häufig vor. Adele befand sich auch ganz wohl dabei und war zufrieden, einen reichen alten Mann zu bekommen. Sie blieb ihm auch treu, denn sie hatte Grundsätze. Nach und nach aber begann sie eine große Leere in der Brust zu verspüren, ihr reich bestelltes Haus und den immer schläfrigen alten Herrn, den sie Gatten nannte, öde und abgeschmackt zu finden und sich nach Kindern zu sehnen. Aber kein Kind kam, der alte Herr wurde immer schläfriger und Frau Adele immer ungeduldiger. Da erkrankte der Gatte, war lange krank und starb: gerade zur rechten Zeit, denn viel länger hätte Adele dieses Leben nicht aushalten können; sie wäre am Ende sogar ihren Grundsätzen untreu geworden.

Nun war sie frei, — frei, vermögend und unabhängig. Natürlich meldeten sich Freier: alte und junge. Aber Frau Adele zögerte. Sie wollte nicht vorschnell wählen, wollte langen und bangen lassen und in der zweiten Ehe das Glück der Liebe kennen lernen, von dem sie in der ersten nichts zu fühlen bekommen hatte. Doch sie verliebte sich nicht. Lags an den Bewerbern oder an ihr: sie wußte es nicht. Sie wußte nur, daß sie sich absolut in keinen verlieben konnte. Das war unangenehm. Die Zeit verging, sie war seit zwei Jahren Wittwe, war schon fünfunddreißig Jahre alt und die Liebe wollte nicht kommen.

Hosted by Google

Adele langweilte sich, wurde unruhig, reizbar — Aerzte würden sie hysterisch genannt haben —, führte gegen ihre Bewerber spitze und verächtliche Reden und beleidigte die Herren. Endlich faßte sie, um sich zu zerstreuen, den Entschluß, eine Reise zu unternehmen, fuhr nach Wien und quartirte sich in einem Hotel ein. In einem Hotel sieht man viele Leute und wird von vielen gesehen. Aber auch im Hotel war nichts Rechtes los. Die Reisenden hielten sich selten im Hause auf, im Speisesaal war es leer und eine table d'hôte gab es nicht. Ein einziger Herr, der Adele halbwegs gefallen hatte, entpuppte sich bei näherer Bekanntschaft als Ehemann und Vater von drei Kindern. Adele begann, das Hotel als eine hoffnungslose Sache aufzugeben, und frischte alte Beziehungen, Bekanntschaften aus ihrer Mädchenzeit, wieder auf. Dabei gerieth sie auch auf Frau Finke, die mit ihren Eltern befreundet gewesen war, und im Hause der Frau Finke wurde sie von ihrem Schicksal ereilt.

Dieses Schicksal trug männliche Züge und führte im bürgerlichen Leben den Namen Hans Finke. Er gefiel der nach Liebe begehrlichen Wittwe sofort, sozusagen auf den ersten Blick. Sie war robust, von Gesundheit strotzend und er klein und zart. Sie hatte blühende Farben und er war bleich. Sie war blond und er dunkel. Und eine so niedliche Stupsnase hatte er, — es war gar nicht zu beschreiben, wie niedlich diese Nase war. Der Selige hatte ein wahres Ungethüm von einer Nase im Gesicht stehen gehabt und Frau Adele schwärmte seitdem für Stupsnasen. Kein Wunder, daß Hans Finke Eindruck auf sie gemacht hatte. Aber auch sein Wesen gefiel ihr. Er hatte, wie man sagt, Charakter. Er war ein höchst anständiger Mensch. Und bescheiden war er auch. Allzu bescheiden; fast hätte man sagen können: dumm. Er merkte nichts und verstand nichts und schwieg verschüchtert, wenn Frau Adele, ärgerlich über seine Begriffsstutzigkeit, ihm unfreundliche Dinge sagte. Aber Alles hätte sich ertragen und wohl auch ausgleichen lassen, wenn nur Eins nicht gewesen wäre: das Schlimmste. Nämlich, daß er niemals Zeit für sie hatte. Das entschuldigte sie nicht und vergab sie nicht.

Sagte sie, zum Beispiel, zu ihm: „Wollen Sie morgen mit mir im Hotel speisen?" dann wurde er verlegen und antwortete stammelnd: „Morgen geht es leider nicht. Gerade morgen habe ich so viel zu thun . . . Vielleicht ein anderes Mal, wenn es Ihnen angenehm ist?"

Aber es war ihr nicht angenehm. Sie war schon böse. Ihre anderen Bewerber eilten auf den ersten Wink herbei.

„O, ich bestehe ja nicht darauf", sagte sie kühl. „Wer weiß, wann Sie Zeit haben! Und übrigens . . . kann ich ganz gut allein zu Mittag essen. Mir ists keine Gnade, wenn Jemand mir Gesellschaft leistet."

Er schwieg, sah bestürzt aus und fühlte sich im Stillen gekränkt. Aber seinen Fehler gut zu machen, was so leicht gewesen wäre, fiel ihm nicht ein.

Sie trafen einander im Hause der Tante. Er hing an dieser alten Tante und erholte sich bei ihr. Daheim hatte er keinen Frieden. Er kam am Abend, trank ein Glas Bier bei ihr, blieb eine halbe oder eine ganze Stunde und eilte dann wieder fort. Täglich kam er nicht und er kam auch nicht immer zur selben Stunde: bald vor, bald nach dem Abendbrot, wann er gerade Zeit hatte oder in der Nähe ihres Hauses war. Frau Adele erschien auch nicht täglich. Da es

Hosted by Google

nur seinetwegen geschah, nur um ihn zu sehen, wollte sie nicht täglich kommen. Sie wollte ihm nicht „nachlaufen". Manchmal kostete es sie eine harte Selbstüberwindung, ein paar Tage auszubleiben. Aber Das mußte sie doch thun, nicht wahr? Sie mußte doch auch ein Bischen auf sich warten lassen. Das war sie ihrer weiblichen Würde schuldig. Doch es war hart. Sie hatte nichts zu thun, als an ihn zu denken und sich nach ihm zu sehnen. Schrecklich lange dünkte es sie, wenn sie ihn einmal drei oder vier Tage nicht gesehen hatte. Sie wartete auf eine Entschädigung für ihr Entbehren, sie glaubte, daß beim endlichen Wiedersehen sich etwas Besonderes ereignen müßte und würde, sie zog mit bebenden Fingern an der Klingel und trat laut klopfenden Herzens in die Stube. . .

Er war nicht da, war gerade gestern da gewesen, würde heute wahrscheinlich nicht kommen. So sagte ihr die Tante.

Gerade gestern; und heute wahrscheinlich nicht. Natürlich! Er traf ja immer das Verkehrte. Ihre Sehnsucht verwandelte sich in bitteren Verdruß. Sie hätte ihn prügeln mögen.

Oder sie kam, um ihn nicht zu verfehlen, recht zeitig; viel zeitiger, als er jemals zu erscheinen pflegte. Saß da, schwatzte mit der Tante, horchte auf jeden Tritt draußen, bekam Herzklopfen, wenn es klingelte, wartete Stunden lang auf ihn, . . . und er blieb aus. Das nächste Mal kam sie spät. Er war eben fortgegangen. Vor wenigen Minuten. Ein Wunder, daß sie ihm nicht auf der Straße begegnet war. Manchmal wieder verdroß sie das Warten auf ihn und sie brach früh auf. Er würde ja doch nicht mehr kommen. Natürlich kam er doch. „Sie waren kaum weggegangen, als er kam", sagte ihr die Tante beim nächsten Besuch. „Wirklich ärgerlich."

Aergerlich? Ein Verhängniß wars. Sie erstickte vor Wuth und grämte sich auch, denn sie hatte ihn lieb.

Wenn sie allein war, zerbrach sie sich den Kopf über ihn, sein Empfinden für sie und sein ewiges „Nicht-Zeit-Haben." Was hatte er denn immer zu thun, gerechter Gott! Er war Kaufmann, hatte ein Geschäft. Nun gut. Aber Das haben Andere auch. Haben meinetwegen am Tage zu arbeiten. Doch sie sind am Abend frei. Und an Sonn- und Feiertagen. Er aber war nie frei. Wem gehörte denn alle seine Zeit? Nur dem Geschäft? Ein entsetzlicher Verdacht regte sich in ihr: er hatte eine Liebschaft! Gewiß, gewiß hatte er eine. Alle Männer haben ja so Etwas. Und sie war die Närrin, die dasaß und Stunden lang auf ihn wartete . . .

Aus ihm war nichts herauszubringen. Nie sagte er, von wo er kam oder wohin er ging. Nur einmal bemerkte er auf einen Vorwurf Adelens, die gerade böse auf ihn war, weil er wieder einmal für irgend Etwas, das sie vorgeschlagen hatte, keine Zeit zu haben vorgab: „Ich bin kein freier Mensch. Ich kann nicht thun, was ich thun möchte. Sie sollten mich lieber bedauern, statt mich anzuklagen."

Warum war er nicht frei? Wer oder was engte ihn denn ein? Er sah oft so traurig aus, so müde. Dann strömte sie über von Mitleid. Aber ihm dieses Mitleid zeigen? Gott bewahre! Wer weiß, worüber er sich sorgte. Vielleicht war ein Frauenzimmer dabei im Spiel. Und da hätte sie, sie trösten und bedauern sollen? Lieber sterben. Aber wenn sie fern von ihm war und allein in ihrem Hotelzimmer saß, überkam sie ein zärtliches Mitleid mit ihm und sie

Hosted by Google

hätte Gott weiß was Alles gegeben, wenn sie ihn hätte trösten und liebkosen dürfen. Sie besaß eine Photographie von ihm, ein Kabinetbild, das sie heimlich aus dem Album der Tante entwendet und in einen Rahmen gesteckt hatte. Das Glas, das die Photographie schützte, wies beständig verdächtige Flecken auf; besonders um den Mund des Bildes herum. Frau Adele küßte es so oft. Und dann hauchte sie es wieder an, rieb das Glas mit ihrem parfumirten Taschentuch ab, um die verdächtigen Flecken zu entfernen, und gab dem Bilde zärtliche Kosenamen. „Hansi" nannte sies und lieber noch „Hansele". Hansele klang noch netter. Paßte so gut zur Stupsnase. Sie tröstete ihren Hansele, fragte, was ihm denn fehle, überhäufte ihn mit Komplimenten über seine Schönheiten, schwatzte zärtlichen Unsinn mit ihm. Das Gethue mit dem Bild stimmte sie natürlich sentimental und sehnsüchtig. Sie konnte kaum erwarten, das Original wiederzusehen. Und wenn sie es wiedersah, war die Tante dabei. Immer war die Tante dabei. Und man sagte „Herr Finke" und „Gnädige Frau" zu einander und war förmlich. Kaum, daß man sich flüchtig die Hände reichte. Und er blieb nur kurze Zeit, hatte zu thun, mußte fort. Und wieder erstarb die Sehnsucht in ihrer Brust und wieder war sie böse. Und wenn sie ein paar Tage lang sich kasteit und ihn gemieden hatte, war die Sehnsucht wieder da und es zog sie übermächtig zum Hause der Tante . . .

Es war ein Elend. Mit einem Beigeschmack von Komik. „Er macht sich nichts aus mir", sagte sich Adele oft und oft. „Ich reise ab." Und sie verschloß das Hansele-Bild in einer Lade. Er war in Ungnade gefallen. Aber am nächsten Tage holte sie es wieder hervor. Er sah so süß aus auf dem Bilde . . . und vielleicht machte er sich doch Etwas aus ihr. In aller Stille, versteht sich. Doch er war nun einmal „so". Seine Tante sagte es auch.

„Alle Finkes sind so", belehrte die Tante Frau Adele. „So verschlossen. Glauben Sie, daß er sich mir anvertraut? Keine Spur! Dennoch weiß ich, was auf ihm lastet, und daß er so gebunden ist, wie nur ein Mensch gebunden sein kann."

„Gebunden?" Adele war leichenblaß geworden. „Ist er am Ende . . . verheirathet?" brachte sie mühsam und stockend heraus. Daran hatte sie noch gar nicht gedacht. Und Das wäre natürlich das Entsetzlichste.

„Nein", sagte die Tante. „Aber schlimmer als verheirathet."

Frau Adele schüttelte den Kopf. Etwas Schlimmeres gab es nicht. Wenigstens für sie nicht.

Die Tante erzählte ihr Hans Finkes jammervolle Geschichte. Das Geschäft, ein altes Geschäft, so ein Erbstück, das vom Vater auf den Sohn übergeht, hatte Hansens älterem Bruder gehört. Und der Bruder hatte Unglück gehabt; war auch leichtsinnig gewesen. Der Konkurs hatte gedroht und das Zuchthaus. Der Bruder hatte sich mit den Seinen umbringen wollen. Er war natürlich verheirathet und hatte ein halbes Dutzend Kinder. Solche Leute sind immer verheirathet und haben immer viele Kinder. Das gehört mit dazu. Hans Finke aber hatte Alles verhütet: Konkurs, Zuchthaus und Familientragoedie. Doch mit welchen Opfern! Schulden waren abzutragen, das Geschäft wieder in Gang zu bringen. Und Hans mußte sich erst hineinarbeiten. Er war in einer Bank angestellt gewesen und im Waarengeschäft nicht bewandert. Aber er arbeitete sich durch. Das Geschäft war für ihn die Familienehre. Er wollte

Hosted by Google

und mußte es retten. Und darum war er angehängt wie ein Kettenhund: ein Sklave der übernommenen Pflichten, niemals frei, immer beschäftigt und immer in Sorgen. Und zu Hause hatte er auch keinen Frieden. Sein Bruder und dessen Familie wohnten bei ihm. Der Bruder war zu nichts zu gebrauchen und stand ihm nur im Wege. Die Schwägerin keifte und weinte beständig. Von den Kindern war wenigstens immer eins krank. Die gesunden machten einen Höllenlärm. Keine rechte Ordnung im Hause und keine Behaglichkeit. Und wer was brauchte, wer sich über Etwas zu beklagen hatte, wandte sich an Hans Finke. Alle zogen und zerrten an ihm, nicht für einen Tag ließen sie ihn in Ruhe. Aber er hielt Alles aus. „Die Finkes sind so, wenn es rechte Finkes sind", sagte die Tante voll Stolz. „Und er ist ein echter Finke."

Das war ja sehr schön und sehr ehrenhaft. Frau Adele bestritt es nicht. „Aber was hat er schließlich davon?" wagte sie doch einzuwenden.

„Was er davon hat? Das Bewußtsein."

„Das ist aber auch was!"

„Für einen richtigen Finke Alles: nicht mehr und nicht weniger. Und er wird das Geschäft wieder in die Höhe bringen. Es wird ihn und die Seinen ernähren und er wird am Ende noch ein reicher Mann."

„Wenn ers aushält."

„Ja, Das ist die Frage. Aber die Finkes sind nun einmal so; sie erreichen ihr Ziel oder sie erliegen. Aber sie kehren nicht auf halbem Wege um."

Das war ja wieder sehr schön, daß die Finkes gerade so waren. Aber unbequem wars auch.

„Warum nimmt er nicht lieber eine reiche Frau?" meinte sie fragend und wurde roth.

„Der!?" Die Tante schlug die Hände zusammen. „Jetzt, wo er noch in Schulden steckt? Da kennen Sie ihn schlecht. Das hielte er einfach für unanständig."

„Aber wenn die Frau ihn liebte, ihm gern mit ihrem Geld helfen würde.. ?"

„Dann erst recht nicht. So Etwas ist nichts für ihn. Er ist sehr feinfühlend und sehr stolz. Wenn eine Frau ihn liebt" — und die Tante sah Frau Adele bedeutungvoll an —, „muß sie schweigen, Geduld haben und warten. Er wird sich herauswinden, — und dann denkt er wohl an die Liebe und den Ehestand. Doch eher nicht. Er glaubt, dazu kein Recht zu haben, so lange seine Verhältnisse so verwickelt sind. Selbst wenn er Jemanden lieb hätte" — und wieder sah sie ihr Gegenüber bedeutungvoll an —, „würde ers verschweigen. Es ist so, wie ich Ihnen sage. Ich kenne ihn."

Adele war einigermaßen beruhigt. Er hatte keine Frau, keine „Liebschaft", nichts. Nur Sorgen und Lasten. Das Bild wurde wieder hervorgeholt und hatte wieder Flecken. Besonders um den Mund herum.

Eine Zeit lang ging Alles vortrefflich. Adele war weich, gütig, voll Theilnahme. Hans Finke fühlte sich sehr wohl. Sie gingen nicht so oft wie früher an einander vorbei, sie sagten sich, wann sie zur Tante kommen würden, sie waren friedlich. Aber sobald Adele die engen Grenzen erweitern und mehr von ihm haben wollte als die kurzen Begegnungen im Hause der Tante, strikte er. Einige Male verschluckte sie sein Ausweichen, dann aber ward sie böse. Würde

Hosted by Google

es denn niemals anders werden? Sie blieb aus; und Das kränkte ihn. Sie begegnete ihm kühl und abstoßend; und er wußte nicht, warum. Für ihn stand es fest, daß er nicht anders sein konnte, nicht anders handeln durfte. Er gehörte nicht sich selbst an. Er hatte eine Aufgabe zu bewältigen. Wenn sie ihm wirklich gut wäre, müßte sie ihn und seine Lage begreifen. Weshalb blieb sie nicht friedlich? Was that er ihr denn?

Je nun: sie war ein Weib. Für sie war die Liebe das Höchste und sie fand sein Geschäft und seine Aufgabe sehr unbeträchtlich im Vergleich zur Liebe. Sie hatten immer Zank mit einander. Das heißt: sie zankte, behandelte ihn ungnädig und sprach mit Wärme von ihren Bewerbern daheim. Natürlich, um ihn eifersüchtig zu machen. Aber sie kränkte und verschüchterte ihn nur. Er war nicht eingebildet, leider gar nicht eingebildet und legte ihr ungnädiges Benehmen und ihr Geschwätz von den Freiern für Gleichgiltigkeit gegen ihn aus. Und diese Deutung machte ihn unsicher und zurückhaltend ihr gegenüber. „Ich habe mich in ihr getäuscht," sagte er sich. Sie sprach mitunter von Abreise. Natürlich wieder nur, um ihn aufzustacheln, um ihn zu veranlassen, aus seiner Reserve herauszutreten. Er verstand nicht. Er war furchtbar dumm. „Sie hat Heimweh, weil hier nichts sie bindet," dachte er, ließ sie von Abreise reden, sah vor sich hin und schwieg. Wozu in sie dringen, zu bleiben? Sie wollte fort. Mochte sie ihren Willen haben.

Und so standen die Dinge heute. Recht schlecht standen sie. Auch die Tante sah Das ein. Auch sie begann, sich im Stillen zu ärgern, daß ihr Neffe ein allzu echter Finke war. Adelens immer wieder auftauchende Drohung, daß sie abreisen würde, war beängstigend. „Er würde mit dieser Frau ein solches Glück machen," dachte die Tante. „Und er läßt es sich entgleiten. Er ist ein Esel. Hübsche, reiche und umworbene Frauen warten nicht lange. Das ist nichts für sie. Für Wittwen schon gar nichts. Es giebt nichts Heirathlustigeres als Wittwen. Sie sind an einen Mann gewöhnt. Er fehlt ihnen. Daß er Das nicht einsieht, der Dummkopf! Sie würde ihn nehmen, mit allen seinen Schulden. Wenn er doch ein Bischen weniger ehrenhaft, ein Bischen weniger anständig wäre! Ich schätze sie ja, die Finkes. Habe selbst einen Finke zum Mann gehabt und weiß, wie sie sind. Aber was zu viel ist, Das ist zu viel."

Und sie redete Adelen zu: nur noch ein Bischen Geduld möchte sie haben; sie, die Tante, wolle dem komischen Menschen einen Wink geben. . .

Dagegen erhob Frau Adele energisch Einspruch. Nichts da, Wink geben. Sie lasse sich Niemandem antragen. Wenn ein Mann nicht von selbst komme, pfeife sie auf ihn.

Das klang nicht fein, aber Adele war eben wüthend. Und eine höhere Töchterschule hatte sie nicht besucht.

„Also keinen Wink," sagte die Tante einlenkend.

„Nein. Und ich will" . . .

Doch was sie wollte, sagte sie nicht.

Sie wollte noch einmal einen Versuch machen. Zum letzten Mal. Und sie schrieb, als sie nach Hause gekommen war, ein zierliches Billet an ihn, eine Einladung zu einem Souper im Hotel. Es war eine neckische Epistel, voll scherzhafter Bemerkungen über des Empfängers ewiges „Nicht-Zeit-Haben" und

Hosted by Google

sehr liebenswürdig gehalten. Nur drei grammatische Fehler waren darin und einige Beistriche waren ausgefallen. Aber Das macht nichts. Auf den Ton kommt es an. Adele war sehr zufrieden. Sie scherzte und koste mit „Hansele" und das Bild, das wieder verdächtige Flecken hatte, ruhte in der Nacht unter Adelens Kopfkissen. Zum ersten Mal.

Am nächsten Tag empfing sie seine Antwort: eine Absage.

Daß sich gerade für diesen Abend ein Gläubiger angesagt hatte, den man durchaus nicht bei Seite schieben durfte, verschwieg ihr der Schreiber. Sie lachte auf, als sie den Brief las. Und dann weinte sie. Und dann klingelte sie dem Zimmerkellner und forderte die Rechnung. Dann packte sie ihre Koffer. Und dann fuhr sie nach dem Nordbahnhof.

Drei Monate später schickte sie der Tante — nicht ihm — ihre Verlobunganzeige: mit einem Major a. D., der für sie immer Zeit hatte und niemals absagte. Er war auch wohl konservirt und trug einen martialischen Schnurrbart. Also immerhin Etwas.

Die Tante zeigte ihrem Neffen die Anzeige. Er sah sie an, sagte: „So, so!" und sonst nichts.

„Du hättest sie haben können," bemerkte die Tante vorwurfsvoll.

Er schwieg.

„Sie war verliebt in Dich, Du Esel," fuhr die Tante fort.

„Ach wo!" sagte er. Und die Abreise ohne Abschied? Die schnelle Verlobung? Eine schöne Liebe! Er sprach von anderen Dingen.

Aber als er wieder daheim war und als endlich Alle schliefen und er in seinem Bett lag, weinte er leise und heimlich in seine Kissen.

Und sie? Sie sah zur selben Stunde das Bild an. Und ein Volkslied ging ihr durch den Sinn:

„Sie konnten zusammen nicht kommen:
Das Wasser war viel zu tief."

Er war viel zu dumm gewesen: Das war in ihrem Falle das viel zu tiefe Wasser.

„Ach Hansele! Hansele!"

Dann packte sie eine Art von Wuth. So Etwas! Etwas so Lächerliches. Wenn zwei Menschen einander lieb haben! . . . Und in ihrer Wuth über ihn zerriß sie das Bild.

Wenige Monate später wurde sie Frau Majorin a. D. Sie war es zufrieden. Aber . . . ein Anderer wäre ihr doch lieber gewesen. „Es giebt eben nur eine Liebe!" dachte sie, als sie von der Trauung nach Hause kam. „Das Andere ist nur Surrogat."

Und sie weinte ein Bischen. Schade, schade, daß man fast nie den Rechten kriegen kann! Aber wars ihre Schuld?

„Das Wasser war viel zu tief."

Was war da zu machen gewesen? Und mit einem Seufzer wandte sie sich ihrem Gatten zu.

Admont. Emil Marriot.

Hosted by Google

Weshalb ich mein letztes Drama zerriß.

Im April dieses Jahres wurde von der „Dramatischen Gesellschaft“ mein dreiaktiges Drama „Gertrud“ zur Aufführung gebracht. Bei der Kritik fand das Stück eine wohlwollende Aufnahme. Ich selbst betrachtete es als eine dramatische Charakterstudie, die nach längerer, durch Krankheit verursachter Pause in meiner dramatischen Produktion als ein Uebergang zu neuer Thätigkeit gelten kann. Sie streifte ein Problem, sie gab erste Skizzen und Studien zu Charakteren, sie war gewissermaßen eine Vorarbeit zu einer größeren, in der jenes Problem erst so recht entwickelt und jene Charaktere entfaltet und ausgestaltet werden sollten. Am Anfang dieses Jahres schrieb ich diese größere Arbeit. Es war ein fünfaktiges Drama, „Die Feindlichen“ betitelt, auf dessen im Herbst bevorstehendes Erscheinen die berliner Tageblätter schon aufmerksam machten. Ich will erzählen, weshalb dies Drama nun doch nicht erschienen ist und auch nicht zur Aufführung gelangen wird, und was mich bewog, das Manuskript zu zerreißen.

Ich habe es nicht zerrissen, weil mir der künstlerische Werth meines Dramas zweifelhaft gewesen wäre: im Gegentheil, ich bin der Ueberzeugung, daß es die beste und reifste Arbeit war, die ich überhaupt bis jetzt zu Stande gebracht habe. Nein, die Vernichtung dieser Arbeit war nur eine Temperamentssache. Man bekommt es eben satt, irgend eine werthvolle künstlerische Arbeit in eine Oeffentlichkeit zu bringen, der überhaupt jegliches Vermögen abgeht, mit einem Kunstwerk, das ernstlich diese Bezeichnung verdient, etwas anzufangen.

Im Mai fuhr ich mit meinem fertigen Manuskript nach Berlin und las die Arbeit zunächst einigen Freunden vor. Sie fand eine uneingeschränkte Anerkennung, man gratulirte mir zu meinem neuen dramatischen Aufschwung, nannte die Arbeit das Beste, was mir bisher gelungen sei, und weissagte ihr allen Erfolg. Ich freute mich, ein Gefühl, das ich selbst meiner Arbeit gegenüber hatte, bestätigt zu finden, und machte mich nun wohlgemuth daran, sie unter Dach und Fach zu bringen. Zunächst las ich sie dem Direktor des Lessing-Theaters, Herrn Neumann-Hofer, vor. Er bezeugte das größte Interesse, gestand mir seine aufrichtige Schätzung ihres künstlerischen Werthes und wollte sich im Uebrigen die Angelegenheit überlegen; denn ein Theaterleiter ist ja nicht nur Theaterleiter, sondern — und, wie man weiß, in unseren merkantilischen Zeitläuften in erster Linie — Geschäftsmann, dessen erstes, zweites und drittes Gesetz und Gebot Kassenerfolg heißt. Da er sich nun nachträglich diesen Kassenerfolg von meinem Drama nicht versprechen konnte, sah er sich zu seinem großen und aufrichtigen Bedauern genöthigt, von einer Aufführung des Dramas Abstand zu nehmen. Natürlich nahm ich ihm Das nicht übel; aber immerhin: der Humor von der Sache fing bereits für mich an.

Nämlich, — so ein naiver Dramendichter mit wirklich künstlerischem Gewissen und künstlerischen Absichten und mit anerkanntem Können denkt ja in seinem beschränkten Laienverstande: Lieber Gott, mag es angesichts des geistigen und ästhetischen Bildungniveaus unseres verehrlichen Theaterpublikums ja auch richtig sein, daß sich ein Theaterleiter von der Aufführung eines ernsthaften Werkes keinen nennenswerthen Kassenerfolg versprechen darf: immerhin könnte er sich am Ende doch mal die ideale Anwandlung gestatten, auch Etwas für die liebe Kunst

Hosted by Google

zu thun, und, wenn namentlich ein solches Drama für Ausstattung fast gar keine Kosten verursacht, wie das meine, seine Aufführung riskiren. Man meint, Das könne ihn noch nicht bankerott machen. Aber Das sind ja eben so . . Laienansichten.

Da ich nun in gewisser Hinsicht trotz Alledem bei solchen Gelegenheiten über der Situation zu stehen pflege, so fing, wie gesagt, der Humor bereits für mich an. Nun schreibt man ja aber mal nicht lediglich zu seinem eigenen Privatvergnügen; und so machte ich denn weitere Versuche, packte das Manuskript ein und sandte es mit einem schönen Schreibebriefe an den Herrn Direktor Dr. Brahm und das Deutsche Theater.

Naiv, wie ich immer noch bin — man ist eben mal Dichter! —, hoffte ich, es würde mir gerade hier nicht so besonders schwer werden und Dr. Brahm würde mir neben meinem lieben Freunde Gerhart Hauptmann, den übrigens — man denke! — kürzlich einige Kritiker sich nicht entblödet haben, meinen „erfolgreichen Schüler" zu nennen, wenigstens ein kleines Wörtchen verstatten. Manche andere Kritiker haben gerade dem Herrn Dr. Brahm Das als so Etwas wie eine moralische Pflicht zugemuthet. Ich für meine Person muthe nun allerdings natürlich Herrn Dr. Brahm keinerlei „moralische Pflicht" zu. Aber trotzdem: man hofft eben. Denn ich gab natürlich nichts auf eine Aeußerung, die ich im vorigen Jahre las, Herr Dr. Brahm und Gerhart Hauptmann hätten — während der Zeit meiner Krankheit! — eine Aufführung meines „Meister Oelze" hintertrieben. Auf Dergleichen giebt man ja nichts! Was wird nicht Alles geredet und herumgetragen, nicht wahr? . . . Also ich schickte mein Manuskript Herrn Dr. Brahm und Herr Dr. Brahm lehnte natürlich ab: weil er sich keine Wirkung von dem Stück auf das Publikum des Deutschen Theaters versprechen könne.

Eigentlich fing mir die Sache ja nun bereits an, „über zu werden"; da sie mir aber, wie ich schon bemerkte, nachgerade zugleich doch auch ein gewisses Vergnügen machte, setzte ich meine Versuche fort. Ich wurde von einigen Freunden unterstützt, die namentlich auch, da ich selbst keine Zeit fand, in Berlin zu sein, und die Aufführung doch in der bevorstehenden Saison stattfinden sollte, eine Aufführung auf der Freien Bühne zu erzielen suchten. Ohne Erfolg.

Inzwischen suchte ich verschiedene Verleger zu interessiren. Herr S. Fischer, Verleger meines „Meister Oelze" und doch wohl Verlags-Centrale unserer neueren naturalistisch dramatischen Produktion, lehnte ab. Von den anderen Ablehnungen will ich schweigen . . . Angesichts solcher Erfahrungen wird man es nun wohl nicht unbegreiflich finden, wenn ich jenen Grad philosophischer Ruhe und Heiterkeit erreichte, der es mir ermöglichte, mein neuestes Schmerzenskind einfach zu zerreißen und sozusagen in mir für mich selbst zu behalten.

Man berücksichtige: ich bin, wie ich hier verrathen will, der Initiator unserer neuen dramatischen Richtung. Nicht nur die vorbereitenden Studien, die das neue Drama bereits in seiner ersten Entwickelung enthalten, wie die „Papierne Passion" und „Krumme Windgasse 20", stammen eigentlich und in erster Linie aus meiner Feder, sondern — wie hier offen und ausdrücklich bemerkt werden soll, in einem Augenblicke, wo ich der dramatischen Produktion vielleicht für immer Valet sage oder wenigstens die weitere Veröffentlichung von Dramen aufgebe — ich muß mich auch als den eigentlichen Autor der „Familie Selicke" bekennen. Ich war es, der das neue Drama aus ersten

Hosted by Google

vorbereitenden und anderweitigen Anregungen, die ich von Arno Holz empfing, eigentlich erst herausgestaltete. So befremdlich vielleicht Diesem oder Jenem diese Mittheilung sein mag, es ist eine einfache Thatsache. Und was man nun auch immer für eine Meinung über diese „Familie Selicke" haben mag: sie hat nicht nur ihre technische Bedeutung, sondern im zweiten Aufzug, den ich jetzt einzig noch an dem Stücke für werthvoll halte, hat sie auch ihre Hörner und Klauen. Ich denke, mein zweites Drama, der „Meister Oelze", ließ sie noch weniger vermissen. Und ich bin der Meinung, daß gerade er noch seine ganz besondere Bedeutung hat. Er ist mit Hauptmanns „Webern" als das beste naturalistische Drama hingestellt worden. Aber er hat vor diesem Drama Hauptmanns und, ich genire mich nicht, zu bekennen, vor seinen sämmtlichen anderen wie vor denen meiner naturalistischen Mitdramatiker überhaupt den ganz besonderen und bedeutsamen Vorzug, daß seine Hauptperson, mag dieser Franz Oelze auch immerhin die Schwindsucht haben und mag er auch immerhin eine noch so verruchte Verbrecherseele sein, ein ganzer Kerl, ein Kerl aus einem Guß, ein Charakter ist und Das, was man einen Mann nennt. Ich bitte, mir aus der dramatischen Produktion meiner Generation in dieser Beziehung zu ihm auch nur ein einziges Pendant zu bringen. Ich hatte in meinem neuen Stück ein dem Meister Oelze in dieser Hinsicht vollwerthiges Seitenstück geschaffen. Aber Das geht ja nun Publikum und Kritik nichts mehr an.

Ich will hier nicht etwa pro domo schreiben: es liegt mir nur daran, auf Verhältnisse hinzudeuten, die man sich als skandalöse zu bezeichnen einfach berechtigt fühlen kann. Und ich denke, gerade mein Fall ist hier der geeignete. Denn ich sehe noch nicht einmal, weder auf der Seite der Direktoren noch auf der Seite der Verleger, eine rechtschaffene Konsequenz. Zum Beispiel wird es mir schwer, dem Herrn Dr. Brahm gegenüber zu begreifen, was ihn veranlassen konnte, mit den beiden Dramen meines weit jüngeren Kollegen Hirschfeld, den „Müttern" und namentlich der „Agnes Jordan", von denen namentlich die Aufführung des zweiten von vorn herein einen entschiedenen Mißgriff verrieth, Etwas zu riskiren, das er mit meinen Dramen zu riskiren nicht in der Lage war. Es ist doch immerhin ein etwas auffallender Umstand, daß der Aeltere, daß der Initiator der Richtung dem jungen Manne gegenüber — mein Herr Kollege verzeihe mir diese Bezeichnung! — zurückstehen mußte. Von meinem berühmteren Kollegen und Freunde Gerhart Hauptmann schweige ich. Obgleich ich eigentlich nicht recht einsehe, weshalb mein „Meister Oelze" nicht eben so gut vom Deutschen Theater hätte gebracht werden können wie die endlose dramatisirte Chronik des „Florian Geyer". Das sind so Dinge, die mir nun eben mal nicht recht einleuchten wollen. Du lieber Gott! Wenn man ein so berühmter Mann wie mein Freund Hauptmann geworden ist: zwar struggle for life, — 's ist heutzutage mal so: aber ein großer Geist gerade könnte sichs doch leisten, auch Andere leben zu lassen und einem alten Freunde, der Pech gehabt hat und etwas hinter der Tête geblieben ist, neben sich ein Plätzchen zu gönnen oder zu vermitteln; wir sind nämlich wirklich Duzbrüder. Aber wir sind nun eben mal heutzutage keine „großen Geister"! Und — ich kann mir nicht helfen — man riecht Das auch unseren „Werken" an. Was bereits so viele Aeltere diesen Dramen der Jüngeren nachgesagt haben: noch Keiner von ihnen hat bis jetzt einen rechtschaffenen ganzen Kerl auf zwei

Hosted by Google

gesunde Beine zu stellen vermocht. Die Zeitungschreiber würden sagen: der „kommende Mann" bleibt noch zu erwarten. Ich schließe mich z. B. den „Mannheiten" der hauptmannschen Dramen gegenüber so ungefähr der Meinung der braven Luise Hilse im letzten Akt der „Weber" an. Man lese an Ort und Stelle nach! („Weber" V, 105.) Und wenn es mir nun nach dem Urtheil ernster Leute gelungen ist, ein Drama zu schreiben, das gerade in dieser Hinsicht als fast einzige Ausnahme der gesammten anderen neuen Dramenliteratur gegenübersteht, und wenn mir Das in diesem meinem neuen Drama wieder und zwar noch besser gelungen war, und es wird, noch dazu bei den Verhältnissen, unter denen gerade ich zu produziren habe, absolut und durchaus nicht anerkannt, dann mache ich eben lachend einen Riß durch mein Drama und gönne die pp. „Häuptlingsschaft" von Herzen gern Dem, der nun mal nach Lage der Dinge der den Zuständen entsprechende „Mann" ist.

Magdeburg. Johannes Schlaf.

Selbstanzeigen.

Deutsche Kunst und Dekoration, Monatshefte zur Förderung deutscher Kunst und Formensprache in neuzeitiger Auffassung. Erster Jahrgang. Darmstadt, Alexander Koch.

Nachdem der erste Jahrgang dieser Zeitschrift nun abgeschlossen ist, dürfte es erlaubt sein, die Bestrebungen, die ich verfolge, darzulegen; und zwar möchte ich die Grundsätze hervorheben, die der „Deutschen Kunst und Dekoration" allein eigen sind und sie von allen anderen periodischen Publikationen unterscheiden. Es sind, kurz gesagt, drei Grundsätze. Erstens: es giebt nur eine bildende Kunst. Architektur, Plastik, Malerei, Kunsthandwerk sind eine einzige organische Lebensäußerung des Volkes. Sie befruchten, beeinflussen und tragen einander, jede künstliche Abtrennung einer Art der Kunstübung von der Gesammtheit ist unheilvoll und verderblich. Deshalb enthält meine Zeitschrift Erzeugnisse aller Kunstübungen. Zweitens: die Kunst ist keine abstrakte, theoretische Sache, auch kein zügelloses Ausleben einer „Einzel-Individualität", sondern sie erwächst aus dem lebendigen Bedürfniß und Empfinden der Völker. Sie ist daher anders in jedem Zeitalter und in jedem Volk, denn jedes Zeitalter hat andere Bedürfnisse und Empfindungen, die es durch die Kunst erlöst wissen will, als das andere und eben so hat kein Volk genau die selben Bedürfnisse und Empfindungen wie das andere. Klima, Volkswohlstand, Temperament, Sitten und Gebräuche sind verschieden, also sind es auch die Kunstidiome. Deshalb ist die Losung der „Deutschen Kunst und Dekoration": „modern und national, d. h. deutsch". Aus diesem zweiten Grundsatz ergiebt sich der dritte: deutsche Kunst fürs deutsche Heim! Aus dem Leben des Volkes erwächst allerdings auch die monumentale Kunst als Bedürfniß, als vollendeter Abschluß gewisser Lebensäußerungen. Aber die monumentale Kunst ist nicht allein fähig, eine große Kunstentwickelung zu tragen, wie wir sie in der Antike oder

Hosted by Google

in der Renaissance finden. Viel wichtiger noch ist die Kunst im Dienst des Heimes, denn sie giebt eine breite Grundlage, auf der sich alle Kunstbegabungen ausleben können. Die künstlerische Ausgestaltung des Hauses auf heimathlicher Grundlage, gleichviel ob in einfacher oder in prunkvoller Gestalt, ist die natürlichste Grundlage der Kunst. Es ist selbstverständlich, daß die bisher so sehr vernachlässigte angewandte Kunst modernen und deutschen Charakters von meiner Zeitschrift mit besonderer Aufmerksamkeit gepflegt wird. Daneben wurden mit Absicht Sonderhefte solchen Künstlern gewidmet, die in vielseitiger Weise den vorhin angedeuteten Begriff der Kunst-Einheit repräsentiren, wie H. E. von Berlepsch, Otto Eckmann, Fritz Erler, Melchior Lechter, Alfred Messel, der eben mehr ist als Architekt, Hans Christiansen, Hans Thoma, Max Klinger. Es wird auch durch Sonderhefte, die bestimmten Städten oder provinziellen Bezirken gewidmet sind, gezeigt werden, wie das heimathliche Bedürfniß durch heimathliche Künstler befriedigt werden kann. Denn unsere Kunst kann sich nicht zur Fülle und Höhe entwickeln, unser Kunstgewerbe kann den unbedingt nothwendigen Lebenskampf gegen die ausländische (englische) Einfuhr von Waaren wie von Mustern und stilisirten Ideen nicht siegreich bestehen, wenn nicht im Publikum der Sinn für nationale Arbeit in der Kunst wieder geweckt wird. Durch die Wettbewerbe, deren die Zeitschrift aus ihren Mitteln alljährlich zwölf ausschreibt, ist manches werthvolle Talent entdeckt und unserer Kunstindustrie zugeführt worden. Endlich stellt sich die „Deutsche Kunst und Dekoration" die Aufgabe, Jedem, sei er reich oder nur mäßig bemittelt, in Wort und Bild anzugeben, wie er ein vornehmes, künstlerisches Heim, das dem deutschen Sinn zusagt, errichten und ausstatten kann.

Darmstadt. Alexander Koch.

Bismarcks Charakter. Eine graphologische Studie. Mit 40 Handschriften-Proben von Bismarck und Anderen. Paul List, Leipzig.

Eine der wichtigsten Aufgaben als „angewandte Wissenschaft" hat die Graphologie als Hilfswissenschaft für die Historiker zu erfüllen. Ungebannt von der Suggestionkraft, die den Lebenswerken hervorragender Persönlichkeiten entströmt, hat der Graphologe das Charakterbild dieser Persönlichkeiten auf Grund ihrer Handschrift zu entwerfen. Dadurch fördert er zugleich das Verständniß für die Nothwendigkeit der verschiedenen Charakteräußerungen, die als „Thaten und Werke" naturgemäß einer parteiisch vorurtheilsvollen Kritik ausgesetzt sind, einer Kritik, der es durchaus an der objektiven Ruhe zur allseitigen Erkenntniß der Prämissen, die eben im Charakter liegen, fehlt. Eine Persönlichkeit, die besonders unter solcher Oberflächlichkeit und Einseitigkeit der Charakter-Beurtheilung zu leiden hat, ist Bismarck. Es erschien daher als interessante Aufgabe, Bismarcks Charakter auf Grundlage seiner Handschrift zu schildern. Um die plastische Schärfe des graphologischen Charakterbildes „Bismarck" noch besonders zu heben, wurden verschiedene graphologische Vergleichungen mit anderen zeitgenössischen und früheren Charakteren vorgenommen.

München. Hans H. Busse.

Hosted by Google

Reife Aehren. Betrachtungen, Gedanken und Bekenntnisse aus den Schriften und Briefen von Leo Tolstoi. Gesammelt, übersetzt und herausgegeben von W. Henckel. Zürich, K. Henckell & Comp.

Liest man Leo Tolstois Betrachtungen über Krieg, Militarismus, Wehrpflicht, Disziplin, Patriotismus u. s. w. und vergleicht damit das Friedensmanifest Nikolais des Zweiten, so kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, daß da vielleicht ein innerer Zusammenhang vorhanden sein könnte. In den vielen Artikeln über das Abrüstungprojekt des Zaren wird man vergebens nach Motiven suchen, die den russischen Herrscher veranlaßt haben könnten, die Welt mit seinem bedeutungvollen Manifest zu überraschen. Wenn ich daher behaupte, daß der Zar von Tolstois Lehren beeinflußt sein könnte, so läßt sich Das nicht unbedingt zurückweisen, denn es ist doch wohl zweifellos, daß der russische Kaiser die moralphilosophischen Schriften des geistig hervorragendsten und sittlich makellosesten seiner Unterthanen kennt. Mein Buch enthält nun aus Tolstois Werken und Briefen eine ansehnliche Reihe von markanten Stellen, die des russischen Denkers Lehren kennzeichnen. Wer die zahlreichen Werke und Abhandlungen des Weisen von Jasnaja Poljana nicht aufmerksam studiren kann, findet hier die Quintessenz seiner originellen Lebensauffassung. Eine ausführliche Lebensskizze, zwei Bildnisse und ein Verzeichniß seiner in deutscher Uebersetzung veröffentlichten Werke vervollständigen den werthvollen Inhalt des geschmackvoll ausgestatteten, wohlfeilen Buches.

München. Wilhelm Henckel.

Adolphe. Roman von Benjamin Constant. Deutsch bearbeitet von Josef Ettlinger. Halle a. S. Otto Hendels Verlag. 1898.

Es ist seltsam, daß ein Roman, der in Frankreich in mehr als zwanzig verschiedenen Ausgaben erschienen ist, dem Spürsinn unserer zahllosen Uebersetzer so lange völlig entgehen konnte. Nur 1817 in Wien und 1839 in Frankfurt sind Verdeutschungen des Buches erschienen, die natürlich nun längst verschollen sind. Nicht seines Stoffes wegen, der in der Hauptsache den Reflex des historisch bekannten Verhältnisses zwischen Constant und Frau von Staël darstellt, auch nicht seines Verfassers wegen, der einen Theil seines Lebens in Deutschland zugebracht und als Erster Schillers Wallenstein ins Französische übertragen hat, sondern, weil hier eine beinahe anachronistisch wirkende Vorfrucht des neuzeitigen intimpsychologischen Romans vorliegt, verdient das kleine Werk das Interesse unserer Tage. Die veraltete Einkleidung vergißt man völlig über der ganz modernen Zerfaserung und Zergliederung der Gefühlsvorgänge, über dem Reichthum an halben und Vierteltönen in der Wiedergabe diffuser Seelenstimmungen; und man begreift, daß gerade Paul Bourget sich an diesem nun über achtig Jahre alten Buche zu überschwänglichem Lobe begeistern konnte. Josef Ettlinger.

Hosted by Google

Zwischen lonsdaler Latierbäumen.

Es fragte ein Hengst: „Mir wird mein Stand
Zu eng; was mag Das bedeuten?
Noch nie ich so umlagert fand
Den Stall von so vielen Leuten.

Sie laufen heraus, sie laufen herein
Und rauchen sogar aus Pfeifen;
Sie streicheln den Hals uns und messen das Bein
Und zupfen uns an den Schweifen.

Und dabei fluchen die fremden Kerls,
Die unsre Zähne besehen, —
Und alles Dies darf im Stall des Earls,
Der doch Right Honourable, geschehen!“

„Von Dir hat gestern der Master gesagt,
Es wäre um Dich doch Schade,“
So rief ein Fohlen; „Du taugtest zur Jagd
Und nicht zur steifen Parade.“

Da lachte ein alter Wallach: „Ihr seid
Zu jung noch, um Dies zu erkennen.
Paßt auf, es naht des Abschieds Zeit,
Man wird uns nächstens trennen.

Den Einen wird ein Pächter erstehn,
Den Andern ein Prinz von Geblüte,
Die Andern hinter dem Pfluge gehn, —
Und aus ists mit dem Gestüte.“

„Das litte der Earl!“ so schnaubte ein Hengst.
„Nur ruhig!“ rief eine Stute.
„Der Wallach hat mehr Recht, als Du denkst,
Auch mir ist trübe zu Muthe.

Ich habe den alten Jemmy erkannt
Aus Lombard Street, mein Lieber;
Hat Jemmy das Geschäft in der Hand,
Kriegt der Earl das Reisefieber.

Und auch der kluge Maurice stand dort,
Der im Temple mit Advokaten
So manchen Marquis und manchen Lord
Erfolgreich hat berathen.

Hosted by Google

Wenn Maurice kommt und Jemmy kommt,
Dann kommt auch noch ein Dritter,
Der Sequestrator, der Beiden frommt,
Doch für den Earl ists bitter.

Es pflegt ihm dieser böse Mann
Den Hafer knapp zuzumessen,
Erst wenn der Earl im Wetten gewann,
Hat er sein Leid vergessen."

Ein Hunter sprach: „Ich habe gehört,
Es fehlen ihm die Moneten
Und dieser Umstand den Edlen stört,
Eine Reise anzutreten.

Er ist beglückt von der Fürstengunst
Geschmeide, allein der Nutzen
Davon besteht in der schweren Kunst,
Es blank zu halten durch Putzen.

Zum Putzen gehört das leidige Geld,
Denn wenn man eingeladen
Und nicht erscheint, es leicht mißfällt
Und man besieht seinen Schaden.

Weil diesmal die Hebräer sind schlecht,
Läßt uns der Earl verkaufen
Und reist nach . . " Hier erschien ein Knecht
Und füllte aufs Neue die Raufen.

Sie mußten in alle Winde gehn
Und erhielten neue Reiter.
Fünf Hunters jetzt in Potsdam stehn
Und unterhalten sich weiter.

Sie sehen ihren Earl von fern
Eine stolze Karosse besteigen
Und ehrfurchtvoll die hohen Herrn
Vor ihm das Antlitz neigen.

Und der Eine spricht: „Wie würde Dies
Dem Jemmy imponiren,
Der leider manchmal unterließ,
Vorm Earl zu salutiren."

Und der Andre: „Der Maurice meint, es wär'
Noch niemals vorgekommen,
Daß ein Earl wäre über das Meer
Mit Hilfe von Pferden geschwommen."

Palingenius.

Hosted by Google

Der Boom.

Noch ist der neue Aufschwung des nordamerikanischen Wirthschaftlebens nicht so sichtbar, wie man erwartet hatte; aber die europäischen Produzenten und Händler sollten nicht unterlassen, auf ihren rastlosen amerikanischen Rivalen zu achten. Weshalb gerade jetzt, nach dem siegreichen Kriege, drüben Alles von Unternehmungluft strotzt, ist hier schon früher geschildert worden. Andere günstige Umstände sind hinzugekommen. So ist im Juli der Dingley Tarif ein Jahr alt geworden und die großen Vorräthe, die sich die Kaufleute noch vorher gesichert hatten, sind allmählich zu Ende gegangen. Die Folge ist: starke Bestellungen in England, dessen Waaren nun auch die schärfsten Zölle überwinden.

Die großen Macher sind in erster Linie die Leiter der Bahngesellschaften. In Preußen wäre Das zur Zeit der großen Privatbahnen niemals möglich gewesen. Drüben aber ist es so; die Präsidenten und Direktoren dieser Gesellschaften sind ja auch nicht nur Fachmänner. Diese Mächtigen scheinen zunächst weniger auf einen Riesenexport Dessen zu hoffen, was den eigentlichen Werth der amerikanischen Arbeit ausmacht, ihrer Maschinen, als — was auch im Interesse ihrer Einnahmen liegt — auf Massentransporte. In dieser Beziehung möchte ich auf die Brotversorgung Chinas hinweisen, die nicht erst seit gestern von einigen amerikanischen Staaten, vor Allem von Oregon, in die Hand genommen worden ist. Die Chinesen können alle möglichen Gebrauchsgegenstände von uns, weil sie ihnen Luxus scheinen, ablehnen, selbst wenn der Adlerstempel darauf gedrückt ist: sobald die Magenfrage hervortritt, sind sie in der Schätzung des Fremden so modern wie die aufgeklärtesten Europäer. Das Riesenreich ist in einzelnen Provinzen so gewaltig übervölkert, daß diese Bezirke an Lebensmitteln stets Mangel leiden, und die Amerikaner haben sich Das so gut gemerkt, daß z. B. Oregon, das Weizenland par excellence, noch Weizen importirt, um recht viel Mehl verschiffen zu können. Die ganze Mühlenindustrie ist dadurch emporgekommen und nach Europa geht jetzt von dort sehr viel weniger Getreide als früher. Diese Verschiebung kann aber noch ganz andere Dimensionen annehmen, wenn erst die Schiffslinien nach Ostasien geschaffen sind. Diese Linien werden den Ausgangspunkt der eigentlichen Bewegung bilden. Und während bei uns Finanz und Presse unter dem Patronat der Regirung ihre China-Aktion in großen Umrissen erst skizziren, gehen die Yankees schon längst nüchtern und zäh auf ihr Ziel los.

Freilich ist noch Manches geheimnißvoll; wie die unterirdische Bauarbeit an der Erweiterung der brüsseler Börse nur langsam hervortritt, so sind auch die Fäden, die jetzt zwischen den Pacificbahnen, New-York, London und Berlin gesponnen werden, in der Oeffentlichkeit noch kaum wahrnehmbar. Die amerikanischen Bankleute wollen keine zu rasche Aufwärtsbewegung und halten deshalb ihre guten Meldungen möglichst lange bei sich zurück. So wurden Baltimore und Ohio, nachdem sie von 16 auf 34 gegangen waren, gerade von den Reorganisationfirmen im Kurs gedrückt, so meldete die Chicago- und Milwaukee Bahn nur eine Dividende von fünf Prozent. Man wird vielleicht bald erleben, daß die guten Bahnen sich bei ihren gewöhnlichen Aktien überhaupt auf fünf Prozent beschränken; damit wäre natürlich der ganzen Spekulation absichtlich ein Hemmschuh angelegt. Es scheint zwar ungerecht, daß die Vorzugsaktien, die ja ohnehin sicherer

Hosted by Google

sind, noch eine um zwei Prozent höhere Dividende erhalten; manchmal aber war es auch schon umgekehrt. Die Chicago- und Milwaukee-Bahn verfrachtet hauptsächlich Getreide und Eisen, und da sie die nicht gezahlte Dividendensumme zu Verbesserungen verwenden will, so ist der Kurs kaum um 4 Prozent gewichen. Vielleicht wäre auch Das nicht geschehen, wenn nicht ein großer Haussier an der new-yorker Börse, Mac Keene, zu allgemeiner Ueberraschung sich plötzlich in einen eifrigen Contremineur verwandelt hätte. Die frühere Baisse betraf vor Allem Northern-Pacific. Damals wurde bekannt — was hier schon früher in Aussicht gestellt war —, daß die gewöhnlichen Aktien keine Dividende erhalten sollten. Man muß dabei um eine Ausrede sehr verlegen gewesen sein, wenn man eine so fadenscheinige wie die Verstärkung der Reserven für die Vorzugsaktien hervorholte. In Wirklichkeit halten die Herren Hill und Siemens die drei Millionen Dollars nur für die ostasiatische Schiffahrt zusammen, — mag diese Thatsache auch noch mehrmals dementirt werden. An dieser Bahn ging zuerst Jay Cook zu Grunde, dann Villard mit seinen zahllosen vertrauensseligen Nachtretern, bis endlich die Great Northern Co. und die Deutsche Bank eine solide Herrschaft begründeten. Die Deutsche Bank selbst hatte allerdings die Sanirung für ein Kinderspiel gehalten, zu dem höchstens ein Halbjahr gehörte, während es doch unter drei Jahren nicht zu machen war. Die erwähnte Baisse hing übrigens auch mit einem politischen Zwischenfall zusammen. Die Wahlen in Vermont hatte eine starke Minorität gegen die Republikaner ergeben, da man wegen des Kriegsministers mit der Thätigkeit Mac Kinleys nicht recht zufrieden ist; und obgleich Vermont nach Washington nur zwei Senatoren und drei Repräsentanten sendet, gelten die Wahlen dieses Staates doch als Barometer für das ganze Land, weil die dortigen Wähler als politisch besonders reif betrachtet werden und ihr Beispiel die anderen Staaten bestimmen kann.

Die Pacificbahnen, die heute meerwärts streben, lassen sich nach ihrem in der Stille vollzogenen Zusammenschluß in der jetzt wichtigsten Frage gar nicht mehr nach Gruppen unterscheiden. Sie wollen Regirungsubventionen für die neuen Schiffslinien; sie erklären sogar, sonst auf Alles verzichten zu müssen, scheinen aber schon erkannt zu haben, daß ihnen im Kongreß kein Erfolg blühen dürfte. Die Volksstimmung ist den großen Bahnverwaltungen nicht so günstig, daß man solche Summen auch nur leihweise hergeben könnte. Seit die Union-Pacific-Bahn ihre ungeheure Schuld an den Staat bezahlt hat, scheint allerdings eine versöhnlichere Auffassung entstanden zu sein; wenigstens nimmt man Das in den leitenden Kreisen der Central-Pacific an, ohne sich deshalb etwa einer ungetrübten Sorglosigkeit hinzugeben. Die Forderung von Subventionen wird mit der Schwierigkeit der Rückfracht begründet, da bisher außer dem Thee noch kein Massenartikel entdeckt ist, den die Baumwollenflotte in Chinas Häfen für die Heimath laden könnte. Das Einnehmen von Ballast würde durch den Gewinn auf billige Baumwolle kaum ermöglicht werden. England hatte bisher die selbe amerikanische Waare mit Segelschiffen über Suez vermittelt; für diese Gegend aber lag die Frage der Rückfracht natürlich ganz anders als für ein riesiges Produktionland von der Art der Vereinigten Staaten. Die Engländer nahmen ja auch bisher das amerikanische Silber ein, um es in Mengen nach Ostasien zu verschiffen. Diesen unbequemen Zwischenhändler möchten die Yankees jetzt gern los werden und man kann ganz sicher sein, daß auch ohne Regirungsubvention das Syndikat für direkte

Hosted by Google

Dampferlinien zwischen den Westhäfen und China seine Aufgabe bewältigen wird. Ein starkes Interesse an Baumwolle hat nur die Southern-Pacific, die bekannte Garantin der Central-Pacific-Bahn. Texas, Georgia, Virginia und Tennessee sind die großen Baumwollenstaaten, während z. B. die Northern-Pacific fast nur Eisendistrikte durchzieht, aber gleich in St. Paul die Baumwolle aufnimmt.

Die bevorstehende Aktion der Pacificbahnen wird auch dadurch gekräftigt werden, daß die Northern-Pacific mit der Central-Pacific eine Tariferhöhung vereinbart, die 15, 20 oder auch 25 Prozent ausmachen kann. Die Atchison- und Topeka-Bahn, die mit ihren 10000 Meilen das größte Schienengebiet im Lande repräsentirt — das der Northern hat nur 4500 Meilen —, ist durch die Atlantic-Pacific an der Sache interessirt. Als nun die Herren von der Atchison merkten, daß das Syndikat sich nicht beeilte, sie zu berücksichtigen, reiste der Direktor nach London und kaufte dort drei Schiffe für die Fahrten von Santiego nach San Francisco. Die Folge war, daß man sich mit der Atchison schleunigst verständigte. Endlich hat auch die in letzter Zeit so viel genannte Union-Pacific durch die Oregon-Shortline den Weg bis zum Wasser erreicht; sie kommt durch den Ausbau der Strecke nach Santiego in Kalifornien mit der Northern und Great Northern in Verbindung. Wie weit der Plan schon gediehen ist, beweist namentlich die Thatsache, daß der Reorganisator der Union-Pacific, Herr Jakob Schiff, in die große Schiffskommission gewählt wurde, die jetzt die Hafenanlagen von Seattle und Tacoma (Washington) besichtigt hat. Herr Schiff ist der Mann der Kapitalsassoziationen, der, wenn es nöthig wird, auch halb Europa in sein Interesse zu ziehen versteht. Die eigentliche Führung scheint aber Herr Hill von der Great Northern Co. zu haben, in der bekanntlich das englische Element stark vertreten ist. Wir sehen hier also verschiedene große Eisenbahnsysteme zu einem Unternehmen vereinigt, das dem Export der Union neue Wege weist. Freilich bleibt die bedeutsamste Frage noch unbeantwortet: ob nicht die Kaufleute mit dem Gegenwerth für ihre Waaren in die Spekulation auf den Silberkurs hineingerathen werden. Vielleicht braucht man sich übrigens mit der Verschiffung von Rohbaumwolle gar nicht zu begnügen. Die größten chinesischen Spinnereien sollen nur noch Halbfabrikate machen, so daß es auch für das amerikanische Fertigfabrikat Raum genug geben dürfte. Man muß bedenken, daß die chinesischen Fabriken erst in der Noth zur amerikanischen Baumwolle griffen, als die chinesische Baumwolle von den Händlern zu sehr vertheuert worden war. Jetzt ist aber der Boden für die Einfuhr längst geebnet, und wo die Yankees einmal sind, da pflegen sie auch zu bleiben.

Ueber den noch verborgenen Reorganisationplan der Central-Pacific-Bahn habe ich einige Einzelheiten erfahren. Die Lage dieses Unternehmens hat sich mit seinen $1^1/_2$ Millionen Dollars Mehreinnahme im vergangenen Jahr wesentlich gebessert. Für die gewöhnlichen Aktien, von denen 65 Millionen Dollars ausgegeben sind, könnte die Dividende über 2 Prozent betragen; dabei ist nur mit Herrn Huntington zu rechnen, der über 1 Prozent nicht gern hinausgeht. Bekanntlich beträgt die Schuld an die Regirung 25 Millionen Dollars, nebst Zinsen ungefähr 46 Millionen. Nun will man für diese 46 Millionen Bonds, die erst an zweiter Stelle eingetragen sind, 50 Millionen vierprozentiger Bonds anbieten, als erste Mortgage. Die öffentliche Meinung ist, wie gesagt, in dieser Beziehung jetzt günstiger gesinnt; aber man kann in Washington wohl noch immer

Hosted by Google

rechnen und wendet vielleicht ein, daß es doch vor Allem darauf ankomme, ob nicht die erste Mortgage überhaupt zu groß werde. In diesem Fall wäre es nämlich fast gleichgiltig, ob der Staat eine neue erste oder seine alte zweite Eintragung besäße. Lehnt die Regirung das Kompromiß ab, so ist auch für diesen Fall schon gesorgt. Wie ich höre, ist ein Syndikat gebildet, das die Konversion in 100 Millionen Dollars vierprozentiger Bonds durchführen will. Zwei Umstände fallen noch zum Vortheil dieser Reorganisation ins Gewicht: der verbesserte technische Zustand der Bahn und die schon vorhin erwähnte bedeutende Tariferhöhung. Sehr klug war es von den speyerschen Häusern, sich dabei die Mitwirkung der Great Northern Co. und mit ihr auch der Northern-Pacific-Leute (Deutsche Bank u. s. w.) zu sichern. Danach ist es kaum noch zweifelhaft, daß diese früher so aussichtlose Angelegenheit schließlich ein gutes Ende nehmen wird. Vor drei Wochen ließ die Deutsche Bank in London 50000 Aktien der Central-Pacific kaufen: Das sagt genug. London kauft übrigens amerikanische Eisenbahnaktien wieder in großen Posten. Deshalb ist es nicht wunderbar, wenn die Abrechnungen des dortigen Clearinghauses so riesig gesteigerte Umsatzziffern bringen.

Pluto.

Herostrats Tagebuch.

Montag.

Zu dumm! Es wäre vernünftiger gewesen, den Mund zu halten. Aber diese Folterei war auf die Dauer langweilig, ich wollte mich ein Bischen zerstreuen und gestand deshalb, ich hätte das Artemision angesteckt, um unsterblich zu werden. Sensation. Diese verblüfften Gesichter! Leider haben die schlauen Epheser nun aber beschlossen, meinen Namen überhaupt nicht zu nennen. Das ist ein Strich durch meine Rechnung. Hingerichtet werden und doch nicht unsterblich sein: zu dumm!

Dienstag.

Ein wahrer Segen, daß es noch eine öffentliche Meinung giebt. Theopompos, der Chefredakteur des Ephesischen Tageblattes, war während der Folterei anwesend und schildert heute in seinem sehr verbreiteten Blatt die Szene recht packend. Nur, daß ich geschrien habe, hat der freche Kerl erfunden. Das schadet aber nicht. Die Hauptsache ist, daß die Leute nun wissen, wie ich heiße und aussehe, woher ich stamme und was mich eigentlich veranlaßt hat, den Tempel anzuzünden. Mir scheint der Artikel ganz interessant. Er wird Aufsehen machen. Diese Esel von Ephesern!

Mittwoch.

Der Gefängnißdirektor zieht mildere Saiten auf. Sogar meinen Taschenkamm und den rothen Shlips hat er mir wiedergegeben. Die öffentliche Meinung will mehr von mir wissen. Theopompos schrieb mir, sein Artikel sei in fast allen Abendblättern nachgedruckt worden, und beschwor mich, keinen anderen Journalisten zu empfangen. Viel verlangt. Ich bin schließlich doch auf die Presse angewiesen. Vorhin kam ein Reporter vom Jonischen Anzeiger und wollte mich interviewen. Ich habe die Bedingung gestellt, daß ich in dem Blatt künftig besser behandelt werde und daß es mein Bild bringt. Er will mit Skerlos, dem Verleger, und mit

Hosted by Google

dem Oberstaatsanwalt sprechen. Warten wir ab. Zwei andere Interviewgesuche habe ich kurz abgelehnt. Wozu? Die Blätter haben keine Verbreitung.

Donnerstag.

Heute wurde ich sechsmal photographirt, Profil und en face, mit und ohne Hut. Die Erlaubniß war nur unter der Bedingung ertheilt worden, daß alle Blätter die Bilder bringen, natürlich jedes nur eins. Der Staatsanwalt fürchtet, die Presse könne ihn angreifen, wenn er ein Blatt bevorzuge. Die Aufnahmen sollen leidlich sein. Bin neugierig. Jedenfalls wird schon von mir geredet. Es ist gar nicht so schwer, heutzutage berühmt zu werden.

Freitag.

Eben die Morgenblätter gelesen. Spaltenlange Berichte über Gespräche mit mir. Dabei habe ich außer Holzobokos vom Jonischen Anzeiger keinen Zeitungmenschen gesehen. Aber die Sachen lesen sich nicht übel. Ganz schmeichelhaft und interessant. Nur den Blödsinn, meine Mutter sei im Kaystrosthal Waschfrau gewesen und mein Vater habe wegen Groben Unfuges gesessen, kann ich mir nicht gefallen lassen. Ich werde dementiren und mir solche Ruppigkeiten verbitten.

Sonnabend.

Das Räthsel ist gelöst: die Reporter haben sich als Amateurphotographen in meine Zelle geschlichen und heimlich stenographirt, was ich harmlos vor mich hinplauderte. Verdammt fixe Kerle. Zwar habe ich nicht den zehnten Theil von Dem gesagt, was sie gedruckt haben, aber es liest sich gut und ich kann zufrieden sein. Meine Berichtigung kommt heute Abend. Schließlich kann ich doch meine Familie nicht beschimpfen lassen. Ich glaube, die Sache macht sich nach Wunsch. Auch die ausländische Presse soll schon mobil sein. Habe gebeten, mir die Blätter vorzulegen. Der Untersuchungrichter ist viel artiger als zuerst, hofft am Ende gar, mit mir auf die Nachwelt zu kommen: offenbar größenwahnsinnig, diese Null. Heute drei Bouquets mit Briefen von zarter Hand. Wohl Folge der Photographien, die, namentlich im Profil, recht günstig wirken. Schade, daß ich keinen Urlaub nehmen kann. Aber die Hinrichtung soll schon Mittwoch sein und ich muß noch meine Biographie zu Ende führen.

Sonntag.

Ein berühmter Dichter hat mir das Manuskript seiner neuen Tragcedie „Herostrat" geschickt und Urtheil erbeten. Zu dumm: ich soll auf Praxiteles neidisch gewesen sein, der die Artemisstatue für die Preiskonkurrenz besser meißelte als ich, und aus gekränktem Künstlerstolz den Tempel angesteckt haben. Außerdem Liebschaft mit einer hübschen Steinmetzentochter, die Praxiteles mir wegschnappt, als Modell benutzt und dann sitzen läßt. Solcher Unsinn! Ich habe immer an allen zehn Fingern Mädels gehabt, könnte sie heute noch haben und frage den Henker nach Bildhauererfolgen. Auch ist die Geschichte im ledernsten Primanerstil geschrieben. Ich werde diesem Herrn Laïos Fuldopulos sagen, daß sein Trauerspiel... Nein: eben erzählt mir der Redakteur des Bicycle, der zu wissen wünschte, ob ich mich jemals als Radfahrer bethätigt habe, das Stück sei im atheniſchen Hoftheater angenommen und solle nächstens aufgeführt werden. Solche Leute darf man nicht vor den Kopf stoßen. Ich werde also die moderne Dichtung auf ihrem Siegeszuge nicht hemmen. Im Grunde hat das Bischen Fackeln mich doch schon recht weit gebracht: interviewt, photographirt und nun als Held auf der Hofbühne. Auch wegen der Totenmaske ist angefragt worden; werde testamentarisch verfügen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Hosted by Google

Autoren-Register zu Band 13—24.

(Die fetten Zahlen bedeuten den Band)

Achelis, Th.
Kulturgeschichte u. Völkerpsychologie, **15**, 366.
Sklaverei, Leibeigenschaft und Lohnsystem **23**, 124.

Adler, G.
Arbeitlosigkeit, die, in der Geschichte **13**, 312.
Bismarcks Sozialpolitik **18**, 303.
Carlyle **18**, 124.
Chartismus **18**, 70.
Illusion und Suggestion in der Sozialpolitik **15**, 487.
D'Israeli **18**, 153.
Israels Sozialreform **23**, 137.
Siehe auch: Soziale Frage, und Bernfeld, Israels Sozialreform.
Kampf, der, gegen den Zwischenhandel **15**, 547.
Konsumvereine **15**, 602.
Mittel gegen Arbeitlosigkeit **13**, 342.
Napoleon, Louis, als Staatssozialist **18**, 255.
Soziale Frage, die, im Alterthum **23**, 195.
Soziale Frage, die, im Mittelalter **24**, 119.
Sozialpolitik im Mittelalter **24**, 49.
Universitäten, unsere **20**, 339.

Agahd, R.
Gebildete Menschen **15**, 126.

Alberti, E.
Charfreitag in Berlin. Gedicht **15**, 70.
Rivierafahrt. Gedicht **15**, 70.
Spare bei Scherl **16**, 77.
Wien in der Hausse **13**, 471.

Andreas-Salomé, V.
Religiösen Affekt, vom **23**, 149.

Anonym.
Bismarckbriefe, neue **19**, 528, **24**, 407.
Brief, ein, Bismarcks **22**, 262.
„ ein pariser, Bismarcks **13**, 11.
Briefwechsel zwischen dem alten Kaiser und Bismarck **18**, 433.
Kehrseite, die, der Medaille **14**, 421.
Künstlerverein, der deutsche, in Rom **15**, 519.
Leipziger Reichsgericht, vom **17**, 344.
Nord-Oestlicher Divan **21**, 447.
Ober-Reichsanwalt Tessendorff **13**, 549.
Oesterreichische Parlament, das **19**, 503.
Rabbi Elieſers Weib **24**, 392.
Roheisen-Syndikat, das **21**, 269.
Stöckerblatt, das **16**, 160.
Strike, der, der englischen Maschinenbauer **22**, 207.
Tartuffe in Uniform **18**, 314.
Weltschneiderreich, das **14**, 379.

Arndt, W.
Hamlet der Christ **16**, 275.

Avenarius, F.
Sommerfrische, in der. Gedicht **20**, 167.

Balfour, A. J.
Britische Politik **22**, 192.
Freuden des Lesens **14**, 393.
Menschheitreligion **13**, 445.

Barth, H.
Armenier und Türken **18**, 477 siehe auch Lepsius, Armenier.
Türkenhetze, die **18**, 130 siehe auch Lepsius, Armenierhetze.

Barth, P.
Materialistische Geschichtauffassung **15**, 449.

Bauer, L.
Mörder, der **24**, 88.

v. Beaulieu, G.
Bruder, mein, der berühmte Mann **18**, 321.
Einfall-Fabrikantin, die **24**, 175.
Freund, mein, der Doktor phil. **13**, 510.
Furcht, die, vor der Freude **22**, 396.
Lebendige Zeitung, eine **20**, 512.
Mira Müller **14**, 373.
Seelenfreundin, seine **19**, 594.
Septimus, die **23**, 394.
Sorgenprotz, ein **16**, 565.
Volksrednerin, eine **15**, 117.

Beer, Th.
Vivisektion **21**, 361; **22**, 580 siehe auch: Förster, Vivisektion.

v. Below, G.
Bismarcks Duelle **16**, 31.
Duell, das **17**, 312.
General, ein, über das Duell **16**, 443.

Hosted by Google

Bendt, F.
Stand, ein neuer **24**, 252.

Benedict, W.
Erhöhung, die, der Revisionsumme, **22**, 200 siehe auch Kulemann, Rechtseinheit.

Berg, L.
Parerga **15**, 556.

Bernfeld, S.
Israels Sozialreform **23**, 525.
Türkei, die, in Liquidation **17**, 115.

Berthelot, M.
Papin **14**, 537.
Papins Dampfmaschine, **14**, 592.

Bethlen, Graf R.
Goluchowskis Politik **23**, 579.
Kampf, der, um den Ausgleich **21**, 394.
Kulturkampf in Ungarn **16**, 183.
Oesterreichisch-ungarische Ausgleich, der **15**, 204.
Ungarische Beamtenparlament, das **18**, 409.
Ungarische Leiden **19**, 270.
Ungarischer Agrarsozialismus **23**, 77.
Ungarn und die Orientpolitik **14**, 158.
Ungarn und Oesterreich **20**, 341.
„ und Rußland **20**, 84.

Bettelheim, A.
Majestätbeleidigung **21**, 450 siehe auch: Mordtmann, Ziegler, Hübbe, Kulemann, Spielhagen, Majestätbeleidigung.

v. Bieberstein, R.
Was kostet Kiautschau? **22**, 482.

Björnson, B.
Deutschland und Norwegen **17**, 394.
Interviews und Journalisten **17**, 175, 371.
Ivar Bye **24**, 204.
Nordschleswig siehe Rede, eine.
Norwegens moderne Literatur **15**, 295, 353.
Rede, eine **23**, 387.
Rußland und Skandinavien **13**, 193.
Thronrede, eine **18**, 252.
Zukunftbilder **14**, 314.

Bleibtreu, K.
Hellas. Gedicht **19**, 414.
Mittelalter, das dunkle **22**, 355.

Bley, F.
Deutschamerikaner, die **13**, 375.
Deutschen, die, in Belgien **18**. 565.
Konquistadoren **15**, 80.
Steppe, die. Gedicht **15**, 415.
Tropennacht. Gedicht **15**, 413.
Verschickung **15**, 566.
Versumpfung, die, unserer Kolonialpolitik **16**, 467.
Waidmannsruh. Gedicht **14**, 92.

v. Boguslawski, A.
Duell, das **17**, 70, 315.

Bolin, W.
Jesu Leben und Lehre **23**, 500.

Bölsche, W.
Mädchenlektüre **13**, 572.

Bonfadini, R.
Italien unter Rudini **18**, 270.

Bonus-Jeep, B.
Modernes Konzil, ein **17**, 470.

Bourget, P.
Mann und Weib in Amerika **13**, 226.
Porcopolis **13**, 459.

Bohsen, A.
Militärnotizbuch **17**, 561; **18**, 133; **21**, 172.

Bracco, R.
Violoncell, das, des Doktors **21**, 309.

Bradley, F. H.
Darwinismus und Straftheorie **19**, 448.

Brandes, G.
Shakespeares Caesar **13**, 135.

Braun, L.
Frauenfrage, die, im deutschen Theater **21**, 26.
Frauendrama, ein **24**, 511.

Brentano, L.
Hochschulkurse, Volksthümliche **20**, 9.

Breysig, K.
Besuch, ein, bei Jakob Burckhardt **20**, 334.
Geschichtschreibung, deutsche, im Zeitalter Herders **23**, 103.
Historiker, die, der Aufklärung **19**, 295, 343.
Liebe, die, zum Ich und die Liebe zum Anderen **21**, 337, 377.

Brühl, J. W.
Akademiker, der neue **16**, 151, 213.

Bücherliste
13, 576; **17**, 576.

Buchner, H.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 214.

Büchner, L.
Büchner, Georg, der Sozialist **16**, 598.
Kampf, der, um die Vererbung **16**, 280.
Neu-Lamarkismus **19**, 320.
Quellen, die, des Buddhismus **14**, 171.

v. Bülow, Freiin F.
Mann über Bord, ein **21**, 551.
Weib, das, in seiner Geschlechtsindividualität **18**, 596.

Hosted by Google

Bulthaupt, H.
Zeitungskorrespondenten **14**, 118.
Busse, K.
Daudet, Alphonse **22**, 476.
Heyse, Paul, als Lyriker **22**, 127.
Literaturgeschichte **23**, 555.
Chamberlain, H. St.
Bayreuth im Jahre 1896 **16**, 586.
Bayreuther Festspiele, die **16**, 97.
Cohn, G.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 8.
Croner, S.
Skatklub Universitas **16**, 282.
Dahms, G.
Allrussische Ausstellung, die **16**, 550.
Wandlungen in Rußland **16**, 497.
Dahn, F.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 9.
Daszynska, Z.
Sozialismus, der, in Polen **22**, 400.
Daudet, A.
Glaubensbekenntniß, das, der Liebe **14**, 272.
David, J. J.
Schlaflose Nacht. Gedicht **15**, 412.
Detmer, W.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 142.
Deutsch, J.
Wiener Männerschneiderei, die **22**, 172.
Dietrich, W.
Künstlernaturen, zwei **14**, 69.
Dithmar.
Religion, soll die, erhalten werden? **13**, 612.
Dodel, A.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 68.
Dohm, H.
Herrenrechte **14**, 508.
Nachlese vom Frauentag **17**, 85.
Schwiegermutter, die, der Zukunft **16**, 272.
Dostojewski, F.
Blick auf Europa, ein **13**, 597.
Dreher, E.
X-Strahlen **14**, 363.
Duboc, J.
Achtundvierziger **19**, 586.
Entwurf, der erste, der Frauenrechte **16**, 464.
Feuerbach, Ludwig **20**, 469.
Linke, die äußerste, der Frauenbewegung **14**, 325.
Majestätbeleidigung **22**, 305.
Seit Strauß **24**, 79.
Duimchen, Th.
Mittel und Wege **15**, 73.
Engel, E.
Neuphilologie, ein Stücklein neuester **23**, 118.
Ernst, P.
Handwerk, das, in Deutschland **14**, 462.
Lassalle **21**, 353.
Lieder, die, der Bilitis **15**, 459.
Marx, Karl **21**, 298.
Rentengüter, die, in Preußen **13**, 465.
Theorie, eine moderne, des Staatsrechtes **24**, 383.
Totentanz, ein **23**, 154.
Eucken, R.
Fichte und die Aufgaben unserer Zeit **20**, 238.
Philosophische Bildung, was läßt sich zur Hebung thun? **23**, 55.
Eulenburg, A.
Heilserumvergiftung? **15**, 105.
Kochs neue Tuberkulinpräparate **19**, 55.
Siehe auch: Hueppe, Koch und Nansen.
Nervenheilstätten **24**, 27.
Siehe hierzu: Möbius, Nervenheilstätten.
Nervosität, die, unserer Zeit **16**, 302.
Paragraph 175 **23**, 185.
Eyssenhardt, F.
Bassus, Lucius Aufidius **18**, 413.
Gladstones Tugenden **23**, 430.
Papstthum, deutsches **17**, 558.
Faber, H.
Sonett **15**, 332.
v. Fechenbach-Laudenbach, Reichsfreiherr.
Bachem-Lieber, die Familie **14**, 155.
Federn, K.
Carlyle, Jane Welsh **21**, 67.
Dante und der Subjektivismus **23**, 298.
Feldbrunner, F.
Illusionen **21**, 464.
Ferri, E.
Positive Strafrechtschule, die **15**, 193.
Fiamingo, G.
Decentralisation **16**, 425.
Kaiser, der, im Orient **24**, 97.
Fischer, H.
Sieg, ein, der Armenier **20**, 548.
Flürscheim, M.
Wahlkampf, der, in den Vereinigten Staaten **17**, 217.
Fontane, Th.
Menzel, Adolf **13**, 441.
Forel, A.
Ameise, die **23**, 10.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 11.

Hosted by Google

Förster, P.
Vivisektion **22**, 117; **23**, 330.
Förster-Nietzsche, E.
Nietzsches Ahnen **23**, 576.
Zarathustra, wie der, entstand **21**, 11.
France, A.
Prokurator, der, von Judaea **24**, 254.
Frank, U.
Ruth **16**, 369.
Frankenstein, K.
Arbeiterbetriebsschutz, der **17**, 606.
Sozialreform im Handelsgewerbe **19**, 402.
Fries-Schwenzen, H.
Nansens Heimkehr **16**, 608.
Fuchs, F.
Vervielfältigte Kunst **21**, 436.
Gabrielidi, V.
Griechen, die **19**, 68.
Griechisch-türkische Krieg, der **19**, 433.
Garborg, A.
Gebirgsluft **16**, 601.
Garin, P.
Hildebrand, Rudolf **22**, 341.
Religion und Politik **19**, 550.
Ungeheuer, das, in der Kunst **23**, 462.
Garnett, R.
Abdallah, der Adit **19**, 123.
Dämon Papst **23**, 565.
Gärtner, A.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 142.
Gast, P.
Nietzsche und Brahms **19**, 266.
Siehe auch Widmann, Brahms und Nietzsche.
Gelber, A.
Bühnenregie **18**, 134.
Gerhard, A.
Genossenschaft, eine sozialistische **13**, 514.
Gnauck-Kühne, E.
Adler, der **21**, 515.
Agave, die, **23**, 240.
Distel, die **24**, 403.
Dornbusch, der duftende **21**, 167.
Frau, die, im Bürgerlichen Gesetzbuch, **19**, 443.
Kirschbaum, der **23**, 62.
Tanne, die **22**, 108.
Trim, der Abenteurer **24**, 125.
Weg, ein, in den Himmel **19**, 23.
Wildbach, der **21**, 253.
Goldbeck, E.
Aufgabe, die soziale, des Offiziers **13**, 272.
Bismarck, dem Fürsten. Gedicht **17**, 372.
Dekorationen **20**, 391.
Lenz, der, des Heeres **20**, 224.
Militärblatt, das neue **16**, 125.
Niemann, Albert, **16**, 364.
Politische Indifferenz **21**, 259.
Proletarierfibel, die **13**, 564.
Umsturz durch Radsport **16**, 557.
Göhre, P.
Arbeiterschicksal, ein **20**, 148.
Graf, J. H.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 374.
della Grazie, M. E.
Leben. Gedicht **23**, 338.
Vergessen. Gedicht **24**, 157.
Grot, N.
Nietzsche und Tolstoi **21**, 414.
Groth, Cl.
Buren, an de, im Transvaal. Gedicht **14**, 145.
Grottewitz, K.
Maikäfer, der **23**, 433.
Grün-Tisch.
Zopf, der gerettete **16**, 131.
Grütteflen, E.
Interviews und Journalisten **17**, 280.
Gumplowicz, L.
Erinnerungen an Plötzensee **23**, 66.
Gedanken entstehen, wie **20**, 103.
Gefängnißeindrücke, moabiter **18**, 374.
Individuum, Gruppe und Umwelt **14**, 352.
Latifundien-Marx, der **24**, 106.
Neuseeland **23**, 478.
Politische Ideal, das, des nächsten Jahrhunderts **19**, 199.
Rechtsstaat, der **15**, 481.
Strike, der, der Maschinenbauer **22**, 537.
Gurlitt, C.
Dresdener Kunstausstellung, die **19**, 490; **20**, 26.
Dresdener Kunst in der Ausstellung **20**, 385.
Mittelalter, altes und neues **13**, 73.
Reiseerinnerungen aus Frankreich, **22**, 328.
Hallier, E.
Redet Deutsch! **14**, 73.
Hamill, F.
Arbeitervertretung in England **13**, 557.
Hammesfahr, F.
Feenpalast, der **20**, 251.
Getreidehandel und Termingeschäft **19**, 356.
Leiter, was lehrt? **23**, 534.
Terminbörse, die berliner **21**, 390.
Hansson, O.
Erzieher, zwei **19**, 306.

Hosted by Google

Garin siehe Erzieher.
Kunstschaffende Phantasie **15**, 37.
Oberländer **16**, 536.
Rembrandt siehe Erzieher.

Harden, M.

Achtundvierzig **23**, 1.
1896 **13**, 577.
Agnes Jordan siehe Moderne Dramen **21**, 139.
Arton **19**, 45.
Ausstellungen **16**, 1.
Barbarossa **15**, 529.
Berlin von Holz **19**, 610.
Bismarck **24**, 225.
Bismarckfeier **24**, 273.
Bismarck-Legende, eine **21**, 408.
Bismarcks Glossen **20**, 409.
„ Landesverrath **17**, 237.
„ Rache **17**, 337.
Bismarcktag, der **14**, 577.
Boecklin, siehe Theater **21**, 575.
Bordereau, ein **22**, 464.
Börsten **15**, 1.
Brausewetter **14**, 192.
Breslau, **16**, 473.
Brief, ein, des Prinzen Wilhelm **18**, 545.
Briefkasten **23**, 182, 407.
Bronsart **16**, 329.
Burggraf, der **19**, 337.
„ siehe Theaternotizbuch **22**, 550.
Ceremonienmeister **15**, 97.
Chlodowech **13**, 241.
Cid Hobson **24**, 137.
Conrad, Frau siehe Theaternotizen **24**, 133.
Coriolan **19**, 422.
Damenbedienung **17**, 47.
Donna Elvira **17**, 479.
Dornröschen **14**, 337.
Dreyfus **21**, 319; **22**, 233.
„ in Deutschland **22**, 369.
Durch **15**, 623.
Dysangelium **21**, 537.
1 + 1 = 3 **20**, 489.
Einsame Menschen **19**, 86.
El Dorado **20**, 233.
Epilog **22**, 448.
Fall Berlepsch, der **20**, 483.
Feenpalast, der **24**, 1.
Fegefeuer, im siehe: Theaternotizen **24**, 133.
Ferien **16**, 96.
Feuerzauber **19**, 335.
Florian Geyer siehe Theater **14**, 139.
Francillon siehe Theater **23**, 491.
Frauen, die **17**, 1.
Fremden, die **16**, 288.
Geheimniß, das, des Ceremonienmeisters **16**, 323.
General Bismarck **22**, 553.
Genius, der **18**, 577.
Genosse Buddha **13**, 337.
Gladdy **23**, 409.
Glocke, versunkene siehe Märchendramen **18**, 280.
Glück im Winkel siehe Theater **15**, 188.
Götzendämmerung **19**, 385.
Gräfin Fritzi **13**, 94.
Gretes Glück **19**, 140.
Grimm, Herman **22**, 86.
Großvaters Uhr **24**, 306.
Grün, das erste **14**, 575.
Grünenthal **23**, 46.
Halbmond, der **19**, 193.
Hammerstein und Friedmann **14**, 1.
Handlangerarbeit **18**, 526.
Hebbels Judith **15**, 86.
Herostrats Tagebuch **24**, 575.
Herz, Cornelius **20**, 137.
Himmlische Appel, der **23**, 273.
Hintermann, beim **18**, 44.
Hintertreppe, die **17**, 577.
Hofgeschichten **18**, 145; **20**, 1.
Hofkalender **22**, 277.
Hoftheaterbazar, der **15**, 480.
Ibsen siehe Theaternotizbuch **22**, 550.
Infamie, eine **23**, 361.
Jobberethos **18**, 97.
Johannisnacht **19**, 569.
Judic, die **13**, 521.
Jüdin, die, von Toledo **13**, 429.
Judith **14**, 617.
Kaffeeklatsch **20**, 185.
Kaiser, an den **23**, 541.
„ der große **18**, 529.
„ und Galiläer **15**, 385.
Kaiserglocke, die **14**, 48.
Kaisermanöver **21**, 145.
Kamarilla **15**, 241.
Kanzler, wo ist der **14**, 49.
Karlsruhe-Darmstadt **21**, 233.
Karneval, berliner **18**, 335.
Kiau-Tschau **21**, 409.
Kislar-Aga **21**, 185.
Knackfuß, der neue **17**, 141.
Kollege Bismarck **17**, 241.
Kollege Bosse **21**, 497.
König, der **17**, 433.
König Heinrich siehe Königsdramen **14**, 384.
König Otto **23**, 97.
„ Richard II. siehe Königsdramen **14**, 382.
Könige, zwei **20**, 529.

Hosted by Google

Königsdramen **14**, 380.
Königskinder siehe Theaternotizbuch **22**, 550.
Koschemann **19**, 145.
Kostümball **18**, 385.
Kreuzzug, der achte **16**, 521.
Kriminalkommissar, der **17**, 529.
Kuba **23**, 49.
Leichenbretter **20**, 49.
Leist **15**, 96.
Leonore, die dritte **24**, 353.
Levysohn, der Zeuge **19**, 518.
Liebelei siehe Theaternotizen **14**, 528.
Lieutenant von Bismarck **24**, 537.
Liller Lehren **16**, 239.
Lippe **24**, 185.
Ludwig siehe Theater **21**, 526.
Mahdi, der **15**, 48.
Mandschu-Briefe **15**, 577.
Männer, die neuen **20**, 93.
Märchendramen **18**, 280.
Märchen-Marschall, der **19**, 521.
Marinevorlage, die **22**, 413.
Marschall, der Prozeß **19**, 473.
Martyrologium **13**, 433.
Meerpredigt eine Königs **16**, 289.
Meilhac, Henri, siehe Theater **20**, 179.
Mene Tekel Peres **17**, 145.
Miquel, Herr von **18**, 278.
Mitterwurzer **18**, 425.
Moderne Dramen **21**, 139.
Mohammed Marschall **18**, 337.
Montjarret **17**, 97.
Morituri **17**, 333.
Mütter, die **13**, 45.
Mutter Erde siehe Moderne Dramen **21**, 139.
Mutter Thiele siehe Theaternotizbuch **22**, 550.
Nazarener, der **19**, 97.
Niemann, Hedwig **18**, 612.
Niese, Hansi siehe Theaternotizen **24**, 133.
Nicolai Skoteinos **24**, 401.
Nörgler, die **19**, 1.
Notizbuch **13**, 334, 479; **14**, 237, 287, 333; **15**, 239, 286, 381, 430, 574; **16**, 46, 141, 376; **17**, 138, 184, 285, 431, 526; **18**, 93, 191, 382, 478, 621; **19**, 84, 138, 185, 231, 284, 382, 420; **20**, 40, 135, 265, 357, 402, 524, 575; **21**, 92, 272, 365, 490, 533, 570; **22**, 44, 136, 181, 319, 497, 598; **23**, 42, 92, 222, 317, 356, 450, 537, 588; **24**, 45, 222, 350, 399, 488.
Oberkaiser, der **15**, 289.
Offenbach siehe Operette **20**, 42.
Offizielle Frau siehe Theater **17**, 36.
Offiziös **18**, 1.
Olympia-Theater **22**, 46.
Omnes, Herr **22**, 185.
Operette **20**, 42.
Ophir-Aktien **13**, 289.
Otto von Bayern **23**, 225.
Ouverture **21**, 281.
Partei, die konservative **13**, 385.
Patrick-Campbell siehe Theaternotizbuch **22**, 550.
Peters **19**, 236.
Plato an Bülow **22**, 367.
Preßpranger **13**, 190.
Proletarier **20**, 361.
Prozeß Tausch, der **17**, 481.
Pudel-Majestät **23**, 495.
Quasimodogeniti **23**, 134.
Redner Bismarck, der **19**, 289.
Regen, im **16**, 423.
Reich, das Deutsche **14**, 97.
Reichstag, im **22**, 465.
Réjane **21**, 220.
Renaissance **22**, 49.
Repräsentation **14**, 385.
Revolver-Mieze **21**, 47.
Robertson, Forbes siehe Theaternotizbuch **22**, 550.
Robinsons Eiland, siehe Theaterbrief.
Sammelsur **22**, 505.
Sandrock, Adele, siehe Theater **23**, 491.
Sanke, Elise **13**, 619.
Sankt Wilhelm **18**, 481.
Satisfaktion **15**, 145.
Schäfer Reinhold **20**, 229.
Schiemann, Herr Professor **17**, 323, 381.
Schwarze Tod, der **18**, 193.
Seebach, Marie **20**, 317.
Sommerpolitiker **16**, 191.
Sommertage in Friedrichsruh **16**, 193.
Sonderzug, im **16**, 567.
Sonst was **14**, 432.
Staatsministerium, das, und die „Zukunft" **13**, 97.
Stand, der vierte **21**, 97.
Stöcker **13**, 49.
Struwwelpeters **14**, 529.
Succi oder Merlatti? **22**, 281.
Tagebuch, aus dem, eines Beamten **13**, 481.
Tagebuch, aus dem, eines Offiziers **16**, 377.
Talmud, der **15**, 144.
Tat Twam Asi **17**, 193.
Täufer, der **22**, 218.
Tedeum siehe Theater **13**, 381.

Hosted by Google

Teufelsinsel, die **24**, 451.
Theater **13**, 381; **14**, 139; **15**, 188; **17**, 36; **20**, 179; **21**, 526, 575; **23**, 491.
Theaterbrief, ein **13**, 281.
Theaternotizbuch **22**, 550, **24**, 133.
Theaternotizen **14**, 527; **16**, 519.
Torelore **15**, 335.
Tote Seelen **15**, 433.
Totengespräche **16**, 145.
Trilby **19**, 190.
Tschaperl siehe Moderne Dramen **21**, 139.
Umsturzschule, die **20**, 444.
Ungarische Rhapsodien **21**, 1.
Ungehaltene Rede, eine **14**, 193.
Unjammewe siehe Moderne Dramen **21**, 139.
Unschuld, die verfolgte **13**, 145.
Urtheil, das, im Fall Harden **23**, 312.
Vanina Vanini siehe Theater **21**, 526, 576.
Vaterlandlose Gesellen **19**, 241.
Verbotene Liebe **1**, 239.
Verlorene Handschrift, eine **14**, 481.
Viktoria-Park-Theater **24**, 181.
Vor der Ebbe **21**, 321.
Wahlwehen **23**, 455.
Wahrheit Rache, der **24**, 47.
Wandelnde Berg, der **15**, 49.
Wasserballet **20**, 321.
Weiße Mann, der **20**, 97.
Wertheim **22**, 1.
Wie die Jungen zwitschern **24**, 450.
Wilde Sache, eine siehe Theater **17**, 40.
Wilhelm, der alte **13**, 1.
„ und Bertha **17**, 188.
Willehalm **18**, 571.
Wolter, die **19**, 565.
Zacconi siehe Theater **21**, 526.
Zar, der, von Europa **16**, 569.
Zolas Fall **22**, 417.
Zuchthausordnung **24**, 539.
„Zukunft", die verbotene **19**, 49.
Zwischen den Festen **17**, 623.

Hartenau, W.
Garten, im, der Hesperiden **22**, 157; **23**, 339.
Höre, Israel! **18**, 454.
Ignorabimus **22**, 524.
Resurrection Co., die **24**, 72.

Hartmann, L. M.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 374.

Hasbach, W.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 209.
Kathedersozialismus, der, und seine Ankläger **20**, 285.

Hecht, K.
Bimetallismus, vom toten **18**, 368.
Erziehung **20**, 69.
Expropriirung, die, der Rockefellers **14**, 410.
Kampf, aus dem, um die Währung **13**, 351.
Nach den amerikanischen Wahlen **17**, 354.
Wem frommts? **17**, 455.
Werth und Preis **15**, 315, 416.

v. Hedenstjerna, A.
Glück, das, der Unwissenheit **20**, 247.

Heinemann, H.
Dolus Eventualis **15**, 176.

v. der Hellen, E.
Konjunktivus, der Präsentis **13**, 370.
Mars Cultor **23**, 485.
Wünsche, drei. Gedicht **15**, 371.

Helmolt, H. F.
Große Meyer, der **17**, 564.
Im Grauen Bären **17**, 465.
Museum, im **23**, 304.
Politische Geographie **22**, 487.
Weltgeschichte **16**, 350.

Henckel, W.
Weltkongreß, der künftige, der Religion **19**, 203.

Henkel, Th.
Erinnerungen eines Barackeninspektors **14**, 122.

Herkner, H.
Parteitag, der, der Sozialdemokratie **13**, 299.

Hessen, R.
Bacon, der Staatsmann und Freund **15**, 272.
Tonlose Azor, der **14**, 175.
Untergang der römischen Kulturwelt **17**, 400.

Heyne, J.
Wort, ein, für den Wollzoll **16**, 371.

Heyse, P.
Kehraus. Gedicht **18**, 22.
Trüber Tag. Gedicht **18**, 22.
Zeitgedichte **21**, 25.

Hillebrandt, A.
Buddhismus **24**, 54.

v. Hofmannsthal, H.
Puppenspiel, aus einem **22**, 299.
Wiener Buch, ein neues **16**, 452.

Hofmiller, J.
Nietzsches Lehrjahre **13**, 602.
„ Nachlaß **23**, 279.
Nietzsche und Wagner **19**, 58.

Holz, A.
Pro domo **20**, 122.
Siehe hierzu: Harden, Theater **20**, 179.

Hosted by Google

v. Hoensbroech, P.
Jesuitengesetz, das **16**, 49.

Horn, E.
Kolleg und Honorar **18**, 210.

Hübbe-Schleiden, W.
Majestätbeleidigung **21**, 451.
Siehe auch: Mordtmann, Ziegler, Bettelheim, Kulemann, Spielhagen.

Hubrich.
Frauenkampf ums Recht **14**, 475.
Waffe, eine, im Frauenkampf **15**, 139.

Hueppe, F.
Koch und Nansen **19**, 229.
Rassenhygiene **13**, 498.

Huxley, Th. H.
Anarchie oder Bevormundung? **14**, 109, 146.
Kapital, die Mutter der Arbeit **16**, 526, 576.

Jacobi, K.
Schmidt-Motoren **19**, 560.

Jaffé, A.
Pygmalions Marmorbild **23**, 81.
Schüler, der gelehrige. Gedicht **20**, 475.

Janitschek, M.
Gurnes Verbrechen **23**, 582.

Ibsen, H.
Aufsätze, drei **24**, 32.
Catilina **14**, 289.

Ihne, F. W.
Zuckerfabriken, deutsche, in Amerika **20**, 380.

Jodl, F.
Musik und Metaphysik **15**, 397.

Jordan, W.
Geharnischte Sonette **16**, 44.
Nachtgesichte. Gedichte **18**, 87.
Offizielle Frau, die. Gedicht **17**, 79.
Tenzonen. Gedichte **13**, 279.

Joesten.
Hut, der weiße **16**, 128.

Kaizl, J.
Sprachenstreit, der deutsch-böhmische **19**, 249.

Kaufmann, W.
Deutschland und Amerika **14**, 77.

Kempin, E.
Frauenkampf ums Recht **14**, 163.
Ledige Mütter **19**, 598.
Mein Ueberwinder **18**, 561.
Waffe, eine, im Frauenkampf **14**, 567.

Kirchbach, W.
Bismarck. Gedicht **18**, 602.
John Ruskin **15**, 463.
Kurzsichtige Geschichte, die **17**, 87.
Stabreim-Tragoedie, eine **15**, 134.

Klapper, E.
Abwehr agrarischer Uebergriffe **16**, 508.
Antrag Kanitz, der **14**, 226.
Erwiderung siehe: Verband deutscher Müller **18**, 178.
Feenpalast, im **18**, 325.
Getreidespielverbot, das **15**, 469.
Kornhäuser und Kleinbahnen **15**, 266.
Margarine **19**, 169.
Wirthschaftreform **14**, 127.

Kleinwächter, F.
Antrag Kanitz, der **14**, 302.
Kartell-Gesetze **20**, 553.
Steuern **14**, 433.
Valuta-Reform, die, in Oesterreich-Ungarn **19**, 155.

Koenig, E.
Psychologische Streitfragen **18**, 462.

Kötzschke, H.
Scheiden, mein, aus dem Pfarramt **22**, 307.
Soziale Thätigkeit, die, der Kirche **14**, 295.

Krack, O.
Schreibende Frauen **24**, 324.

Kronenberg, M.
Neu-Idealismus **19**, 463.

Küchler, K.
Renaissance, die, der isländischen Literatur **14**, 562.

Kulemann, W.
Gnade **20**, 276.
Helfershelfer der Sozialdemokratie **18**, 400.
Majestätbeleidigung **21**, 451.
Siehe auch: Mordtmann, Ziegler, Bettelheim, Hübbe, Spielhagen.
Politik und Diebstahl **15**, 375.
Politischer Diebstahl **15**, 109.
Prozeß Seidel, der **23**, 292.
Rechtseinheit und Reichsgericht **22**, 380.
Soziale Pädagogie **17**, 489.
Sozialreform und politische Parteien **15**, 500.

Kurella, H.
Irrenanstalten **16**, 253.

Labriola, A.
Akademische Lehrfreiheit **18**, 582.

Lamprecht, K.
Arbeitgebiet, das, geschichtlicher Forschung **15**, 25.
Ausgang, der, des geschichtwissenschaftlichen Kampfes **20**, 195.
Epilog **22**, 448.
Gedächtniß, zum, H. v. Treitschke **16**, 108.
Geschichtwissenschaftliche Probleme der Gegenwart **17**, 247, 300.

Hosted by Google

Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 13.
Kampf, geschichtwissenschaftlicher
siehe Ausgang.
Lage, die gegenwärtige, der Geschichtwissenschaft **14**, 247.
Meine Gegner **21**, 109, 199, 240.
Streit, geschichtwissenschaftliche
siehe Wendung.
Wendung, eine neue, im geschichtw. Streit **18**, 23.

Landsberg, S.
Mellage, von, zu Brausewetter **14**, 558.
Reichsgerichtentscheidung, eine **15**, 165.

Langenbruch, W.
Dreyfus-Graphologen **22**, 454.
Photogramm, das, der Seele **13**, 414.

Lassar-Cohn.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 66.

Lecher, O.
Oesterreichisch-ungarische Ausgleich, der **23**, 27; **24**, 279.

Lehmann, R.
Kyritz Pyritz in Australien **19**, 277.

Leist, H.
Fall Leist, der **16**, 259.

Leistikow, W.
Die XI **14**, 603.
Direktor, der, der Nationalgalerie **18**, 267.
Köppings Gläser **17**, 598.

Lemaître, J.
Bei der Amme **15**, 612.
Firdusis Begräbniß **22**, 574.
Mélie **13**, 606.
Mitleid **14**, 605.
Theatereinbildung **13**, 81.

Lennhoff, E.
Deutschen, die, im Auslande **15**, 516.

Lepsius, J.
Armenierhetze, die **18**, 218.
Armenier und Türken **18**, 478 siehe auch Barth, Armenier.
Sechs, die, vor Theben **18**, 521.

Lerda, G.
Italienische Wirthschaft **24**, 158.

Lexis, W.
Frage, die, des Geldwerthes **13**, 199.
Freie Silberprägung in Amerika **17**, 107.

Lichtwark, A.
Künstlerische Erziehung **21**, 34.
Seele, die, und das Kunstwerk **21**, 192.
Urtheil, das, über Boecklin **22**, 245.

Lie, J.
Auf dem Kirchhof **18**, 605.
Kaisers Wald, des **21**, 61.

Linsemann, P.
Anne-Marie **18**, 226.
Ewig-Gestrige, das **16**, 88.

v. Liszt, F.
Kriminalpsychologie als Grundlage der Kriminalpolitik **15**, 9.
Verurtheilung, die bedingte, in Preußen **14**, 24.

Lombroso, C.
Amerikas Sieg **24**, 313.
Aufstand, der, in Italien **24**, 22.
Beccaria siehe Psychose.
Italiens Unglück **22**, 57.
Priester und Frauen **15**, 593.
Psychose, die, des Cesare Beccaria **18**, 294.
Religion und Verbrechen **15**, 57.
Virchow und die Kriminalanthropologie **16**, 391.

Lorenz, M.
Mein Austritt aus der Sozialdemokratie **17**, 256.

Lorm, H.
Geschichte, aus der, der Philosophie **22**, 153.

Löwenstein, S.
Rechtsbewußtsein und Gesetzesrecht **13**, 327.

Mantegazza, P.
Naturgeschichte, die, des Genies **14**, 443.

Marcks, E.
Sybel, Heinrich von **13**, 162.

Marholm, L.
Deutsche Frauen **16**, 175.
Dichter, der, des Weibmysteriums **13**, 219.
Krankheitgeschichte, aus der, des Weibes **18**, 114.
Leidensgeschichte, die, eines jungen Mädchens **14**, 222.
Produktive Arbeit, die, des Weibes **19**, 110.
Ursachen der Frauenfrage **17**, 55.

Marriot, E.
Am Thor **19**, 72.
Entwischt **22**, 349.
Jugendzeit, aus der. Gedichte **19**, 584.
Nächstensucht **17**, 602.
Narben. Gedichte **18**, 324.
Siegern, die **17**, 30.
Sie konnten zusammen nicht kommen **24**, 557.
Thierleiden **20**, 515.

Marschalk, M.
Frei nach Nietzsche **17**, 615.

Marterstieg, M.
Künstlerische Kultur **18**, 503.
Legende, eine **23**, 173.

Hosted by Google

v. Massow, C.
Bekämpfung, die, der Sozialdemokratie **14**, 55.

de Maupassant, G.
Bettler, der, **15**, 181.
Einsamkeit **13**, 308.
Relique, die **16**, 457.
Taufe, die **19**, 460.
Vatermörder, ein **17**, 129.
Wer weiß? **20**, 563.
Zola, Emile **22**, 267.

May, R. E.
Wirthschaftliche Entwickelungen **22**, 76.
„ Folgen des Krieges **24**, 317.

Meier-Graefe, J.
Berliner Kunstleben **14**, 516.
Erbe, das, der Goncourts **19**, 35.
Florenz siehe Neues.
Meunier, Constantin **21**, 388.
Nationalgalerie, die neue **22**, 590.
Neues im alten Florenz **18**, 361.
Pariser Salons, die **15**, 494; **19**, 365.

Mendès, C.
Denise **22**, 204.
Novize, die **20**, 114.
Puck in der Orgel **13**, 410.

Menger, A.
Aufgaben, die sozialen, der Rechtswissenschaft **13**, 257.
Hochschulkurse, volksthümliche **19**, 479.

Meyer, R.
Anfänge, die, der evangelisch-sozialen Bewegung **18**, 443, 511.
Handwerker und Frauen **16**, 223.
Italien im Dreibund **20**, 415.
Till oder Kanitz **14**, 262.

Meyer, V.
Pasteur als Chemiker **13**, 583.
Regentage in Amalfi. Gedicht **14**, 91.

Michaelis, P.
Kant und Swedenborg **17**, 273.

Mittelstaedt, O., Reichsgerichtsrath.
Dreyfus-Campagne, die **22**, 513.
Gespenst, das, der Oeffentlichkeit im Strafprozeß **16**, 382.
Parlamentarismus, der, wie er geworden ist **22**, 287.
Politik, die, der Sammlung **21**, 49.
Pro Nihilo **19**, 575.
Rechtsprechung siehe Unfug.
Sozialismus, der, der gebildeten Stände **18**, 241.
Staatsanwalt, preußischer siehe Tagebuch.
Strafjustiz und Politik **19**, 390.
Tagebuch, aus dem, eines preußischen Staatsanwaltes **23**, 321.
Unfug, der, der Presse **24**, 11.
„ in der Rechtsprechung **22**, 17.
Unter Wilhelm dem Ersten **18**, 535.
„ „ „ Zweiten **21**, 150.
Welt, die, am Montag **18**, 13.
Wilhelm siehe Unter Wilhelm.

Möbius, P. J.
Nervenheilstätten **24**, 171.

Mordtmann, A. J.
Majestätbeleidigung **21**, 554.
Siehe auch: Ziegler, Bettelheim, Hübbe, Kulemann, Spielhagen.

Moos, P.
Berliner Musikpflege **21**, 211.
Drei Dirigenten **17**, 222.
Komponist, ein neuer **15**, 277.
Mozart-Cyklus, ein **22**, 112.

Müller, A.
Cliquen und Kartelle **20**, 521.

Müller, F. M.
Alter, das, der orientalischen Literatur **19**, 7.
Heilige Bücher **14**, 10.
Lösung, die, der sozialen Frage im Buddhismus **16**, 11.
Vergleichende Mythologie **24**, 144.

v. Müller, H.
Nietzsches Vorfahren **23**, 403.
Siehe hierzu: Förster-Nietzsche, Nietzsches Ahnen.

Müller-Guttenbrunn, A.
Wiener Theatersaison, die **19**, 217.

Münsterberg, H.
Nach dem Kriege **24**, 491.

Näcke, P.
Geisteskrankheiten in Gefängnissen **18**, 201.

Nansen, P.
Abendstimmung **15**, 411.

Natorp, P.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 213.

Naumann, F.
Kaisertelegramm, das, am Friedensfest **15**, 337.
Pastoren, die geächteten **13**, 249.
Rückkehr, die, zu Jesus **13**, 529.
Wissen und Glauben **17**, 593.

Niceforo, A.
Römischen Verbrecherwelt, aus der **23**, 142.

Niemann, A.
Blick, der praktische **14**, 87.

Nietzsche, F.
Gedanken aus der Zeit der Morgenröthe **17**, 8.
Gefahr Wagner, die **18**, 167.

Hosted by Google

Gesellschaft und Staat **18**, 106.
Heraklit **13**, 24.

Nippold, F. W.
Christlich-Sozial, Evangelisch-Sozial, Kirchlich-Sozial **17**, 13.

Oberwinder, H.
Anfänge, die, der Arbeiterbewegung **20**, 299.

Olberg, O.
Genfer Asylrecht **24**, 263.
Konfektion **20**, 500.
Recht, das, auf den Tod **18**, 493.
Sozialisten-Kongreß, der, von Florenz **16**, 335.
Strike, der, in der Konfektion **14**, 583.

Oppenheimer, F.
Siedlungsgenossenschaft, die **17**, 409.
Soziologischer Pessimismus **24**, 472.

Palingenius.
Dragoman, der. Gedicht **17**, 136.
Heinrich, Bruder, auf Reisen. Gedicht **13**, 90.
Inferno. Gedicht **17**, 283.
Latierbäumen, zwischen lonsdaler **24**, 570.
Walpurgisnachtstraum oder Marschall ꝛc. Gedicht **17**, 568.

Pelmann, K.
Irrenfrage, die, im Reichstage **18**, 289.

Pereira, A. S.
Hungersnoth und Pest in Indien **20**, 294.

Pernerstorfer, E.
Gemeinderathwahlen, die wiener **13**, 117.

Peters K.
Besiedelung, die, unserer Kolonien **23**, 191.
Deutschland in China **22**, 296.
Siehe auch: Tille, Deutsche.
Deutschthum und Engländerthum **20**, 16.
Englands Herrschaft in Nordamerika **18**, 64.
Flottenfrage, die **21**, 64.
Handelsvertrag, der deutsch-englische **20**, 273.
Helden und Märtyrer **21**, 543.
Kolonialreich, das britische **16**, 430, 489.

Pferschе, E.
Sprachenstreit, der böhmische **19**, 495.

Pfizer, G.
Ordnung und Recht **24**, 101.

v. Pflugk-Hartung, J.
Bayern, die, im großen Kriege **20**, 459.

Pieper, K.
Ausstellungplaudereien **16**, 83.
Ursache, die, des Blutkreislaufes **15**, 473.

Platter, J.
Aussichten, die, der Sozialdemokratie **21**, 174.

Plüddemann, M.
Flotte, die deutsche **21**, 286.
Flottengesetz, das **21**, 455.

Pluto.
Aera, die neue **15**, 571.
Aktiengesellschaft, eine **18**, 142.
Aktiengesellschaften **15**, 283.
Amerikas Zolltarif **19**, 417.
Anleihen, neue **17**, 277.
„ und Gründungen **22**, 215.
Aufschwung? **16**, 188.
Auswanderer, unsere **19**, 332.
Autoritäten **13**, 42.
Banken, unsere **14**, 189.
„ als Arbeitgeber **22**, 494.
Bankgeschäfte mit Südamerika **13**, 91.
Bankmanöver **22**, 461.
Banktechnik, neue **15**, 427.
Berlin und London **23**, 89.
Berlin-Paris-Petersburg **13**, 569.
Bernstein, **15**, 477.
Bilanzen **18**, 332.
Boom, der **24**, 572.
Börse, die, ohne Geld **21**, 89.
„ „ „ Publikum **16**, 319.
„ und Banken **14**, 524.
Börsenbarometer **20**, 314.
Börsenexperimente **15**, 378.
Börsenfinsterniß **19**, 81.
Börsenfrühling **19**, 379.
Börsengesetz, vor dem **15**, 83; **17**, 428.
Börsenhoffnungen **14**, 572.
Börsenhundstage **20**, 226.
Börsenleben **21**, 266.
Börsenruhe **13**, 518.
Börsensommer **15**, 525.
Börsensorgen **14**, 136.
Börsenstille **16**, 138.
Börsenträume **23**, 585.
Bulgarien **23**, 488.
Bureaukratie und Industrie **21**, 136.
China und die Börse **22**, 133.
Chinesische Anleihe **21**, 44.
Depositen **15**, 144.
Deutschen, die, im Auslande **14**, 234.
Deutschland und die Schweiz **16**, 562.
Dezemberbörse, die **21** 523.
Diskontogesellschaft, die **24**, 396.
Elektrisirte Börse, die **21**, 405.
Elektrizität, die, vor Gericht **17**, 234.
Elektrotechnische Wettkämpfe **20**, 354.
Empörung, die, der Börsen **18**, 90.
England, Portugal, Deutschland **24**, 534.
Erfinder, zwei **22**, 316.
Fabriken, deutsche, im Auslande **22**, 41.
Falsche Stempel **24**, 94.
Ferienbörse **24**, 130.

Hosted by Google

Filialen **18**, 568.
Finanzgeschäfte **15**, 185.
Finanzpläne **22**, 364.
Fiskus, der **13**, 185.
Flußhäfen, deutsche **13**, 476.
Fugger, die, in Südafrika **14**, 93.
Geldsorgen **23**, 405.
Geschäfte, neue **20**, 131.
Geschäftsreisende **16**, 40.
Getreideterminhandel, ohne **15**, 333.
Giroverkehr und Checksystem **21**, 444.
Goldenen Horn, am **18**, 618.
Goldland, das **16**, 234.
Goldminen-Industrie **21**, 362.
Großbanken, unsere **17**, 374.
Gruben und Banken, zwischen **23**, 531.
Gründungen und Börsengesetz **20**, 176.
Gummi **20**, 572.
Handel, unser, mit Südamerika **17**, 181.
Handelskammerberichte **16**, 419.
Handelsverträge, neue **20**, 441.
Hausse und Baisse **22**, 274.
Haussemotive **18**, 275.
Hausseneigungen **14**, 284.
Haussestimmung **24**, 347.
Haussestimmungen **24**, 270.
Herbstsorgen **20**, 480.
Herbsttendenz **24**, 446.
Holländische Kolonien **19**, 182.
Hopfengeschäft, das **15**, 45.
Hypotheken **17**, 44.
Industrie, unsere **19**, 470.
Industrieller Partikularismus **24**, 42.
Industriefrühling **23**, 309.
Industriekämpfe **19**, 135.
Industriesorgen **24**, 178.
Kälte-Industrie **15**, 620.
Kohlen-Konjunktur **20**, 262.
König Stumm auf Aktien? **17**, 94.
Krach, der **23**, 352.
Krach, nach dem **13**, 378.
Kursparadies, aus dem **19**, 42.
Kursschwankungen **16**, 470.
Lagerhäuser, die neuen **16**, 610.
Leben, neues **14**, 330.
Lotterie und Lotto **18**, 422.
Loewe-Kartell, das **17**, 573.
Mac Kinley und die Börse **17**, 330.
Maschinenfabrikation **22**, 178.
Maschinenindustrie **16**, 285.
Orientwirren, während der **18**, 474.
Panik, die **13**, 330.
Pariser Börsenleben **24**, 485.
„ Couliſſe, die **22**, 595.
„ Leiden **13**, 426.
Pfälzer Weine **19**, 281.
Prinz Henri-Bahn **20**, 399.
Prozeß, ein **13**, 616.
Reichsbankpolitik **21**, 182.
Reichstag und Börse **14**, 429.
Ruhrkohlen-Syndikat, das **14**, 478.
Russenanleihe, eine neue **16**, 93.
Russische Geschäfte **22**, 547.
Rußlands Aufschwung **20**, 90.
Schlacht, vor der **23**, 270.
Schweizer Banksorgen **18**, 523.
Siemens oder Lueger? **21**, 567.
Silbersachen **17**, 620.
„ schlacht, die **21**, 217.
Sommerhausse **19**, 607.
Spanien und Amerika **23**, 179.
Spekulation und Geld **17**, 133.
„ und Industrie **18**, 188.
Spiritus aus Holz? **23**, 34.
Stillstand oder Niedergang **24**, 219.
Stimmungwechsel **13**, 142.
Strike, der, in Hamburg **17**, 523.
Submissionen **14**, 614.
Tabak und Zucker **23**, 447.
Technik und Geschäft **14**, 376.
Techniker, unsere **22**, 411.
Tendenz, bessere **19**, 562.
Theure Geld, das **16**, 516.
Turbanwerthe und Goldaktien **13**, 276.
Türken-Hirsch, der **15**, 235.
„ und Griechen **18**, 379.
Ueberzeichnungen **16**, 373.
Versumpfung **13**, 238.
Vor dem Börsengesetz **15**, 83; **17**, 428.
Wagenmangel, der **21**, 316.
Während der Börsenstille **17**, 476.
Warschauer-Darmstädter **23**, 131.
Was Prospekte verschweigen **20**, 37.
Wittes Währungreform **18**, 236.
Wonnejahr, das, der Industrie **18**, 41.
Yankeesieg, nach dem **24**, 303.
Yankeestreiche **14**, 45.
Zahlungbedingungen **21**, 487.
Zucker, deutscher **19**, 515.
Zwischen den Schlachten **19**, 226.

Plutus.

Bankdirektoren und Aufsichträthe **23**, 220.

Pohl, R.

Berlioz, Hektor **18**, 75.

Polakowsky, H.

Argentinische Finanzen **14**, 275, 332.
Kuba **13**, 84.
Venezuela-Eisenbahn, die **15**, 328.

v. Polenz, W.

Aergerniß, das **15**, 227.

Polstorff, W.

Drossel, die. Gedicht **19**, 33.

Hosted by Google

du Prel, K.
Astralleib, der **20**, 153, 215.
Gravitation und Levitation **23**, 245.
Kant und Swedenborg **16**, 404.
Menschenzüchtung **14**, 495.
Räthsel, das, der Schwerkraft **23**, 158.
Röntgenstrahlen und der Occultismus **14**, 316.
Svengali **19**, 166.
Versehen, das **13**, 318, 363.

v. Preuschen, H.
Weise Frau, die, von Fiesole **17**, 424.

Preuß, G.
Darf man der Geschichte glauben? **20**, 393.

Prevost, M.
Fräulein, das, mit der goldenen Katze **13**, 267.

Preyer, W.
Psychologie, die, des Kindes **16**, 477.

Prokurator.
Chinesische Strafjustiz **14**, 370.

Rathenau, E.
Ergebnisse, neuere, der Elektrotechnik **21**, 425.

Reclus, E.
Prähistorische Skizzen **23**, 416.

Reich, E.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 143.

Reichesberg, N.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 213.

Rein, W.
Christus im Olymp **21**, 208.
Pestalozzi **14**, 241.
Politischen Parteien, die, und die Schule **17**, 61.
Soziales Christenthum **19**, 104.

Reinhold, O.
Eventual-Dolus, der **22**, 444.
Grober Unfug **14**, 512.
Sensationen-Jurist, der **19**, 499.
Ueberlastung, die, der Richter **13**, 504.

Reiß, L. H.
Musterknaben **19**, 128.

Relling, J.
Renaissance-Ausstellung, die **23**, 572.

Reyer, E.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 147.

Richepin, J.
Guten Morgen, mein Herr! **22**, 72.

Rieck, M.
Arbeitgeberfrage, die **15**, 320.
Rheder, Stauer und Schauermann **18**, 556.

Rollet, A.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 144.

Rosegger, P.
Als sie mein Herz begruben **15**, 34.
Als wir unschuldiges Blut vergossen **21**, 40.
Fischer, der, im Olymp, **18**, 34.
Herr, ein fremder **19**, 415.
Herr Gemahl, der versteigerte **14**, 38.
Hund, auf den, gekommen **19**, 28.
Kadaver, am **16**, 27.
Lenzel, wie der, Feierabend gehalten hat **13**, 176.
Micherl vorm Feind **14**, 448.
Redaktionstube, in der **16**, 614.
Rose, die grüne **18**, 163.
Schläfchen, das, auf dem Semmering **20**, 20.
Schlaucherl, der, vom Berge **24**, 36.
Sonnenschein **22**, 26.
Svoboda, Adalbert **22**, 168.
Zurückgeläutete Tote, der **23**, 37.

v. d. Rosen, K.
Jahrhundert, das neue. Gedicht **24**, 449.
Narren Waldgang, des. Gedicht **24**, 302.

Rosenhagen, H.
Internationale Kunstausstellung in Berlin **16**, 397.
Nationale Kunst, die, in Berlin **20**, 428.

Ruhland, G.
Geldmarkt, der, den produktiven Ständen **15**, 63.
Getreideterminhandel **18**, 351.
Landwirthschaft und Sozialismus in England **14**, 406.
Reform, die, der Getreidebörsen **21**, 161.

Rüttenauer, B.
Morgen, vom, zum Abend **23**, 70.

Sarrazin, G.
Shakespeares Entthronung **17**, 545.

v. Skala, R.
Liszt, Friedrich **17**, 449.

Schaeffle, A., Staatsminister a. D.
Arbeiterversicherung **13**, 393.
Bevölkerung Budapests, die **15**, 31.
Englands Handelspolitik **20**, 449.
Gewerbekammer und Gewerbeverein **17** 289.
Handelspolitik, deutsche **21**, 54.
Siehe auch: Handelspolitik der Zukunft **21**, 122.
Hinrichtung, die, des großen Mörders **17**, 49.
Miquels und Buchenbergers Steuerreform **16**, 241.
Soziale Wirkungen der Auslese **14**, 63.
Steueraphorismen **18**, 49.
Tage, am, von Hubertusstock **13**, 153.

Hosted by Google

Schenker, H.
Brahms, Johannes **19**, 261.
Heimchen, das, am Herd **15**, 132.
Wagner, Siegfried **14**, 281.

Schiffer, E.
Politik und Diebstahl **15**, 373.

Schirmacher, K.
Jungtürken, die **20**, 344.
Voltaires Kindheit **21**, 397.

Schlaf, J.
Atom, das **23**, 398.
Bilder aus der Irrenanstalt Alt-Scherbitz **17**, 512.
Weshalb ich mein letztes Drama zerriß **24**, 564.

Schlaikjer, E.
Tagebuch, aus dem, eines Schauspielers **24**, 331.

v. Schlicht, Freiherr.
Kerl, der stumme **24**, 294.
Uebungritt, ein **23**, 166.

Schmidt, H. E.
Liebermann, Max **13**, 234.

Schmidt, L.
Modemediziner **13**, 188.

Schmitt, R.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 143.

Schneider, A. u. F.
Patriotenschule, die **21**, 519.

v. Schönthan, P.
Sie schreibt **21**, 511.

Schuch, W.
Internationale Kunstausstellungen **17**, 355.

Schultz, J.
Nissels Dramen **14**, 427.

Schultze, E.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 7.
Studentische Ehrengerichte **19**, 554.

Schultze, F.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 64.

Schulze, W.
Mänade, die **18**, 377.

Schwann, M.
Gehorsam **22**, 252.
Harmonie, die, der Menschheit **24**, 458.
Lamprechts deutsche Geschichte **15**, 120.

Schweninger, E.
Aerzteschule, eine **14**, 31.
Aerztliche Kunst **22**, 559.
„ Plaudereien **16**, 204.
Ausbildung, die, des Arztes **17**, 440, 499.

Seidel, H.
Reich der Chemie, aus dem **24**, 438.

Seidl, A.
Musikverein, der allgemeine deutsche **20**, 117.

Selbstanzeigen.
Achelis, Archiv für Religionwissenschaft **22**, 460.
Achelis, Moderne Völkerkunde **18**, 184.
Alberti, die Büßerin **15**, 281.
„ Rose von Hildesheim **17**, 377.
Aly, es werde Recht **24**, 92.
Andresen, Lehre von der Wiedergeburt **16**, 137.
Avenarius, Kunstwart **22**, 404.
Barth, Römische Allotria **16**, 92.
„ Türke, wehre dich **24**, 394.
Barthels, Nie stirbt Studentenweise **19**, 133.
Bärwald, Theorie der Begabung **16**, 463.
Bechhold, Umschau **19**, 133.
Beer, Quartett **18**, 186.
Belschner, Kampf des Lebens **18**, 610.
Berdrow, Frauenbilder aus der Literaturgeschichte **15**, 475.
Berg, Roß und Reiter **24**, 93.
„ Uebermensch **21**, 179.
Bergemann, Zur Lehrerbildungfrage **23**, 443.
Bergmann, Rechte des Angeklagten **19**, 329.
Beyer, Ewige Messe **19**, 605.
Biedermann, Statistik der Edelmetalle **23**, 349.
Björnson, Der König **17**, 319.
Bleibtreu, Byron, der Uebermensch **20**, 258.
Bleibtreu, Dies Irae **24**, 91.
„ Gravelotte **24**, 91.
Bley, Horridoh! **16**, 515.
Bojanowski, Lage in Ostasien **23**, 129.
Böttcher, Rund um Afrika **20**, 261.
Brausewetter, Nordische Meisternovellen **18**, 273.
Burggraf, Gemischte Gesellschaft **21**, 403.
„ Schillers Frauengestalten **17**, 180.
Busse, Bismarcks Charakter **24**, 568.
„ Graphologie, die **15**, 283.
„ Novalis Lyrik **23**, 530.
Bütow, die Weltordnung **14**, 570.
C. C., Aus unserer Ostmark **21**, 360.
Chamberlain, Recherches **19**, 512.
Curtius, Hellas **20**, 35.
Dankelmann, Kant als Mystiker **18**, 185.
„ Shakespeare in seinen Sonetten **18**, 185.
„ Verrathenen, die **22**, 546.
Deinhard, Re-Inkarnation **16**, 322.
Dessoir, Das Doppel-Ich **15**, 71.
Dohm, Sibilla Dalmar **17**, 41.
Döring, Lehre des Sokrates **15**, 569.
Dornblüth, Gesunde Nerven **15**, 234.

Hosted by Google

Dubnow, Jüdische Geschichte **23**, 349.
Duboc, Anti-Nietzsche **18**, 419.
„ Emanzipation der Kunst **24**, 218.
„ Jenseits vom Wirklichen **14**, 477.
Duimchen, Kunst, die **16**, 463.
Düsel, Monolog, der dramatische **17**, 473.
Ebart v. Lindenau, B. A. v. **15**, 72.
Eisenschitz, Jeli, der Hirt **17**, 572.
Endell, Um die Schönheit **17**, 93.
Engel, Geschichte der englischen Literatur **20**, 87.
Erler, Richter, Ludwig **22**, 265.
Ernst, Chambre séparée **23**, 264.
„ Lumpenbagasch **23**, 264.
„ Polymeter **23**, 445.
Esmarch, Kunst des Stabrechnens **15**, 137.
Ettlinger, Adolphe **24**, 569.
Eulenburg, Sexuale Neuropathie **15**, 569.
Ewert, Satan **24**, 93.
Federn, Leben des Dante Alighieri **21**, 404.
Fischer, Bilder aus Japan **19**, 133.
Flürscheim, The real history of Money Island **20**, 111.
Frank, Gestern und Heute **17**, 281.
Fried, Das Tagebuch eines zum Tode Verurtheilten **24**, 533.
Friedmann, Theater **19**, 513.
Friedrich, Höhere Schulen und Gegenwart **15**, 571.
Friedrich, Sonnenblumen **17**, 282.
Fuchs, 1848 in der Karikatur **24**, 532.
Gaedertz, Emanuel Geibel **21**, 441.
„ Fritz Reuters Tage **21**, 440.
Glahn, Untrüglichkeit unserer Sinne **24**, 395.
Goldschmied, Im Morgengrauen **18**, 274.
„ Die Kaufleute **18**, 274.
Goldschmidt, Freilicht **21**, 485.
Goerth, Lyrik-Schwärmerei **15**, 282.
Grävell, Vlämische Bewegung **23**, 528.
Guth, Draußen im Leben **23**, 445.
„ Vom Wege **19**, 276.
Häfker, was sagt Shakespeare? **16**, 233.
Hafner, Keine Sühne **21**, 359.
„ Frauenkongreß, der **21**, 359.
„ Spiritismus und Wissenschaft **15**, 476.
Hansson, Weg zum Leben **16**, 418.
Hanstein, Ibsen als Idealist **22**, 546.
Harden, Literatur und Theater **17**, 379.
Harder, Werden und Wandern unserer Wörter **17**, 179.
Hart, Stimmen in der Nacht **22**, 405.
Hauptvogel, Geheimniß, das große **16**, 234.
Haushofer, der moderne Sozialismus **15**, 71.
Heinemann, Goethe **17**, 520.
Heldenwerk, Schule und Erziehung **23**, 529.
Henckel, Reife Aehren **24**, 569.
Henckel, Sonnenblumen **21**, 88.
Hermann, Spielkinder **17**, 474.
Hessen, Dramatische Handwerkslehrer **16**, 136.
Heyn, Kritik des Bimetallismus **21**, 402.
Hofmann, Biographische Blätter **15**, 570.
„ Kladderadatsch 1848 **22**, 543.
Holz, Phantasus **23**, 210.
„ Sozialaristokraten **17**, 421.
Hucke, Geld-Verrichtungen **19**, 376.
Jahn, Stürme. Gedichte von Ada Negri **15**, 475.
Jentsch, Sozialausleſe **23**, 351.
Kann, Nervosität und Radfahren **23**, 350.
Kappstein, Johannes der Täufer **23**, 130.
Keßler, Notizen über Mexiko **23**, 219.
Kirchbach, Buch Jesus, das **21**, 358.
„ Was lehrte Jesus? **19**, 467.
Kirstein, Erkenntniß **21**, 179.
Klapper, Deutsche Agrarzeitung **22**, 71.
Koch, Deutsche Kunst und Dekoration **24**, 567.
Kohl, Bismarcks Briefe **15**, 30.
„ „ -Jahrbuch **17**, 473.
Kraeger, der Byronische Heldentypus **23**, 348.
Kretzer, Gesicht Christi **19**, 180.
Kromayer, Austilgung der Syphilis **22**, 545.
Kühn, Reichsländische Zeitfragen **23**, 130.
Kunhardt, Wanderjahre eines jungen hamburger Kaufmannes **22**, 71.
Kurella, Bibliothek für Sozialwissenschaft **18**, 223.
Kurt, Wahrheit und Dichtung in den Hauptlehren E. v. Hartmanns **14**, 571.
Land, Von zwei Erlösern **21**, 86.
Lessing, Weiber! **19**, 134.
Levetzow, Lies und Lene **17**, 378.
Lie, Dyre Rein **17**, 570.
Liliencron, Poggfred **17**, 521.
Lindheimer, Hagars Liebe **16**, 91.
Lindner, Barrisons, die **18**, 610.
Linsemann, Tag eines Verurtheilten v. Victor Hugo **24**, 214.
Linsemann, Theaterstadt Berlin **19**, 605.
Lorm, Optimismus, der grundlose **19**, 274.
Lothar, Wage, die **22**, 266.
Loewenthal, Grund und Entstehung der Organismen **17**, 179.
Luthmer, Geschichte meiner Erblindung **18**, 472; **22**, 458.
Lütje, Struwwelliese **17**, 521.

Hosted by Google

Marholm, Buch der Frauen
„ Frauenerlebnisse
„ Karla Bühring
„ Frauen und Dichter } 16,461.
„ Frau Lilly 17, 572.
Maro, Verirrte Vögel 19, 377.
Martens, Caligula unseres Jahrhunderts 16, 91.
Martiny, Kirne und Girbe 18, 330.
Matthes, Urbild Christi 19, 132.
Menzinger, Friede der Judenfrage 18, 272.
Meyer, Entwickelung der französischen Literatur 21, 403.
Moll, nervöse Weib, das 21, 443.
„ Untersuchungen über die libido sexualis 18, 420; 20, 478.
Mongré, Sant' Ilario 21, 361.
Müller, Drei Monate ohne Grund im Irrenhause 22, 405.
Müller-Guttenbrunn, Raimund-Theater 18, 611.
Müller-Guttenbrunn, der suspendirte Theaterdirektor 15, 28.
Muther, Muther-Hetze, die 15, 617.
Necker, Geschichte der französischen Literatur 21, 85.
Neubürger, Gesammelte Werke 21, 484.
Nonnemann, Christenthumsende 23, 348.
Norden, Bilanz des Jahrhunderts 16, 92.
„ Boden, der 23, 264.
Oberländer, Theorie der Schauspielkunst 17, 282.
Ohnesorge, Schwedensang 22, 264.
„ Wilhelm der Große 18, 331.
Ompteda, Sylvester von Geyer 17, 321.
Oppeln, Sattel geplaudert, aus dem 23, 529.
Orzolkowski, einsame Straße 21, 93.
Otto, Umsturz, der 17, 42.
Penzler, Bismarck nach seiner Entlassung 20, 434.
Petzet, Ostmarken, die preußischen 23, 129.
Poritzky, Buckelchen, das 24, 394.
„ Wie sollen wir Heine verstehen? 17, 93.
Rau, Empfinden und Denken 22, 68.
Reichel, Bildhauer, die 20, 88.
„ Brüder und Schwestern 22, 266.
Reisner, Mein Herrenrecht 21, 404.
Renner, Storm, Theodor 20, 89.
Rilke, Traumgekrönt 18, 473.
Romundt, Gesellschaft auf dem Lande 21, 486.
Rosée, Sterbende Ahasver 23, 444.
Rosegger, Licht, das ewige 17, 475.
Roß, Bücher- und Lesehallen 21, 484.
Rubinstein, Hamlet als Neurastheniker 17, 41.
Rudeck, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit 21, 87.
Ruhland, Aufhebung der Blanco-Termingeschäfte 15, 137.
Ruland, Kleists Amphitryon 19, 468.
Runge, Weib, das, in seiner Geschlechtsindividualität 19, 179.
Schenck, Moderne Romfahrt 21, 180.
Schering, Musenalmanach berliner Studenten 17, 475.
Schiller, Shakespeare als Mensch 19, 513.
Schlaf, Gertrud 22, 544.
Schlaikjer, Schönheitwanderer 21, 485.
Schlicht, Schule geplaudert 20, 36.
Schmidt, Erredakteur Sauer 16, 137.
„ Faust, ein Menschenleben 16, 418.
„ Geschichte der Märchenoper 19, 469.
„ Juvenes dum sumus 18, 419.
Schnitzer, Nervenkrankheiten 16, 515.
Scholz, Frühlingsfahrt 17, 379.
„ Hohenklingen 23, 130.
Schultze, Wege u. Ziele deutscher Literatur 17, 571.
Schumacher, Kiautschau und die ostasiatische Frage 23, 444.
Schwarcz, Briefe an Professor Nerrlich 18, 273.
Schwetschke, Aus Bismarcks Zeit 16, 232.
Silbermann, Seide, die 19, 605.
Sjöström, Hypnotismus und Heilmagnetismus 21, 484.
Spemann, Das Museum 14, 569.
Stage, Testament, das neue 22, 70.
Steiger, Das Werden des neuen Dramas 23, 350.
Stein, Soziale Frage im Lichte der Philosophie 20, 33.
Stern, Egyptische Kulturgeschichte 18, 419.
„ Grundlegung der Ethik 23, 443.
Stier-Somlo, Geschichte und Natur der Rentengüter 16, 322.
Stinde, Hotel Buchholz 17, 522.
Stolzenberg, Neues Leben 23, 263.
Stölzle, von Baer und seine Weltanschauung 19, 603.
Strecker, Frühtau 21, 442.
Svoboda, Gestalten des Glaubens 19, 514.
Teichert, Für Israel 15, 138.
Tewes, Gedichte 17, 571.
Thossau, Beim Kommiß 21, 181.
Tille, Deutsche Lyrik 15, 282.
„ Faustbücherei 24, 266.
„ Huxley, Thomas H. 20, 436.

Hosted by Google

Tille, Publications of the Glasgow Goethe Society **24**, 268.
Trog, Meyer, C. F. **19**, 330.
Truth, Baron Max **19**, 330.
Umfrid, Friede auf Erden **19**, 179.
Unold, Grundlegung für Lebensanschauung **20**, 260.
Vögtlin, Gewissen, das neue **18**, 330.
„ Vaterwort, das **18**, 331.
Weichs-Glon, Brotfrage **24**, 269.
Wernicke, Kultur und Schule **17**, 92.
Wette, Westfälische Gedichte **18**, 185.
Wetzlar, Aus meiner Welt **22**, 546.
Weyhe, Boileaus Episteln **15**, 234.
Wildberg, Höhenluft **17**, 93.
Wilding, Metternich und Bismarck **15**, 233.
Zakrzewski, Eroberung Rußlands **18**, 225.
Zehlicke, Heinrich der Obotrit **15**, 618.
Ziller, Schinkel **21**, 443.
Zobeltitz, Zeitschrift für Bücherfreunde **19**, 377.
Zschalig, Ibsen **19**, 276.

Sepp, J. N.
Görres **15**, 262.

Serao, M.
Erwartung **22**, 312.
Zwiespalt **24**, 67.

Sermage, Graf R.
Ungarns Bedeutung **22**, 542.

Servaes, F.
Kunstausstellung, in der **24**, 110.
Kunst, die, des Wohnens **24**, 503.

Setti, A.
Italienische Landwirthschaft, die **21**, 81.
Pulszky-Olschki **18**, 311.

Sighele, S.
Aera der Massen, die **14**, 207.
Crispi und Cavallotti **13**, 181.
Darf man der Geschichte glauben? **19**, 214.
Ist Lieben pathologisch? **17**, 27.
Italien und Abessinien **14**, 490.
Lombrosos Verbrecher **17**, 555.
Prozeß Baratieri, der **15**, 345.
Psychologie, die, der Sekte **16**, 60.
„ „ des Schweigens **20**, 58.
Suggestion im künstlerischen Schaffen **22**, 471.

Sigma, S.
Hunhilde **24**, 518.

Simmel, G.
Frauenkongreß, der, und die Sozialdemokratie **17**, 80.
Soziologische Aesthetik **17**, 204.
Stefan, George **22**, 386.

Simon, H.
Webb, Beatrice **21**, 477.

Sombart, W.
Engels, Friedrich **13**, 34.
„ „ und der Marxismus **13**, 59.
Engels, Friedrich und die soziale Bewegung **13**, 122.

Spielhagen, F.
Epische Dichtung, die, im Zeichen des Verkehrs **17**, 153.
Majestätbeleidigung **21**, 452.
Siehe auch: Ziegler, Mordtmann, Bettelheim, Hübbe, Kulemann.

Stefansson, J.
Willensschwäche **24**, 469.

Stegemann, R.
Umwälzungen im Detailhandel **14**, 550.

Stenglein, M.
Reichsgerichtsentscheidung, eine **15**, 33, 166.
Strafprozeßnovelle, die **14**, 216, 256; **15**, 248.
Umsturzvorlage, eine **13**, 16.

Strahan, S. A. K.
Ehe und Auslese **17**, 385.

Straus, E.
Großbanken **15**, 167.

Stucken, E.
Schwester, die barmherzige. Gedicht **14**, 328.

Stuckenberg, V.
Thür, die weiße **23**, 258.

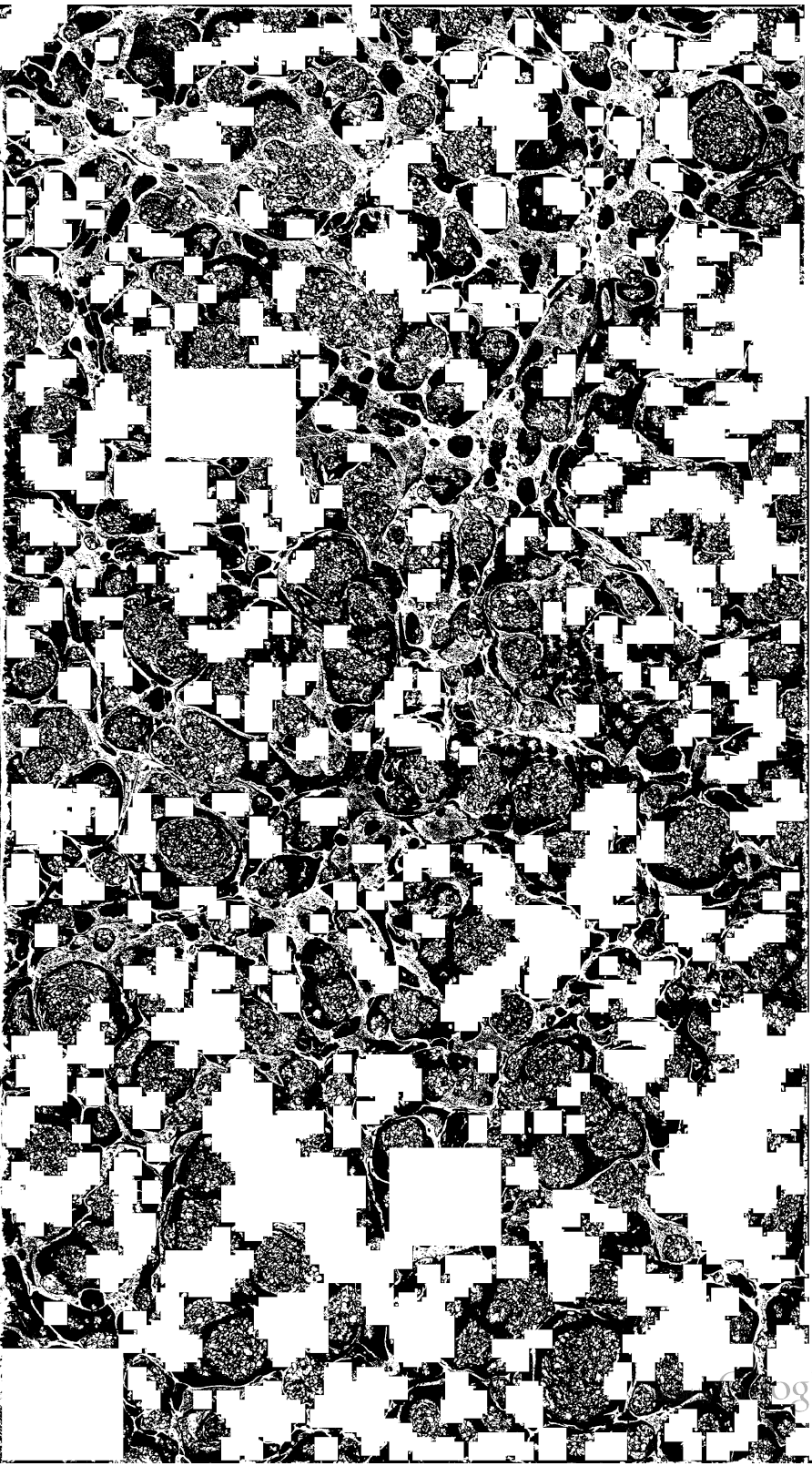
Suse, Th.
Auferstehung. Gedicht **15**, 372; **19**, 109.
Dämmerung. „ **15**, 372.
Frühling. „ **23**, 244.
Letzter Gruß. „ **24**, 250.
Trost. „ **23**, 244.
Zwiegespräch. „ **19**, 325.

Telmann, K.
Recht, das, des Schwächeren **23**, 510.

de Terra, O.
Soziale Verkehrspolitik **14**, 272.

Theuriet, A.
Alpenveilchen **14**, 416.

Thilo, J.
Farbstoffindustrie, die **23**, 205.

Tille, A.
Buchheim, Karl, Adolf **17**, 119.
Deutsche in China **22**, 437.
Fremde Arbeit **15**, 151, 209.
Glasgower Kabelbahn, die **23**, 470.
Goethes Weltanschauung **24**, 549.
Hochschulkurse, volksthümliche **20**, 376.

Hosted by Google